Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Das Überseeische Deutschland

die deutschen Kolonien in Wort und Bild ; nach dem neuesten Stand der Kenntnis

Hutter, Franz

Stuttgart [u.a.], 1911

urn:nbn:de:gbv:46:1-16092

Visual Library

DAS ÜBERSEEISCHE DEUTSCHLAND

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

IX. 6. 415.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Das
Überseeische Deutschland.

Die deutschen Kolonien in Wort und Bild

Zweite Auflage.

Nach dem neuesten Stand der Kenntnis bearbeitet von Hauptmann a. D. Hutter, Professor Dr. Karl Dove, Heinrich Seidel, Dr. Franz Reinecke, Wirkl. Admiralitätsrat Dr. Schrameier, Dr. E. Obst, Professor Dr. R. Büttner, Direktor C. von Beck.

II. Band.

Mit 2 mehrfarbigen und 14 einfarbigen Karten,
13 ganzseitigen Tafeln und 129 Textabbildungen.

STADT-BIBLIOTHEK BREMEN

IX. b. 0415-2

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.
1911.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Inhalt.

Togo von Professor Dr. R. Büttner.

Seite

I. Erwerbung, Umgrenzung und Erforschung 3
II. Allgemeine Beschreibung des Landes 7
III. Land und Leute von Südtogo 16
IV. Mitteltogo. Landschaften und Leute 25
a) Die westlichen Landschaften 25
b) Die zentralen Landschaften 33
c) Die östlichen Landschaften 40
V. Nordtogo. Landschaften und Leute 45
VI. Die gesundheitlichen Verhältnisse 62
VII. Die Europäer und ihre Hauptwohnplätze 64
VIII. Missionen und Schulen 68
IX. Die Stationen 71
X. Verkehrs-, Handels- und Postverhältnisse 80
XI. Landwirtschaft. Bergbau 87
XII. Die Polizeitruppe. Verwaltung. Rechtspflege. Steuern. Arbeiterverhältnisse. Finanzielles 91

Deutsch-Ostafrika von Dr. E. Obst.

I. Allgemeine Übersicht 99
1. Geschichte der geographischen Erschließung und der Erwerbung durch das Deutsche Reich 99
2. Oberflächengestaltung, innerer Bau und Bewässerung 123
3. Klima 136
4. Pflanzen- und Tierwelt 150
5. Die farbige Bevölkerung 163
6. Wirtschaft und Verwaltung 186
II. Die natürlichen Landschaften 209
1. Das Hochland 208
2. Die Randgebirge 230
3. Das Küstenland 238

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Neu-Guinea von Direktor C. v. Beck. Seite

I. Geschichte der Entdeckung und Besitzergreifung Neu-Guineas 257
II. Politisches und Verwaltung 261
III. Eingeborene Bevölkerung 267
IV. Geographisches und Klimatologisches. Expeditionen, Forschungen und Entdeckungsreisen 278
V. Wirtschaftliche Verhältnisse 314
VI. Ansiedler und Beamte 323
VII. Arbeiterverhältnisse 325
VIII. Wirtschaftliche Lage 329
IX. Schlußbetrachtungen 330

Verzeichnis der ganzseitigen Tafeln.

vor Seite

Bato in Akposso 33
Ansicht von Lome: Blick über die Stadt 65
Atakpame mit Station und Missionshäusern 81
Euphorbiensteppe im Hinterland von Daressalam 113
Makondeweib mit Lippenpflock 129
Wahimasultan Kissilerobo mit Onkel und Neffen 145
Massaiweib 161
Bau einer halbkugelförmigen Rundhütte 177
Banjanen 193
Karawane, reisefertig 209
Der Kibogipfel des Kilimandscharo 225
Ein Mann vom Stamme der Jabims 273
Dorfszene in Bogadjim bei Stephansort 289

Verzeichnis der mehrfarbigen Karten.

vor Seite

Übersichtskarte von Togo 97
Übersichtskarte von Deutsch-Ostafrika 255

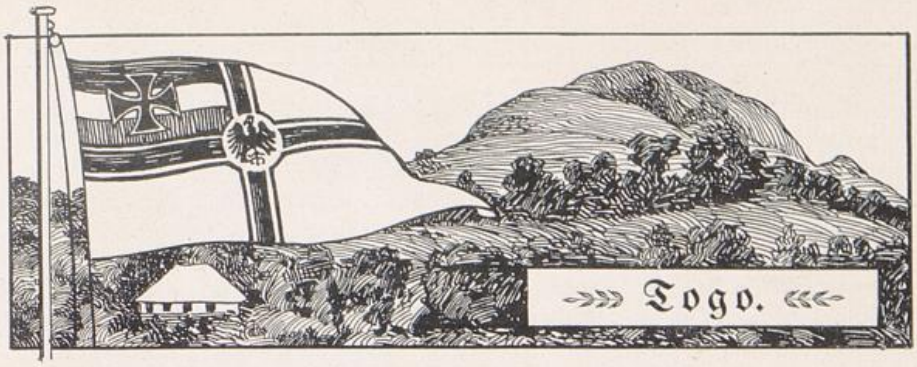
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Togo.

Von

R. Büttner.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



I. Erwerbung, Umgrenzung und Erforschung.

Deutsche Kaufleute hatten seit 1880 auf der herrenlosen Togoküste Handelsniederlassungen gegründet und sich nach westafrikanischem Gebrauch durch Verträge mit den einheimischen Häuptlingen die Erlaubnis gesichert, ungehindert in den betreffenden Gebieten Handel zu treiben. Englische Einflüsse aus der benachbarten Goldküstenkolonie führten indessen bald eine Spaltung unter den bis dahin freundlich gesinnten Eingeborenen und eine so unsichere Lage für die Deutschen herbei, daß die letzteren sich im Jahre 1883 veranlaßt sahen, den Schutz ihrer Regierung nachzusuchen. Als dann 1884 S. M. S. „Sophie" eines Tages auf der Reede von Anecho*) vor Anker ging, erlangten die deutschen Kaufleute, die in der letzten Zeit sogar ihr Eigentum und Leben bedroht gesehen hatten, unter der Beihilfe des Kapitäns Stubenrauch eine Bestätigung ihrer schon im Jahre 1882 mit Kudjovi, einem der Häuptlinge oder „Chiefs" von Anecho, geschlossenen Verträge. Kaum jedoch hatte die „Sophie" die Reede verlassen, als die Beunruhigungen der Deutschen wieder begannen, und zwar in so bedrohlicher Weise, daß einer der Kaufleute in einem dreistündigen Gewaltritt nach Groß-Popo eilte und den Kapitän des dort vor Anker gegangenen Kriegschiffs benachrichtigte. Die „Sophie" kehrte sofort nach Anecho zurück, wo der Kapitän am 5. Februar hundert Mann ans Land setzen und die Hauptanstifter der Unruhen gefangen nehmen ließ. Das Schiff brachte diese Gefangenen als Geiseln nach Deutschland, und der Kaiser ließ sie nach Berlin kommen, wo ihnen Gelegenheit geboten wurde, die Größe und den Glanz der Stadt, sowie die vielen Soldaten des Kaisers zu bewundern. Inzwischen richteten der König und die Häuptlinge von Gridji und Anecho an Seine Majestät den Kaiser ihren Dank für die Aufrechterhaltung des Friedens, protestierten gegen die Einmischungen der Engländer und baten um den deutschen Schutz.

Auch in Lome und Bagida gerieten deutsche und englische Bestrebungen arg aneinander. Bald forderten die Häuptlinge unter englischem Einflusse die deutschen Kaufleute auf, das Land zu verlassen, bald wieder wiesen sie die in Aussicht gestellte englische Schutzherrschaft schroff zurück.

So lagen die Dinge, als am 2. Juli 1884 Seiner Majestät Kanonenboot „Möwe" mit den zurückgebrachten Geiseln und Dr. Nachtigal an Bord vor Anecho erschien. Letzterer hatte den Auftrag, mit den unabhängigen Häuptlingen des Landes Verträge abzuschließen. Ein solcher Vertrag wurde dann mit dem Könige von Togo in Togostadt — oder vielmehr mit dessen Stab-

*) Der Ort wurde bis 1905 von den Europäern und auch amtlich Klein-Popo genannt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

träger und Bevollmächtigten, da der König selbst nicht seinen Wohnort verlassen durfte — vereinbart, und am 5. Juli hißte der kaiserliche Kommissar in Bagida und am folgenden Tage in Lome die deutsche Flagge, wodurch dieser Teil der Küste als deutsches Schutzgebiet erklärt wurde. Über Anecho konnte noch nicht entschieden werden, da inzwischen auch die Franzosen darauf Anspruch erhoben hatten. Diese hatten sich plötzlich erinnert, daß Anecho vor Jahren um die französische Schutzherrschaft nachgesucht hatte, auf welches Gesuch aber niemals eine Antwort erteilt worden war. Als wir Ende August 1884 an Bord des „Professor Woermann" Anecho besuchten, fanden wir dort eine starke politische Spannung; jede der drei fremden Nationen suchte durch den von ihr unterstützten Häuptling — die Deutschen durch den alten Kudjovi — ihren Einfluß geltend zu machen.

Am 5. September hißte dann der Kapitän der Korvette „Leipzig" auf Bitte des Königs Mensa in Porto Seguro die deutsche Flagge.

Die Franzosen waren indessen nicht so zurückhaltend, und am 17. April 1885 wehte ihre Flagge über Anecho. Der später anlangende Admiral Knorr auf der Korvette „Bismarck" konnte nur noch in Porto Seguro, wo die Franzosen ebenfalls dabei waren, ihre Flagge zu hissen, seinem Protest kräftigen Ausdruck geben.

Im September 1885 kam dann zwischen den beteiligten Mächten eine Vereinbarung zustande. Frankreich erkannte Anecho und Porto Seguro als deutschen Besitz an.

So war das Küstengebiet von der englischen Grenze westlich von Lome bis zur französischen Grenze östlich von Anecho als deutsches Schutzgebiet bestätigt, indessen bedurfte es noch einer ganzen Reihe von Jahren, um uns mit den Nachbarn im Inlande auseinanderzusetzen. Im westlichen Inland gab es mit England bald einen zugespitzten Wettstreit in der Erwerbung von Schutzverträgen mit den eingeborenen Häuptlingen. Als zu Anfang 1886 der deutsche Kommissar Falkenthal Agotime Kpetu im Rücken des englischen Quittagebiets erwarb, eilte der englische Distriktskommissar Williams nach Peki, um durch einen Vertrag mit Kwadjo De, der seit 1874 unter englischem Einfluß stand, dessen Besitztum für England zu sichern. Kwadjo De berief dann alle Häuptlinge aus der Gegend von Peki und Kpandu nach dem letzteren Ort, wo am 13. Oktober 1886 ein Vertrag zustande kam, wodurch das ganze linke Voltagebiet bis nach Kunja und Buem englisch wurde. Dagegen war es nur ein schwacher Erfolg, als der stellvertretende Kommissar Grade am 30. August 1887 Agome Palime und Agu, am 1. September jenseits des Gebirges Liati unter deutschen Schutz stellen konnte. Als dann aber v. François 1888 Salaga, Jendi und die nördlich davon gelegenen Länder besuchte, beeilte sich England, die Frage über diese Gebiete in einem Vertrage mit Deutschland vorderhand aufzuschieben. So kam noch 1888 ein Abkommen zustande, wonach ein quadratisches Gebiet, vornehmlich die Königreiche Gondja (mit Salaga) und Dagomba umfassend, als neutral erklärt wurde. In diesem Gebiet sollte keine der beiden Mächte weitere Hoheitsrechte erwerben — ein Abkommen, an welches sich England wenig gehalten hat.

Der 1. Juli 1890 brachte eine weitere Vereinbarung mit England. In dieser verzichtete Deutschland zugunsten Englands auf das südliche Somaliland und Witu; dazu erhielt England das Protektorat über Sansibar. Deutschland bekam Helgoland und in Togo wurde die Grenze so durch die Landschaft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Krepi gelegt, daß Kpandu deutsch, Peki englisch wurde. Wir wurden damit von der Voltamündung abgeschnitten und von der Daji- bis zur Dakamündung wurde das linke Voltaufer als Grenze festgesetzt — Festsetzungen, die von nachteiligstem Einfluß für die Kolonie werden mußten.

Mit dem östlichen Nachbar war im Jahre 1885 der Meridian der Westspitze der Laguneninsel Bayol bis zum 9. Grad als Grenze vereinbart worden. In für Deutschland günstiger Zeit, nämlich vor dem Kriege oder während des Krieges Frankreichs gegen Dahomey, hatte man die Erwerbung der nördlichen und östlichen Hinterländer versäumt und unternahm kräftigere, dahin zielende Bestrebungen erst, nachdem die Franzosen dort auf dem Plan erschienen waren. So war denn im Jahre 1897 eine ganz verwickelte Lage entstanden: die Franzosen hielten Mossi durch eine Station in Wagadugu, ebenso einen großen Teil von Gurma, die Deutschen saßen zwar in Pama, aber ihre Station in Sansane Mangu war entblößt, der Posten in Bapure eingezogen, die deutsche Flagge in Sara durch eine französische ersetzt, und in den Landschaften Tschaudjo und Sugu befanden sich Posten und Stationen der beiden Mächte nebeneinander. In mehreren Ortschaften wehten deutsche und französische Flaggen. Diesem unhaltbaren und gefährlichen Zustande machte der provisorische Vertrag vom 23. Juli 1897 ein Ende. Nach demselben geht die Grenze östlich von der Insel Bayol in der Mitte der Lagune bis zum Zusammentreffen mit dem Monu, dann den Talweg dieses Flusses bis zum 7. Grad, folgt darauf dem Meridian von Bayol bis zum 9. Grad, verläuft dann weiter derartig bis zum 10. Grad, daß Kjirkjiri und Basilo deutsch, Aledjo und Semere französisch wurden. Nördlich des 10. Grades geht die Grenze zwischen dem deutschen Gando und dem französischen Dje zum 11. Grad, der die Nordgrenze bilden sollte. Zur endgültigen Festsetzung dieser Grenze ist seit 1908 im Gebiet eine Kommission tätig, der deutscherseits Hauptmann Freiherr v. Seefried angehört.

Die neutrale Zone hat in dem Samoaabkommen zwischen Deutschland und England vom 14. November 1899 eine Aufteilung erfahren. Danach bildet der Dakafluß von seiner Mündung bis zum 9. Grad die Grenze, die dann weiter in nördlicher Richtung so verlaufen sollte, daß Gambaga und die sämtlichen Gebiete von Mamprussi an England, Jendi und die Gebiete von Tschokossi an Deutschland fallen sollten. Eine gemischte Kommission sollte die Festsetzung der Grenze an Ort und Stelle vornehmen. Die beiden Abteilungen der Kommission, von denen die deutsche unter der Führung des Grafen Zech stand, haben ihre Aufgabe im Jahre 1902 in obigem Sinne im Gebiet ausgeführt. Durch Notentausch ist am 24. Juni 1904 diese Grenzfestsetzung durch die Regierungen bestätigt worden. Bei dieser Gelegenheit ist auch das storchschnabelähnliche Stück oberhalb des 11. Grades, das seit dem 14. Juni 1898 durch Abkommen Englands mit Frankreich englisch gewesen war, deutsch geworden.

Diese Grenzabkommen mit den Nachbarn sind zum Teil das Ergebnis von Verträgen, welche durch von der Regierung entsendete oder beauftragte Reisende mit eingeborenen Häuptlingen und Herrschern abgeschlossen wurden. Daneben widmeten sich diese Männer, sowie eine Reihe von Nachfolgern so eingehend der Erforschung des Landes, daß wir imstande sind, ein Bild von unserer Togokolonie zu entwerfen, wenn es auch natürlicherweise noch mit vielen Lücken und Mängeln behaftet ist. Um nun eine kurze Geschichte

der Erforschung des Togolandes zu geben, haben wir zu erwähnen, daß vor der Besitzergreifung im Jahre 1884 nur einige Missionare im Gebiet gereist waren. Die Routen des Missionars Hornberger sind allerdings bereits im Jahre 1867 veröffentlicht worden. Nach der Inbesitznahme waren die ersten Deutschen, die uns über das Togoland — wenn auch in sehr unvollkommener und zum Teil falscher Darstellung — berichteten, Dr. H. Zöller und Dr. E. Henrici. Die eigentliche Erforschung des Landes begann im Jahre 1888. In diesem Jahre zieht Hauptmann C. v. François von Bagida über Kpandu und Kratschi nach Salaga, Jendi, Gambaga, Grussi und Mossi. Er nimmt den Rückweg nach Anecho über Salaga und Bismarckburg. Hier hatte inzwischen, ebenfalls 1888, Stabsarzt Dr. L. Wolf die Forschungstation gegründet. L. Wolf war mit Premierleutnant Kling und dem Techniker Bugslag zu diesem Zweck einer Stationsgründung von Anecho über Dokovhe in Nuatjä in das bisher von Europäern unbetretene Gebirgsland von Akposso gezogen und gelangte von hier nach Adele, wo er günstige Bedingungen für die Anlage einer Station zu finden glaubte.

1889. L. Wolf zieht von Bismarckburg nach Tschaudjo, Sugu und Barba, wo er in Dabari (Ndali) am 26. Juni starb.

1890. Kling marschiert von Lome über Kpandu, Salaga, Napari nach Wo und Bismarckburg.

1890. Leutnant Herold baut die Station Misahöhe.

1890/91. Dr. Büttner in Bismarckburg; besucht unter anderem auch Tschaudjo.

1891. Kling und Bugslag kommen zum zweitenmal nach Togo. Bugslag erkrankt schon an der Küste, kehrt nach Deutschland zurück, wo er Anfang Dezember in seiner Heimat Apenrade stirbt. Kling zieht über Bismarckburg nach Sugu und Borgu. Er kommt 1892 zurück über Aledjo, Bafilo, Bassari, San Sugu, Salaga nach Bismarckburg und zur Küste. Schon schwer erkrankt trat er die Rückreise nach Deutschland an, wo er bald nach seiner Ankunft am 15. September in Berlin starb.

Seit dem Jahre 1893 hat dann eine so lebhafte Durchforschung des gesamten Gebietes eingesetzt, daß wir den einzelnen Reisenden auf ihren Wegen nicht mehr folgen können. Wir müssen uns begnügen, an dieser Stelle die Namen der verdienstvollsten Reisenden und Forscher anzuführen; es sind dies die Offiziere v. Döring, v. Seefried, Graf Zech, v. Massow, Thierry, Preil, Smend; ferner Dr. Gruner, Dr. Kersting, Dr. Küster, H. Klose, der Botaniker E. Baumann, Bergassessor Hupfeld, Forstassessor und Oberleutnant Dr. R. Plehn, der Geologe Dr. Körte. Den Tod in ihrem Forscherberuf haben von den Genannten noch mehrere gefunden: Dr. Küster starb nach kurzer Anwesenheit in Togo in Akroso am Volta am 29. April 1892; E. Baumann in Köln am 3. September 1895, nachdem er eben aus Togo eingetroffen war; Premierleutnant v. Massow starb als Leiter der deutschen Abteilung der deutsch-französischen Grenzkommission Ende Juli 1899 in Kjirkjiri; Oberleutnant Dr. R. Plehn fiel am 24. November 1900 durch einen Pfeilschuß bei Dsgai im Kamerunhinterland, Hauptmann Preil starb am 7. Juni 1906 in Duala in Kamerun.

Zum Schluß dieses kurzen Abrisses sei noch der Grunerschen Togohinterlandexpedition gedacht, die als hervorragende Leistung in den Annalen der afrikanischen Forschung ihren Platz gefunden hat. Es ist nur zu be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dauern, daß auch sie nicht mehr imstande gewesen ist, mehr von dem Hinterlande für Deutschland zu retten:

1894/95. Dr. Gruner zieht von Misahöhe über Kratschi, Salaga, Jendi, Sansane Mangu nach Pama, Gurma, Ssai am Niger, nigerabwärts nach Giris, weiter nach Gando (wo Dr. Gruner einen Schutzvertrag abschließt), zurück über Ilo, Kuande, Mangu nach Misahöhe.

Auch der Tätigkeit der beiden Grenzkommissionen sei hier gedacht, die uns bisher ganz unbekannte umfangreiche Gebiete erschlossen haben, der deutsch-französischen Kommission 1899 (auf deutscher Seite v. Massow und Preil) und der deutsch-englischen Kommission 1902 (auf deutscher Seite Graf Zech).

Als Ergebnis der zahllosen Aufnahmen im Schutzgebiet liegen eine Karte im Maßstabe 1 : 500 000 in zwei Blättern und die im Jahre 1907 beendete große Karte von Togo im Maßstabe 1 : 200 000 in zehn Blättern vor. Die Karten sind aus dem Dietrich Reimerschen Institut hervorgegangen und von P. Sprigade in jahrelanger Arbeit geschaffen. Daß P. Sprigade Gelegenheit hatte, den größeren Teil des Landes auf einer Reise aus eigener Anschauung kennen zu lernen, ist gewiß ein dankenswerter Umstand.

II. Allgemeine Beschreibung des Landes.

Das Schutzgebiet umfaßt etwa 87 200 qkm. Seine Bewohnerzahl wird auf eine Million geschätzt. Es ist etwas größer als Bayern, enthält aber nur etwa den sechsten Teil von dessen Bewohnerschaft. Seine längste Ausdehnung, in meridionaler Richtung von der Küste zur Nordgrenze gemessen, beträgt 520 km, seine größte Breite, unterhalb des 9. Grades gemessen, 220 km.

Die 52 km lange Küste wird von einer gewaltigen Brandung bespült. In kurzen Zwischenräumen entsendet das Meer lange und schwere, schaumgekrönte Wellenzüge gegen die Küste, in deren Bereich sie sich überstürzen und die zusammenbrechenden Wogen den flachen Strand hinaufjagen. Besonders in den Monaten März bis Juni ist die Brandung eine sehr hohe, so daß ihr Donnergebrüll weit in das Land hineintönt und oft jeglicher Verkehr von See zu Land aufgehoben ist. Der Küstensaum selbst ist eine nur wenig erhöhte Sandanhäufung, stellenweise von Dünencharakter, von 1 bis 2 km Breite. Dahinter befindet sich ein langsam fließendes Brackwasser, das als Lagune bezeichnet wird. Diese sandigen, einer Nehrung ähnlichen Küstenstreifen sind für die Guineaküste bezeichnend; sie sind entstanden durch das Zusammenwirken von Brandung und Guineaströmung, die große Mengen von Seesand vor dem eigentlichen Festland ablagerten. So wurden die Flüsse des Festlandes, die die vorgelagerten Sandbänke nicht zu durchbrechen vermochten, vom Meere abgeschlossen und seitwärts abgedrängt. Stellenweise ist dieser vorgelagerte Sandstreifen unterbrochen, und es findet eine Verbindung zwischen Meer und Lagune statt. Eine derartige Bresche liegt einige hundert Meter östlich von Anecho. Bei hohem Lagunenwasserstand durchstößt man wohl, um einer Überschwemmung des Landes vorzubeugen, die Nehrung, manchmal findet auch bei hohen Seestürmen ein Durchbruch statt, wie vor einigen Jahren bei dem benachbarten Cotonu. Dort, wo das Festlandsufer besonders flach beschaffen war, haben sich größere Lagunenseen gebildet, so im englischen Gebiet die ausgedehnte, zum Teil ausgetrocknete Quittalagune, in Togoland der 10 bis 12 km lange und 5 km

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

breite Togosee und die Volagune. Der Lagunenlauf im westlichen Gebiet der Kolonie führt nur zeitweise Wasser oder ist ganz ausgetrocknet und stellenweise überweht. Dagegen verbindet der östliche Arm den Togosee mit der Volagune, nimmt im weiteren Verlauf im See von Groß-Popo den Monu auf und zieht sich über die Grenzen unseres Gebiets weit in die östlich gelegenen Küstenländer. Bei Anecho ist die Lagune mehrfach verzweigt, wie auch die Volagune einige schmale Arme tief in das Vorland entsendet. Ab-

Lagune bei Anecho.

gesehen von den seeartigen Erweiterungen hat der Lagunenlauf eine wechselnde Breite von einigen hundert Schritt, stellenweise ist er auch schmaler.

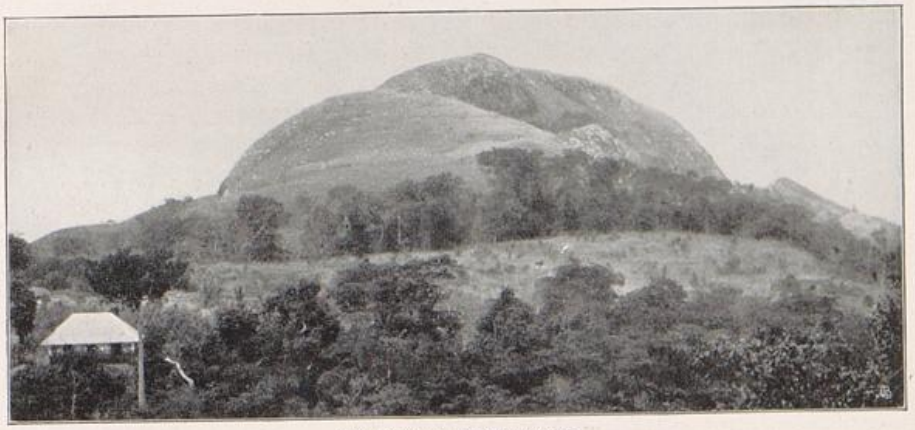
Mit scharf abgebrochenem, etwa 20 m hohem Rande erhebt sich nördlich der Lagune das eigentliche Festland, in Wellenterrassen sanft ansteigend, um im westlichen und mittleren Teil der Kolonie in 50 bis 140 km Entfernung die ersten Gebirgszüge zu treffen. Im Osten des Landes erreicht man in der allmählich ansteigenden Monu-Njalaebene den Fuß des Gebirges erst in 300 km Entfernung. Dieses Vorland besteht zum größten Teil aus rötlichem Sand und Lateritlehm, dem Verwitterungsprodukt eines abgesunkenen Teiles des inneren Gebirgslandes. Als Zacken dieses abgesunkenen Gebirges ragen aus der Ebene die isolierten, aus Gneisgranit mit Hornblende bestehenden Gipfel des Adaklu und des fast 1000 m hohen Agu empor.

Das Gebirge, an der englischen Goldküste beginnend, übersetzt, in Nordostrichtung ziehend, den Volta und damit die deutsche Grenze, nimmt dann allmählich immer mehr eine nördliche Richtung an und zieht sich in der Mitte des Landes bis etwa zum 9. Grad hin. Es besteht aus einer ganzen Reihe von Parallelzügen, in denen die Höhen bis etwa 1000 m ansteigen, und ist aus kristallinischen Glimmerschiefern, im Westen aus Quarziten aufgebaut. Nördlich des 9. Grades legt sich das westöstlich gerichtete Dako-Suduplateau, aus denselben Gesteinsarten bestehend, quer vor, nach Norden steil zur Karaebene abstürzend. Nördlich des Kara treten wieder bedeutende, von Südwest nach Nordost streichende Gebirgsketten auf, die im Osten aus Gneisen, im Westen aus Quarzitglimmerschiefern bestehen. Westlich dieses

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebirgssystems liegt die Volta-Otiniederung mit einzelnen flachen Hügelzügen von jüngerer, wohl fluviatiler Entstehung, östlich die Monu-Ajalaebene, diese wie das übrige Vorland das Verwitterungsprodukt der archaischen Grundlage. (Hupfeld.)

Der bedeutendste Wasserlauf in diesem Teile von Afrika ist der Volta, der aus der Vereinigung des schwarzen und des weißen Volta entsteht. Der Zusammenfluß findet etwa 50 km westlich von Salaga in dem bei der Aufteilung der neutralen Zone den Engländern zugefallenen Gebiete statt. Der schwarze Volta kommt aus dem Hinterland der Goldküstenkolonie, der weiße Volta von Norden, wo seine Quellen in Mossi oberhalb des 12. Grades liegen dürften. Mit der Einmündung des von Norden kommenden Daka — d. i. etwa 100 km unterhalb der Vereinigung der beiden Voltaflüsse — bildet das linke Voltaufer bis zur Einmündung des Daji die Grenze. Von hier aus weicht die Grenze in einer gebrochenen Linie vom Volta zurück, der dann bei Adda ins Meer fällt. Unsere Kolonie kann keinen Vorteil aus diesem schönen Strom ziehen, trotzdem derselbe bis Kete-Kratschi schiffbar ist und schon auf diesem Teile seines Laufes die stattliche Breite von 400 bis 500 m besitzt. Neben dem in seinem unteren Lauf die Grenze bildenden Daka sind andere linke Nebenflüsse des Volta der Oti, Asuokoko, Konsu und Daji. Ein dann folgender linker Nebenfluß, der aber schon im englischen Gebiet mündet, ist der Dsawoe; dieser bildet ein Stück der gebrochenen Grenzlinie im Küstengebiet. Von diesen linken Nebenflüssen des Volta ist der bei weitem bedeutendste der Oti, der, aus dem nördlichen Hinterland der Kolonie kommend, deren Gebiet bei dem 11. Grad betritt, um es bis zu seiner Mündung, d. i. etwa auf einer Strecke von 400 km, nicht wieder zu verlassen. Der Oti hat



Der Gemmi bei Amedjovhe.

schon bei seinem Eintritt in unser Gebiet eine Breite von etwa 100 m, sein Lauf ist stellenweise stark gewunden und leider durch zahlreiche Stromschnellen bemerkenswert, die indessen in der Hochwasserzeit die Schiffahrt nicht ganz ausschließen. In dieser Zeit wälzt er gewaltige Wassermassen mit reißender Schnelligkeit dem Volta zu. Dem Oti fließen von dem östlich ziehenden Gebirge eine ganze Anzahl kleinerer Flüsse zu, die in der Regenzeit große Überschwemmungen in der flachen Ebene anrichten, in der regenlosen Zeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber sämtlich austrocknen. Von diesen Zuflüssen seien genannt der Kumaga, der Kara, der Kankassi, der Mo, der Bassa oder Kue. Der Kara kommt von den nördlichen, der Mo von den südlichen Abhängen des Dako-Suduplateaus. Eine Anzahl der linken Zuflüsse kommt übrigens aus dem östlich gelegenen Gebiet von Fasau und Adele, indem sie die nördlich ziehende Kette in Lücken durchfließen.

Im östlichen Gebiet der Kolonie entspringt der Njala ebenfalls dem Dako-Suduplateau und nimmt seinen Lauf nach Süden. Bald heißt der Fluß dann Monu, unter welchem Namen er auch in die Lagune bei Groß-Popo mündet. Seine Länge beträgt mehr als 300 km, wovon allerdings kaum ein Drittel schiffbar ist. Von den zahlreichen rechten Nebenflüssen des Monu seien erwähnt der zwischen Paratau und Katambara fließende Na, der ziemlich bedeutende, von Fasau kommende und Anjana durchquerende Angä, der Amu und der Chra. In seinem unteren Lauf hat der Monu eine Breite von 150 bis 200 m. In vielen, oft scharfen Windungen strömt er zwischen hohen, zumeist waldbedeckten Ufern. In der Regenzeit steigt er um 8 und 10 m und überflutet dann weithin die Niederung.

Aus dem Vorlande sind noch zu nennen der Haho und der Schio. Beide kommen von dem nach Nordost gerichteten Teil des Gebirges, der erstere fließt dem Togosee von Norden zu, der letztere mündet in einen südlichen Zipfel desselben. Er ist auf den letzten 12 km für Kanus schiffbar.

Endlich sei aus dem Vorland noch der Todschie genannt, der der Kolonie nur im oberen Lauf angehört, dann in englisches Gebiet übertritt und sich in die Quittalagune ergießt. Von den genannten Flüssen führen nur die größeren während des ganzen Jahres Wasser, alle anderen trocknen während der regenlosen Zeit ganz aus oder hinterlassen in ihrem Bett nur eine Reihe von stagnierenden Tümpeln.

Togoland wie das gesamte Oberguinea fallen in den Bereich der Monsunwinde. In unserem Sommer strömen die Winde in das erhitzte Saharagebiet, zur Zeit unseres Winters wehen warme und trockene Winde aus dem Innern heraus. Erstere Winde von südwestlicher oder südlicher Richtung, die während des größten Teils des Jahres vorherrschen und vom kühlen Ozean kommen, bewirken, daß Juli und August in Togoland die kühlsten Monate sind, letztere Winde zumeist von nordöstlicher Richtung machen Januar bis März zur größten Wärme- und Trockenzeit. In der kühlsten Zeit liegt auch die größte Bewölkung, in der heißen Zeit die Wolkenlosigkeit. Diese Regel tritt aber an der Küste nicht so stark in die Erscheinung als im Inlande: an der Küste erfreut man sich fast immer einer starken Seebrise, die nur selten während der Trockenzeit vor dem Landwind zurücktritt. Die Temperatur ist natürlich eine ziemlich hohe, sie beträgt im Jahresmittel an der Küste mehr als 26° C. Je weiter man sich in der trockenen und heißen Zeit von der Küste entfernt, um so größer wird die Wärme. In den heißen Monaten Januar bis März steigt die Temperatur im Innern bei Tage meist über 30°, erreicht oft 35° und selbst 42° im Schatten, während sie des Nachts unter 18°, selbst bis auf 12° und 8° sinkt. In den kühlsten Monaten Juli und August liegt die mittlere Temperatur 4 bis 5° niedriger. Sie steigt dann meist nicht bis zu 30°, fällt auch nicht unter 18°.

Die kühle Zeit ist auch die regenreiche Zeit. Diese währt im Innern des Landes von März bis zum November, während die regenarme

oder trockene Zeit die übrigen Monate umfaßt, wobei März und November als Übergangsmonate gelten.

An der Küste ist es etwas anderes, da ist die regenreiche Zeit durch eine trockene Periode unterbrochen: so hat man dort eine große Regenzeit in den Monaten März bis Juni, die erste Trockenzeit Juli bis August, die zweite kleine Regenzeit im September bis November, die zweite Trockenzeit vom Dezember bis Februar. Diese die Regenzeit unterbrechende trockene Periode im Juli und August ist für diesen Teil der Küste charakteristisch und hat wahrscheinlich ihren Grund in dem Auftreten einer kalten Meeresströmung.

Der Voltafluß bei Kpandu.

Eine Folge der unterbrochenen Regenzeit ist für die Küste der geringere Regenfall und weiter die größere Unfruchtbarkeit (wozu noch eine gewisse Unsicherheit der zweiten Regenzeit kommt, die sogar manchmal ganz ausfällt, oder doch Dürrjahre wie 1904 bis 1907 erzeugt). An der Küste fallen durchschnittlich jährlich 600 bis 700 mm, also kaum mehr als in Deutschland, im Innern dagegen 1200 bis 2500 mm. Dasselbe gilt dann auch für die Anzahl der Gewittertage — die meisten Regentage sind auch Gewittertage. So zählt man an der Küste durchschnittlich dreißig bis fünfzig Gewittertage, im Innern dagegen hundertfünfzig bis zweihundert.

Begleitet sind die Gewitter oft durch Tornados, sturmartige, meist rasch vorüberziehende Winde, die besonders häufig in den Monaten zu Beginn und Ende der Regenzeit, März bis Mai und Oktober bis November, auftreten. Sie kommen aber auch in jeder anderen Jahreszeit, besonders in Perioden großer Hitze vor.

Eigentümlich für das Togogebiet sind die Harmattanwinde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das sind nördliche bis östliche Winde von großer Trockenheit (die sich daher als kalte Winde bemerkbar machen, obgleich sie es nicht sind) und staubbeladen, die häufig ein dunstiges, nebliges, höhenrauchartiges Wetter erzeugen, in welchem sich die Sonne nur als matte, rote Scheibe bemerkbar macht. Diese Winde wehen nur am Tage und hören meistens am Abend auf. Dagegen wehen sie fast immer mehrere Tage lang hintereinander, und zwar während der Trockenzeit von Anfang November bis Mitte März, besonders häufig im Dezember bis Februar. Dabei steigt die Temperatur vom niedrigen Morgenstand bis zur Mittagszeit höher als gewöhnlich.

Die Natur dieses Windes ist nicht ganz aufgeklärt, ob er aus der Wüste stammt oder von lokalem Ursprung ist und aus der aufsteigenden Strömung der erhitzten Bodenluft hervorgeht. (v. Danckelman.)

Auf dem sandigen Küstenstreifen sind es Quecken und Windenstengel, die am Strande den hinaufleckenden Meereswogen am weitesten entgegenwachsen. Einige Schritte weiter hinauf findet sich niedriges Gebüsch, das sich bald zu undurchdringlichem Dickicht vereinigt, aus dem ab und zu verkrüppelte, knorrige Bäumchen und schlanke Kokospalmen hervorragen. Die Kokospalme ist der eigentliche Charakterbaum dieser Region, und ihre reichliche Vermehrung läßt dem anlangenden Reisenden den langgestreckten flachen, gelben Küstenstreifen neuerdings freundlich erscheinen. Zu den Ufern der Lagune kommend, finden wir dieselben mit Gras und Schilf bestanden, große Sumpfstellen zeigen die charakteristischen Halme des Papyrus, aber auch Gebüsch, Kokos- und Fächerpalmen, manchmal auch Mangroven, umranden den Wasserlauf und seine seeartigen Verbreiterungen, auf dessen Fläche die großen Blätter der Seerosen unter prächtigen Blüten schwimmen.

Mit dem nördlichen erhöhten Lagunenrand erscheint ein neues Vegetationsbild, nämlich das der Gras- und Baumsteppe. Diese Steppe bedeckt in einigen Abänderungen das Vorland, zieht über die Gebirge hinfort in die weiten Gebiete des Hinterlandes. Das Gras dieser Steppe ist von wechselnder Höhe, es erreicht oft Mannshöhe und selbst wie das Elefantengras doppelte Mannshöhe. Es ist nicht gleichmäßig auf dem Boden verteilt, sondern entsprießt aus Wurzelbüscheln, die um Handbreite voneinander getrennt sind. In diesen Wurzelbüscheln bewahrt das Gras trotz der Steppenbrände das Leben; aus ihnen wachsen nach den ersten Regen die jungen Halme mit überraschender Schnelligkeit hervor. Dazwischen finden sich zerstreut einzelne Gesträuche und Bäume, die manchmal weiter stehen, aber auch näher zusammenrücken, ohne indessen zu einem Waldbestand zusammenzuschließen. Diese Baumelemente zeigen im allgemeinen eine knorrige, verkrüppelte Gestalt, eine Folge der alljährlich über sie hinwegbrausenden Steppenbrände. Eine Ausnahme davon machen freilich die grotesken Baumriesen, die Baobabs oder Affenbrotbäume, die uns von dem hohen Lagunenrand bis zur Grenze des Togolandes begleiten. Auch die Fächerpalmen (Deleb, Borassus) finden sich durch das ganze Gebiet, während die Schibutterbäume im Vorland nicht ganz so häufige Elemente der Steppe sind. Dagegen beherrschen Ölpalmen in überraschend reichen Beständen in einer der Küste parallel ziehenden, aber von ihr etwa 15 km entfernt bleibenden Zone durchaus das Vegetationsbild dieses Teils des Vorlandes. Die Steppe ist nicht blumenlos; mit dem Beginn der Regenzeit erscheinen auf dem von Kohle geschwärzten Erdboden farbenprächtige Liliengewächse und ihre Verwandte, die in Üppigkeit aus Knollen und Zwiebeln

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hervorsprießen. Eine wirkliche Zierde der Steppe sind hochhalmige, prächtige, rot- und gelbblühende Orchideen, Lissochilusarten, aber auch Winden, Malven und Kürbisgewächse, Korbblütler, Schmetterlingsblütler, Lippengewächse und viele andere schmücken die weiten Grasflächen. In diesem ausgedehnten Grasland machen sich, besonders von einer Terrainwelle oder einem Hügel aus gesehen, die Ufer der Flußläufe durch ihren Buschwaldgürtel weithin kenntlich. Diese Gürtel sind oft nur schmal, aber von dichtem Bestand und reichlichem Unterholz. Sie zeigen im Vorland zum Teil dieselben Elemente wie der Wald des Gebirgslandes. Das Gebirge ist nur zu einem geringen Teil mit geschlossenem Wald bestanden, und Buem ist die einzige Landschaft in Togo, wo sich Urwald befindet. Dieser Wald, der auf 100 Quadratmeilen geschätzt wird, erstreckt sich nach Tribu, Kebu, Akposso, Likpe und Kunja hinein. Wohl aber sind die Täler und Schluchten des Gebirges häufig mit Wald bestanden, besonders entlang den Bächen. Die geringe seitliche Ausdehnung dieser Waldstreifen läßt oft nicht die darin verborgenen schönen Waldbilder ahnen. Sonst aber zeigt das Gebirge ebenfalls Gras- und Baumsavanne, die sich über die höchsten Erhebungen fortzieht. Diese Gebirgswaldungen sind die Fundstätten der Kautschuklianen oder Landolphien, wie sich hier auch zahlreiche Kickxien, leider nur die nicht Kautschuk liefernden, finden. Die Wasserränder aber bieten ein buntes Bild: Bambusen, Pandanus und Weinpalmen, Farne und Selaginelleen, riesige Ingwergewächse, farbenprächtige Orchideen, merkwürdig gestaltete Arazeen, duftende Rubiazeen, stachlige Akanthusgewächse, schlingende Apozynazeen und Asklepiadeen, leuchtende Verbenen und Bignoniazeen, strauchförmige Violazeen und viele andere Vertreter fremdartiger Familien bilden hier den Unterbusch. Überragt aber wird der Buschwald von den Riesen des Waldes, darunter Mahagoni-, Baumwoll- und Odumbäumen, während dazwischen aufgehängte schenkeldicke Lianen ihre Blüten bis zur höchsten Waldeshöhe, zu Licht und Luft emporheben.

Das jenseits des Gebirges gelegene weitere Hinterland zeigt wieder das Bild der offenen Landschaft. Auch hier finden wir die Steppe, auf große Ausdehnungen kurzhalmige, Viehweide liefernde Grassteppe, doch auch lichte Baumsavanne mit allerdings zum Teil anderen Elementen. Zahlreich sind hier die Schibutterbäume, gewaltig die Baobabs; zu Baumwollbäumen, Fächer-, Öl- und Weinpalmen gesellen sich wilde Dattel- und Dumpalmen, Akazien und Tamarinden.

Die Tierwelt Togos zeigt im Vorlande spezifisch westafrikanischen Charakter, dagegen finden sich im Hinterlande Formen, welche dem Nordosten, mehr aber noch dem Nordwesten, besonders dem Senegalgebiet eigentümlich sind. An größeren Tieren, besonders jagdbarem Wild und Raubtieren, ist das Vorland arm, Gebirgs- und Hinterland aber ziemlich reich.

Gleich die Ordnung der Affen gibt uns ein artenreiches Bild. Zwar hat sich die Erwartung, daß wir Schimpansen in unserer Kolonie finden würden, die doch im rechtsvoltaischen Gebiet vorkommen, bisher nicht bestätigt, dagegen finden sich mehrere Seidenaffen, sowie Meerkatzen, auch der Pavian und Mandrill; von Halbaffen der nächtliche Potto. Die Flattertiere sind durch Flug- und Fledderhunde, sowie eine große Anzahl anderer Fledermäuse, Blattnasen und Zwergflatterer vertreten. Die Raubtiere erscheinen stattlich genug: der Löwe durchstreift die Savanne des Hinterlandes, wo auch der senegalische Gepard sich findet, andere Raubtiere von größerer Verbreitung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Gebiet, zum Teil die Küste erreichend, sind der Leopard (in drei Formen), Serval und verschiedene kleine Tigerkatzen, ferner Hyänen, Hyänenhunde, Schakale, Zibet- und Ginsterkatzen, Ichneumons, Mangusten und Fischottern. Von Nagetieren erwähnen wir Flug- und echte Eichhörnchen, Siebenschläfer, zahlreiche Arten von Mäusen und Ratten, sowie aus dem Hinterlande die Verwandtschaft mit dem Senegalgebiet anzeigende Hasen, Stachelschweine und Rennmäuse. Die Insektenfresser sind mit Spitzmäusen und Igeln vertreten. Elefanten sind in der jenseits des Gebirges gelegenen ausgedehnten Steppe nicht selten, Flußpferde in den größeren Flüssen sogar häufig. Das Pinselohrschwein findet sich in weiter Verbreitung in den Buschwäldern, aus dem Hinterlande kennen wir Warzenschweine und Klippschliefer. Von Antilopen ist eine ganze Anzahl von Arten vorhanden; Schirr- und Streifenantilopen sind häufig, aber auch Kob-, Pferde- und Kuhantilopen, mehrere Schopfantilopen, Moor- und zierliche Zwergantilopen kommen vor. In der Savanne jenseits des Gebirges streifen schwarze und rote Büffel. Von der Ordnung der Zahnarmen birgt das Gebiet Schuppentiere, das Hinterland auch Erdferkel.

Die Vogelwelt Togos ist ziemlich gut bekannt geworden, besonders die des Inlandes, weniger die der Küste, die aber kaum von der der Goldküste abweichen wird. Die bisher aus Togo heimgesandten Arten haben schon das dritte Hundert überschritten. Ein Teil der Vögel des Gebirgslandes geht nicht in das Vorland hinab, anderseits hat sich auch hier die Verwandtschaft mit den Senegalländern gezeigt.

Interessant sind die europäischen Wandervögel, die in jenem Gebiet ihre Winterherberge nehmen. So finden wir dort als Bekannte aus der Heimat die Brachschwalbe, den Wendehals, den Bienenfresser, den Fliegenschnäpper, den Würger, den Baumpieper, die Kuhstelze und einen Wiesenschmätzer. Die Raubvögel des Gebiets sind zahlreich, wir nennen den Geierseeadler und die die Reinigung der Straßen übernehmenden Kappengeier, ferner Weihen, Milane, Habichte, Sperber, Bussarde und den Uhu. Von Papageien finden sich mehrere Arten, häufig ist im Hinterland ein hübscher grüner Papagei mit rosafarbenem Kopf, der in großen Scharen einzeln stehende Bäume besetzt hält. Dagegen kommt der sonst in Westafrika so weit verbreitete graue Papagei mit rotem Schwanz in Togo nicht vor. Die großen Pisangfresser sind durch Turakos, Helm- und Lärmvögel vertreten. Mannigfache Formen bieten ferner die Kuckucke, Bartvögel, Spechte, Nashorn- und Eisvögel, Wiedehopfe und Blauracken, Schwalben, Fliegenschnäpper, Stare, Würger, zahlreiche Weber, Finken, Zeisige und Ammern, Lerchen, Bülbüls, die die Kolibris hier vertretenden Nektarinien, endlich Meisen und Sänger.

Die Lagune und ihre Ufer sind reich belebt von Enten und Möwen, Strandläufern und Schnepfen, die größeren Flüsse und ihr Überschwemmungsgebiet sind bewohnt von Kranichen, Ibissen, Kropfstörchen, Reihern, Schnepfen und Regenpfeifern.

Mehrere Taubenarten geben der Küche des Reisenden eine erwünschte Abwechslung, wie ihm auch für diesen Zweck die Frankoline und Perlhühner, jede dieser Gattungen mit wenigstens zwei Arten, sehr willkommen sind.

An Schildkröten kennen wir einige Arten aus dem Inlande, die an nordöstliche Formen erinnern, den Strand aber besuchen ab und zu die Riesenschildkröten des Meeres. Überaus häufig sind in der Lagune und in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Flüssen Krokodile, die wahrscheinlich in mehreren Arten auftreten. Groß ist die Zahl der Eidechsen, darunter große eßbare Varane, behende Geckonen, phlegmatische Chamäleons, Ringel- und Wurmechsen. Schlangen sind im Gebiet zahlreich. Man kennt bereits fünfundsiebzig Arten, darunter einundzwanzig Trugnattern und vierzehn Giftschlangen. Riesenschlangen sind nicht selten, ihr Fleisch wird übrigens von den Kru- und Weileuten gern gegessen. Unter den giftigen sind drei Arten der Brillenschlange, Nashornvipern, Puffottern, grüne, Glanz- und Krötenottern.

Von Fischen aus dem Togolande ist bisher nicht viel bekannt geworden. Zwar enthalten die kleinen Wasserläufe nur wenige und kleine Fische, Grundeln, wels- und karpfenartige, dagegen sind die Lagunenläufe und der Volta daran sehr reich. Aus dem Volta finden wir Zitterwelse und gefleckte Katzenfische erwähnt, im Meere aber tummeln sich unfern der Küste Haifische, Sägefische und Stachelrochen.

Um die Frösche nicht zu vergessen, seien von der Lagune Ochsenfrösche genannt, aus dem Hinterland aber kennen wir verschiedene echte Frösche, Kröten und Laubfrösche.

Wenig vermögen wir über die Weichtiere des Gebietes zu sagen: am Strande bleichen die Schalen und Gehäuse von Muscheln und Schnecken, sowie die Schulpen der Tintenfische, aus der Lagune holen die Fischer eßbare Austern. Von Land- und Flußwassermollusken des Inlandes sind bisher nur wenige bekannt geworden. Auch eßbare Garneelen liefert die Lagune in Menge, während es auf dem Strande von Krabben und Taschenkrebsen wimmelt.

Groß aber ist die Zahl der bekannten Formen aus den anderen Klassen der Gliedertiere. In dem leider noch der Fortsetzung harrenden Werk des Professors Karsch über die Insektenfauna von Adele wurden schon vor Jahren die aus jener Landschaft dem Berliner Museum eingesandten Spinnentiere auf etwa 200 Arten, Insekten auf 2000 Arten, davon etwa 500 Schmetterlings- und 200 Orthopterenarten geschätzt. Dazu kommt noch die Ausbeute neuerer Reisender, besonders die des verstorbenen E. Baumann aus Misahöhe, die nach dem Aufpräparieren allein des trockenen Materials an Schmetterlingen, Orthopteren und Wanzen 700 große Sammelkästen füllte.

Der Vollständigkeit halber seien schließlich in dieser Aufzählung eine Anzahl aus dem Inland bekannt gewordener Würmer, Blutegel, Planarien, Eingeweide- und Regenwürmer genannt.

Besonderer Erwähnung bedürfen in diesem Heer der niederen Tiere einige, die sich mehr oder weniger unangenehm, belästigend und selbst gefährlich erweisen. Läuse und Flöße plagen Menschen und Tiere, Kopfläuse sind alteingesessene Bewohner des Landes, die in den prächtigen Haarfrisuren der Eingeborenen eine herrliche Brutstätte finden, der Sandfloh jedoch ist ein neuer Zuzügler, der an der Küste und im Mittellande schon zur Plage geworden ist, aber im Hinterlande sich noch nicht verbreitet hat. Ursprünglich ist er in Brasilien heimisch und von dort vor einer Anzahl von Jahrzehnten nach der westafrikanischen Küste verschleppt worden. Das Weibchen des Tieres legt seine Eier unter die Nägel der Zehen der Menschen, wo dann die Larven auskommen und eiternde Wunden entstehen, wenn die Tiere nicht rechtzeitig entfernt werden. Aber auch Hühner und Schweine haben unter diesem Ungeziefer zu leiden. Außer in den Füßen legen die Sandflöhe bei diesen Tieren besonders in den Augenlidern Brutstätten an. Es ist kaum anzunehmen, daß das Hinterland auch fernerhin von dieser Plage frei bleiben wird, da die Verschleppung durch die vielen das Gebiet durchstreifenden Karawanen sehr erleichtert ist.

Andere Plagegeister sind die überall vorhandenen Moskitos oder Mücken, vor denen man zur Nachtzeit durch einen Vorhang über dem Bette Schutz suchen muß. Die Malariaforschung hat neuerdings das Sammeln dieser Krankheitsträger sehr in Aufschwung gebracht. Man kannte schon 1905 ein ganzes Dutzend davon in Togo, die aber nur einen Bruchteil von der Zahl der vorhandenen Arten darstellen dürften.

Fliegen sind oft sehr lästig, sowohl Stubenfliegen wie Stechfliegen und kleine Schweiß leckende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fliegen, die mit Vorliebe Augen, Ohren und Nase des Menschen aufsuchen. In den Häusern siedeln sich gern Wespen und Hornissen an, auch machen gelegentlich Bienen einen Überfall. Termiten durchwühlen und zerstören Balken und Pfosten und alle anderen Gegenstände, die ihren Kiefern nicht unbedingten Widerstand entgegensetzen. Ameisen finden sich überall in den Häusern, besonders in der Nähe von Proviant und Lebensmitteln, wo sie sich mit den Schwaben ein Stelldichein geben. Natürlich wimmelt es auch auf jedem Lagerplatz von Ameisen. Einem nächtlichen Überfall durch ungezählte Scharen von Treiberameisen auf das Lager im Busch oder auf das eigene Haus entzieht man sich am besten durch schleunige Flucht. Grillen und Cikaden stören oft durch ihren schrillen Gesang; beim Eintritt in einen Wald glaubt man manchmal nicht das eigene Wort zu hören. Heuschrecken fliegen in Schwärmen im Lande und kümmern sich wenig um den Lärm und das Geklingel der sie verscheuchen wollenden Eingeborenen. Leider ist auch die Tsetsefliege in einem Teil des Gebietes konstatiert worden; eine andere Plage entsteht den Haustieren des Landes durch blutsaugende Zecken, die in manchmal unglaublicher Anzahl ihre Opfer überfallen. Skorpione und häßliche Zentipeden begegnen wir gar oft auf dem Marsch; sie bewohnen aber auch mi Vorliebe die Wohnungen der Menschen, so daß es angebracht ist, Ärmel und Beinlinge zu untersuchen, ehe man die Kleidungstücke anlegt. Viele der in die Küche gelieferten Tiere bergen Eingeweidewürmer in sich, sowohl die Haushühner wie das Federwild, sowohl Schafe und Ziegen wie Antilopen. Endlich sind noch die Guineawürmer zu nennen; sie sind durch das ganze Gebiet, besonders für den wenig Sorgfalt auf Trinkwasser verwendenden Eingeborenen, eine schwere Plage.

III. Land und Leute von Südtogo.

Die Ewe bewohnen den ganzen südlichen Teil der Kolonie zwischen Volta und Monu von der Küste bis oberhalb des 7. Grades. Ihr Gebiet stößt nördlich an Kunja, Jiripe, Dai, Kpele und Atakpame. Die östliche Hälfte des Ewegebietes ist durchaus Flachland, in der westlichen finden wir die isolierten Bergstöcke des Adaklu und des Agu und stoßen dann (in Nordwestrichtung zwischen den beiden Bergstöcken fortwandernd) auf das Gebirge, das in der Südwestecke der Kolonie diesseits des Dsawcegrenzflusses mit niedrigen Bergzügen beginnend, in Nordostrichtung zu bedeutender Höhe, Massigkeit und Schroffheit sich erhebt. Mehrere Parallelketten überquerend, gelangen wir zur Ebene des Daji und Volta, wo wir mit Kpandu und Lavanjo die letzten deutschen Ewelandschaften erreichen.

Indessen ist die Bevölkerung dieses weiten Gebiets nicht einheitlicher Natur, sondern verschieden genug, eine Folge der Vermischung der eigentlichen Togoewe (um den Togosee) mit benachbarten Ewestämmen. So kommt im westlichen Küstenteil bei Lome Sprache und Typus der Anlo des benachbarten Quittagebiets zur Geltung, während im östlichen Küstenteil der Anecho dialekt gesprochen wird. Jenseits des Monu herrscht aber die Fosprache. Man trifft indessen schon nahe der Küste auf noch andere Ewedialekte, so in Akepe und Noepe auf den Dialekt der Landschaft Nuatjä, aus welcher die Bewohner jener Ortschaften ursprünglich stammen. So ist die Bevölkerung auch im Aussehen verschieden genug; manchmal trifft man Leute, besonders an der Küste, die gar nicht in den Negertypus zu passen scheinen. Die Farbe wechselt ebenfalls bedeutend, wenn sie auch eine ziemlich dunkle bleibt. Der Bartwuchs der Männer ist ein geringer und stellt sich erst im späteren Alter ein. Im allgemeinen sind die Leute wohlgeformt, zumal die Männer, während die Frauen kleiner und unansehnlicher erscheinen. Besonders machen die lang herabhängenden Brüste und ein eingebogenes Kreuz die Frauen unschön.

Schließlich trägt auch die Stammesmarke der Ewe, je drei bläulich gefärbte senkrechte Hautnarben auf Stirn und den Wangen, sowie die zwischen den mittelsten oberen Schneidezähnen herausgefeilte dreieckige Lücke nicht zu ihrer Verschönerung bei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abgesehen von den Leuten der Küstenorte, die vielfach Kleidungsstücke von europäischem Schnitt tragen, ist für die Ewe das Hauptkleidungsstück ein großes Umschlagetuch, das von den Männern meist so getragen wird, daß eine Schulter und ein Arm frei bleiben, während die Frauen es so über die Brust knüpfen, daß beide Schultern unbedeckt sind. Außerdem tragen beide Geschlechter Schamtücher. Die jungen Mädchen tragen ein Hüfttuch, das bis zu den Knieen hinabreicht, lassen den Oberkörper unbedeckt oder beginnen schon frühzeitig durch ein über den Brüsten zusammengeknotetes Tuch denselben die beliebte hängende Form zu geben. Bei der Arbeit legen die Männer die Tücher ab, die Frauen tragen dabei nur Hüfttücher. Kinder gehen nackt oder haben eine einfache oder mehrfache Perlschnur um die Hüften. Auch die größeren Mädchen und Frauen tragen eine solche Hüftschnur, an der sie das Schamtuch befestigen. Der Kopf bleibt im allgemeinen unbedeckt, bei festlichen Gelegenheiten aber binden Frauen und Mädchen bunte Tücher um denselben. Schnüre von Glas-, Porzellan-, selbst echten Korallenperlen dienen als Schmuck für Hals, Hüften, Arme, Hand- und Fußgelenke. Um Hand- und Fußgelenke werden auch dünnere Reifen oder starke Ringe von Metall getragen.

Die Ewe wohnen in länglich rechteckigen Hütten — nur einige Dörfer auf dem Fetischberge, dem Agu, zeigen die runde Form — mit zwei oder mehr Räumen. Die Wände bestehen aus Lehm, der in dicken Lagen auf ein Stangengerüst aufgetragen wird. Das aus Gras gefertigte Giebeldach springt auf der Eintrittseite oft so weit vor, daß es, durch besondere Pfosten gestützt, eine Art Veranda abgibt. Die einzige Öffnung in der Hütte ist die rechteckige Tür, die durch eine Matte aus Gras oder Rohr geschlossen wird. Oft sind dann mehrere solcher Hütten ziemlich regellos zu einem Gehöft zusammengestellt, das seinerseits von einem Gras-, Matten- oder Stangenzaun umschlossen wird. Einzelhütten und Gehöfte setzen dann, zumeist ohne jegliche Anordnung, das Dorf zusammen. Doch ist fast immer ein das Dorf durchquerender Hauptweg und auch ein freier Platz in oder vor dem Dorfe vorhanden, der, mit Schattenbäumen, zumeist Fikus, bestanden, als Rastplatz für Reisende, als Palaverplatz oder des Abends und Nachts, besonders zur Zeit des Neumonds, als Tanzplatz dient. Die Dörfer selbst aber liegen inmitten der Kulturen, oft in Öl- oder Kokospalmenhainen oder malerischen Bananenbeständen.

Zu einer größeren politischen Gemeinschaft haben es unsere Eweneger nicht gebracht, nur zu losen Landschaftsverbänden, von denen es im Gebiet eine große Anzahl gibt. Diese Landschaften, etwa hundertzwanzig, von denen sechzehn unter englischer Herrschaft stehen, haben zwar Oberhäuptlinge, doch reicht deren Macht oft nicht über ihren Wohnsitz hinaus. Der Landschaftsverband ist auch bisweilen beeinträchtigt durch Ortschaften, deren Bevölkerung aus anderen Landschaften stammt, wodurch es kommen kann, daß der Häuptling der später zugewanderten, aber bedeutend gewordenen Ortschaft ein größeres Ansehen genießt als der eigentliche Oberhäuptling. Bei Übernahme des Gebietes waren die einzigen Oberhäuptlinge, die einen größeren Einfluß ausübten, Dakada von Kpandu und Hosu von Ho*). Diese Dorfhäuptlinge aber sind zumeist nur dem Namen nach Häuptlinge, während die Ältesten des Ortes oder andere Angesehene, vor allem die Fetischleute, die Macht in den Händen haben.

Die Dörfer der Ewe sind nach Lage und Größe recht verschieden. Wir finden ihre Niederlassungen auf dem vor- beziehungsweise angelagerten sandigen Küstenstreifen, an den Ufern der Lagune und der Seen, am Volta und Monn, im Vorlande, im Gebirge und in der Niederung jenseits des Gebirges. Die Trinkwasserverhältnisse für die Lagunendörfer sind nicht günstig. Die Eingeborenen graben hier unfern des Ufers Gruben, in welche ein noch immer etwas brackisches, nur mäßigen Ansprüchen genügendes Wasser durchsickert. Im Vorland führen allein der Schio und Haho während des ganzen Jahres Wasser. Auch die Dörfer am Agu, Adaklu und im Abutiagebirge haben ziemlich günstige Wasserverhältnisse; schlechter ergeht es aber den Dörfern im übrigen Vorlande, wo alle Wasserläufe, von denen einige in der Regenzeit zu wahren Strömen anschwellen, in der Trockenzeit ganz versiegen oder sich in eine Reihe seichter, schmutziger, übelriechender Tümpel verwandeln. Diese sind dann das Ziel der oft kilometerweiten Wanderungen aus den benachbarten Dörfern, deren Bewohner dort waschen, baden und Wasser schöpfen. Das Wasser wird dann auf den Märkten zu teuren Preisen verkauft. In diesem Vorlande führt streckenweise der Reisende am besten eine Last Trinkwasser mit sich.

Was die Beschäftigung der Ewe anbetrifft, so sind sie in erster Linie Ackerbauer.

Für die Anlage eines Feldes oder einer Farm brennen sie ein Stück der herrenlosen Savanne ab und entfernen in oberflächlicher Weise mit Feldhacken und Buschmessern die vom Feuer nicht verzehrten kleineren Bäume und Sträucher. Größere Bäume läßt man überhaupt stehen. Dann wird der Boden wiederum in oberflächlicher Weise umgearbeitet, die zusammengehäuften Holzteile und Graswurzeln werden ganz verkohlt, Furchen gezogen oder Erdhaufen aufgeworfen. Diese nehmen dann, sobald die ersten Regen einsetzen, die Aussaat auf. Die Landbestellung ist immer, auch wenn sie sorgfältiger betrieben wird, eine primitive. Der Neger kann der nackten Füße halber nicht mit dem Spaten arbeiten und den Pflug kennt er nicht, ebensowenig eine Düngung. Daher sieht er sich, sobald ein Feld abgeerntet ist, nach einem anderen passenden Stück um. In einigen Gegenden allerdings, wo wegen der Dichte der Bevölkerung der Grund und Boden knapp ist, betreibt man rationelle Felderwirtschaft, indem man auf Knollenfrucht Körnerfrucht und dann eine Brachzeit folgen läßt. Den beiden Regenzeiten entsprechend gibt es im Ewelande zwei Saatzeiten, die erste reicht von Februar bis Mai, die zweite von Juni bis August. In der Zeit der Feldbestellung verlegen die Leute oft ihren Wohnsitz auf die Farmen, wodurch in der Umgebung der Städte ganze Farmdörfer ent-

*) Herold, Die politische Vergangenheit des westlichen Togogebiets in Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Bd. V, 1891. Hier wird auch eine ausführliche Schilderung der Aschantizüge in das jetzt deutsche Gebiet und der Stellung des Kwadjo De von Peki gegeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stehen. An der Arbeit nehmen alle Mitglieder der Familie sowie die Sklaven teil. Man pflanzt vor allem Maniok, Yams, Mais, Erdnüsse, Bananen, im Gebirge stellenweise auch Reis.

Die beiden wichtigsten Kulturpflanzen sind Maniok und Yams, von denen die letzteren besseren Boden und sorgfältigere Abwartung verlangen. Im sandigen Küstenstrich sieht man nur den ersteren. An dritter Stelle steht der Anbau der Bananen. Die Abarten derselben sind zahlreich; man hat solche mit kleinen, süßen, auch roh gut genießbaren Früchten, aber auch solche mit größeren grünen Früchten, die erst gekocht oder geröstet werden müssen. Von Wichtigkeit ist ferner besonders im Vorland der Mais. Oft pflanzt man ihn als Zwischenfrucht zwischen Ölpalmen. Die Kolben werden in der Asche geröstet oder gekocht. Die Maiskörner werden auch auf Steinen zu Mehl zerrieben und das Mehl zu Klößen verkocht oder zu Brot verbacken. In den letzten Jahren hat der Anbau von Mais in den Küstenbezirken einen außerordentlichen Aufschwung genommen, so daß namhafte Quantitäten zur Ausfuhr gelangten. Nur in einigen Teilen des Ewelandes pflegt man den Anbau von Reis, nämlich an den Berglehnen und in den Tälern des nordwestlichen gebirgigen Gebiets, besonders in der Landschaft Awatime. Von großer Verbreitung im Lande ist ferner der Anbau der Erdnüsse. Die Pflanzen sind Schmetterlingsblütler, etwa von Kleegröße, mit gelben Blüten. Diese Blüten suchen zur Fruchtbildung die Erde auf, so daß man die Hülsen graben muß. Jede Hülse enthält zwei Samen von etwa Haselnußgröße. Die Samen geben gequetscht und gekocht ein gutes Speiseöl, gekocht oder geröstet ein gutes Gemüse.

Des weiteren baut der Eweneger mehrere Arten Bohnen, wie auch Bataten, Zwiebeln, Tomaten, roten Pfeffer, Papayas, Ananas, Ochro. Letztere Pflanze ist eine Malvenart, deren unreife Früchte zur Herstellung von Suppen verwendet werden. Endlich ist der Anbau von Baumwolle zu nennen.

Fast wichtiger aber als seine Kulturen sind dem Ewemann die Ölpalmen, die er sozusagen in Halbkultur genommen hat. Sie sind im Lande in großer Menge, bisweilen in förmlichen Waldbeständen vorhanden, doch nicht überall. So wachsen sie nicht in dem sandigen Küstenstreifen, aber reichlich in einem Streifen von Landschaften, der in etwa 15 km Entfernung von der Küste parallel mit derselben verläuft. Außerdem umsäumen Ölpalmenbestände alle Wasserläufe, besonders den Haho, Schio und Monu. In diesen Ölpalmdistrikten braucht der Eingeborene nur die zwischenwuchernde Vegetation zu entfernen, um eine fertige Plantage zu haben. In solchen Halbkulturen wandert man bisweilen stundenlang, und in ihnen oder in ihrer Nähe befinden sich die Dörfer oder Farmniederlassungen, wo die Eingeborenen in aller Bequemlichkeit Palmwein und Palmnüsse ernten. Zum Zweck der Palmweingewinnung wird der Baum unter dem männlichen Blütenstand angebohrt, worauf der Saft in unter der Öffnung aufgehängte Kalabassen oder Flaschen tropft. In frischem Zustande ist der Palmsaft süß und natürlich ganz alkoholfrei. Aber schon nach einigen Stunden gärt der Saft, wird nach und nach sauer und alkoholhaltig. Die Palmweingewinnung — allerdings auch der Genuß — ist ausschließlich Sache der Männer. Das Palmöl gewinnt man aus den roten Palmfrüchten, die zu einem kindskopfgroßen Fruchtstand vereinigt sind. Die Früchte werden in Töpfen gekocht, und das dadurch erweichte Fruchtfleisch wird in Gruben mit Stangen ausgestampft oder mit den Füßen ausgetreten. Das ausgeschiedene Palmöl wird dann abgeschöpft. Die von dem Fruchtfleisch befreiten Steinkerne werden von Frauen und Kindern mit Steinen aufgeschlagen, wodurch die ölhaltigen, sehr harten Samen, die sogenannten Palmkerne, gewonnen werden. Diese letzteren können am Feuer geröstet und gegessen werden, ein Öl gewinnt man in Afrika nicht daraus. Wohl aber bilden die Palmkerne wenigstens aus der der Küste benachbarten Zone einen bedeutenden Exportartikel. Im Haushalt der Eingeborenen spielt das Palmöl eine wichtige Rolle, alle Fleischspeisen werden damit zubereitet.

Auch die Kokospalme ist mehr oder weniger eine Halbkultur der Eingeborenen; die Bewohner des Küstenstrichs beginnen neuerdings davon Plantagen anzulegen. Sie gedeiht als Charakterpflanze auf dem Sandstreifen zwischen Strand und Lagune, auch dort, wo die Lagune ausgetrocknet ist. Sie bevorzugt die unmittelbare Nähe des Meeres mit der ungeschwächten Seebrise, findet sich aber auch bis an die nördlichen Grenzen des Ewelandes. Im Inlande sind die Palmen natürlich von den Eingeborenen angepflanzt und bilden dort einen Teil des Privateigentums.

Während so der Landbau der Ewe auf einer gewissen Stufe steht, ist ihre Viehzucht nur eine untergeordnete. Pferde und Esel werden weder gezüchtet noch überhaupt gehalten, und was das Rindvieh anbetrifft, so kann man davon nur einzelne kleine, von Atakpame stammende Herden bei Lome und Anecho finden, wo die Tiere von einigen wohlhabenden Eingeborenen als Schlacht- und vorübergehend als Milchvieh für die Bedürfnisse der Europäer gehalten werden. Erst neuerdings kommen auch bessere Tiere aus Mangu und Sokode zur Küste. So steht dem Eingeborenen kein Transporttier zur Verfügung, ein bedauerlicher Mangel, der seine Erklärung in den ungünstigen Wasserverhältnissen, dem Fehlen von Weideplätzen, sowie dem Vorkommen der Tsetsefliege und einer Seuchenursache findet. So sieht man bei den Eingeborenen als Haustiere nur Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, selten Katzen, sowie Federvieh. Schafe und Ziegen sind recht kümmerlich. Die Schafe produzieren keinerlei Wolle, sondern sind kurz- und glatthaarig; man sieht davon zwei Abarten, eine etwa $^1/_2$ m hohe, sowie eine andere etwas höhere, schwarz- und weißgefärbte. Die Ziegen sind noch unansehnlicher; sie sind zumeist schwarz, glatt- und langhaarig. Schweine sind häufig und in besserem Zustande. Da sie indessen vollkommen frei herumlaufen und nie gefüttert werden, so bildet der Unrat der Dörfer ihre Hauptnahrung. Auch die Hunde sind ziemlich verwahrloste Geschöpfe; von mittlerer Größe, etwas hochbeinig und schlank, mit spitzen Köpfen und glattem, gewöhnlich gelbem Fell, immer schmutzig und oft von Räude befallen.

An Federvieh halten die Eingeborenen Tauben, Enten, Trut- und Perlhühner, sowie Haushühner, von denen die letzteren zwar weit verbreitet, aber von verkümmerter Art sind. Die Eingeborenen genießen die Eier nicht. In einigen Gegenden des Ewelandes werden Hunde gegessen. Schafe,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ziegen und Hühner fallen oft als Opfertiere dem Fetisch zu.

Neben dem Ackerbau und der Viehzucht betreiben die Eingeborenen einige Handwerke. So findet man in fast jedem Dorf einen Schmied, der jetzt nur importiertes Eisen verarbeitet, während er früher sein Rohmaterial aus den Hochöfen des Hinterlandes bezog. Er stellt zumeist Feldhacken und Messer her, repariert aber auch Steinschloßgewehre. An der Küste gibt es einige Edelschmiede; sie fertigen Ringe und Spangen aus eingeführten europäischen Goldmünzen an. Ab und zu mögen sie auch einheimisches Gold, aus dem Hinterland eingeführten Goldstaub verarbeiten.

Vor dreißig und mehr Jahren war der Anbau der Baumwolle und damit die Herstellung einheimischer Gewebe ziemlich verbreitet. Durch die Einfuhr billiger europäischer Waren ist diese Landesindustrie sehr zurückgegangen, doch gibt es noch immer einige Landschaften, wie Agotime, Adaklu und Abutia, wo die Weberei die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung der ganzen Bevölkerung ist. Es gibt dort viele Weberfamilien, die das Gewerbe für den Handelsvertrieb ausüben. Überall im Lande trifft man auf Frauen und Mädchen mit der Spindel in der Hand. Auf den Webstühlen werden Streifen von etwa 10 bis 15 cm Breite hergestellt, die dann zu Tüchern zusammengenäht werden. Die Eingeborenen verstehen auch zu färben; sie färben blau mit der einheimischen Indigopflanze, aber auch schwarz, gelb, grün und rot, welche Farben sie aus verschiedenen Früchten, Wurzeln und Rinden erhalten.

Viele Dörfer in der Ebene stellen sich Topfwaren für den eigenen Bedarf her; im großen aber wird die Töpferei in Towe-Abesia und Bolu, einige Meilen hinter Lome, sowie in Alol bei Kpandu betrieben. Man fertigt dort Töpfe in allen Größen, auch jene ganz großen, die in wasserarmen Gegenden zum Auffangen und Aufbewahren des Regenwassers dienen. Diese Topfwaren sind rot oder schwarz, zumeist glatt, manchmal verziert. Es sind zumeist Frauen, welche die Töpfe mit der Hand formen; sie bedienen sich dabei nur glatter Steine und spitzer Holzstäbchen. Topfböden und Wände werden besonders hergestellt und erst nachher zusammengefügt. Wenn die Ware in der Sonne lufttrocken geworden ist, wird sie auf Reisigbündeln gebrannt.

Wir erwähnen ferner die Herstellung der Kalabassen, die oft mit Ornamenten versehen werden, aus Kürbisschalen; die Holzschnitzerei, die Schemel und Kopfstützen, Trommeln, Löffel und Kämme, an einigen Orten auch reichverzierte Häuptlingssitze und Stöcke liefert. Oft sind auf diesen Gegenständen Darstellungen von Krokodilen, Schlangen und anderen Tieren angebracht.

Auch die Tierfelle finden ihre Bearbeiter; man macht Messerscheiden, Gürtel, Patronentaschen und Trommelhäute daraus. Die Flechterei wird überall betrieben, man fertigt aus Gras, Pandanus- oder Palmblättern manchmal hübsch gemusterte Schlaf- und Türmatten, Körbe, Siebe und große Sonnenhüte. In Agotime findet man bei den am Fuß des Gebirges und im Gebirge gelegenen Dörfern ausgedehnte Kulturen von Pandanus, aus dessen Blattfasern jene Matten angefertigt werden, die in Kitta zur Verpackung des Salzes ihre Verwendung finden. In Agotime werden auch die Fasern der Ananasblätter zu Hanf und Stricken verwendet.

In vielen Dörfern, besonders in der Landschaft Awatime, betreibt man die Seifensiederei. Die einheimische Seife erscheint in der Gestalt schwarzer Kugeln, sie wird aus Schibutter oder Palmöl und Bananenasche hergestellt.

An der Küste wird die Netzmacherei betrieben, denn der Fischfang wird dort eifrig ausgeübt. Man fischt auf dem Meere und auf der Lagune. Die Seefischer gehen mit bewundernswerter Geschicklichkeit über die gewaltige Brandung hinaus, wo

Trommler von Kpandu.

dann je zwei Kähne zusammen arbeiten. Jede Beute ist dem Togofischer recht, er findet selbst für kleineres Seegetier Verwendung. Auch auf der Lagune werfen je zwei Kanus das Schleppnetz gemeinsam aus. Einzelfischer sieht man im Wasser stehend mit dem Wurfnetz arbeiten. Quer über die Lagune bauen die Fischer die sogenannten fences, Zickzackzäune von Stangen und Flechtwerk, nur eine schmale Öffnung für den Kanuverkehr freilassend. In den Winkeln dieser Zäune bringen sie Fangnetze und Reusen an. Die Fischer gehen ihrem Gewerbe besonders des Nachts bei Feuerschein nach. Die Fische werden dadurch angelockt und gehen in die Netze.

In jedem Dorf gibt es Jäger; oft betreiben die Fetisch- und Zaubermänner dieses Gewerbe. Der Jäger führt das Steinschloßgewehr, die Ladung besteht aus gehacktem Blei, zerbrochenen Eisennägeln und kleinen Steinen. Das Pulver bewahrt er in einer Kalabasse auf, auch Ersatz für den verlorenen oder zersprungenen Feuerstein hat er

bei sich. Einige Messer vervollständigen die Ausrüstung. Mit großer Geduld erwartet der Jäger das die Wasserstellen besuchende Wild, da fallen ihm Antilopen, Büffel und Raubtiere zur Beute. Er legt auch Selbstschüsse, gräbt für größere Tiere Fanggruben und stellt für kleinere Fallen. Wie dem Fischer ist auch ihm jede Beute recht, Mäuse und Ratten verschmäht er durchaus nicht. In der Trockenzeit steckt man einen Teil der Savanne für Jagdzwecke in Brand. Dazu vereinigen sich wohl einige Dörfer, die alles, was nur einen Stock tragen oder einen Stein werfen kann, entsenden. Das in der Steppe verborgene Getier flüchtet vor dem herannahenden Feuer und fällt den Jägern anheim. Hinter dem vorwärts schreitenden Feuer aber liegen zahlreiche Raubvögel der Jagd ob; im emporwirbelnden Rauch erbeuten sie kleinere Vögel und auf dem verkohlten Boden erhaschen sie halbverbrannte Schlangen und Mäuse, die nicht schnell genug vor dem Feuer flüchten konnten.

Die Ewe sind eifrige Handels- und Marktleute. Der bedeutendste Marktplatz ist Lome, wo täglich Markt abgehalten wird, indessen folgen auch hier in einem fünftägigen Turnus auf je zwei große Markttage drei kleinere. Auf den anderen Marktplätzen des Landes vereinigen sich die Besucher nämlich nur jeden fünften Tag, während an den anderen Tagen der Marktverkehr dort ruht. Die Marktplätze liegen zumeist nur einige Stunden voneinander entfernt bei oder zwischen den Dörfern. Im östlichen Bezirk dient die Lagune den Märkten als vielbenutzte Zufuhrstraße, und so haben sich dort an den Ufern der Lagune Marktplätze entwickelt, die von Tausenden von Händlern und Händlerinnen zu Wasser und zu Lande aufgesucht werden. Manche der Märkte dienen besonderen Zwecken, sind z. B. Produktenmärkte, wo die Händler von den aus der Nachbarschaft zusammenströmenden Leuten Palmöl und -kerne aufkaufen; andere wieder dienen vorzüglich dem Umsatz europäischer Einfuhrwaren, noch andere sind speziell Lebensmittelmärkte. Der Kleinhandel liegt zumeist in den Händen der Weiber, die man außer auf den Märkten noch an vielen Stellen begangener Karawanenstraßen antrifft, wo sie den vorüberziehenden Händlern und Trägern Speise und Trank verkaufen. Recht bedeutende Marktplätze im Ewebinnenlande sind ferner Ho, Agome-Palime und Kpandu, von denen leider letzterer, wie später berichtet werden wird, ein Hauptplatz für englische Schmuggelwaren geworden ist.

Wenn wir noch einen Blick auf die zum Verkauf gestellten Waren werfen, so finden wir sämtliche Erzeugnisse der Felder und Gärten: Yams, Maniok, Erdnüsse, Bohnen, Zwiebeln, Bananen, Maiskolben, roten Pfeffer, Ochro, Orangen, Lemonen, Mangos, Ananas, Papayas, daneben zubereitete Speisen und Getränke, getrocknete Fische und geröstete Mäuse, Fleischklöße mit Palmöl oder Fischtunke, Palmwein, Palmöl und -kerne, Brennholz, Töpfe und Kalabassen, Tücher einheimischen und europäischen Ursprungs, von letzterem ferner Glasperlen, Messer, Pomaden, Messingstäbe, Tabak, Schnaps, Pulver, Gewehre und noch viele andere Dinge.

Früher wurde auf den Märkten nur nach Kauris gehandelt, jetzt wird vielfach, an der Küste ganz besonders, europäisches Geld verwendet, englisches und deutsches, von letzterem besonders die 50- und die 5-Pfennigstücke.

Wir wenden uns zu einer kurzen Betrachtung des häuslichen Lebens bei den Ewe. Das Neugeborene wird von der Mutter und den anderen Angehörigen der Familie sorgfältig gehegt und gepflegt. Den Namen erhält es vom Vater nach äußerlichen Merkmalen, gemutmaßten Eigenschaften oder mit Bezug auf andere Personen, Geschehnisse, Daten u. dgl. m. Kleine Knaben werden nach einigen Monaten beschnitten, wenn auch nicht in allen Landschaften. Kleine Mädchen werden bald nach ihrer Geburt, bisweilen schon vorher, versprochen. Die Mütter tragen die Kinder, kleine, drollige und zumeist hübsche Geschöpfe, auf einer Hüfte reitend oder bei der Arbeit in einem Umschlagtuche auf dem Rücken. Sie säugen sie mehrere, bis vier Jahre; während dieser ganzen Zeit findet kein ehelicher Verkehr zwischen den Gatten statt. Die Mädchen folgen der Mutter, der kleinen Knaben nimmt sich bald der Vater an und führt sie nach und nach in die Beschäftigung der Größeren und Erwachsenen ein. Wenn die Mädchen erwachsen sind, werden sie dem angelobten Bräutigam, der häufig schon seit langer Zeit für den Vater der Zukünftigen gearbeitet hat, übergeben. Oft aber hat keine frühzeitige Versprechung stattgefunden oder sie ist rückgängig gemacht worden, dann muß der Freier dem Vater der Auserkorenen einen ausbedungenen Preis bezahlen. Wenn er dann noch eine Aussteuer für den Haushalt und einige Geschenke für die Braut beschafft und eine Hütte gebaut hat, kann die Hochzeit gefeiert werden, die vom Schwiegervater ausgerüstet wird und mit einem größeren oder geringeren Aufwand von Festlichkeiten vor sich geht. Wenn die Frau den berechtigten Anforderungen nicht entspricht oder sich vergeht, kann der Mann die Gattin verkaufen oder gegen Rückgabe des Kaufpreises

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in das Elternhaus zurückschicken. Im allgemeinen ist das Eheleben ein gutes und die Frau, besonders die kindergesegnete — denn dem Neger bedeuten Kinder Wohlstand — wohlangesehen und durchaus nicht die willenlose Sklavin des Mannes. Zumeist hat der Ewemann zwei oder drei Frauen, von denen dann die älteren sich mit ihren Kindern plagen und dem Haushalt nachgehen müssen, die jüngere sich putzt, frisiert und mehr dem Vergnügen lebt. Die Ewemädchen und -frauen betreiben im allgemeinen Körperputz und -pflege in ausgedehntem Maße. Wo nur irgend Wasser zur Verfügung steht, wird gewaschen und gebadet, zumeist mit reichlicher Entwicklung von Seifenschaum, bei festlichen Gelegenheiten wird die Haut geölt, mit wohlriechendem Wasser besprengt und das Haar pomadisiert. Ebenso werden die Kinder reinlich gehalten, und der von der Farm- oder anderer Arbeit heimkehrende Mann wäscht den Körper in gründlicher Weise, ehe er, mit reinen Gewändern angetan, zum Mahl erscheint.

Stirbt der Ewemann, so erhebt sich ein großes Geklage im Dorf. Der Tote wird in seiner Hütte aufgebahrt, wo er auch zumeist, in Matten und Tücher gehüllt, in einem flachen Grabe liegend, zur Ruhe bestattet wird. In einigen Gegenden begräbt man die Toten nicht in den Hütten, sondern außerhalb der Dörfer, an Wegen, auf Plätzen oder irgendwo im Busch. Hingerichtete und Schuldner werden überhaupt nicht beerdigt, sondern an entlegenen Orten ausgesetzt. Die Ewe glauben durchaus an ein Fortleben der Geister der Menschen, sogar an ein solches der Tiere. Aber nicht gleich nach dem Tode gehen die Geister in das Reich der Toten ein, diejenigen Unbeerdigter finden dort überhaupt nicht Aufnahme, sondern irren als weiße Schemen zu nächtlicher Weile im Busch und vor den Dörfern umher, begierig, Lebenden und Abgeschiedenen Schaden zuzufügen. Dem Beerdigten aber gibt man Haumesser und Dolch in das Grab, damit er auf seinem Wege sich gegen böse Geister verteidigen kann; er erhält selbst einige Kauris für den Fährmann Kutsiamen, der ihn ins Totenreich führt. Auch Zeug und Schmuck, Speise und Trank gibt man dem Toten ins Grab oder legt ihm einige Kauris, alte Gebrauchsgegenstände, zerbrochene Ginflaschen und anderes mehr auf dasselbe. Nach der Bestattung findet ein Totenfest statt, das von den Hinterbliebenen veranstaltet werden muß, da ohne dasselbe der Abgeschiedene nicht ins Totenreich eingehen kann.

Wie die Hochzeitsfeste werden auch die Totenfeste mit großen Gin- und Palmweingelagen, Tänzen, Getöse von Trommeln und anderen Musikinstrumenten, sowie dem Abschießen übermäßig geladener Gewehre gefeiert.

Die Hinterbliebenen trauern einige Monate um den Toten, die Frauen um den dahingeschiedenen Gatten ein ganzes Jahr, während welcher Zeit sie viele Regeln und Fastengebote zu erfüllen haben, denn so lange dauert die Reise der Geister ins Totenreich, die oft versuchen, zu ihren Hütten zurückzukehren. Nach dieser Trauerzeit dürfen die Witwen wieder heiraten.

Die Erbverhältnisse sind in verschiedenen Landschaften abweichende, im allgemeinen aber erbt der älteste Sohn die Würden, Rechte, die Frauen und den unbeweglichen Besitz des Vaters, während der älteste Sohn der Schwester den beweglichen Nachlaß, die Sklaven, das Vieh und die Wirtschaftsgegenstände erhält. Oft aber werden die Sklaven mit dem Tode des Herrn frei — die Sklaverei ist übrigens von milder Form, im allgemeinen gehen die Sklaven in dem Haushalt der Herren auf, für den sie,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie die Söhne für ihren Vater, zu arbeiten haben. Der Herr gibt dem Sklaven eine Frau, schon um ihn am Fortlaufen zu hindern, worauf die Gatten einen eigenen Haushalt führen. Gewöhnlich arbeitet der Sklave von nun an nur noch einen Teil der Woche für den Herrn, während ihm der Arbeitserlös aus den anderen Tagen zu eigen verbleibt, so daß Sklaven manchmal zu Wohlstand gelangen.

Öfters werden Schuldner, für welche die Familie aufkommen muß, von dieser als Sklaven verkauft, um so die Schulden zu decken. Auch wiederholter Diebstahl hat manchmal den Verkauf zur Folge. Im allgemeinen wird Diebstahl streng bestraft; wird der Dieb auf der Tat betroffen, so kann der Bestohlene ihn töten. Auf Mord steht Todesstrafe, die von den Mitgliedern der Familie des Getöteten vollzogen wird. So herrscht allgemein Blutrache.

Im allgemeinen gehört der Grund und Boden der Familie, der stellenweise unter keinen Umständen verkauft werden darf. Davon gibt das Familienoberhaupt nach Bedarf den einzelnen Haushaltungen ab, die den benutzten Boden dann wieder zurückerstatten. Durch den Anbau herrenlosen Landes erwirbt der Ewemann das Besitzrecht.

Dem Namen nach ist der Häuptling der Führer und Richter des Dorfes und ist seinerseits dem Oberhäuptling der Landschaft unterstellt, doch wir sagten schon, daß im allgemeinen nicht die Häuptlinge, sondern die Ältesten und Angesehenen, vor allem aber die Fetischleute, die Macht in Händen haben.

Der oberste im Himmel wohnende Gott der Ewe ist Mawu. Er ist der Schöpfer der Erde und der Menschen. Er hat sich aber in die Ferne zurückgezogen und überläßt den Untergöttern die Herrschaft. Seine Hauptarbeit ist, die Körper der Menschen zu bilden. Die Seelen derselben aber lebten schon vorher in der Seelenheimat Amedzowe. Nach dem Tode kehren die Seelen nicht dorthin zurück, sondern gehen in die Totenwelt, die unterhalb der Erde liegt. Später kommen sie in das Diesseits zurück, um als Mensch oder Tier weiterzuleben.

Außer Mawu gibt es noch einige andere Himmelsgötter, dann die große Zahl der auf der Erde wohnenden Untergötter, endlich die persönlichen Schutzgötter, die teils in der Seelenheimat, teils bei den Menschen wohnen. Die gewöhnlich als Fetische bezeichneten Erdengötter vermitteln den Verkehr zwischen den Menschen und dem fernen Himmelsgott. Sie können Trockenheit, Stürme, Krankheiten und Tod verursachen. Die persönlichen Schutzgötter verfügen über Glück und Unglück der Menschen. Um die Gunst der Götter zu erwerben, bedarf der Ewemann der Vermittlung der Priester, die ihm denn auch von diesen gegen Bezahlung und Opfergaben zuteil wird. Diese Opfergaben sind Hühner, Ziegen und Schafe, aber auch gefüllte Ginflaschen, Kauris, Yams und andere Feldfrüchte. Die überall an den Wegen, vor und in den Dörfern, in den Hütten angebrachten rohen menschlichen Darstellungen sind als Symbole der betreffenden Gottheiten aufzufassen und als die Stellen, wo man die Verehrung darbringt und ein Opfer niederlegt. So findet man dort oft kleine Gaben, einige Kauris, leere Kalabassen und Ginflaschen, Federn und andere Dinge. Solche Dinge sind aber auch oft Opfergaben für die Verstorbenen, deren Geister herbeigerufen werden, um Auskunft zu geben, vor Krankheit zu bewahren oder den Beter zu sich zu holen. Vor den Dörfern sieht man häufig solche aus Lehm

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geformte gröbliche menschliche Darstellungen mit einem großen Stock in der Hand; das sind die Symbole der Dorfgötter, welche die bösen Geister der Verstorbenen abhalten sollen, in das Dorf zurückzukehren und dort Schaden zu stiften.

Die Fetischpriester aber vermitteln den Verkehr der hilfesuchenden Menschen mit diesen vielen und mächtigen Fetischen, und so ist der Ewemann während seines ganzen Lebens, ja schon vor seiner Geburt und noch nach dem Tode, nämlich bis zum schließlichen Eingang des Geistes in die Welt der Toten, in die Hand seiner Fetischpriester gegeben *).

Neben dem Glauben an die Gottheiten beherrscht der an die Zauberkraft der Menschen alle Gemüter im Ewelande. Viele Männer und Frauen besitzen irgendwelche Zaubermittel, die gegen die Einflüsse böser Geister, Götter und Menschen, Krankheit oder Verhexung gebraucht werden. Solche, die über viele oder sehr wirksame Zaubermittel verfügen, betreiben die Zauberei gewerbsmäßig, gelten dann auch als Arzt und Medizinmann. Der Jäger z. B. braucht den Zauberer, damit er ihm gegen die Geister der Tiere helfe, die ihn zu beunruhigen und zu blenden versuchen. Deswegen behängt er sich und sein Gewehr mit allerlei ihm von jenem übergebenen oder angeratenen Gegenständen und Amuletten. Zähne, Krallen, Federn und Haarbüschel erlegter Tiere sind besonders wirksam. Außer solcher nicht gerade verhängnisvollen Zauberei betreibt man die gefährlichere, angeblich die Wahrheit herauszufinden, wodurch die Zauberer im Rechtsleben eine bedeutende Rolle spielen. In manchen Gegenden glaubt man kaum an den natürlichen Tod, sondern schreibt den Todesfall einer Verhexung durch einen bekannten oder unbekannten Feind zu. Um im letzteren Falle nun den Schuldigen herauszufinden, wendet man sich an den Zauberer, unter dessen Führung etwa die Bahrenprobe vorgenommen wird. Dabei wird der Tote im Dorf herumgetragen und gibt dann selbst

Fetischmädchen von Anecho.

*) In einigen Gegenden des Ewelandes nimmt übrigens der Fetischkult andere Formen an, so ist in den östlichen Landschaften deutlich eine Hinneigung zu dem in Dahomey verbreiteten Schlangenkult zu erkennen. In Gridji und Abanakwe findet man bereits der Schlange als Hauptfetisch zu Ehren errichtete Tempel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch Klopfen oder Bewegungen den Schuldigen oder dessen Haus an. Sache der Angeschuldigten ist es, ihre Unschuld zu beweisen. Dies geschieht durch ein Gottesurteil, welches der Zauberer veranlaßt, und dem sich der Ewemann willig unterwirft. So muß der Angeschuldigte z. B. einen Gegenstand aus einer Schüssel mit siedendem Palmöl mit bloßer Hand herausnehmen und darf sich dabei doch nicht verletzen, wenn er seine Schuldlosigkeit beweisen will.

Eines der verwerflichsten Mittel aber, deren sich die Zauberer bedienen, ist die Reichung des Gifttrunks. Stirbt der Angeklagte nach dem Genuß desselben, so ist damit seine Schuld erwiesen. Es ist selbstverständlich, daß bei diesen Proben der Zauberer von der einen oder der anderen Partei beeinflußt und bestochen ist. Wenn er dann dem Angeklagten einen harmlosen Trunk reicht, so ist mit dem ausbleibenden Erfolg die Falschheit der Beschuldigung gekennzeichnet.

Es ist nach dem eben Berichteten verständlich, daß es auch Zauberer gibt, die bewußt mit Gift gegen ihnen oder anderen mißliebig gewordene Menschen vorgehen oder sonst zu schaden suchen. Diese sind natürlich sehr gefürchtet.

Zauberer sind auch die Akka- und Afaleute des Lomebezirks. Erstere wenden die schon erwähnte Giftprobe an oder sie träufeln dem Angeklagten eine Flüssigkeit in die Augen oder blasen ihm ein Pulver hinein. Gesteht dann der Beschuldigte unter dem Einfluß des Schmerzes, so wäscht ihm der Akamann das Gift heraus, andernfalls verliert der Unglückliche oft das Augenlicht. Bei anderen Proben sollen Schmerzensäußerungen oder Zuckungen die Beweise für Schuld oder Unschuld sein. Natürlich bestimmt auch hier die Gunst oder Mißgunst des von einer der Parteien bestochenen Akamannes den Ausgang der Probe.

Harmloser ist die Tätigkeit der Afaleute, die den Fragenden einen Blick in die Zukunft gewähren und den Ausgang irgendwelcher Unternehmungen vorhersagen. Diese Leute sagen wahr aus Figuren, die sie mit einem Stock mehr oder weniger unwillkürlich in den Sand zeichnen, oder aus der Gruppierung, welche eine Handvoll in die Höhe geworfener Kerne oder Nüsse beim Niederfallen auf den Boden darbieten. Häufig sind die Häuptlinge oder ihre Angehörigen Mitglieder dieser Zunft.

Wir haben endlich des Jewegeheimbundes Erwähnung zu tun. Die Anhänger dieses dem Jewefetisch geweihten Bundes zeichnen sich weniger durch eine positive Lehre aus als durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie gegen alle Nichtmitglieder vorgehen. Der Orden gewährt seinen Angehörigen das zügellosesteLeben, er ist eine Freistätte der Schuldner, die ihren Gläubigern, der Diebe und Mörder, welche den Bestrafungen entgehen wollen. Der Jewebund schützt seine Mitglieder unter allen Umständen und rächt jede Beleidigung in schwerster Weise.

Aus Furcht vor dem Bunde laufen ihm viele Mitglieder zu, anderseits ist man beim Einfang solcher wenig skrupulös. Töchter entlaufen den Eltern und Frauen den Gatten, um Mitglieder des Bundes zu werden. Der Jewedienst arbeitet mit allen, selbst den verbrecherischsten Mitteln, mit Zügellosigkeit, künstlicher Raserei der Weiber, mit Diebstahl, Mord und Brandstiftung. Die Häuptlinge unterstützen zumeist die Bestrebungen des Ordens, ebenso die Fetischleute und Zauberer, einmal aus Furcht und dann, weil sie sich selbst dabei am besten stehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

IV. Mitteltogo. Landschaften und Leute.

a) Die westlichen Landschaften.

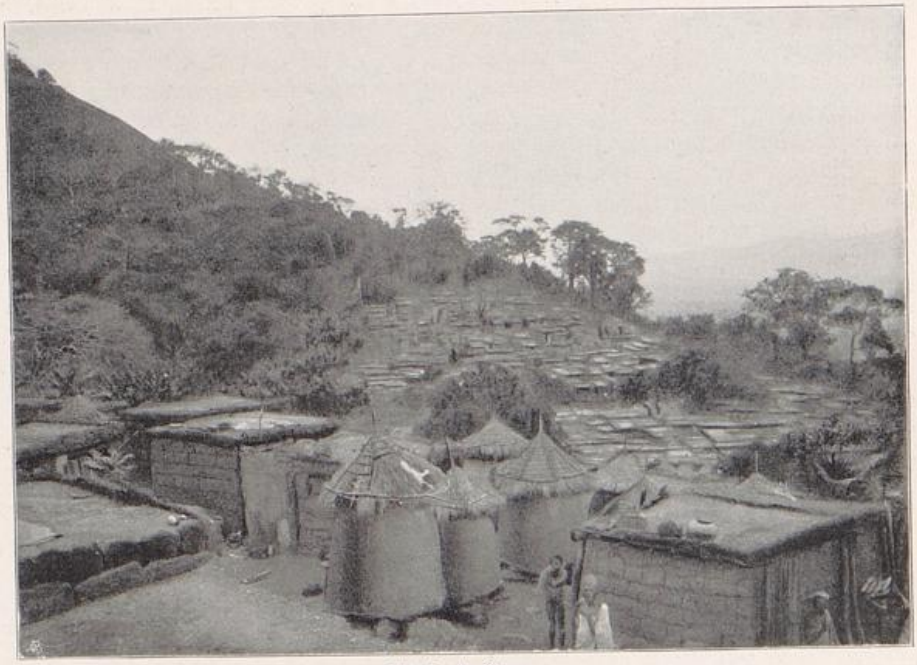
Mit Kpandu und Lavanjo verlassen wir das Ewesprachgebiet, und mit Überschreitung der 400 bis 500 m hohen Lavanjoberge befinden wir uns im Gebiet der Guanvölker. Guan ist eine dem Tschi, der Sprache der Aschanti, verwandte Sprache. Den Volta entlang wird Guan in den Landschaften Kunja, Kratschi und Ntschumuru gesprochen, d. h. in der südlichsten Landschaft Kunja spricht man den Kjerepondialekt. Außer Guan wird aber in diesen Landschaften noch als Verkehrs- und Handelssprache Haussa und Tschi gesprochen, letzteres eine Folge davon, daß bis zum Jahr 1874 diese Gebiete dem Aschantikönig unterstellt waren.

Die Dörfer der Kunjalandschaft sind schon äußerlich von den Ewedörfern verschieden. Charakteristisch für sie sind die großen, runden, aus Lehm gebauten und mit einem Palmblätterdach gedeckten Kornspeicher. Die Hütten sind viereckig, nähern sich aber mehr der quadratischen Form und sind zu Gehöften zusammengestellt. Die Bevölkerung baut vornehmlich Reis und Yams, verwendet auch im Haushalt Palmöl und gibt sich reichlichem Palmweingenuß hin; jedoch gehen Palmöl und Palmkerne von hier aus nicht mehr zur Küste. Viehzucht wird ähnlich wie bei den Ewe nur in minderwertiger Weise betrieben. Dagegen ist die Tätigkeit der Kunjaleute als Kanubauer erwähnenswert. Sie stellen die Einbäume mit ihren primitiven Werkzeugen aus den großen und geraden Stämmen des Seidenbaumwollbaumes her. Die Bevölkerung erscheint weniger gutmütig als die Ewe, sie ist scheu und mißtrauisch und steht, wie auch der Oberhäuptling, ganz unter dem Einfluß des Fetischpriesters des Sia zu Wurupon, der zugleich Häuptling des Ortes ist. Wurupon selbst liegt hart an das Gebirge gelehnt, unfern davon ist ein schöner Wald, der Sitz des Obergottes Sia. Sia fordert grausame Opfer, denn bei den großen Festen müssen ihm die Trinkopfer aus Menschenschädeln dargebracht werden. So tragen auch die großen Fetischtrommeln Menschenschädel als Schmuck. Auch andere menschliche Körperteile werden dem Sia geopfert, für welchen Aberglauben schon mancher Fremde und Sklave sein Leben hat hingeben müssen. Daneben nimmt Sia auch Tieropfer, solche von Schafen und Ziegen an. Wie Mawu hat auch Sia seine Untergötter, unter anderen den Fetisch Kombi, der besonders gegen Giftmischer angerufen wird und über das Geschick der Familien Auskunft gibt. Ihm werden die Unterkiefer der getöteten Feinde als Opfer dargebracht.

Nördlich und östlich stößt Kunja an die Landschaft Buem, wo wiederum eine eigene Sprache, nämlich Lefana gesprochen wird. Buem ist ein zum größten Teil mit prächtigem Hochwald bedecktes Gebirgsland, das manche interessante und großartige Szenerien birgt. Die Buemdörfer überraschen durch ihre Anlage und die Bauart der Häuser. Man findet da z. B. in Borada, der Residenz des Königs, eine breite und gerade Dorfstraße mit Schattenbäumen, Ruhebänken und selbst seitlichen Abzugsgräben. Offenbar ist diese Dorfanlage eine Nachahmung der Niederlassungen der Goldküste, wie auch viele Häuser in Borada durchaus die Bauart zeigen, welche die Küstenneger bevorzugen, nämlich Lehmhäuser mit nach allen vier Seiten abfallenden Pyramidendächern, mit rechteckigen Tür- und selbst Fensteröffnungen. Da-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neben aber sieht man die der Landschaft ursprünglichen Lehmkastenhäuser. Das sind aus gewaltigen Lehmmauern ohne inneres Holzgerüst errichtete viereckige Häuser mit einem auf besonderen Holzpfeilern ruhenden, flachen, fußdicken, aus gestampftem Lehm hergestellten Dach. Man betritt das Haus durch einen merkwürdigen viereckigen Türvorbau und gelangt von dort in eine Reihe geräumiger, fensterloser viereckiger Räume, die mit ihren rauchgeschwärzten Pfeilern und geraden Wand- und Deckflächen einen in der



Akpafu in Buem.

Tat sehr überraschenden Eindruck machen. Die Zimmer sind um einen mittleren freien Raum gelagert, der die Stelle eines Hofes vertritt, denn einen solchen besitzen diese Häuser überhaupt nicht. Die eigentlichen Buemdörfer lassen den Wohlstand ihrer Bewohner nicht verkennen, ganz im Gegensatz zu den oft dürftigen Verhältnissen, in denen die anderen Bewohner der Landschaft leben. Buem ist nämlich mit seinen tief eingebetteten Tälern und schroffen Gebirgshöhen die Zufluchtstätte mehrerer versprengter Volkstämme geworden, die sowohl aus dem deutschen Togogebiet, wie aus Dahomey und dem englischen Gebiet stammen.

So gibt es denn in Buem außer der Landessprache Lefana noch wenigstens vier oder fünf andere Sprachen, die allerdings manchmal nur in einigen Dörfern verstanden werden. Unter diesen verworrenen Sprachverhältnissen bedient sich daher der schwarze Reisende am besten des Tschi, das fast überall verstanden wird, oder in einigen Gebieten auch der Ewesprache. Trotz dieser verschiedenartigen Elemente herrschte im Buemlande eine musterhafte Ordnung, die allerdings nur durch die starke Hand des alten Akpanja in Borada möglich war. Zu den erwähnten versprengten Volksstämmen gehört auch die Bevölkerung des Felsennestes Baika, welche mit den Bewohnern von noch drei anderen Dörfern eine eigene Sprache spricht. Baika liegt auf einem hohen, auf allen Seiten abschüssigen Gipfel. Die Häuser sind überall, wo sich nur eine Stelle hat finden lassen, dem Felsen angeklebt. Um von einem Haus zu einem anderen zu gelangen — die Häuser haben die flachdachige Lehmkastenform — muß man, da jedes eine andere Höhenlage hat, große Umwege machen, über Felsblöcke und Dächer klettern. Einige sind so dicht an die Abhänge gebaut, daß man meint,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie müßten jeden Augenblick abstürzen. Dazwischen finden sich runde, dicke Türmchen, die fast wie Bastionen aussehen, mit Lehm- oder Graskappen. Das sind die Vorratskammern der Leute, die allerdings auf ihrem kahlen, sonnendurchglühten und oft sturmgepeitschten Gipfel in großer Dürftigkeit leben.

Andere versprengte Stammesreste mit eigenen Sprachen findet man in Likpe, und in Akpafu, sowie in Santrokofi. Auch die Santrokofisprache wird nur in drei Dörfchen von zusammen einigen hundert Leuten gesprochen.

Sehr interessant ist diese Gegend durch die dort betriebene Eisengewinnung. Das Quarzitgebirge führt hier nämlich Roteisenstein. Das Erz ist nicht rein, sondern mit Laterit und Brauneisenstein gemengt und von Quarzadern durchzogen. Die erforderliche Kohle erhält man in zugedeckten Erdlöchern oder Meilern von 3 bis 4 m Durchmesser und 1 m Höhe. Die etwa 2 m hohen runden Hochöfen sind den unseren nicht unähnlich. Sie haben eine Arbeitsöffnung am Boden und, wenn diese beim Betriebe geschlossen ist, zwei andere Öffnungen für die Schlacke und Windform. Die Beschickung geschieht mit glühender Holzkohle, schwarzer Holzkohle und zerschlagenem Eisenstein von Nußgröße. Der Ofen wird durch einen Blasebalg in Brand gesetzt. Mit siebzehnstündigem Betrieb erhält man eine Luppe von 4 bis 5 kg. Bis vor einiger Zeit hat diese Gegend das Roheisen für das südliche Togoland geliefert, jetzt liegen die Öfen in Santrokofi in Trümmern, und in den anderen Dörfern sind nur noch einige davon in Brand. Wohl aber hat sich das Schmiedegewerbe erhalten und wird auch noch mit dem ursprünglichen Werkzeug betrieben. Der Amboß ist ein großer Stein, als Hammer dient eine Eisenkeule, daneben verwendet der Schmied Klopfeisen, Zangen und den Blasebalg. Letzterer besteht aus zwei Zylindern von Schaf- oder Ziegenfell, die in zwei Bambusröhren ausmünden, und ruht auf einem Holzgestell. In Bewegung gesetzt wird der Blasebalg durch den mit beiden Händen arbeitenden Gehilfen. (Hupfeld.)*)

Eine kleine, von Buem in nicht sehr fester Weise abhängige Landschaft mit eigener Sprache ist Tapa. Tapa reicht nördlich bis an den Asuokoko,

Die Heidenstadt Akpafu.

westlich ist es vom Volta begrenzt. An den Ufern des ersteren Flusses werden Kanus gebaut. Die zum Bau erforderlichen Seidenbaumwollbäume werden vom Fällungsort auf durch den Wald geschlagenen Schneisen zum Ufer geschleppt. Am Volta dagegen geht hier die Kanuindustrie durch die seltener

*) Eine interessante Beschreibung der Eisengewinnung und der Schmiedearbeit dieser Gegenden hat schon der Negermissionar P. Hall im Jahre 1887 gegeben (Mitt. d. Geogr. Ges. für Thüringen Bd. VIII).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewordenen passenden Bäume zurück. In Tapa befindet sich ein kleiner Bestand von einigen hundert Kolabäumen, von denen eine Anzahl fruchttragend ist und jährlich etwa zwölf bis zwanzig Trägerlasten Kolanüsse liefert. Es ist wahrscheinlich, wie auch ein Bericht der Eingeborenen sagt, daß diese Tapakolabäume aus Aschanti stammen. Eine Kultur derselben betreiben die Eingeborenen eigentlich nicht, höchstens daß sie junge Pflänzchen, die unter den älteren Bäumen hervorgesproßt sind, versetzen. Es sind nicht die zwölf bis zwanzig Lasten Kolanüsse an sich, die im Vergleich zum Verbrauch eine nicht erwähnenswerte minimale Quantität darstellen, die uns die Landschaft Tapa wichtig machen, als vielmehr der dadurch beigebrachte Beweis, daß im Land ein Anbau der wertvollen Kolabäume von Erfolg sein könnte. Für den Weitervertrieb werden die aus den Fruchtschalen genommenen etwa kastaniengroßen Samen möglichst kühl gehalten und dann, von der Samenhaut befreit, in Tragkörbe verpackt, die innen mit feuchten Blättern ausgeschlagen sind. In dieser Verpackung werden die Nüsse weit in die Sudanländer transportiert. Alle paar Tage werden sie untersucht und die verdorbenen entfernt. Die Packblätter — es sind Blätter von Thaumatococcus Danielli — führen die Händler ebenfalls mit sich, da diese Pflanze sich nicht in der Steppe findet.

Der Asuokoko, der bei Akroso in den hier 400 bis 500 m breiten Volta mündet, hat in der Regenzeit 40 bis 50 m Breite und ist dann in seinem Unterlauf schiffbar. In der Trockenzeit hat der Fluß nur seichtes Wasser, das sich mühsam durch die Felsen hindurcharbeitet. In der Regenzeit wird der Fluß auf Fähren passiert, es verläuft hier nämlich, in südlicher Richtung Tapa und Kunja durchschneidend, eine wichtige Viehkarawanenstraße, die, aus dem viehreichen Hinterlande über Dutukpene herleitend, den Vorzug hat völlig eben zu sein. Überhaupt passiert aller Verkehr, der Kete-Kratschi liegen läßt, diese Straße. Deshalb hat auch der kluge Hauffahäuptling Abu Karimo an ihr, nämlich in Kwamikrum am Konsu, eine große Niederlassung gegründet, wo die Reisenden Lebensmittel, Stoffe, Salz und auch ein Unterkommen finden.

In dem noch zu Tapa gehörigen Komfokokrum stößt man, von Süden kommend, zum ersten Male auf einen Altar des großen Odentesetischs, dessen Priesterin Koko hier ihren Sitz hat.

Mit dem Überschreiten des Asuokoko gelangt man in die Landschaft Apai, die schon zu Kratschi gehört. Früher freilich unterstand die Landschaft dem Häuptling des rechtsvoltaischen Kodiabe, von wo auch wahrscheinlich die Apaileute stammen, wie sie auch die Tschisprache sprechen. Die Landschaft erstreckt sich bis über den Oti. In den Apaidörfern findet man schon runde Hütten, wie sie im weiteren nördlichen Lande gebräuchlich sind.

Die Bewohner sind Farmer, Viehzüchter, Jäger, Fischer und Handwerker. In Apaso am Volta, dem größten Apaidorf, sieht man viele und große Schafe, die bedeutend von der minderwertigen Rasse des Vorlandes abweichen. Die Fischer legen des Nachts Feuerbrände auf die Felsen der Stromschnellen des Oti, wodurch die Fische angelockt und dann gespeert werden. Man betäubt auch die Fische mit dem in den Fluß geschütteten Saft einer Wolfsmilchart, wodurch die Tiere betäubt werden, auf die Oberfläche kommen und eingesammelt werden können. In Apaso betreibt man Kanuindustrie, man fertigt aber auch Schnitzwaren, so die großen Trommeln und die manchmal schön verzierten landesüblichen Stühle. Aus der Rinde eines Baumes erhält man durch Klopfen Rindentuch, das zu Schamtüchern Verwendung findet. Apaso ist wieder für die voltaaufwärts kommenden englischen Händler ein günstiger Stapelplatz, während Otisu den Fährverkehr über den hier in der Regenzeit 170 m breiten Oti für die zahlreichen Karawanen vermittelt. Ein Teil des Fährgeldes fließt dem Oberhäuptling von Kratschi zu.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kratschilandschaft füllt die etwa 150 m hoch gelegene Niederung zwischen Volta und Oti und wird nördlich begrenzt von Tschumuru. Die Bevölkerung spricht Guan, doch auch Tschi, denn auch dieses Land fiel früher in die Machtsphäre des Aschantireiches. Mit den Ewe verglichen, sind die Kratschileute kleiner und schlanker, aber doch sehnig und kräftig. Sie tragen keine Stammesmerkmale, wohl aber, besonders die Frauen, verschiedenartige Tätowierungen, wie sie auch die dreieckige Lücke zwischen den Oberzähnen ausfeilen oder mehrere Schneidezähne spitz feilen. Große Umschlagetücher tragen nur die Wohlhabenden, oft beschränkt man sich auf die Schamtücher, zu den die Weiber noch kurze Hüfttücher tragen. Der Körperschmuck besteht wie bei den Ewe aus Perlen, Kauris und Metallringen. Die Hütten sind von runder Form aus Lehm gebaut und tragen ein spitzes, kegelförmiges Dach, dessen Spitze meist mit einem umgestülpten Topf gekrönt ist. Die zusammengehörigen Hütten bilden keine abgeschlossenen Gehöfte, sondern sind um einen kleinen Platz angeordnet, auf den die Türöffnungen weisen. Diese werden auch hier mit einer Matte geschlossen. Die Kratschileute sind vor allem Ackerbauer, müssen sie doch nicht nur für sich, sondern auch für die Handelstadt Kete und die zahlreichen Karawanen Produkte herbeischaffen. So findet man ausgedehnte und gut bearbeitete Felder von Mais, Yams und Maniok, aber auch Hirse und Reis, ferner Erdnüsse und Bohnen, Bataten, Bananen, Zwiebeln, roten Pfeffer und anderes, selbst Baumwolle und Tabak, letztere beide freilich nur für den eigenen Gebrauch. Die Bevölkerung wohnt zum Teil auf den Farmen, so daß die Dörfer fast leer erscheinen, und verwendet vielfach fremde Arbeiter, d. h. Sklaven, die zumeist aus Grussi, Mossi, Kabure und Bassari stammen. Das Verhältnis der Sklaven ist durchaus ähnlich wie bei den Ewe, so daß man ihr Los kaum ein beschwerliches nennen kann. Manche derselben kommen so zu Wohlstand, daß sie sich selbst wieder Sklaven halten können. Es laufen zwar auch öfters welche fort, das ist dann aber zumeist arbeitscheues und verbrecherisches Gesindel.

Die Viehzucht der Kratschileute steht auch nicht höher als die der Ewe; Pferde und Esel werden gar nicht, Rindvieh wird nur in geringer Anzahl gezüchtet. Die Tsetsefliege kommt in der Voltaniederung hier überall vor.

Im übrigen findet man bei ihnen Jäger und Fischer, wie auch einige Gewerbe für den Hausbedarf betrieben werden. Für die Sitten und Gebräuche können wir in vielfacher Beziehung auf die Ewe verweisen.

Viel mächtiger aber als irgendwo im Togolande herrschte bis vor kurzer Zeit der Fetisch in Kratschi. Zahlreich sind an dem Wege von Kratschi nach Kete die Gräber der in der Giftprobe Gemordeten, die Opfer des allmächtigen Fetischpriesters Bosumfo, bis dieser endlich seines verbrecherischen Treibens wegen von der Togohinterlandexpedition vor Gericht geladen und standrechtlich erschossen wurde. Aus der Öffentlichkeit wenigstens dürften jetzt derartige üble Fetischgebräuche geschwunden sein.

Der heilige Hain bei dem hart am Volta auf Felsen gelegenen, nur etwa dreihundert Hütten zählenden Dorfe Kratschi ist der Sitz des Odente, dessen Kult auf dem linken Ufer des Volta vom Daka bis über den Asuokoko, auf dem rechten aber bis an die Goldküste reicht. Wie die Missionare berichten, stammt der Odentekult höchst wahrscheinlich von der Goldküste und zwar aus dem in der Landschaft Akwapim gelegenen Dorfe Date, von wo der Götze Konkom auf Veranlassung der Wahrsagerin Koko nach Kratschi gekommen sei und dort als Odente seinen Wohnort genommen habe. Der Fetischhain von Kratschi birgt zahlreiche große Paviane und andere Affen, die auch für heilig gehalten werden und unverletzlich sind. Es ist sehr merkwürdig zu sehen, wie um die Mittagszeit die Tiere sich zahlreich im Dorfe einfinden, um dort ihre Mahlzeit einzunehmen. Überall nämlich haben

die Eingeborenen dann auf den Plätzen und bei den Hütten Gefäße mit gekochten Yams aufgestellt, um welche sich die Affenfamilien gruppieren. Im Dorfe selbst hält man nur Schafe und Hunde, denn Odente haßt Ziegen, Pferde und Esel. Die Kratschileute dürfen auch kein Ziegenfleisch essen, und Pferde und Esel dürfen den Ort überhaupt nicht passieren. Da nun über Kratschi ein lebhafter Viehtransport stattfindet, ist für diesen ein den Ort umgehender, zur Voltafähre führender Weg angelegt worden. Odente will Opfer, er fordert Hühner, Schafe, Stiere, auch Menschen. Und die Kratschileute erfüllen willig seine Forderungen. So wurde manche Karawane unter dem Vorgeben, Odente beleidigt zu haben, überfallen, die Männer getötet, die Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht. Im übrigen ist die Tätigkeit der Fetischpriester ganz ähnlich wie bei den Ewe, und die Feste des Odente entsprechen denen des Jewebundes, es sind wüste Gelage, bei denen die Tänzerinnen der obersten Wahrsagerin Koko, die Kokofrauen, mit Tanz und Gesang mitwirken.

In allen Orten des vorhin bezeichneten Verbreitungsbezirks des Odentekults findet man dem Fetisch errichtete Altäre, d. h. etwa 2 m hohe Erdhügel, zu denen einige Stufen hinaufführen. Auf der Spitze des Hügels ist eine Schale niedergelegt für die Opferungen von Gin und Rum, der Hügel selbst ist besprengt mit weißer Farbe und dem Blut der Opfertiere, auch Federn sind darauf geklebt und Knochen und Hörner dabei niedergelegt. Über dem Altar ist ein Schutzdach angebracht. Wenn ein solcher Opferaltar, etwa auf Geheiß des Fetischs, aufgestellt werden soll, holen sich die Leute vom Oberpriester in Kratschi geweihte Erde, vermengen diese mit dem Blute der Opfertiere — erwiesenermaßen auch von Menschen — und errichten darüber den Erdhügel.

Nur eine halbe Stunde Weges trennt die König- und Fetischstadt Kratschi von der großen Handelstadt Kete. Diese enthält etwa das Zehnfache an Hütten, dreitausend. Kete war schon früher ein lebhafter Handelsmittelpunkt, doch erlangte es seine größte Blüte durch den Zuzug der Salagaleute nach der Zerstörung dieser Stadt im Jahre 1892.

In den Thronstreitigkeiten zwischen Karbaki und Mamma in Salaga war der Dagombakönig dem ersteren zu Hilfe geeilt, die Stadt war zerstört, die Bewohner waren geflüchtet. Ein Teil dieser Flüchtlinge war mit Lempo, dem Sohne des verschollenen Mamma, nach Kete gekommen und hatte sich dort angesiedelt. Lempo ist dann von den Deutschen unter dem Namen Suleimana als rechtmäßiger Sultan von Salaga mit dem Sitze in Kete anerkannt worden. 1897 hat sich Karbaki, der sich als Sultan Issafa nannte, in Salaga vergiftet, und 1899 ist bei der Aufteilung des neutralen Gebietes Salaga den Engländern zugefallen. Schon vorher hatten die Engländer durch allerlei Schikanen versucht, den durch den Zuzug der Salagahändler aufgeblühten Handel Ketes lahm zu legen und die Salagaleute auf das rechte Voltaufer hinüberzuziehen. Seitdem nun Salaga wieder aufgebaut ist und die englischen Schikanen fortbestehen, ist ein Teil der früher zugezogenen Händler wieder nach Salaga zurückgekehrt, und es ist sehr zu befürchten, daß Kete noch mehr zurückgehen wird, wenn nicht noch eine Änderung in der politischen Abmachung mit den Engländern erzielt wird, besonders die Schiffahrt auf dem Volta freigegeben wird.

Immerhin ist Kete noch heute eine bedeutende Handelstadt. An der durch Stromschnellen bedingten Grenze der Schiffbarkeit des Volta gelegen, ist es der gegebene Eingangspunkt für das Togomittel- und Hinterland.

Die Stadt ist nur von Haussa und anderen mohammedanischen Fremden bewohnt. Die ansässige Haussabevölkerung bewohnt das Zentrum, die Fremden leben in getrennten Kolonien an der Peripherie. Auf dem Marktplatz befinden sich die viereckigen, aus Matten errichteten Verkaufsbuden, im übrigen enthält die Stadt eine Menge kleiner und winkliger Straßen, die durch die Mattenzäune der Gehöfte begrenzt werden. Innerhalb derselben liegen die zumeist runden Hütten. Aber es finden sich auch größere viereckige Giebelhäuser. Die Stadt ist von großer Schmutzigkeit. Hyänen, Schakale und Kappengeier sorgen allein für die Reinigung. Der Volta ist zwanzig Minuten entfernt, aber auch sein Wasser ist sehr schmutzig, und so ist es erklärlich, daß Kete ein ungesunder Ort ist, um so mehr, als die aus dem Innern kommenden Karawanen immer neue Krankheitsstoffe, vor allem Pocken und Aussatz, einschleppen. In Kete tritt dem von der Küste kommenden Reisenden der Islam zum ersten Male in geschlossener Weise entgegen, und zahlreich sieht er besonders des Freitags die Gläubigen in die Moscheen ziehen. Es sind dies Lehmgebäude mit flachen Dächern, im Innern mit einem Haupt- und zwei Seitenschiffen.

Die Menge und die Verschiedenartigkeit der auf dem Markt in den Verkaufsbuden gehandelten Gegenstände ist erstaunlich. Hier findet man fertige Haussagewänder, einheimische und europäische Stoffe, gemusterte Tücher in Taschentuchform, die als Kopf- und Umschlagtücher dienen, Weiß-, Blau- und Rotgarn, Haussawaffen, Schwerter und Messer mit Lederscheiden, von anderen Produkten der von den Haussa eifrig betriebenen Lederindustrie Sandalen, Schuhe, Reiterstiefel, Satteltaschen, Zäume und Zügel, einheimische Flechtwaren, Tragkörbe für Esel, Schmucksachen wie Arm-, Bein- und Fingerringe, allerlei Gebrauchsgegenstände, Landesprodukte wie Kautschuk, Felle, Straußenfedern, selbst lebende Strauße, Elefantenzähne und Goldstaub. Von europäischen eingeführten Waren sieht man Messingstangen und Schalen, Salz, Pulver und Steinschloßgewehr, Gin und Rum, Seifen und Parfümerien und verschiedenes andere.

Auf der Mitte des Platzes ist der Lebensmittelmarkt. Da sitzen die schwarzen Marktweiber hinter den auf Matten ausgebreiteten Waren, jegliche Art von Gemüse und Früchten und zubereitete Speisen anbietend, wie Hirsesuppe, Kuchen von Erdnüssen, Bohnen, Hirse mit Schibutter oder Palmöl gebacken und rotem Pfeffer gewürzt; da gibt es ferner Brennholz, einheimischen und fremden Tabak, einheimische Seifen- und Indigokugeln, Zucker, Kolanüsse und vieles andere. Auch ein großer Fleischmarkt ist vorhanden, betreiben doch die Haussa die Schlächterei als Spezialgewerbe und erfordert doch der tägliche Verbrauch für Kete allein zehn bis fünfzehn Rinder. Auch die Fleischwaren stehen zum Teil schon zubereitet zu Verkauf. Bedeutend ist der Viehmarkt. Da werden kleinere Rinder aus Sugu und Borgu, größere und graue Buckelrinder aus Mossi gehandelt, ferner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hochbeinige Salagaschafe, zottige Landschafe mit Halsklunkern, sowie Ziegen, auch Pferde und Esel. In verdeckter Form wird auch wohl Sklavenhandel betrieben. Außer dem Marktverkehr dient der Marktplatz und die angrenzenden Straßen eifrig betriebenem Handwerk, da arbeiten Schuster und Schneider, Flechter und Weber, gehen die Barbiere ihrem Gewerbe und auch die Bettler dem ihrigen nach. Früher fand der Handel nur mit Kauris statt und fiel den von der englischen Küste stammenden schwarzen Händlern zu, die hier große Salzlager eingerichtet hatten. Das war auch die Zeit, als die Sklaven des Fetischpriesters von Kratschi den Handelsleuten auf dem Marktplatz willkürliche Abgaben abforderten. Jetzt wird zum größeren Teil mit Geld gehandelt, englischem und deutschem, und es finden sich auch Händler von der deutschen Küste dazu ein. Die Marktabgaben aber sind eingestellt. In Kete treffen — wie nun auch wieder in Salaga — die Händler der Küste mit den aus dem Inland herziehenden Karawanen zusammen, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß diese Karawanen nicht auch bis zur Küste kommen. So finden wir in Kete neben den Haussa besonders Leute aus den Temuländern, die sogenannten Kotokoli, aber auch Leute von Dagomba, Grussi, Mossi und noch weiteren Gebieten des Hinterlandes. In der Regenzeit wird es in Kete stiller, da dann die Karawanen in die Heimat zurückgekehrt sind, um dort Vieh und die anderen Landesprodukte und Erzeugnisse für die Handelsreise der nächsten Trockenzeit aufzusammeln. Vornehmlich nehmen diese Karawanen — außer mancherlei europäischen Waren — Kolanüsse und Salz zurück in die Heimat. Da die Kolanüsse aus dem rechtsvoltaischen englischen Gebiet stammen, das Salz auf dem englischen Volta heraufgebracht wird, die Engländer aber die Landung auf dem deutschen Ufer mit einem hohen Fährzoll (5 Schilling für je 50 Pfund) belegt oder neuerdings ganz verboten haben, so ist ersichtlich, wie sehr der Ketehandel geschädigt ist. So fließt auch ein großer Teil des in Kete verhandelten Kautschuks in das englische Gebiet ab, und viele aus dem deutschen Hinterlande stammende Viehkarawanen übersetzen in Kete oder Bagjamse den Volta, weil sie einerseits an der deutschen Küste kein Absatzgebiet für das Vieh finden, anderseits Kolanüsse und Salz holen wollen.

In Kete ist die Hauptniederlassung der Haussa im Togolande. Es mögen dort an achttausend wohnen. Wir finden ihre Niederlassungen aber auch in anderen Handels- und Verkehrsplätzen und begegnen ihren Karawanen auf allen Straßen. Die Haussa heben sich in jeder Beziehung vorteilhaft von der einheimischen Bevölkerung ab. Sie sind zwar auch schwarz oder braun und auch Neger und haben dennoch kaum etwas Negerhaftes. Es sind hohe und schlanke Gestalten mit schmalen Füßen und Händen und intelligenten, scharfen, wenn auch nicht hübschen Gesichtszügen. Auch die Frauen sind von höherem und besserem Wuchs als die einheimischen Negerfrauen. Wo man sie auch trifft, man kennt sie sofort an ihrer durchaus einheitlichen Kleidung. Die Männer tragen Sandalen, weiße, weite Pluderhosen, sowie eine weiße Tobe, die Wohlhabenden einen Burnus mit Brusttaschen, als Kopfbedeckung eine herabhängende Mütze, die in etwas der phrygischen Form ähnelt, oder ein Fes oder einen Turban. Die Frauen tragen gewöhnlich ein Hemd und darüber ein blaues Umschlagetuch, die jungen Mädchen begnügen sich mit einem Hüfttuch, die jungen Burschen mit einem Hemd. Die Männer haben das Kopfhaar rasiert und oft einen kleinen Knebelbart, die Frauen tragen eine Frisur, die der bayrischen Raupe ähnlich ist. Oft sieht man als Stammesmarken auf den Wangen vier lange und dünne von den Jochbeinen nach unten ziehende Tätowierungsstreifen. Die Frauen tragen Metallreifen und Ringe, im rechten Nasenflügel eine

Haussa von Bornu mit Dagombasklaven.

kleine rote Koralle, die Augenbrauen färben sie bisweilen mit Graphit, die Augenlider mit Antimon, die Fingernägel mit Henna.

Die Haussa sind gewiegte Handelsleute und betreiben ihr Gewerbe entweder in ansässiger Weise oder vermittels ausgedehnter Handelszüge, die sie überall dahin unternehmen, wo es etwas zu kaufen und zu verkaufen gibt. Man trifft sie einzeln oder zu wenigen, aber auch zu Karawanen von Hunderten und Tausenden vereinigt, die dann zahlreiche Transporttiere, Pferde und Esel, aber auch Rinder und Schafe mit sich führen. Die Frauen tragen außer ihren Kindern den ganzen Haushalt mit sich, Knaben und Mädchen in jugend-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichem Alter schleppen sich schon mit großen Lasten, ab und zu steckt auch wohl unter der Aufmachung eines Hauffaträgers ein Sklave aus dem fernen Hinterlande. Sie kommen aus den Staaten Kano und Gando, aber auch von Zola, Bornu und Bagirmi. Die Karawanen ziehen mit Trommelklang in die Dörfer ein, denn man führt auch Musikanten und selbst gewerbsmäßige Lustigmacher mit sich.

An den weiten Wegen in wenig bewohnten Gegenden trifft man bisweilen Hunderte von primitiven Grashütten, das sind die nächtlichen Lagerplätze der Karawanen. Häufig auch trifft man auf die Gräber unterwegs gestorbener Reisender. Das Ziel dieser Hauffakarawanen ist zumeist das im englischem Gebiet gelegene Ateobu, der Hauptsitz des Kolahandels. Der Weg dahin führt aber über das wiedererstandene Salaga.

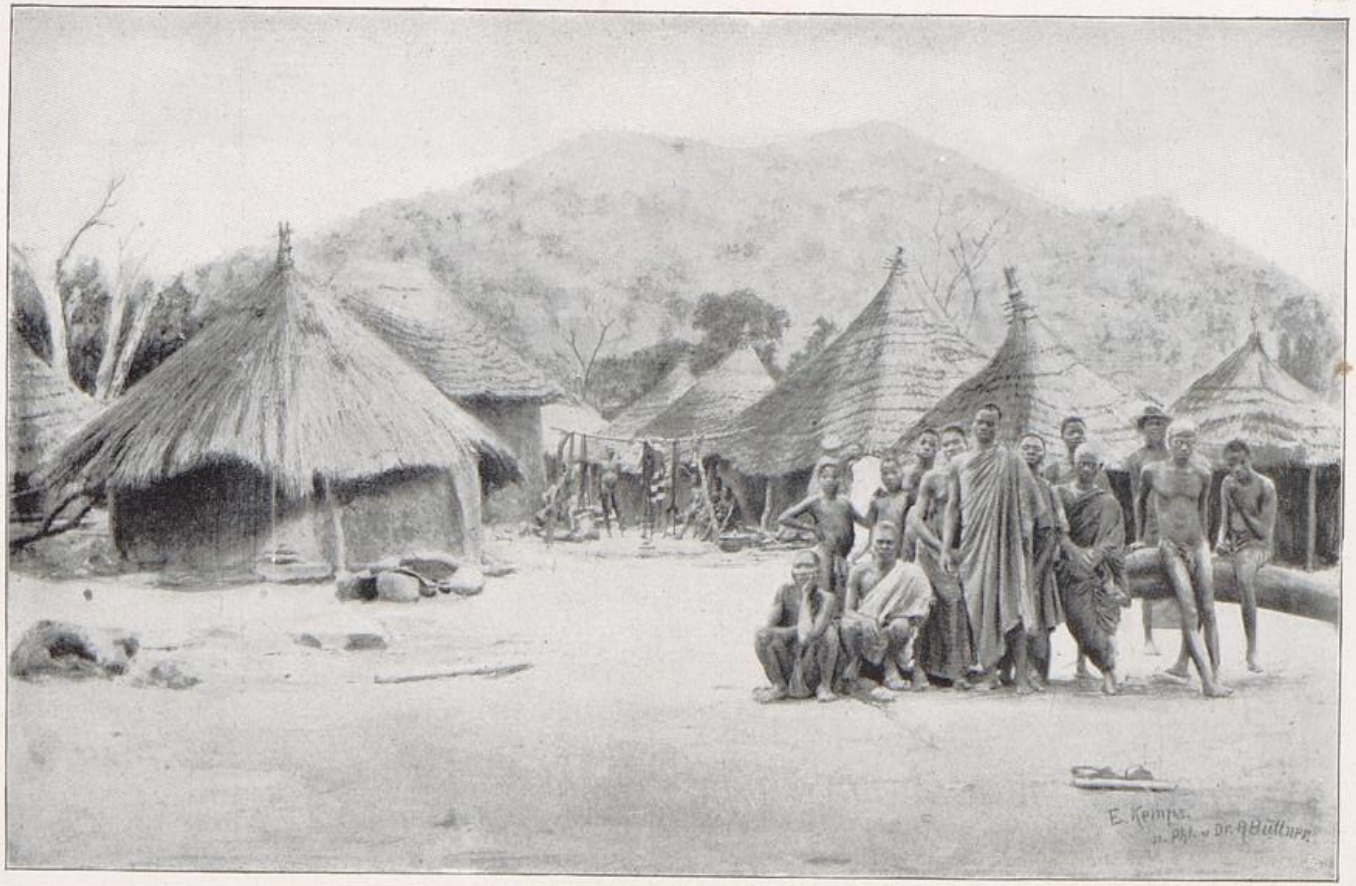
Daß die Hauffa in hervorragender Weise viele Handwerke betreiben, kann man an den in Kete auf dem Markt feilgebotenen Gegenständen ersehen. Sie sind auch Schriftgelehrte, wie man in allen ihren Niederlassungen Schulen trifft, wo die Knaben auf Holztafeln arabische Schriftzeichen üben und die Koranfuren auswendig lernen. Doch auch ihre Feste feiern sie gern, bei welchen die Großen in prächtiger Kleidung auf reich geschirrten Pferden erscheinen, wo Reiterspiele abgehalten werden, die jungen Mädchen unter Trommelklang, Gesang und Händeklatschen der umstehenden Menge tanzen und die jungen Burschen klirrende Schwerttänze aufführen.

Nördlich von Kratschi liegt die Landschaft Tschumuru, deren Bewohner einen der Kratschisprache ähnlichen Guandialekt sprechen. Der südliche Teil der Landschaft hat schon früher unter der Oberherrschaft von Kratschi gestanden, der nördliche Teil, früher zu Salaga gehörig, hat sich seit den Wirren von Pembi losgesagt. Auch eine ganze Anzahl von Ortschaften, die früher auf der rechten Seite des Daka lagen, sind von ihren Bewohnern auf die linke Seite des Flusses verlegt worden.

Die Bewohner sind Anhänger des Odente, im übrigen sind sie weniger Handelsleute als Farmer, Jäger und Fischer. Sie verwenden zum Fischfang auch ein Gift, welches aber von dem in Apai gebräuchlichen verschieden ist. Die Kanus und Paddeln verfertigen die Leute selbst. Der Hauptort der südlichen Landschaft ist Bagjamse. Hierher hatte sich der geflüchtete Mamma gewendet und noch einmal versucht, das verloren gegangene Königreich zurückzuerobern. Es kam auch zu mehreren Gefechten, in denen Mamma aber geschlagen und wohl getötet wurde. Auch hier hatte sich ein Teil der geflüchteten Salagaleute niedergelassen und damit wesentlich zur Hebung des Ortes beigetragen. Über den Volta führt hier eine Fähre, und es trennen sich hier die Wege nach Yeji und Salaga. Auf dem Salagawege weiter schreitend, erreichen wir dann in Banda den Grenzfluß Daka, über den hier ebenfalls eine Fähre den Verkehr vermittelt.

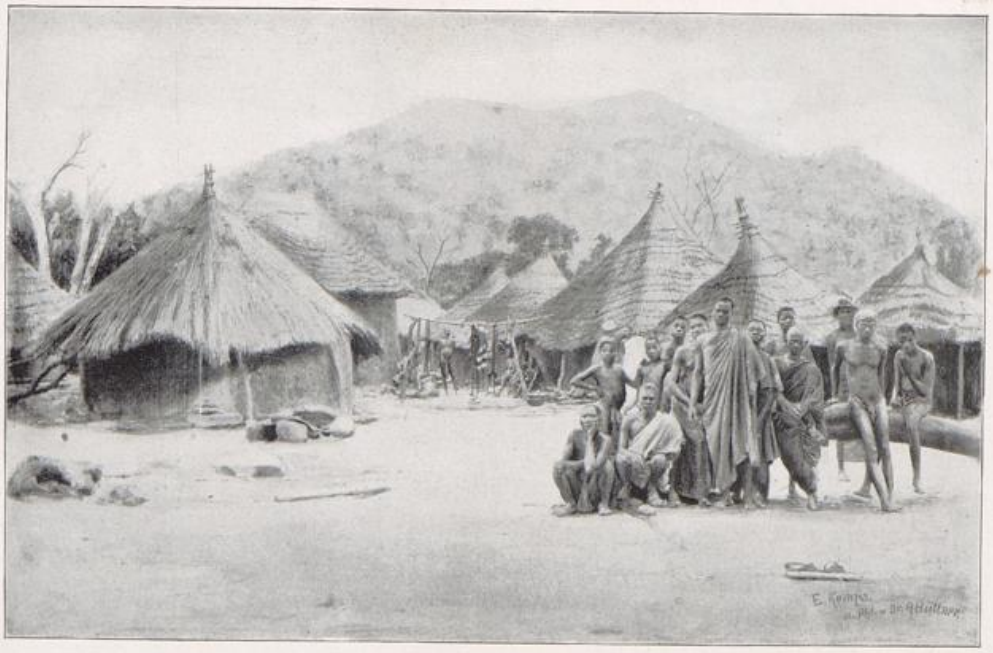
Nördlich von Tschumuru liegt die Landschaft Nawuri, wo ebenfalls ein Guandialekt gesprochen wird. Die Landschaft bildete früher eine wichtige Provinz des Königreichs Gondja oder Salaga. Sie wurde ebenso wie die Provinzen Ganjase und Sunbum, von denen erstere nun auch teilweise in deutschen Besitz übergegangen ist, von je einer Gondjafamilie beherrscht, aus denen beim Ableben des Pembikönigs abwechselnd ein neuer König gewählt wurde. So stammt auch der jetzige König von Pembi, Derrhaman, aus Ganjase. Nawuri steht nunmehr unter Suleimana, dem Sohne Mammas, der von den Deutschen als König des ihnen zugefallenen Teils des Gondjakönigreichs anerkannt ist. Außer dieser Herrschaft erkennen die Nawurileute diejenige eines eingeborenen Häuptlings und Fetischpriesters an. Nawuri ist schon von L. Wolf durchzogen worden, als er von Bismarckburg nach Salaga reiste. Durch Adjuti kommend, erreichte er den Oti, den er bei Suruki mittels Fähre überschritt. Jenseits des Oti, so meint er, geht das Terrain in eine Ebene über, die mehr und mehr alle landschaftlichen Reize verliert. In Nawuri wie auch in Tschumuru wird keine Rinderzucht betrieben. Die Tsetsefliege ist hier häufig, besonders in der Nähe der Wasserläufe.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Bato in Akpoſſo.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Bato in Akpossо.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

b) Die zentralen Landschaften.

Deine ist ein kleines, landschaftlich schönes und fruchtbares Bergland mit vielen Farmen und auch noch reichlichem Bestand an Kautschuklianen. Die Bevölkerung ist friedlich und fleißig. Nicht so Günstiges kann über Kpele berichtet werden. Zwar ist auch dieses eine fruchtbare und reich bewässerte Landschaft am Fuße des Gebirges, das bis zur halben Höhe mit schönem Walde bestanden ist. Die Lianen sind aber ausgeplündert, und die Kpeleleute haben wie die Akposso einen schlechten Ruf als Räuber und Menschenfänger.

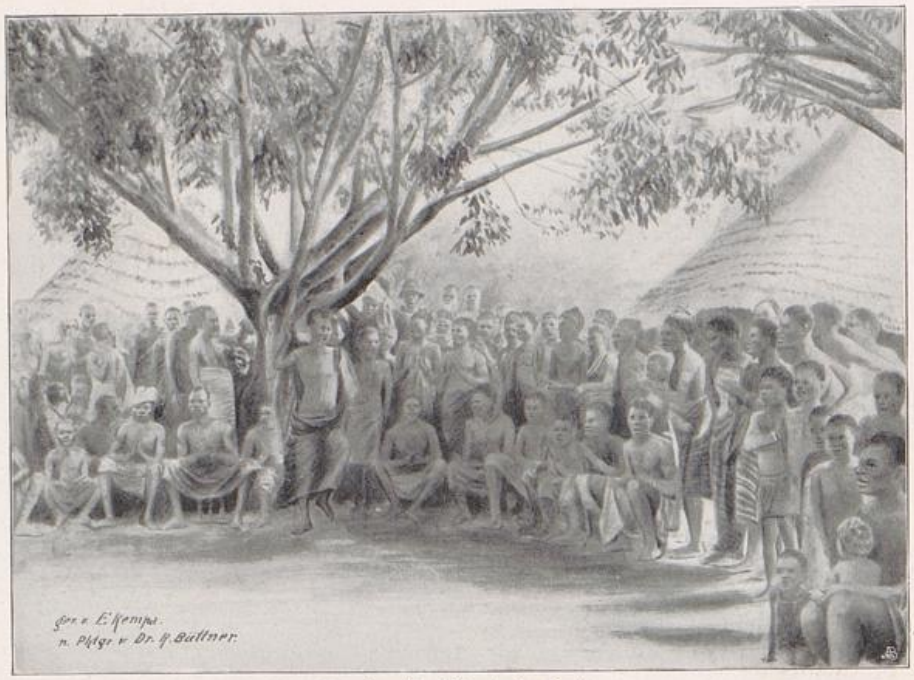
Nördlich von diesen beiden Landschaften liegt Akposso, das seinerseits im Osten von Atakpame, im Norden von Anjanga und Adele, im Westen von Buem und Kebu begrenzt ist. Im Norden und Süden freilich stößt Akposso nicht eng an die Nachbarlandschaften, im Gegenteil schiebt sich dort ein 30 bis 40 km breiter unbewohnter Streifen ein. Ein Teil der Landschaft liegt noch in der Ebene, nämlich in dem großen Bogen, den das Gebirge nach Südwesten offen läßt, der ganze übrige, stark überwiegende Teil aber ist Gebirgsland. Auch sprachlich ist das Land nicht einheitlich, denn man kennt bereits Dialekte, und in politischer Beziehung herrscht fast das Gegenteil der Einheitlichkeit. So steht Südostakposso, jener in der Ebene gelegene Teil, nicht nur in keinem Verbande mit der übrigen Landschaft, sondern es liegen hier die Dörfer beständig untereinander und mit ihren Nachbarn in Fehde. Hier herrscht volle Anarchie, kaum daß einige Fetischpriester etwas Macht haben. So machen auch die Bewohner einen wilden und zugleich armseligen Eindruck. Sie gehen bis auf ein geringes Schamtuch völlig nackt und führen außer dem Gewehr, Haumesser und Dolch noch einen 2 m langen Fischspeer.

Frauen von Akposso.

Der übrige Teil von Akposso ist eine stellenweise wunderschöne und fruchtbare Gebirgslandschaft. Zwar sind die Kämme und Gipfel, sofern nicht nackter Fels ansteht, von Savanne überzogen, die auch sonst ausgedehnt genug ist, doch finden sich auch Talmulden mit weiten Weideplätzen, auf denen Schafe, Ziegen und auch Rindvieh gedeihen. Die Bäche sind umsäumt von breiten Waldstreifen mit vielen Öl- und Fächerpalmen. Oft auch sind die Täler mit Urwald angefüllt, in dem ein noch fast unberührter Reichtum an Kautschuklianen vorhanden ist. Denn die Händler haben sich bislang nicht hergewagt, und die Aposssoleute können wegen ihres schlechten Rufes, denn sie sind weit und breit als streitsüchtig und räuberisch

bekannt, kaum das Land verlassen, um etwa Kautschuk zu verkaufen. Sie arbeiten auch nicht mehr, als notwendig ist, und feiern von den fünf Wochentagen an zweien. Ihre Dörfer betrachten sich als frei und unabhängig, doch ist vor etwa achtzehn bis zwanzig Jahren ein Teil derselben infolge eines Krieges unter die Herrschaft Akpanjas von Buem gekommen, dem sie auch seither willig Gehorsam und Folge geleistet haben.

Endlich hat auch im nordöstlichen Akpossolande die Anarchie insofern aufgehört, als hier der Häuptling Wapa von Bato, der auch zugleich ein großer Fetischmann ist, seine schwere Hand über eine Anzahl — etwa fünfzehn —



Tanz der Akpossoleute in Bato.

Dörfer gelegt hat, wozu noch einige Dörfer der Akpossolandschaft Wimme kommen, die im übrigen kein Oberhaupt anerkennt. Wapa hat seine Herrschaft mit Mord und Totschlag begründet, weshalb er nicht mit Unrecht den Beinamen des Löwen von Akposso führt.

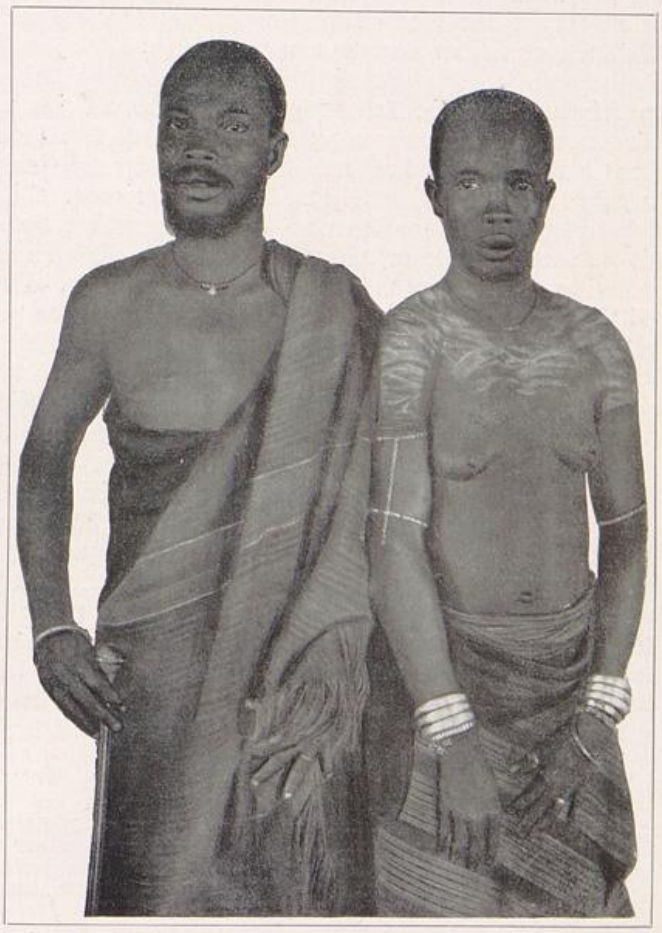
Im Dorfe Bato befand sich ein besonderes Schädelhaus, in dem die Schädel der erschlagenen Feinde aufbewahrt wurden, auch das stattliche zweistöckige Wohnhaus Wapas zeigte auf dem Dach an langer Stange einen Menschenschädel*). Seit der Gründung der Station Bismarckburg hatte sich übrigens Wapa keinerlei Räubereien zuschulden kommen lassen. Im Gegenteil standen wir mit ihm in fast freundschaftlichem Verhältnis und tauschten Besuche von Tagen und Wochen aus. Er hatte auch sonst noch rege Beziehungen nach Adele, so nannte er eine Tochter Kontus, des Häuptlings von Jege, sein eigen und kam öfter dahin, um dort Fetisch zu machen. Von Atakpame bezog er schon damals Rindvieh zu Zucht- und Salz zu Handelszwecken. Wapa war durchaus intelligent und auch klug genug, den auch ihn treffenden Vorteil aus der Station Bismarckburg einzusehen, lag doch nunmehr sein Hauptplatz Bato an der geöffneten Karawanenstraße.

Im ganzen dürften sich übrigens im Akposso-

*) In Akposso ist das Köpfen der erschlagenen Feinde allgemein üblich. Hauptmann Herold berichtet über einen Akpossomann in Atadi, der seinen Feind getötet, aus dem Schädel eine Trinkschale gemacht und Hände und Herz geräuchert und in seiner Hütte aufgehängt hatte.

lande hundert Dörfer zählen lassen, von denen wir Amerame, Agome Kotuba, Game und Bato mit je etwa achthundert Hütten nennen.
Einige Akpossodörfer liegen noch als Enklaven im Atakpamelande: aber auch deren Bewohner können trotz ihrer isolierten Lage ihre räuberische Natur nicht verleugnen, so daß sie mit ihren Nachbarn fortwährend in Streit leben.

Die Bevölkerung der Landschaft Akebu ist durch eigene Sprache, eigenartige Tätowierung, schlanke Körper- und längliche Schädelform ausgezeichnet. Sie lebt ziemlich dicht in sechzehn Dörfern und einer großen Anzahl Farmniederlassungen.



Wapa — der Löwe von Akpossо — und Frau.

Es herrschte früher nicht gerade viel Ordnung in dem kleinen Ländchen, eine Folge der großen Schwäche des Häuptlings Kwaku in Tschagbedji. Und so konnte es kommen, daß, trotzdem die Akebuleute im allgemeinen von friedlichem Charakter sind, sie mit ihren Nachbarn, besonders mit den nördlich wohnenden Adele, allerlei Palaver hatten, ja daß die Akebudörfer Kpalavhe, Akpele und Tschafe den Verkehr Adeles mit der Küste fast völlig brachgelegt hatten, kleinere Karawanen abfingen, die Waren fortnahmen und die Eigentümer und Träger als Sklaven verkauften. Unter diesen Verhältnissen hatte natürlich die Station Bismarckburg stark zu leiden, und so bedurfte es bald nach ihrer Gründung eines Strafzuges Wolfs und Klings, um diese Übelstände im Akebulande abzustellen. Daß auch anderseits der Verkehr zwischen Akpossо und Akebu fast völlig aufgehoben ist, dafür können wir wohl die unverträglichen Akpossо verantwortlich machen. Im übrigen gibt sich ein Teil der Bevölkerung der aus runden, einzeln stehenden Hütten zusammengestellten sauberen Dörfer der friedlichen Beschäftigung des Webens hin. In einigen derselben hat fast jedermann die Spindel in der Hand oder sitzt an einem der Webstühle, die man in ganzen Reihen aufgeschlagen sieht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es sind besonders hübsche und starke Stoffe, die im Akebulande hergestellt werden. Zum anderen betreiben die Leute eifrig Ackerbau, sie pflanzen hauptsächlich Yams, Mais und Hirse, daneben Bohnen und Erdnüsse. Die Felder in der hier tiefgründigen und humusreichen Gras- und Baumsavanne geben einen reichen Ertrag, und überall stößt man auf große, aus Ton bestehende Kornspeicher. Akebu ist im allgemeinen eine fruchtbare und außerdem wunderhübsche Berglandschaft mit außerordentlicher Bewässerung und besonders an den Bach- und Flußläufen reichen Palmbeständen. Öl- und Weinpalmen liefern Mengen von Palmwein, außerdem finden sich hier wilde Dattelpalmen. Die Galeriewälder enthalten zahlreiche Landolphialianen. In seinem nördlichen Teil erscheint das Land als eine weite, mit Affenbrotbäumen und Fächerpalmen zerstreut bestandene Grassavanne. Jedoch ist das Gras derselben nicht hoch und hart und schilfartig, sondern kurz und saftig, so daß es eine vorzügliche Viehweide abgeben würde. Diese auf weite Strecken unbewohnte nördliche Gegend — man marschiert von dem letzten Akebu- bis zum ersten Adeledorf vierzehn Stunden — ist denn auch der Tummelplatz zahlreicher Antilopen- und Büffelherden geworden. Ebenso finden sich hier Wildschweine und Elefanten. In den Palmen turnen possierliche Meerkatzen, und von den mit Steingeröll bedeckten Höhen am Wege tönt dem Reisenden das laute Gebell großer Paviane entgegen. Im hohen Grase haben sich diese Tiere Wege getreten, daß man denken kann, sie seien von Menschen angelegt. Daß bei diesem Tierreichtum Leoparden und Hyänen nicht fehlen, ist selbstverständlich.

In den meisten Dörfern von Atribu wird die Landschaftsprache gesprochen, nur einige Dörfer wie Pampawüe und Ahamansu haben eine eigene Sprache. Dazu versteht man überall Tschi, auch findet man in einigen Dörfern, besonders dem Hauptort Berowaniasse, viele nach Aschantiart viereckig gebaute Hütten. Auch dieses Land hat früher unter Aschantiherrschaft gestanden. Dann wurde es von Aschanti zum Kriege gegen Buem gezwungen und hatte lange unter den Angriffen von dorther zu leiden. So haben fast alle südlichen Atribudörfer ihre ursprüngliche Stelle aufgeben und einen anderen Ort aufsuchen müssen. Ein anderer Teil der Atribudörfer scheint unter der Botmäßigkeit Kwadjos von Dutukpene zu stehen. Einen gemeinsamen Oberherrn hat die Landschaft nicht.

Die Dörfer sind im allgemeinen nur klein und liegen weit voneinander entfernt. Die landesübliche Hüttenform ist die runde, doch finden sich auch viereckige und dazwischen große, fast hüttenartige Tonspeicher zur Aufnahme des hier viel gebauten Reises. Ferner gibt es bei jeder bewohnten Hütte ein paar einfache Ställe für die Ziegen und Schafe zum Schutz gegen nächtliche Raubtiere. Die Hühner schlafen hier wie überall im Togolande in den Hütten der Eingeborenen. Das Dorf Pussepu ist durch besonders große, aus grauem Ton erbaute runde und viereckige Hütten ausgezeichnet.

Der Hauptort Berowaniasse ist ein wichtiger Verkehrsmittelpunkt, von hier aus gehen Wege nach Buem und Kpandu, nach Kratschi, nach Dutukpene an die große Haussastraße, sowie mehrere nach Adele. Deshalb findet man hier viele Fremde, besonders von der Goldküste kommende schwarze Kautschukhändler. Zum größeren Teil ist Atribu fast unwegsames Gebirgsland. Das Gebirge erhebt sich besonders steil aus der Otiniederung; der von Dambabin über Kunda ansteigende Wanderer muß, oft auf Händen und Füßen kriechend, immer bergauf und bergab, im mehrere Tagreisen ausgedehnten dichten Wald seinen Weg suchen. Ebenso schwierig ist der Eintritt nach Atribu von Adele aus, indem man mehrere hintereinander gelegene steile Gebirgsketten überwinden muß. Dieses Gebirge ist reich an Bambusen und Landolphien. Im Süden ist die Landschaft eben. Wenn man den 50 m breiten Wawa bei Ahamansu überschritten hat, tritt man in einen prächtigen lichten und doch schattigen, hochstämmigen Wald, in welchem man auf ganz ebenem Wege nach Buem und Borada gelangt. Auf diesem Wege lag früher das Dorf Kwau, dessen Bevölkerung dann später ihren Wohnsitz nach Atjuti verlegte, um schließlich noch einmal einen Wohnwechsel und zwar nach der Landschaft Apai vorzunehmen. Wie wildreich die Gegend von Kwau ist, ersah ich 1891, als ich dort einen

aus dem englischen Gebiet stammenden schwarzen Jäger antraf, der mit seinen Begleitern in einigen Monaten sieben Elefanten und neun Büffel erlegt hatte. In der Nähe des Dorfes gibt es übrigens einen kleinen Bestand fruchttragender Kolabäume.

Auf der westlich vom Gebirge in der Otiniederung sich hinziehenden großen Karawanenstraße weiter nach Norden wandernd, kommen wir in die Landschaft Adele. Der Weg führt über Dutukpene, Kedjebi und Odumase weiter ins Atjutiland. Das Gebirge erscheint von dieser Seite fast großartig, massig zusammengedrängt, eine Bergkette die andere überragend. Aus dem Gebirge kommen in zumeist tief eingerissenen Betten eine Menge dem Oti zustrebende Wasserläufe, die in der Trockenzeit kein oder wenig Wasser haben; nur der Ulebu und der schon unfern des Gebirges 20 m breite Tschai führen länger fließendes und schönes Wasser.

Die Gebirgschluchten sind Fundstellen des Kautschuks für die Bewohner der an der Straße gelegenen Dörfer. Doch sind die näher gelegenen Gegenden schon stark abgesucht, und die Leute müssen ihre Streif- und Raubzüge immer weiter ausdehnen. So sind die in dieser Ebene gelegenen Adeledörfer

Dadiase in Adele.

nicht nur Lager- und Durchzugsorte für den Karawanenverkehr, sondern auch Sammelplätze für den Kautschukhandel geworden, und zahlreiche Händler, besonders von der Goldküste, haben sich hier dauernd niedergelassen. So ist denn die Bauart dieser Dörfer nichts weniger als eigentümlich, und man findet neben einzelnstehenden runden Adelehütten viele von quadratischer Form mit dem nach vier Seiten abfallenden Dach, sowie rechteckige mit Giebeldach. Außerdem ist dann noch die für die Adeledörfer charakteristische große viereckige Ratshütte vorhanden, wo die großen Trommeln und anderes Dorfeigentum aufbewahrt werden. Hier ist die Adelesprache fast zurückgedrängt, und man spricht neben der Haussakarawanensprache noch Tschi, aber auch Ntribu und Ewe. Ebenso finden die abendlichen und nächtlichen Tänze nach Aschantiart statt. Männer und Weiber laufen mit gebogenen Knien in schnellem Schritte im Kreise herum oder tanzen mit kurzen Schritten unter lebhaften Bewegungen des Oberkörpers. Dabei lassen sie die Tücher nach hinten wehen oder schürzen sie fest und lang um den Unterkörper. Die Musik aber verwendet außer den Tanztrommeln Eisenglocken, Trompeten, Antilopenhörner und Elefantenzähne. Wie reich übrigens die Otiniederung an Elefanten ist, zeigen die in den Dörfern zahlreich vorhandenen Schädel und Kinnladen. In Dutukpene dienen diese den Bewohnern als Sitze auf dem

Marktplatze. Neben den Elefanten birgt die mit hohem Gras bestandene Niederung zahlreiche Büffel, Antilopen und Wildschweine, wie der völlig zerstampfte Boden an den Wasserstellen zeigt.

Auf steilen Pfaden gelangt man aus diesem Adeleflachlande in den östlich gelegenen gebirgigen Teil der Landschaft. Das Gebirge zieht hier in süd-nördlicher Richtung in mehrfachen, hintereinander gelegenen Ketten, die sich bis zu 900 m erheben. Die die Ketten trennenden Bach- und Flußbetten sind tief eingerissen, die Hänge steil und steinig. Im unteren Teil, in der Nähe der Wasserläufe, ist das Gebirge bewaldet und birgt einen großen Reichtum von Kautschuklianen, die Kämme und Höhen sind von der Savanne überzogen.

Tief im Laterit, dem lehmigen Verwitterungsprodukt des Gesteins, ausgespülte, steinige, rinnenartige, an und für sich schon halsbrecherische, bei nassem Wetter durch ihre Schlüpfrigkeit ganz unpassierbar werdende Wege verbinden die wenigen und unbedeutenden Dörfer. Diese bestehen aus runden Einzelhütten mit Grasdach. Oft ist auch das schon erwähnte große viereckige Gemeindehaus vorhanden, das in Jege auf dem Dachfirst eine Anzahl Stangen mit Menschenschädeln zeigt.

Die Bevölkerung dieser Gebirgsdörfer ist um vieles reiner als diejenige von Flach-Adele. Auch ihre Sprache hat sich rein erhalten, und nur einzelne Leute verstehen Tschi. Es sind im allgemeinen kräftige und sogar große Leute von sympathischem Ausdruck. Nicht selten sieht man Hellfarbene unter ihnen. In der Tracht weichen sie kaum von den Ewe ab. Was die Beschäftigung der Adeleleute anbetrifft, so betreiben sie den Ackerbau in ziemlich lässiger

Jege bei Bismarckburg in Adele.

Weise. Außerdem ist der Boden nur von mäßiger Beschaffenheit, was schon an dem Zurücktreten der Yamsfelder und Vorherrschen der Maniokfelder ersichtlich ist. So gibt es außer den Dörfern auch nur ganz wenige Farmniederlassungen, wo dann der Ackerbau etwas besser betrieben wird. Ebenso mangelhaft sieht es mit der Viehzucht aus. In den Dörfern erblickt man

minderwertige Ziegen und Hühner neben einigen Hunden und wenigen Hauskatzen. Schafe von geringer Beschaffenheit sind nur wenige vorhanden, und nicht einmal genügend Schweine werden im Lande gehalten.

Adele ist das ausgesprochene Fetischland. Es gibt keinen Landschaftsoberhäuptling, und die Macht der Dorfhäuptlinge ist sehr gering, aber im

Eingang zum Fetischhain in Dipongo.

Namen des Fetischs herrschen die obersten Priester. So lag zu unserer Zeit die Macht in den Händen der Nunu Elisi, der obersten Priesterin des großen Gottes Najo in Dikpeleu, sowie des Jaopura, des ersten Priesters des Gottes Avriko (Friko) in Dipongo.

Die Verhältnisse in der Landschaft Atjuti sind in mehrfacher Beziehung denen von Adele ähnlich. Man spricht zwar eine eigene Sprache, doch versteht man außerdem Tschi, Haussa und Temu. Die Bevölkerung zeigt sich als ein mit ungewöhnlich kräftiger und stark hervortretender Muskulatur begabter Menschenschlag. Das Land zerfällt ganz ähnlich dem Adelelande in einen westlichen flachen Teil, in dem längs des Gebirges die große Karawanenstraße hinzieht und in dessen großen Dörfern lebhafter Kautschukhandel betrieben wird, und in einen östlichen gebirgigen Teil, in dem sich neben wenigen armseligen Dörfern der Wohnsitz eines großen Fetischs befindet. Der Weg am Westhange des Gebirges führt über zahlreiche aus dem Gebirge herab- und herausströmende, schließlich in den Oti fallende Bäche. Die Bergkette stellt sich hier weniger geschlossen, teilweise in einzelne Berge aufgelöst dar und wird dann von den Wasserläufen durchbrochen, die zum Teil in hübschen Wasserfällen heraustreten. In den Randwäldern der Bäche und den Schluchten des Gebirges gibt es zahlreiche Farnkräuter, Pandanus, Öl- und Weinpalmen, sowie Kautschuklianen. In der weiten Grassteppe der Niederung findet sich viel Wild, besonders Antilopen und Leoparden. An der Karawanenstraße liegen von Süden nach Norden die Dörfer Odomi, Njambo, Gokoron, Keri und Paua.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Boden ist hier nicht unfruchtbar und auch zum Teil mit Yams, Maniok, Guineakorn und Tabak bestellt, doch auch die Atjutileute bauen nur so viel Feldprodukte, als sie selbst und zur Not die durchreisenden Fremden gebrauchen; im übrigen ergeben sie sich dem Nichtstun, dem Schnapstrinken, dem Kautschuksammeln und -verhandeln. Die jugendliche Bevölkerung besorgt die Gewinnung des Kautschuks. Dazu werden die wenigstens früher in den Galeriewäldern massenhaft vorhandenen Lianen mit einem Hackmesser angeschlagen und leider auch durchgeschlagen, und der herausfickernde Milchsaft wird mit Kochsalzlösung oder Lemonensaft zum Gerinnen gebracht. Dann werden die geronnenen Mengen abgenommen und zu einem Ball zusammengedrückt. Auch hier wartet die Bevölkerung auf die Händler, die in Menge von der Küste herziehen, um den aufgesammelten Vorrat zu verkaufen. Besonders in den Häusern des Dorfes Gokoron kann man große Haufen von aufgestapelten Kautschukbällen sehen. Viele Hauffa und Aschantihändler haben sich hier niedergelassen, und so sieht man neben den runden einzeln stehenden Atjutihütten Hauffagehöfte mit den großen Eingangshäusern, sowie die viereckigen Aschantihäuser mit Giebeldächern. Manche Dörfer erscheinen ganz in der Gestalt der Aschantidörfer, wie wir sie auch schon aus der Landschaft Buem kennen gelernt haben. Da gibt es dann eine breite Dorfstraße mit seitlich angebrachten Lehmbänken. Vor dem Ort befindet sich im Busch ein gemeinsamer Abort. Zu diesen Dörfern gehörte auch Kwau, von dem schon erzählt wurde, daß es von seinen Bewohnern aus dem südlichen Akebu hierher verlegt worden war. Aber auch Akebu war nicht ihre ursprüngliche Heimat, denn sie stammen von dem rechtsvoltaischen Kodiabe, und so sind sie denn neuerdings (1897) in die ihnen stammverwandte Landschaft Apai zurückgekehrt.

Von der belebten Karawanenstraße in Odomi nach Osten abbiegend, gewinnen wir den Sabu und erreichen in seinem von vielen Pavianen belebten und köstliche Waldszenerien darbietenden Galeriewalde den Häuptlingsitz und Fetischort Schiare. Die Bismarckburger Herren haben das Dorf mehrfach von der Station aus besucht, und alle beschreiben die Beschwerlichkeit des Weges über das Gebirge, sowie den malerischen Anblick, den das plötzlich sich darbietende, einem Bergabhange angeklebte Dorf gewährt. Schiare besteht aus etwa hundert runden, roten Lehmhütten und ist rings von schönem Hochwald und besonders hohen und schlanken Ölpalmen umgeben. Die Hütten sind förmlich übereinander in den Bergabhang hineingebaut und stehen so eng, daß es schwierig ist durchzukommen und tatsächlich nicht so viel ebener Raum vorhanden ist, um ein Zelt oder ein Stativ aufzustellen. Die Hütten sind niedrig und haben eine hoch angebrachte Eingangsöffnung, zu der einige Stufen emporführen. So können die bei Regenwetter den Berg herabstürzenden Wasser nicht in das Innere der Hütten dringen. Der Hain von Schiare ist der Sitz des großen Fetischs Buruku, dem weit und breit hin größten der Geister, dem alle umher befindlichen untertan sind.

Najo von Dikpelen, Odente von Kratschi und Gagon von Schiringa sind nur Burukus Kinder. Zwar meinen die Kratschileute, daß Odente von der Goldküste gekommen sei, tatsächlich aber hat Buruku das ungezogene Kind Odente von Schiare fortgewiesen. Die Aschanti kennen Atjuti nur unter dem Namen Burukusteinland, und so groß war das Ansehen des Gottes, daß neben den Königen von Aschanti auch die von Gondja, Dagomba und Tschandjo Gesandtschaften nach Schiare schickten, um über den Ausgang ihrer Kriege die Vorhersage des Burukupriesters einzuholen. Noch neuerdings kamen die Leute von weit her, von Yeji und von der Goldküste, um den berühmten Fetischort aufzusuchen. Sicherlich haben diese Beziehungen zur englischen Küste wie in Dikpelen so auch in Schiare auf das Verhalten des Häuptlings und Oberpriesters von Atjuti eingewirkt, denn er widerstrebte der Station Bismarckburg von ihrer Gründung an und weigerte sich, die deutsche Flagge zu hissen. Natürlich arbeitete auch er trotz des Verbots eifrig mit dem Giftwasser, und so gab ein neuerlicher nachgewiesener Vergiftungsfall im Jahre 1896 dem Grafen Zech die Veranlassung zu einem kühnen Zuge nach Schiare, wobei der Priester aufgehoben, gefangen genommen und seiner Häuptlingswürde entkleidet wurde. An seiner Statt wurde der Häuptling von Paua zum Oberhäuptling von Atjuti gemacht. Die bei diesem Zuge in Schiare erbeuteten Fetischgegenstände sind nun im Berliner Museum für Völkerkunde, es sind unter anderem ein paar Eisenstäbe mit Kopfansatz, die bei feierlichen Opferungen auf dem Fetischplatz in die Erde gesteckt wurden, ein Fetischschwert, dessen Griff mit Goldblech beschlagen ist, ein Stock und eine mit Blut bespritzte und mit Federn beklebte Tasche, aus welcher der Priester das Gift hervorholte, ein Schlachtmesser, kleine Nachahmungen von Sklaveneisen als Fetischmittel gegen das Fortlaufen der Sklaven, sowie allerlei Schnüre und andere Gegenstände, die den Hilfesuchenden als Mittel für und wider den Zauber geliefert wurden.

Außer Buruku verehrt man in Atjuti noch den Fetisch Gagon, der aber speziell Kriegsfetisch ist. —

c) Die östlichen Landschaften.

Die Landschaft Atakpame ist begrenzt im Norden vom Angä, im Osten vom Monu, im Westen vom Akpossolande, im Süden vom Amu. Jenseits dieses Flusses bis zum Chra ist unbewohntes Land. Die Bevölkerung der Landschaft ist nicht einheitlicher Natur. Die eigentlichen Atakpame, wie solche die beiden Stadtteile Njanja und Djama in der Stadt Atakpame bewohnen, sprechen Anago oder einen Dialekt der Anagosprache, wie sie auch nahe Verwandte der Anago sind. Sie sind dem Lande nicht ursprünglich eingesessen, sondern haben früher jenseits des Monu ihre Wohnsitze und ihre Hauptstadt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drei Tagereisen nach Osten von der jetzigen Hauptstadt entfernt gehabt. Etwa zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sind sie von den Dahomey über den Monu gedrängt worden und haben sich in dem von den Akposso gekauften Lande, und zwar aus Furcht vor den Dahomey weniger in der Monuniederung als im Gebirge, angesiedelt und auch eine neue Hauptstadt gegründet, die sehr ansehnlich gewesen, den ganzen Talkessel eingenommen haben und von einer hohen Lehmmauer eingeschlossen gewesen sein soll.

Gehöft eines Fetischoberpriesters in Atakpame.

Die Furcht vor den Dahomey war nicht unberechtigt, denn diese sind nachdem noch zweimal über das neue Atakpame hergefallen. Im ersten dieser Kriege hat der Fetisch zweitausend der Angreifer verschlingen lassen, aber im zweiten Kriege, dessen sich die alten Leute noch aus ihrer Kindheit entsinnen, haben die Feinde böse im Lande gehaust. Was von den Atakpame nicht geflohen, sei erschlagen und zu Gefangenen gemacht worden. Dann haben die Feinde lange im Lande gesessen, haben alles Rindvieh geschlachtet und aufgezehrt. Vor dem endlichen Abzuge haben die Dahomey die gefangenen Atakpame geschlachtet und das Fleisch zusammen mit dem von Schafen gekocht und zurückgelassen. Als dann die Atakpame zurückkehrten, haben sie sich an diese Fleischtöpfe gemacht und erst den Inhalt derselben erkannt, als sie Füße und Hände in denselben gefunden haben.

Dann, nach der Besiegung Dahomeys durch die Franzosen, nachdem die Furcht vor dem feindlichen Nachbar gegenstandslos geworden ist, sind die Atakpame in die Ebene hinabgezogen und haben dort Farmdörfer gegründet. So sind einunddreißig Dörfer entstanden, von denen zehn so groß wie Atakpame selbst sind. Diese Stadt ist natürlich dadurch sehr entvölkert worden, fast die Hälfte der Häuser ist leer oder ganz zerfallen.

Außer dieser Anagobevölkerung wohnt in dem dritten Teil der Stadt Atakpame, in dem Stadtteil Wudu, ein kleiner Ewestamm, der den Gendialekt dieser Sprache spricht. Diese Leute, deren Kopfzahl jetzt etwa zweihundert beträgt, sollen schon vor den Atakpame hier eingewandert sein. Sie sind im Besitz des Hauptfetischs, haben den Kult sehr ausgebildet und sollen auch eine Art Nonnen haben.

Schließlich wohnen noch in der Landschaft etwa zwölftausend Dahomey, die Fo sprechen, was sich der Jorubasprache nähert. Diese Leute bewohnen besonders die Ortschaften Sada, Agbonu, Awete, Dadja, Etio und Nord-Glei. Sie unterstehen nicht den Atakpamehäuptlingen und sollen auch, oder doch ihre Vorfahren, von Dahomey ausgetrieben sein.

So gibt es also in Atakpamestadt drei Stadtteile mit je einem Häuptling, von denen aber Toigbe, der Häuptling von Njanja, der angesehenste war. Es gibt für die Königswürde zwei erbberechtigte Familien, die in der Nachfolge dergestalt abwechseln, daß immer der älteste Sohn des vorletzten Königs die Würde erhält. Ist kein Sohn da oder ist derselbe noch zu jung, so folgt der älteste Bruder des vorletzten Königs. Von hohem Ansehen ist auch der Häuptling und Fetischmann des Ewestadtteiles Wudu. In früheren Jahren unserer Besitzherrschaft, als wir noch nicht diese etwas zusammengesetzten Verhältnisse erkannt hatten, hielten wir sogar diesen Fetischpriester für den Oberhäuptling, statteten ihm auch bei unseren Durchzügen einen Besuch in seiner mit Tierfellen

und allerlei blutbespritztem und federbeklebtem Fetischkram ausgestatteten Hütte ab und übergaben ihm das übliche Geschenk. Natürlich fühlten sich dann die eigentlichen Atakpame und deren Häuptlinge zurückgesetzt, und so hatten die durchziehenden Bismarckburger Stationsleute dort stets Palaver, die manchmal einen fast feindlichen Anstrich annahmen. Während ein Teil der Bevölkerung, namentlich die Frauen und Mädchen, sich freundlich erwies, erklärte Kling die Männer für zurückhaltend, selbstbewußt und sogar unverschämt. Mir waren die Leute wegen ihrer steten Bettelei und ihrer Aussage „dann hätten wir lieber die französische Herrschaft nehmen sollen" nicht angenehm. Neuere Reisende fällen ein anderes Urteil und erklären die Atakpame für nichts weniger als gewalttätig, eher ängstlich, schüchtern und weich, zum Stehlen und Betrügen geneigt. Von den ursprünglich etwa zehntausend Bewohnern der Stadt Atakpame leben jetzt deren achttausend auf den Farmdörfern, und von den übrig gebliebenen zweitausend sind gewiß drei Fünftel Frauen. Die etwa zweitausend Hütten von Njanja, von denen aber sehr viele leer und zerfallen sind, liegen zu je fünf bis fünfundzwanzig zusammen und sind von einer massiven roten Lehmmauer eingeschlossen. Die meisten Hütten sind niedrig, viereckig, mit kegelförmigem Grasdach, jedoch gibt es auch viele zweistöckige Gebäude mit Giebeldach, die dem Fremden sehr merkwürdig erscheinen. Man steigt auf einer sechs- bis siebenstufigen Lehmtreppe, die sogar ein Geländer hat, zum oberen Geschoß hinauf, wo noch drei Räume vorhanden sind, die zwar Fensteröffnungen haben, aber so niedrig sind, daß man kaum darinnen stehen kann. Zwischen den Gehöften und innerhalb derselben sind Orangen und Lemonen, Bananen, Öl- und Kokospalmen angepflanzt, was der in einem Talkessel, doch immerhin etwa 350 m hoch gelegenen Stadt einen freundlichen Anblick gibt, zumal mit den dunkelbewaldeten Höhenzügen im Hintergrunde, die bis zu 700 und 800 m ansteigen.

Die Atakpame sind tüchtige Landbebauer, und ihre Farmen erstrecken sich besonders in neuerer Zeit bis weithin in die Ebene. Auf fruchtbarem Boden bauen sie Yams und Maniok, Reis, Mais und Guineakorn, Erdnüsse und Bohnen, Kürbisse, Baumwolle und Tabak. Auch hier wird der Ackerbau zum Teil mit Sklaven betrieben, wie in früheren Zeiten Atakpame auf der aus dem Inland zur Küste führenden Sklavenstraße ein Markt und Etappenort gewesen sein dürfte. Es gibt noch jetzt sehr viele Leute beiderlei Geschlechts, die zwar Atakpametätowierung tragen, aber dem aufmerksamen Beobachter als Leute aus dem Hinterland, besonders Kabure, nicht entgehen können. Im übrigen ist die Sklaverei auch hier von sehr milder Form. Die Sklaven gehen im allgemeinen in der Familie des Herrn auf, erben sogar mit oder nach den Kindern. Oft finden auch Ehen zwischen ihnen und den Freien statt.

Vor allem wird in Atakpame Viehzucht getrieben, wozu gutes Weideland in Menge zur Verfügung steht. Zwar werden auch hier weder Pferde noch Esel gezüchtet, weil sie stets eingehen, um so bedeutender aber ist die Rindviehzucht, deren Bestand im Bezirk auf etwa elfhundert Stück geschätzt wird. Man züchtet eine kleine, gut gebaute Rasse, die allerdings auch einer Aufbesserung bedarf. Da die Kühe nicht oder nur in Ausnahmefällen kurz nach dem Kalben gemolken werden, so sind die Euter gar nicht ausgebildet. Ebensowenig dient das Vieh zur Arbeit, es ist nur Schlachtvieh. Wohlhabende Farmbauern haben neben dreißig bis vierzig Sklaven zwanzigköpfige Rinderherden, und bei manchen Dörfern kann man Herden von hundert bis hundertzwanzig Häuptern sehen. Bei dem Verkauf stellt sich ein Stück etwa auf 25 Mark Wert, und zu diesem ungefähren Preise erstehen umherziehende Handelsleute die Tiere, die sie dann mit anderem Kleinvieh zusammen nach der englischen Küste treiben. Ab und zu wird auch eine kleine Herde an die deutsche Küste verkauft. Außer dem Rindvieh werden noch zahlreiche Ziegen, Schafe, Schweine, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben, weniger Perlhühner und Enten gehalten. Es gibt einige Jäger im Lande. Wilde Tiere sind zwar selten, kommen aber doch vor, nämlich Leoparden, Wildkatzen und Hyänen. Häufiger finden sich schon Antilopen, Büffel, Wildschweine und Hasen, an Federwild Perl- und Feldhühner. Die Flußwälder bergen eine große Anzahl von Affen, Hundsaffen, Husarenaffen und Meerkatzen. Krokodile gibt es in allen Flüssen, Flußpferde im Monu.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was das Handwerk anbetrifft, so braut man Bier aus Guineakorn oder Mais, kocht Seife aus dem Fett der Früchte der häufig vorkommenden Schibäume oder Ölpalmen und Asche, aber man ist auch geschickt in der Weberei, Töpferei, in der Herstellung von Kalabassen, von Matten, man betreibt Lederbearbeitung und in hervorragender Weise Schmiede-, insbesondere die Messerschmiedearbeit.

Ferner liegen die Atakpame eifrig dem Handel ob. An mehreren Stellen des Landes finden regelmäßige Märkte statt; der größte derselben ist in Atakpamestadt, wo sich an günstigen Tagen fünf- bis sechstausend Leute einfinden. Dort werden außer Lebensmitteln, europäischen Waren, den Erzeugnissen einheimischer Industrie besonders Kautschuk und Salz gehandelt. Der Viehhandel dagegen vollzieht sich auf den Farmen. Neuerdings hat sich der Marktverkehr lebhaft gesteigert durch den Zuzug und Durchzug der Karawanen. Nicht nur die europäischen Firmen und Händler von der Küste haben sich eingestellt, sondern es kommen auf der geöffneten Karawanenstraße täglich Hunderte von Tschaudjo-, Haussa- und Jorubaleuten. Diese bringen ihre Erzeugnisse schon oft in Atakpame zum Verkauf oder ziehen auch weiter bis zu der Küste nach Anecho oder Lome, um für den Erlös ihrer Waren europäische zu erstehen, wie Perlen, Stoffe, Pulver und Gewehre, Messingstangen, Schnaps und Salz. Auf dem Atakpamemarkt, aber auch auf dem Fukottemarkt — so wird der Markt der Dahomeydörfer genannt — findet ein starker Ankauf von Kautschuk statt, den neuerdings die benachbarten Akposso aus ihrem noch wenig zugänglichen Land bringen. Mit diesen Buschleuten findet noch Tauschhandel statt, im übrigen gelten deutsche Münzen, vornehmlich die Fünfpfennigstücke, aber auch Fünfzigpfenniger und die Mark. Besonders bemerkenswert sind die Atakpameleute als Salzhändler. Sie holen die Salzlasten von Sagada, das sich zum Stapelplatz für Salz für das ganze östliche Togoland herausgebildet hat; das in Sagada vertriebene Salz ist europäisches Salz, das zumeist wohl von Groß-Popo den Monu aufwärts bis nach Togodo gebracht und von da nach Sagada getragen wird. Die Atakpame ziehen in großen Scharen nach Sagada — in wenigen Tagen trifft man Hunderte auf dem Wege — und kaufen das Salz für ihre Messer, Lederwaren und Kalabassen ein. Auf dem Atakpamemarkt wird es dann nach Akposso, Akebu, Adele, Kpedji, Anjanga und Tschaudjo weiter verhandelt. Besonders die Tschaudjoleute tragen davon viele Lasten in ihr Land, von wo das Salz seinen Weg weiter in die Sudanländer nimmt.

Die Landschaft K p e d j i war bis zum Kriege der Franzosen gegen Dahomey von letzterem Lande abhängig, ist aber seitdem selbständig. Im nördlichen Teil wird Ewe gesprochen, im südlichen Anago, außerdem trifft man vielfach auf die Dahomeysprache und Joruba. Von einer politischen Einheit ist nicht viel zu bemerken, im Gegenteil wollen die Anagodörfer wenig von dem im Eweteil wohnenden Oberhäuptling wissen. Dieser wohnt jetzt in dem vier Stunden nordöstlich von der alten Königstadt Kpedji gelegenen Orte Tschekita. Die Stadt Kpedji war früher groß und ein bedeutender Handelsmittelpunkt. Aber durch die Pocken und einen Krieg, zu dem die Kpedjileute von dem Tschaudjokönig gezwungen wurden und in welchem sie viele Männer verloren haben, sei die Stadt so zurückgegangen. Im übrigen ist das Land auch jetzt dicht bevölkert, und zwar wohnen die Leute in kleineren nur wenige Kilometer voneinander entfernten Dörfern, oder in größeren aus mehreren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zusammengezogenen Dörfern bestehenden Ortschaften. Die Stadt Kpedji, die unfern des hier 80 m breiten Monu auf dessen linkem Ufer liegt, zählt etwa 1000 Hütten, Tschekita 600, Njamassilä 700, das hart an der französischen Grenze liegende Kamina 400 Hütten. Die Hüttenform ist durchweg viereckig; man findet aber auch viele zweistöckige Lehmhäuser.

Die Kpedjileute betreiben Ackerbau in hervorragendem Maße, sie haben ausgedehnte und gut bestandene Felder mit Yams, Mais, Baumwolle, Bohnen, Kürbis und anderem. Man sieht auch große Herden von Rindvieh. Außerdem ist die Weberei in einigen Dörfern gut betrieben.

Anjanga ist eine Landschaft, der von den Nachbarn mehrfach auch noch in neuerer Zeit übel mitgespielt worden ist. Sowohl der König von Tschaudjo wie der von Kpedji beanspruchten die Oberherrschaft. So hielt der letztere zu meiner Zeit sogar einen Kabusier in Agbandi, der den einheimischen Häuptling völlig tyrannisierte. Anderseits ist Djabo Bukari von Tschaudjo zu Anfang der neunziger Jahre mehrfach in das Land eingebrochen, und seine Reiterscharen haben dort in arger Weise gehaust. Der erste Zug war gegen Agbandi gerichtet, der zweite gegen Oränj und Digina. Beide Dörfer wurden ganz vernichtet, die Bevölkerung zum Teil getötet, ein anderer Teil — hundertacht Köpfe — in die Gefangenschaft geführt. Während Agbandi an seiner Stelle wieder aufgebaut ist, haben die übrig gebliebenen Oränjleute eine neue Niederlassung, Anamanje, die Diginaleute ein neues Digina gegründet. Die neuen Ortschaften liegen nahe der Adelegrenze. Auch das früher wohlhabende und selbst reiche Blita, wo der König während des zweiten Zuges sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, hatte viel zu leiden, und spätere Besucher des Orts haben dort selbst Hunger leiden müssen. So ist denn Blita und Dofoli unter Tschaudjoeinfluß, Agbandi unter den von Kpedji gekommen.

Die Anjangaleute haben eine eigene Sprache, doch verstehen viele die Temusprache der Tschaudjo, andere den in Kpedji gesprochenen Ewedialekt. In Tätowierung, Kleidung und Tanzformen sind sie den Adele und Ewe sehr ähnlich. Neben den schrägen Schnitten auf der linken Wange der Adele kommen bei ihnen senkrechte Gesichtschnitte, je einer auf Stirn und jeder Wange oder je drei auf jeder Wange vor. Die Weiber tragen um den Nabel dickgewulstete, strahlenförmige Schmucknarben, im übrigen teilen sie den Geschmack der Adelefrauen in bezug auf dicke Messingringe und wohlriechende Substanzen. So schmieren sie wie in Adele und Akposso den Oberkörper mit zerstoßenem und in Wasser suspendiertem Gewürznelkenpulver ein*).

Die Anjangaleute bewohnen ihre Gehöfte in Familiengemeinschaften zusammen auch mit ihren Sklaven. Es wimmelt in einem solchen Gehöft von Männern, Weibern, Kindern und Haustieren, als Hunden, Ziegen, Schafen, Schweinen, Hühnern und Tauben. Jede verheiratete Frau bewohnt mit ihren Kindern eine Hütte. Die unverheirateten Sklaven schlafen im Freien oder bei schlechtem Wetter im Rinder- oder Pferdestall. Die in einem durch eine Lehmmauer abgeschlossenen Gehöft vereinigten Hütten sind rund, von Lehm erbaut und haben ein spitzes, von einem umgestülpten Topf gekröntes Graskegeldach. Die Hütten öffnen sich auf einen kleinen Platz, auf dem sich das etwas reich gestaltete Familienleben der Anjanga abspielt. Der Eingang aber zu diesem Gehöft führt durch eine größere Hütte, die vielfach als Pferdestall dient.

*) Siehe das Bild von Wapas Frau S. 35.

Die Gehöfte wohlhabender Leute, wie das der Stationsgastfreundin Abyna in Blita, enthalten wohl zwölf bis fünfzehn solcher miteinander verbundener Einzelgehöfte und bilden dann ganze Stadtviertel, in deren Hüttengewirr man sich nicht zurechtfinden kann. In diesem ihr gehörigen Stadtviertel herrschte die kluge Frau über zahlreiche Sklaven und Sklavinnen und eine dementsprechende Kinderschar. Sie hatte neben großen Mengen von Salz und Kauris ausgedehnte Farmen im Besitz und nannte eine kopfreiche Rinderherde und mehrere Pferde ihr eigen. Übrigens führte diese Frau nicht nur die Herrschaft in ihrem Anwesen, sondern sie leitete auch die Angelegenheiten des Dorfes. So führte sie stets an Stelle des schwachen Dorfhäuptlings die Palaver und sprach klug und verständig. Unser Gastgeschenk für diese Frau — die Bismarckburger mußten oft nach Blita marschieren, um benötigtes Schlachtvieh, zumeist Schweine, zu kaufen — bestand gewöhnlich aus dicken, echten Korallenperlen, Seidenstoffen oder Silbermünzen, aus denen sie sich Armringe fertigen ließ. Anjanga ist das Land der Schweinezucht. Man hält diese Tiere in überraschender Menge und dementsprechend zahlreich sind die in Form kleiner Hütten gebauten Ställe. Es ist vergnüglich zu sehen, wie genau die Tiere die Stimmen ihrer Hüterinnen kennen und auf deren Lockruf sofort aus dem hohen Grase erscheinen. Merkwürdig fast ist, daß hier die Hunde gefüttert werden, übrigens dieselbe Rasse, wie sie schon bei den Ewe beschrieben wurde.

Anjanga ist ein großes, nur von wenigen niedrigen Terrainwellen und Kuppen durchzogenes Grasland, in dem man viel Wild findet. Bei Agbandi streifte vor einigen Jahren ein Löwenpaar, das nach und nach zehn Menschen zerriß, so daß die Bevölkerung auszuwandern begann. Elefanten, Büffel, Antilopen und Paviane sind nicht selten. In den Schattenbäumen der Dörfer hocken zahlreiche Geier und Habichte, und tagsüber hängen dort Tausende und aber Tausende von fliegenden Hunden, die des Abends auf ihre Streifzüge gehen und morgens mit großem Geschrei zurückkehren. Das Land ist im allgemeinen fruchtbar und man sieht große Felder von Yams, Mais, Reis und Guineakorn. Es hat den Namen und ist durchflossen vom Angä, der bei hohem Wasserstande das 60 m breite Bett erfüllt und dann oft den Verkehr auf Wochen und Monate sperrt, ein sehr hinderlicher Umstand, mit dem die Reisenden auf den das Land durchziehenden Karawanenstraßen nach Kpedji, Sokode und Salaga zu rechnen haben.

V. Nordtogo. Landschaften und Leute.

Durch den Vertrag mit England ist das Königreich Dagomba zum größeren Teil in deutschen Besitz übergegangen. Bei der Grenzfestsetzung ist Gewicht darauf gelegt worden, daß die eine wichtige Karawanenstraße von Salaga nach Gambaga ganz in englischen, die andere von Bimbila über Jendi nach Sansane Mangu ziehende ganz in deutschen Besitz gekommen ist. Den südlichsten Teil der Dagombaherrschaft bildete bis 1896 die Landschaft Nanumba mit der Hauptstadt Bimbila. In diesem Jahre ist die Landschaft von der deutschen Regierung als selbständig anerkannt worden. Sie hatte sich von der Oberherrschaft Dagombas, deren König in Jendi residiert, losgesagt, nachdem Jendi (auf dessen Veranlassung Nanumba gegen die deutsche Truppe gekämpft hatte und geschlagen worden war) von den Deutschen selbst bezwungen worden war. Die Landschaft Nanumba hat Kling im Jahre 1890, von Salaga kommend, durchzogen. Mit der Überschreitung des von Krokodilen wimmelnden Daka betrat er eine wasserlose, ausgedörrte Steppe, die erst bei Tschamba in freundlichere Landschaft überging. Die Hauptstadt Bimbila schätzte er auf dreitausend Hütten; sie liegt inmitten ausgedehnter Felder und ist ein wichtiger, auch von zahlreichen Haussa aufgesuchter Marktplatz. Einige Zeit vor Klings Besuch war der Häuptling ermordet worden, und man stand vor der Wahl eines neuen Häuptlings, die damals aber noch von dem Könige in Jendi bestätigt werden mußte. Als man 1903 wiederum in Bimbila einen neuen Häuptling wählen mußte, hat, um Thronstreitigkeiten zu vermeiden, die Regierung eingegriffen und dem Häuptling von Djonajile die Häuptlingswürde übertragen.

Die Nanumba-Großen halten sich Pferde, so schreibt Graf Zech, welche sie meist aus nördlich gelegenen Gebieten beziehen. Sie pflegen durchreisende Europäer feierlich zu empfangen, indem sie ihnen eine Strecke weit entgegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reiten. Besonders hübsch gestaltete sich seinerzeit der Empfang, der der Grenzexpedition vor Bimbila bereitet wurde. Etwa fünfzehn Reiter jagten den Europäern in rasendem Galopp entgegen, um kurz vor ihnen zu parieren, nach erfolgter Begrüßung umzukehren und in Karriere wieder zurückzureiten. Die auf den kleinen Pferden gewandt und sicher ausgeführten Bewegungen, die weiten im Winde flatternden, mit Amuletten benähten bunten Gewänder der Reiter und die orientalische Aufzäumung der Pferde verleihen einem solchen Empfang ein phantastisches Gepräge.

Die Nanumba bilden mit den Dagomba (sie nennen sich selbst Dagbamba), den Mamprussi (die sich selbst Mampulugu nennen), den Mossi, Tjanse und Kusa eine Völkerfamilie.

Das Dagombareich, dessen Macht unter den neuen Verhältnissen arg gelitten hat, besteht aus einer Anzahl kleinerer und größerer Provinzen, deren vier wichtigste die von Jendi, Mianu, Karga und Safelugu sind. Der Oberkönig ist gleichzeitig Inhaber der Provinz Jendi. Die anderen drei genannten Provinzen verleiht der König an seine nächstältesten Brüder. Wenn kein Bruder vorhanden ist, gelangen die Söhne des Königs zur Herrschaft in den Provinzen. Ebenso rangieren bei der Thronfolge in Jendi die Brüder des Königs vor seinen Söhnen. Oft haben infolge dieser Bestimmungen in Dagomba Kämpfe stattgefunden. In der Königsfamilie ist die Beschneidung üblich. Auch ließen die Könige junge Leute verschneiden und machten sie zu Eunuchen. Der oberste derselben war der Galadima oder Sokhena, ein Würdenträger des Hofes. Während so die Dynastie islamitischen Einflüssen zugänglich gewesen ist, ist der Islam in das Volk nur wenig eingedrungen und stark mit heidnischen Gebräuchen versetzt geblieben. Es scheint sicher, daß die Dagomba erst vor einigen Jahrhunderten von Norden oder Nordwesten her in ihr jetziges Gebiet eingedrungen sind, das vorher von Konkombas bewohnt gewesen sein soll.

Als erster offizieller deutscher Reisender hat v. François 1888 Jendi betreten. Als dieser dem Könige in seiner weitläufig gebauten und durch viele Schattenbäume freundlichen Residenz seinen Besuch machte, wohnten dem Empfange etwa sechzig Trommler, fünfhundert Krieger und zehntausend Zuschauer bei. Es war für die Deutschen nicht leicht, mit diesem Herrscher, der über eine gewisse Macht verfügte, ein gutes Verhältnis herzustellen. Der König wie seine Familie waren eifrig bei den Schwierigkeiten beteiligt, welche die wenig friedliche Dagombabevölkerung den durchziehenden Karawanen machte. Er nannte den König von Salaga ein Weib, weil dieser von den Karawanen keine Abgaben verlangte und keine Soldaten unterhielt. Das Verhältnis zu den Deutschen wurde noch schlechter, als diese den jungen Lempo als König von Salaga anerkannten gegen Isafa, dem doch der Dagombakönig zum Thron verholfen hatte. Dabei hatte allerdings Isafa die Abhängigkeit Salagas von Jendi anerkennen müssen. So fand denn Dr. Gruner, als er 1896 nach Sansane Mangu marschieren wollte, den Durchzug gesperrt. Es kam zu einem Kriege, den v. Massow mit der Polizeitruppe glücklich führte, wobei Jendi gestürmt und der Durchmarsch erzwungen wurde. Später freilich ließ der König von neuem die Karawanen plündern und für die Deutschen die Straße schließen. Nunmehr freilich dürfte seine Macht zu Ende gegangen sein.

Die Bevölkerung der Dagombalandschaften erscheint ganz anders als die der Küsten- und Gebirgslandschaften. Die Leute sind schlank und fein gebaut mit dünnen Armen und Beinen und kleinen Händen und Füßen. Sie haben schmale Schultern und einen flachen Brustkorb. Die Gesichter sind ziemlich regelmäßig, oft schön blau tätowiert. Das Kopfhaar ist bis auf eine mittlere Raupe rasiert.

Die Wohnungen sind so, wie wir sie schon von Anjanga beschrieben haben und später noch mehrfach wiederfinden, Gehöfte, aus sechs bis acht runden Hütten bestehend, die durch eine Mauer miteinander verbunden sind. Von dem mittleren Gehöftplatz führen die Türöffnungen in die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einzelnen Hütten. Die große oft bis 18 m hohe Eintrittshütte des Gehöftes dient als Empfangs- und Spielhalle, sowie als Stall für die an einem Fuß angepflöckten Pferde. Die Eintrittshütte der Häuptlingsgehöfte, die wiederum aus vielen Einzelgehöften zusammengesetzt sind, krönt oft ein Straußenei. In den Gehöften finden sich auch tagsüber, während die Männer und Sklaven der Feldarbeit obliegen, zahlreiche Kinder und viele Weiber. Die Anzahl derselben ist bei den Mohammedanern auf vier beschränkt, bei dem heidnischen Teil unbegrenzt. Oft haben aber die Männer nur eine Frau. Die Männer gehen mehr oder weniger nackt oder sie tragen Haussagewandung, dazu Turban und Mundtuch, oder einen Fes oder eine phrygische Klappmütze, an den Füßen Sandalen oder Stiefel. Die Frauen bevorzugen durchaus die blaue Farbe sowohl für die Kopf- als Umschlagetücher. Viele, besonders die wohlhabenderen Dagomba, sind wenigstens äußerlich Mohammedaner, aber man trifft doch überall Fetischfiguren; so sieht man auch oft nebeneinander eingenähte Koransprüche und Fetischamulette.

Leute von Bimbila.

Ackerbau wird eifrig betrieben. Oft wandert man kilometerweit zwischen Feldern mit Yams, Mais, Kolben- und Rispenhirse, Erdnüssen und Bohnen. Es wird auch vielfach Tabak gebaut und nicht bloß zu eigenem Verbrauch, sondern auch für den Handel. Dazu werden die Pflanzen gestampft und zerquetscht und das in der Pfeife greulich stinkende Produkt in Blätter gewickelt und in eine wurstähnliche Form gebracht. In der Otiebene wird besonders bei Napari und Sansugu viel Baumwolle gebaut, aus der unter anderem die Panzer für die Krieger und ihre Pferde gefertigt werden. — Auch die Viehzucht ist in einem besseren Zustande als in irgend einer der bisher beschriebenen Landschaften. Man sieht viele große Pferde, Esel, zahlreiche Herden von schönen Rindern, auch Buckelrinder, Wollschafe, langhaarige Schafe und eine sehr große Rasse kurzhaariger Schafe, Ziegen, Enten, Hühner und Tauben.

Die Hauptnahrung der Bevölkerung, die nach mohammedanischem Gebrauch kein Schweinefleisch ißt, ist Rind- und Schaffleisch, dazu Yams und Suppe aus den zerquetschten, überall feilgebotenen roten Hirseklößen, Brei von gekochten Bohnen und Erdnüssen; dazu genießt man Hirsebier, stellenweise Milch, seltener Butter und Käse.

Von wilden und jagdbaren Tieren finden sich im weiten Savannenlande Elefanten, Büffel, Antilopen, große Affen, Hasen, Perlhühner, Frankoline, blaue Tauben, aber auch Leoparden und Löwen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die wichtigsten Marktplätze des Landes sind schon erwähnt; aber die Dagomba betreiben den Handel nicht nur auf den Landesmärkten, sondern beteiligen sich vornehmlich mit ihrem Vieh an dem Karawanenhandel. Sehr wichtige Handelstraßen ziehen als gute und viel betretene Wege durch das Land. Der ganze Handel von Timbuktu, Bornu, Bagirmi, Sokoto, Kano und Wadai nach Salaga, Kratschi und den Küstenplätzen kreuzt das weite Dagombareich. Diese Karawanen bringen Vieh, Pferde und Esel, Sklaven, Gegenstände heimischer Industrie, Schibutter, Elfenbein und Gold und nehmen dafür Kolanüsse, Salz, Messing, Kupfer, Zeug und Rum zurück.

Neben friedlicher Beschäftigung liebt die Dagombabevölkerung Raub- und Kriegszüge. Aber nur die Soldaten der Häuptlinge und die Jäger haben Gewehre, im übrigen führt man Bogen und Pfeil, Lanzen, auch eine Art Wurfeisen, Messer, Schwerter, Streitärte. Die Pfeile sind oft vergiftet, die Schilde werden aus Büffel- oder Elefantenhaut hergestellt. Viele Krieger tragen in die Stiefel eingenähte Sporen und sind beritten; daß die großen Pferde, wie auch die Reiter, oft Baumwollpanzer tragen, ist bereits erwähnt, dazu haben sie prächtige Sättel, große Decken und schönes Zaumzeug. Auch an Kriegs- und Friedensmusik fehlt es in Dagomba nicht; man hat mehrere Arten von Musikinstrumenten, Hauffatrommeln, Rohrflöten, Gitarren, harfenähnliche Geigen, dazu dienen Elefantenzähne und Antilopenhörner als Blasinstrumente.

Das Bassariland ist begrenzt westlich von Dagomba, nördlich von Kabure, östlich und südlich von Temulandschaften. Die Bassarisprache gehört zu den Gyambasprachen, sie wird außer in den eigentlichen um den Bassariberg gelegenen Bassaridörfern noch in vielen anderen Ortschaften gesprochen, über welche der Bassarikönig seine Herrschaft auszuüben den Anspruch macht. Früher hat Bassari unter der Oberherrschaft der Mangudynastie gestanden, doch hat sich diese nicht behaupten können. Dann hat vor nicht allzu langer Zeit der Dagombakönig die Bassari mit Krieg überzogen, sie auch besiegt und in die steilen Berge zurückgetrieben, wo er sie auszuhungern suchte. Indessen die Bassari hatten auch in ihren Bergen Farmen, und schließlich mußte der Feind unverrichteter Sache wieder abziehen. So bestand zwischen den beiden Nachbarn große Feindschaft, und man suchte sich gegenseitig möglichst durch Fortfangen von Vieh und Menschen, die dann natürlich zu Sklaven gemacht wurden, zu schädigen.

Der Bassarikönig hat auch seine Herrschaft sonst auszudehnen gesucht, so beansprucht er die über Kabu und Bapure, welche beiden Städte indessen ziemlich unabhängig zu sein scheinen. Und zur Zeit der Anwesenheit des Grafen Zech und Klofes lag Tagba mit den Banjelileuten in Fehde, die er zu unterwerfen suchte. Er hatte zu dem Zwecke Sabermareiter herbeigerufen, die in Sara, der nördlichsten Bassarilandschaft, angesiedelt waren. Diese Reiter stammen ursprünglich aus der am Niger gelegenen Landschaft Saberma und wurden von den kriegführenden Häuptlingen wie unsere Landsknechte angeworben. Sie sind aber in Wirklichkeit nichts anderes als bezahlte Sklavenräuber. In Kleidung und Bewaffnung ähneln sie den Hauffareitern; sie sind waffengeübte, rauhe Krieger, die weit und breit gefürchtet sind.

Die Bevölkerung des Bassarilandes ist groß, stattlich entwickelt, mit hervortretender unterer Gesichtspartie. Als Stammesmarke erscheint je eine kurze Narbe von den Nasenflügeln schräg über die Wange ziehend. Die Frauen tragen außerdem mehrfache Tätowierungen im Gesicht, auf den Armen, auf Brust und Bauch. Das Haar tragen die Männer kurz geschoren oder rasiert bis auf einen übrig gelassenen Ring, Schopf oder Kamm. Als Kopfbedeckung dient ihnen die Schlappmütze oder auch eine krempenlose Strohkappe. Die Frauen scheren das Haar kurz und tragen ein turbanartig um den Kopf geschlungenes Tuch. Die Männer haben als Kleidung fast ausschließlich Tierfelle im Gebrauch, und zwar einen Lederschurz um die Hüften oder ein Fell, das mit seinen Vorderfüßen um die Schultern geknüpft ist und herabhängt. Die Frauen tragen Hüfttücher, dazu als Schmuck Hüftschnüre aus glatt geschliffenen Palmkernen und Muschelplättchen, Metallringe um Hals, Arm- und Fußgelenke, in den Ohrläppchen auch Perlen, und zwar selbst die teuren (angeblich aus der Erde gegrabenen, jetzt vielfach nachgeahmten) Erdperlen und Karneolperlen. Den Männern dienen Armringe aus Holz, Metall,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Elefantenfußsohlen und kleine Zieraten in den Ohrläppchen als Schmuck. Fast immer haben sie einen aus einem unaufgeschnittenen Tierfell gemachten Sack bei sich, in dem sie Kauris, die Schnupftabakdose und andere kleine Gebrauchsgegenstände mit sich führen.

Die Eigenschaften der Bassari scheinen nicht sehr rühmenswert. Graf Zech schreibt, daß sie gewalttätig, jähzornig, räuberisch, aufbrausend sind und Neigung zum Lügen haben. Sie sind in der Tat schlimme Räuber und haben ganze Karawanen, die ihr Gebiet passierten, vernichtet. Sie sind deshalb nicht nur bei den Dagomba, sondern bei allen Nachbarvölkern verhaßt. Im übrigen werden sie weiterhin als faul, eigensinnig und schwer lenkbar geschildert. Auch sind sie arge Trunkenbolde und neigen in der Trunkenheit zu Exzessen. Doch ist es weniger europäischer Rum oder Schnaps, als einheimische Getränke, die zu den Gelagen dienen. Sie brauen nämlich Bier aus einer dritten Hirseart, die neben dem roten und weißen Guineakorn nur zu diesem Zweck angebaut zu werden scheint, und machen das Bier durch Zugabe von Luffa noch besonders berauschend. Auch gewinnen sie viel Palmwein von den an den Flußufern häufig vorkommenden Weinpalmen. Täglich des Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr finden in allen größeren Dörfern unter besonderen Schattenbäumen Palmweingelage statt. Meist werden diese in gehobener Stimmung verlassen und um fünf Uhr abends findet Fortsetzung des Trunkes auf dem Marktplatz statt, wo Bier verkauft wird. Vor Beginn des Marktes warten manchmal schon so viele Männer auf Bier, daß Weiber, welche das Bier in großen Töpfen auf den Markt bringen, schon wenige Minuten nach ihrer Ankunft ausverkauft haben. Auch die Weiber sprechen dem Bier ordentlich zu.

Die Bassari bewohnen Gehöfte von der schon beschriebenen Art mit einer größeren Eingangshütte und einer Umschließungsmauer. Benachbarte Gehöfte sind durch eine Öffnung in der Mauer verbunden, und so findet schließlich eine Verbindung innerhalb eines ganzen Stadtviertels statt. Für den Fremden ist es da ganz unmöglich, sich zurechtzufinden. Die Einzelhütten haben eine von der Erde ziemlich weit (40 cm) entfernte runde Eintrittsöffnung. Ihre Wände sind oft mit allerlei Verzierungen versehen. Innerhalb der Gehöfte befinden sich kleine, runde, hüttenförmige Ställe für das Kleinvieh. Die Pferde stehen im Eingangshaus, für das Rindvieh sind neben den Gehöften oder innerhalb derselben umzäunte Plätze vorhanden. Die Kornspeicher haben die Form zweier mit den Grundflächen aufeinandergestellter Kegel.

Der Islam hat noch nicht viel Eingang im Bassarilande gefunden. Es gibt nur wenige Mohammedaner in den größeren Städten, wie in Kabu, weil sie nicht zwischen den zanksüchtigen Leuten zu wohnen lieben. So sind die Bassarileute mehr dem Fetischglauben ergeben als die umwohnenden Völker. Der Hauptfetisch heißt Unombotte. Auch bei ihnen spielen die Fetischpriester und der Gifttrunk bei den Gottesurteilen eine große Rolle. Sie haben auch Medizinmänner und Wahrsager, die ihr Gewerbe auf den Marktplätzen betreiben. Aus den Figuren, die ein Stock im Sande zieht, gibt der Wahrsager seinen Spruch ab.

Da die Mädchen im Bassarilande knapp sind, so heiraten die Männer oft Kabureſklavinnen. Doch kommen diese teurer zu stehen als die Bassaribräute. Für letztere muß ein Hochzeitsgeschenk von 15 000 Kauris und eine Kuh bezahlt werden, das ist etwa 45 Mark, eine Kabureſklavin ist aber nicht unter 65 Mark zu haben. Kinder aus Mischehen sind frei. Sie halten viele Sklaven, besonders Kabure, von denen sie sagen, daß die Kabure sie selbst wegen der Überfüllung in ihrem Lande verkaufen. Die unverheirateten Sklaven leben wie die ledigen Söhne im Haushalte des Herrn und Vaters. Mit der Verheiratung des Sklaven — und man verheiratet ihn gern, schon damit er nicht fortlaufen soll — arbeitet er nur noch vier Tage für den Herrn, zwei Tage aber für den eigenen Haushalt. Wie auch in anderen Togolandschaften gehen die Sklaven bei dem Tode des Herrn auf den Erben über, können auch, wenn keine näheren Erben da sind, frei werden und selbst erben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Merkwürdig ist die Königswahl. Dafür besteht das Gesetz, daß kein reiner Bassarimann und auch keiner, der Bassari von der Mutter her spricht, König werden darf. So war König Tagba der Sohn eines Bassarimannes aus der Königstadt Kore und einer Frau aus Aledjo Kadara, die in ihre Heimat zurückgekehrt war. So sprach Tagba bei der Königswahl Temu, später natürlich Bassari.

Neben den schon erwähnten drei Hirsearten pflanzen die Bassari hauptsächlich Yams, aber auch Baumwolle und Tabak, der weithin als der beste der Gegend gilt. Sozusagen in Halbkultur befinden sich die Bäume von Parkia africana. Die gestampften und gegorenen Bohnen dieses Baumes geben mit Palmöl, Kürbissamen, Pfeffer, Erdnüssen, Salz, Ochrokapseln und verschiedenen Kräutern die tägliche scharfe Suppe als Zuspeise für die Yams- und Hirseklöße. Die Bassari züchten ferner Rinder, Schweine, Ziegen und mehrere Arten Schafe, sowie kleine Pferde, die als Lasttiere verkauft werden. Dagegen verwenden sie zum Reiten die großen, aus dem Norden von Gurma, Borgu und den Haussaländern eingeführten Pferde. Auch Esel werden eingeführt. Die Viehzucht liegt öfters in den Händen von Fulbeleuten, Freien und auch Sklaven.

Man betreibt Jagd auf Elefanten und Antilopen. Es gibt viele Hasen, Busch- und Perlhühner, sowie grüne Papageien. Ausgerüstet ist der Jägersmann mit dem Steinschloßgewehr, Pfeil und Bogen, Lanze und Messer. Die Spitzen der Pfeile und Lanzen sind vergiftet. Auch zum Fischfang bedienen sie sich eines Giftes, des Milchsaftes einer Euphorbiazee, die überall an Bächen und Flüssen angepflanzt ist.

Die Bassari üben einige Handwerke aus, so in den südlichen Dörfern die Töpferei. Während aber die Ewetöpfer ihre Waren am offenen Feuer brennen, brennen die Bassari auf mit Gras und Erde bedeckten Holzhaufen. Sie flechten ferner Matten aus Pandanusblättern, verfertigen leichte Mattentüren aus Weinpalmrippen, auch Körbe, höhlen Kalabassen aus und versehen sie mit Ornamenten.

Auf der Höhe steht bei den Bassari das Schmiedehandwerk. Der Hauptsitz dieser Industrie ist Naparba.

Hier hört man die Schmiedehämmer die ganze Nacht. Die Schmiede arbeiten in Hütten, die ansehnlicher sind als Wohnhütten. Meister und Lehrling sind dabei fast oder auch ganz nackt. Der Lehrling setzt den zweirohrigen Blasebalg in Bewegung, der Meister arbeitet mit eisernem Schürstab und einer ebenfalls eisernen Zange, während die Hämmer und der Amboß aus Quarzgestein bestehen. Man fertigt hier in großer Menge die Blätter für die Hackschaufeln, sowohl die runden allgemein üblichen, wie auch die dreieckigen der Atakpameleute. Diese Blätter werden in großer Zahl ausgeführt, und man sieht sie auf allen Märkten nicht nur des Togolandes, sondern bis weit in die Sudanländer hinein. Ferner machen die Bassarischmiede Messer und Äxte, Speer- und Lanzenspitzen und anderes mehr. Aber Bassari ist auch der Sitz der Roheisengewinnung. Der von Süden her streichende Gebirgszug, der Bo, hat sich hier in einzelne Bergkuppen aufgelöst, in denen sich Eisenerz findet. Mehrere der Fundstellen werden abgebaut, die weitaus bedeutendste derselben ist die von Banjeli. Der sich dort um 490 m aus der Ebene emporhebende Berg Djola besteht fast ganz aus Roteisenerz, das hin und wieder von kieseligen Bänken durchzogen und oberflächlich zu dunkelrotem Laterit umgebildet ist. Da die Eingeborenen das anstehende Eisengestein nicht zu sprengen vermögen, müssen sie möglichst reine Stücke durch Ausgraben gewinnen. Die Holzkohlen liefern ihnen Meiler von etwa 2 m Durchmesser aus den Bäumen der Steppe. Die Hochöfen sind $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ m hoch, mit einer Anzahl Formen und einer Arbeitsöffnung am Boden. Sie werden mit etwa $1^1/_2$ cbm Holzkohle auf 120 kg Eisengestein beschickt und von oben her in Brand gesetzt. Gebläse werden nicht verwendet. Am dritten Tage erhält man die fertige Eisenluppe, die mit großem Geräusch im Ofen zu Boden fällt und sofort herausgezogen wird. Die Luppen sind etwa 25 bis 30 kg schwer und noch von Schlacke und Kohlen durchsetzt. Hier sind Hunderte von Öfen vorhanden, die täglich Roheisen im Werte von zweitausend Mark herstellen könnten und von denen immer ein Teil in Betrieb ist. Die Luppen werden in den Schmiedewerkstätten des Landes verarbeitet oder auch als solche besonders nach Kabure verkauft. (Hupfeld.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Marktverkehr im Bassarilande ist ein sehr reger, besonders große Märkte werden in Naparba und in Kore abgehalten, auf denen vor allem Landesprodukte verhandelt werden. Der über das Land ziehende Karawanenverkehr ist ebenfalls ein lebhafter. Von Norden her laufen hier die Straßen von Gurma und Sansane-Mangu ein, von Osten die von Tschaudjo, von Westen die von Jendi, um dann eine bequeme und jeder Schwierigkeit bare Fortsetzung in den Straßen über Bimbila nach Salaga oder dem Westhang des Gebirges entlang nach Kratschi zu finden.

Im Anschluß an Bassariland erwähnen wir die räumlich davon getrennte, in der oberen Njalaebene gelegene Landschaft Tschamba, die von Tschaudjo abhängig ist, deren Bevölkerung aber den Bassari in Sprache und Sitten verwandt ist. Die Tschambaleute sprechen einen Dialekt der Gyambasprache und stehen in regem Verkehr mit den Bassari, die vielfach ihre Märkte besuchen, um die in Naparba gefertigten Hackenblätter zu verkaufen. Überhaupt gibt es, was die Kleidung, Tätowierung, die Hütten- und Gehöftform anbetrifft, viel Übereinstimmung zwischen den beiden Stämmen. Auch liegen hier wie da die Dörfer gruppenweise zusammen und bilden so ausgedehnte größere Ortschaftskomplexe. Aber sonst sind die Tschamba viel gutmütiger und friedlicher.

Die Landschaft stellt sich als ebene oder leicht gewellte kurzgrasige Savanne mit Schibutter- und Affenbrotbäumen dar. Hier finden Pferde und Herden von Rindvieh gute Weideplätze. Die Ufer der Bäche und des Njala zeigen hübsche Waldstreifen mit Öl-, Wein- und Fächerpalmen. Diese obere Njalaebene dürfte für Baumwollkultur in Betracht kommen, wie denn auch die Tschamba ausgedehnte Baumwollfelder haben. Man steckt im August, der Zeit der größten Niederschläge, je zehn bis zwanzig Samen in $^1/_2$ bis 1 m hohe aufgeworfene Erdhaufen — ähnlich wie bei den Yams — und erntet nach drei Monaten die reife Baumwolle. Nachdem sie dann noch acht Tage in der Sonne getrocknet worden ist, wird sie gereinigt und auf den Markt zum Verkauf gebracht. Eine kleine Schale mit etwa zwei Handvoll Samen gilt 5 Pfennig, ein Korb mit Baumwolle 50 Pfennig. Aus der Baumwolle wird Garn verfertigt, dieses auch mit Camwood rot gefärbt und auf zahlreichen Webstühlen im Lande verarbeitet. Die täglich in der Landschaft an mehreren Orten abgehaltenen, lebhaft besuchten Märkte sind in erster Linie Baumwollmärkte, doch werden auch neben Lebensmitteln andere Landesprodukte, wie Töpfe, Kalabassen, Wachs, rote Farbe und europäische Waren feilgehalten. Das hier gehandelte Salz ist europäisches Erzeugnis, welches über den Monu eingeführt ist, während in Bassari von Adda stammendes über den Volta gekommenes Lagunensalz Verwendung findet. So hat Tschamba einerseits eine vorzügliche Verbindung auf der östlichen Seite des Togogebiets in der Njala-Monuebene abwärts über Kpedji und Atakpame zur Küste, anderseits findet es über Sokode, Fasau und Taschi Anschluß an die große westliche Karawanenstraße. Endlich steht es mit Sugu und den Haussaländern durch eine nordöstlich ziehende Straße in Verbindung. Eine besondere Beachtung verdienen noch die auf den Tschambamärkten (aber auch auf anderen Märkten des Hinterlands) gehandelten Karneolperlen, sowie die sogenannten Groundbeads, Erd-, Kpedji- oder auch Popoperlen.

Die ersteren werden nach G. A. Krause in Kirotaschi am Niger gefertigt, die letzteren sollen im Togohinterland an verschiedenen Stellen aus der Erde gegraben werden. Da die Erdperlen, zumeist blaßblau, aber auch gelblich, besonders an der deutschen und englischen Küste sehr hoch be-

zahlt, angeblich auch mit Gold aufgewogen wurden und noch hoch im Preise stehen, so kommen Händler von dort, Akim-, Ewe- und Jornbaleute zu diesen entlegenen Märkten, um solche Perlen aufzukaufen. Man nimmt wohl an, daß die Perlen von einer früheren Bevölkerung, als diese von ihren Wohnsitzen verdrängt wurde, vergraben worden sind. Manche meinen sogar, daß sie phönizischen Ursprungs sind. Es ist auch nicht unmöglich, daß sie wirklich aus früheren Jahrhunderten stammen und ihren Weg von der afrikanischen Nordküste hierher gefunden haben. Neuerdings werden Nachahmungen sowohl der Karneol- wie Erdperlen vielfach in Handel gebracht.

Südöstlich von Tschamba, unfern der französischen Grenze, liegen die sogenannten freien Waldstädte. Das sind mehrere von Waldsäumen umgebene arge Raubnester, die früher den ganzen Handelsverkehr auf der östlichen Karawanenstraße zum Stillstand gebracht hatten. Darin scheint ja nun — allerdings nach einigen Schwierigkeiten — eine Änderung hergestellt zu sein. Aus jenen Waldsäumen stammendes Kautschuk kommt übrigens in Kpedji gegen Salz zum Verkauf.

Als Temuländer werden diejenigen Landschaften bezeichnet, in welchen die Temu- oder Timsprache gesprochen wird. Die Temusprache umfaßt ein weites Gebiet: man spricht Temu im Süden bis Fasau und Kumaso, im Westen in Bo, im Norden in Daude und Bafilo, im Osten bis über die französische Grenze in der Landschaft Adyé. Die Bewohner der Temuländer werden auch Kotokoli genannt, eine Bezeichnung aus der Sprache der Dendi am Niger, die bis an die Küste gebräuchlich geworden ist. Dieses große Sprachgebiet bildete zur Zeit der Besitzergreifung Togos seitens Deutschlands eine größere politische Einheit, insofern als es durch den König Djabo Bukari (Uro Djabo) in Sokode beherrscht wurde. Djabos Einfluß reichte selbst bis über die Sprachgrenzen hinaus nach Tschamba und Anjanga. Das Hauptland im Temubezirk und Stammland des Königs ist Tschaudjo, namhafte Unterlandschaften sind Adyé, dessen König Uro Guni die Franzosen seinerzeit zum Abfall veranlaßt hatten, ferner Fasau, das seinerseits früher die Häuptlinge in der Landschaft Bo einsetzte. Dann aber war Bo ziemlich selbständig und fühlte sich mächtig genug, mit Dagomba zu kämpfen. Urabaja von Bo verlegte auch 1890 Kling und 1896 dem Grafen Zech den Weg, wurde aber von letzterem mit zu Hilfe geeilten hundert Tschaudjosoldaten und vierzig Reitern geschlagen und seitdem bezahlte Bo Tribut nach Tschaudjo. Eine andere von Tschaudjo abhängige Landschaft ist Agulu, dagegen erfreuten sich der Häuptling von Kumonde, sowie die Imame von Kirikiri und Bafilo einer bedeutenderen Selbständigkeit, wie der letztere sogar die Oberherrschaft über Dako beanspruchte. In diesen Gegenden haben nämlich die Mohammedaner einen solchen Einfluß, daß die einheimischen Häuptlinge von den islamitischen Großen öfter ganz zurückgedrängt werden. Solche mohammedanische Große sind vor allem der Galadima, eine Art Minister, dann der Limam (aus el Imam), der erste Priester, ferner der Naëmi, der Stellvertreter des Limams.

Außer den mohammedanischen Fremden, den Haussa, Dendi und Fulbe, gibt es auch viele einheimische Mohammedaner; besonders der bessere und wohlhabendere Teil der Bevölkerung gehört wenigstens äußerlich dem Islam an. Unter dem gemeinen Volk freilich zählt der Islam nur wenige Anhänger.

Vom König Djabo schreibt der amtliche Jahresbericht 1898/99: Er war der einzige Mann des Gebietes, mit dem man rechnen mußte. Er hätte damals etwa dreihundert Reiter, gegen tausend Gewehrträger und mehrere tausend Bogenschützen ins Feld führen können. Er hatte bei aller Tyrannei einen königlichen Zug in seinem Charakter, wußte sich mit eindrucksvollem Zeremoniell zu umgeben, verfügte über kluge und treue Ratgeber und besaß neben einer imponierenden Erscheinung eine natürliche ruhige Würde, die jedem im Gedächtnis ist, der ihn kennen lernte. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich kann diese Worte nur bestätigen, da mir der Besuch bei Djabo Bukari im Jahre 1891 besonders eindrucksvoll in der Erinnerung haften geblieben ist. Besonders imponierten die zu Ehren der Besucher veranstalteten Reiterspiele, sowie die Art, in welcher die von einem erfolgreichen Raubzuge zurückkehrenden Reiter ihren König begrüßten. In rasender Karriere sprengten die wilden Gesellen dann heran, mit den weiten wehenden Gewändern, den Fessen, Turbanen und Kriegsmützen, den hochgeschwungenen Speeren, Schwertern und Gewehren, den phantastisch aufgeschmückten Pferden ein farbenreiches Bild gebend. Die Reiter trugen weite Pluderhosen oder sehr hohe bespornte Stiefel. Die Pferde sind reichlich behängt mit Decken, Kauri- und Glockenschnüren, mohammedanischen Amuletten und heidnischen Fetischgegenständen an Stirn, Hals, Mähne und Schwanz.

Auch die mohammedanischen Sonn- und Festtage wurden unter Djabo eindrucksvoll begangen. Bereits am frühen Morgen wurde in Paratau der Feiertag (Freitag) mit dem Getöse der sechs großen Trommeln, einer ganzen Anzahl von Hörnern, Elefantenzähnen und eisernen Glocken eingeleitet. Diese Musikbande hatte auf dem Platz vor des Königs Gehöft Aufstellung genommen und wechselte in ihren Produktionen mit Sängern ab, die mit wirklich melodischem Tonfall und schönen Stimmen das Lob des Herrschers sangen. Der Konzertplatz war tagsüber von vielem Volk besucht, gegen Abend erschien der König in reichster Seidengewandung, um inmitten seiner Großen

Abu Bukr (Djabo Bukari) von Tschaudjo.

niederzusitzen und sich mit denselben am Konzert und an großen Töpfen schäumenden Hirsebieres gütlich zu tun.

Ich habe damals des Königs ununterbrochene und vielseitige Tätigkeit bewundert. Zahlreich sind die ihm täglich zugehenden Boten, die seine Befehle in Empfang nehmen, und immer steht eines seiner schönen Pferde zum sofortigen Gebrauch gesattelt. Er besucht auch eifrig seine umliegenden Farmen und Dörfer, wie er offenbar großes Vergnügen empfand, mir seine ausgedehnten Felder und großen Viehherden zu zeigen. Bei dieser Gelegenheit beobachtete ich sein gütiges Benehmen gegen seine Untertanen, wie er auch lebhaftes Interesse für deren Farmen und Angelegenheiten bewies. Anderseits hat er sich oft als arger Räuberkönig gezeigt und seine Reiter haben in schrecklicher Weise in den angrenzenden Landschaften gehaust, die Farmen und Dörfer verwüstet, das Vieh geraubt, die Bevölkerung erschlagen oder in die Sklaverei geführt.

Das königliche Gehöft in Paratau ist ziemlich ausgedehnt. Man betritt es durch ein hohes rundes Eingangshaus mit kegelförmigem Grasdach, auf dessen Spitze ein Straußenei steckt. Auch hier sind einige Leibpferde des Königs eingestellt. Innerhalb des Gehöftes sind noch vierundfünfzig kleinere und runde, durch labyrinthartige Mauern miteinander verbundene Hütten vorhanden. Jede dieser Hütten ist von zwei Frauen des Königs bewohnt, die dort ihren eigenen Haushalt und ein beschauliches Leben führen. Vor dem Gehöft stolzierte ein großer Strauß auf und ab, der sicherlich weit aus dem Norden stammte.

Im Jahre 1898 ist Djabo Bukari gestorben. Nach Tschaudjositte hat der Häuptling des kleinen Dorfes Tschalo das Recht, unter den Thronpräten-

denten die Wahl zu treffen. Ein Anrecht auf den Thron in abwechselnder Reihe zu besitzen beanspruchen die Häuptlinge mehrerer Ortschaften. Früher machte dann der neugewählte König seinen bisherigen Wohnsitz zur Landeshauptstadt. So wohnte Djabo Bukaris Vorgänger, Al Hadschi, nicht etwa auch in Paratau, sondern in Dadaura. Für dieses Mal ist ein Bruder des Königs gewählt, der unter dem Namen Djabo Bukari IV. die Herrschaft führt.

Tschaudjo ist teilweise Flachland, teilweise Gebirgsland. Das Niederland zeigt kurzgrasige Steppe mit großen Affenbrotbäumen. Es ist nur leicht gewellt oder so eben, daß die Flüsse in der Regenzeit weite Strecken überschwemmen und Verkehrstörungen bewirken, so der Mo auf dem Wege nach Bassari, der Njala (der Oberlauf des Monu) auf dem Wege nach Tschamba und Kirikiri, der Kara auf dem Wege nach Kabure und Semere. In dieser Ebene liegen die großen Städte Paratau, der Sitz des Königs, mit etwa 5000, Dadaura (in der Dendisprache Sokode genannt), Sitz des obersten Limams und Hochschule, mit 4000, Kirikiri mit 3000, Agulu mit 9000, das am nördlichen Abhang des Gebirges schon in die Karaebene hinabweisende Bafilo mit etwa 15000 Einwohnern. Auch Fasau am östlichen Abhange des Bogebirges im südwestlichen Winkel des Tschaudjoreichs sei hier mit seinen etwa 2000 Einwohnern erwähnt.

Das schmale langgestreckte Bogebirge wird von Fasau aus nach dem am westlichen Fuß gelegenen Taschi überschritten; dabei passiert man auf der Höhe die Stelle, wo Graf Zech die Boleute geschlagen hat. Breiter und massiger lagert sich das Gebirge von Dako-Sudu. Es besteht aus eisenschüssigem Quarzit- und Glimmerschiefer und enthält Mengen von Rot- und Magneteisenstein. Aus dem Gebirge, dasselbe in zwei Teile teilend, entfließt nach Süden ein richtiger Gebirgsfluß, der Mo, mit schönem kristallenem Wasser, prächtigen Öl- und Weinpalmbeständen an den Ufern, inmitten grüner Bergwiesen. In der westlich des Mo gelegenen Berglandschaft Dako ist die Weberstadt Daude und die Königstadt Sore zu nennen. Auf dem östlichen linkseitigen 780 m hohen und steilen Felsen liegt der Dörferkomplex Aledjo Kadara, bewohnt von rauhen Sklavenräubern, die auf ihren geschickten Pferden leicht über die Felsen dahinsprengen. Die Dörfer dieser Leute sind nur auf einer Seite zugänglich und auch diese Seite kann leicht unzugänglich gemacht werden, da man hier an den Stellen, wo die Felsen eng aneinandertreten, künstliche Steinwälle aufgeschichtet hat. Durch verschiedene mittels solcher Steinwälle leicht abschließbare Bergkessel hindurch führt der Weg in die Felsenstadt Kumonde. Dies ist nach Klose eine der romantischsten Städte, deren Eindruck leider durch den vielen Unrat und die auf die nackten Felsen glühend herabscheinende Sonne beeinträchtigt wird. Die einzelnen Stadtteile sind gleichsam in die Felsen eingehauen und selbst der Marktplatz ist von Felsen umstellt. Von Kumonde bis Sudu führt der Weg über ein 600 bis 700 m hohes, mit Felsen und Steinen bedecktes Plateau, wie solche auch überall aus dem Boden unvermittelt emporragen. Die hier gelegenen Felder sind mager und dürftig, mit Gestrüpp bewachsen. An den Bachrändern aber liegen saftige Wiesen, auf denen die Rinder der hier lebenden Fulbe gute Nahrung finden. Durch neue Bergkessel und enge Felspassagen, die wiederum durch Schließung der zwischengebauten Steinwälle unpassierbar gemacht werden können, gelangt man nach Sudu. In Bauart der Hütten, Sprache und Sitten schließen sich die Bewohner dieses Ortes der Temubevölkerung durchaus an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auffällig waren für Klose hier sowohl Zwerge wie auch die völlig nackten erwachsenen Mädchen. Mit dem Hinabschreiten zur Karaebene gelangt dann der Reisende zur französischen Grenze, jenseits deren Semere und Sugu gelegen sind, auf welche Gebiete wir schon durch Wolf und Kling Ansprüche besaßen, aber nach vorübergehender Besetzung im deutsch-französischen Vertrage von 1897 verzichteten.

Die Bevölkerung der Temuländer trägt als Stammesmarke einen kurzen geraden Narbenstrich vom linken Nasenflügel zur seitlichen Mundwinkelgegend, oder dieselbe Marke auf beiden Wangen, oder aber drei bis vier Längsstriche von den Schläfen abwärts bis zum Kinn. Die Vornehmen und die Mohammedaner zeigen in Kleidung und Sitten ganz das Bild der islamitischen Bevölkerung des Sudans und erinnern kaum noch an die Vorstellung eines Negers, die übrigen Temumänner begnügen sich in der Kleidung mit einer dreieckigen Schürze oder einem Schaf- oder Ziegenfell. Das Kopfhaar wird rasiert, oder sie lassen eine Mittelraupe oder je einen Kranz hinter den Ohren oder drei hintereinander liegende Kreisflächen auf dem Scheitel stehen.

Die Frauen tragen ein Hüfttuch und Hüftschnüre, die aus aneinandergereihten geschliffenen Palmkernen oder geschliffenen Muschelstückchen bestehen. In den Ohrläppchen haben sie sehr häufig ein kleines rotgefärbtes Stückchen des Markes der Hirsehalme stecken. Aber auch blaue und rote Glasperlen tragen sie in den Ohrläppchen. Sie färben öfters Kopfhaut und Augenränder blau, Zähne, Nägel der Zehen und der Finger der linken Hand aber gelb. Das Haar haben sie vielfach in drei dicken eingeflochtenen Raupen auf dem Schädel, dazu noch seitwärts abstehende Zöpfchen.

Die Temuleute bewohnen die beschriebenen, mit Mauern umgebenen Gehöfte mit größeren oft mit Veranden versehenen Eingangshäusern. In den größeren Ortschaften hängen die Gehöfte aneinander. Die Frauen sind mehr im Haushalt beschäftigt, die Männer betreiben den Feldbau. Zu diesem verwenden sie vielfach Sklaven aus Dagomba, Mossi, Grussi und Bornu. Des Morgens ziehen die Feldarbeiter unter Trommel- und Pfeifenklang in Scharen zur Arbeit auf die Farmen. Auf den Farmen und in den Gehöften sieht man vielfach Kornspeicher. In erster Linie pflanzt man Hirse und Yams, außerdem Bananen, Reis, Mais, Bohnen, Erdnüsse. Die sogenannten Salagakartoffeln (Knollen einer Labiate Coleus salagensis), Taro, Bataten und Maniok sieht man nur vereinzelt. In der Karaebene bei Bafilo, bei Paratau und in der Njalaebene wird viel Baumwolle gepflanzt. Wie bei den Waldstädten, deren Zugehörigkeit zu Temu noch fraglich ist, erntet man auch sonst vereinzelt in den Galeriewäldern der Wasserläufe vorkommende Landolphialianen ab, deren Nutzen noch vor einigen Jahren den Eingeborenen zum Teil unbekannt war.

Die Temuleute sind erfahrene Viehzüchter. Wenn auch die Pflege der zahlreichen und mehrrassigen Rinder häufig in den Händen sorgfältiger Fulbeleute liegt, so sind sie selbst doch eifrige Pferdezüchter. Auf den Farmen und den weiten Ebenen bei Paratau und Dadaura sieht man viele angepflöckte Pferde einer kleinen Rasse, die fast ausschließlich Zuchtstuten sind. Die Hengste werden, kaum ausgewachsen, als Lasttiere an Haussa und andere Händler verkauft. Die Pferde werden sorgsam behandelt, getränkt und gebadet, sie erhalten sogar Medizin. Die großen Reiterpferde sind nur Hengste, werden eingeführt und stehen in den großen Eingangshütten, wo sie mit kurz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschnittenem Gras und Hirse gefüttert werden. Man sieht auch gute Esel und Maultiere. An Schafen und Ziegen halten sie schöne Rassen, wie die von den Haussaländern kommenden großen Wollschafe mit Halsklunkern, sowie hochbeinige, glatt- und kurzhaarige gefleckte sogenannte Salagaziegen. Man betreibt auch einige Handwerke. In Daude und Bafilo findet in größerem Maßstabe Weberei statt, auf dem Sudu-Dakoplateau gewinnt man Schibutter und macht daraus Seife, in Kirikiri fertigt man Matten aus Palmblättern, in Dadaura werden Kalabassen ausgehöhlt und eingeschnitten, in Passua Töpfe gebrannt.

Männer und Weiber sind eifrige Marktleute. Der größte Marktplatz des Landes ist der von Dadaura, wo täglich Markt abgehalten wird. Unter den Produkten des Landes findet man Kuhmilch und Butter bei den Fulbe, sowie allerlei Lebensmittel und Erzeugnisse heimischer Industrie, ferner Brennholz, Salz, daneben verkaufen zahlreiche Haussa Mützen, Gewänder, sowie alle Ergebnisse der reichen Haussaindustrie. Neben dem Binnenhandel haben sich die Temuleute besonders dem Karawanenhandel ergeben, den sie so eifrig betreiben, daß fast die Landbebauung darunter leidet. Auf allen zur Küste, nach Kratschi oder Salaga ziehenden Straßen trifft man ihre Handelskarawanen, die Männer mit Pfeil und Bogen, aber auch wie die Weiber und die halbwüchsige Jugend Lasten tragend. Dabei sind alle fröhlich, singen und erzählen. Sie führen Lastpferde und -esel mit sich, Matten und Kalabassen, Schibutter, wohl auch einige Sklaven, dazu Rinder, Schafe und Ziegen. Fast die gesamte Viehausfuhr verläßt das deutsche Gebiet und geht nach Salaga und zur Goldküste. Zurück bringen die Karawanen vor allem Kolanüsse und Salz, sowie die mannigfachen europäischen Artikel.

Neben dem Binnen- und Exporthandel des Tschaudjolandes sei endlich noch die Wichtigkeit seiner dem Transithandel aus und nach den Sudanländern dienenden belebten Karawanenstraßen erwähnt.

Da die Fulbe- oder Fullaniederlassungen sich besonders im Tschaudjolande finden, so seien diese Vertreter des großen hamitischen Volksstammes an dieser Stelle erwähnt. Ihre Niederlassungen sind nicht von sehr fester Art, sie ziehen im Gegenteil in eine andere Gegend, sobald ihnen die bisherigen Weideplätze nicht mehr zusagen oder ein Todesfall die Niederlassung betroffen hat. Sie stammen aus den Haussaländern, wo sie bekanntlich die herrschende Rasse geworden sind. Indessen sind die Fulbe unseres Gebietes nicht rein, sondern zeigen eine starke Beimischung von Negerblut. Sie sind braun, haben wolliges Haar und negerhafte Gesichtszüge. Von Gestalt sind sie klein und zierlich. Sie sprechen eine eigene Sprache und sind zum größeren Teil Mohammedaner, bisweilen auch Heiden. Die Männer haben das Haupthaar rasiert oder lassen eine Mittelraupe auf dem Scheitel stehen, die Frauen flechten das Haar in Zöpfe, die sie manchmal unter dem Kinn zusammenknüpfen. Die Männer tragen ein Hemd und einen spitzen, großkrempigen Strohhut, die Frauen ein Hüfttuch. Stets ist die Gewandung der Leute von weißer Farbe. Sie bewohnen fern von den Städten gelegene Gehöfte, die aus niedrigen runden und schlecht gebauten Hütten bestehen. Sie betreiben nur so viel Ackerbau, als für den eigenen Gebrauch erforderlich ist. Besonders pflanzen sie Guineakorn. Dagegen sind sie sorgsame Viehzüchter und überall, wo sich Fulbeniederlassungen finden, ist auch das Vieh in besserem Zustande. So halten sich die Wohlhabenderen in einigen Landschaften, selbst noch in Salaga, für ihre Rinderherden Fulbesklaven oder sie übertragen freien Fulbehirten die Fürsorge für ihre Herden. Diese pflegen dann mit den eigenen die fremden Rinder. Während des Tages weidet das Vieh draußen, des Nachts ist es in einer Hürde oder draußen angepflöckt. Die Kühe werden gemolken und die Milch wird verkauft oder zu Butter und Käse gemacht. Wenn die Milch zum Verkauf kommt, ist sie zumeist schon sauer, die Butter ist ungesalzen und weichlich, dem Käse fehlt nach unserem Geschmack die Würze.

Wenn sie auch sorgsame Pfleger des Viehes sind, so haben sie für eine Züchtung in unserem Sinne kein Verständnis; so kreuzen sie planlos wenigstens sechs verschiedene Rassen durcheinander. Sie halten neben dem kleinen Tschaudjovieh mit gering entwickeltem Euter drei Abarten der Buckelrinder mit seitlich gestellten Hörnern, große mit langen Hörnern, mittlere mit langem Körper und kurzen Hörnern, kleinere mit hohem Buckel und mittleren Hörnern, dann eine vierte Rasse von grauen Buckelrindern mit flachem Schädel und nach oben gestellten Hörnern, endlich noch eine große Rinderart ohne Buckel mit langen Hörnern. Selbst die räuberischen Bassari dulden gern die Niederlassungen der harmlosen Hirten in ihrem Lande; andere Fulbeniederlassungen sind in Mangu, in Tschaudjo befinden sich solche bei Kirikiri, Basa,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dadaura, Tabalo, Tubani, Sudu, Kumonde, der Fulbe auf etwa 1000, die Häupterzahl ihrer Aledjo, ferner am Mo zwischen Dadaura und Rinder auf 2200. Die angeseheneren Fulbe haben Baffari, in Paffua, Tschamba und Agulu. Ein Herden bis zu 60 Stück, die ärmeren solche von Besucher ihrer Niederlassungen schätzt die Kopfzahl 5 bis 10 Stück.

Nördlich des Sudu-Dakoplateaus, von ihm durch die öde, weite, zum Teil unbesiedelte Karaebene geschieden, liegt Kabure oder Kabre. In der Regenzeit machen auf dem Wege dahin die Überschwemmungen des Kara Schwierigkeiten, die jetzt durch eine von Dr. Kersting gebaute 40 m lange Drahtseilbrücke gehoben sind. Bis vor ganz wenigen Jahren war das Land völlig geschlossen, für die Nachbarstämme sowohl, wie für die Mohammedaner aus Haussa. Was sie an Lebensmitteln und Salz dringend

Fulbe in Nordtogo.

bedurften, holten sich die Kabure auf kleinen Märkten, die in der Nähe der Grenzen an bestimmten Tagen nur für sie abgehalten wurden. Diese Abgeschlossenheit haben sich die Kabure durch einmütiges Zusammenhalten gegen alle äußeren Einflüsse, sowohl friedliche wie feindliche, bewahrt, auch wenn im Innern ihres Landes eine ausgesprochene Anarchie herrschte. So war das Land unbetretbar und galt als unüberwindlich. Ihre Abgeschlossenheit ist die Folge früherer Sklavenjagden, welche die Herrscher benachbarter Länder, besonders wohl Mohammedaner, in dem dichtbevölkerten Lande unternahmen. Andere meinen, die Abgeschlossenheit des Landes sei durch herrschsüchtige Fetischpriester veranlaßt worden, die den Bewohnern das Verlassen des Landes verboten hätten. Die dadurch entstandene Übervölkerung ist dann wieder die Ursache des Menschenhandels gewesen, der besonders von den Sklavenmärkten Logba und Semere aus die benachbarten Gebiete mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sklaven versorgte. Die Erschließung des Landes hat erst nach der Übernahme dieser Gebiete seitens Deutschlands stattgefunden und zwar, da es auf friedlichem Wege nicht ging, mit militärischen Maßregeln.

In Kabureland ist der Eintritt nunmehr offen. Auf offenen Märkten bieten jetzt Händler aus Tschaudjo und Bassari den früher so gefürchteten Nachbarn Salz und Stoffe feil. Die Kabure selbst gehen auf die großen Märkte der Nachbarschaft und verkaufen dort die von ihnen eingesammelten Kerne der Parkia africana, deren Samen geröstet den sogenannten Sudankaffee bilden, während sie sonst von den Eingeborenen zur Herstellung von Tunken und Suppen verwendet werden. Das Geld freilich hat in die nördlichen Teile von Kabure und Losso noch nicht Eingang gefunden. In Kabure wird ein Dialekt der Temusprache gesprochen, in Losso eine eigene Sprache, die wiederum mit der des nördlichen Gebietes in Difale und Anima verwandt sein dürfte.

Die Männer dieser Landschaften gehen ganz nackt, die Weiber ebenfalls oder sie tragen eine Hüftschnur oder ein kleines Fransenschürzchen oder ziehen einen Streifen von Rindentuch zwischen den Schenkeln hindurch. Als Schmuck tragen die Leute in beiden Nasenflügeln kleine Stückchen von Hirsehalmen oder Eisenstücken, oder Tierkrallen, manche auch kleine Eisenringe in der Nasenscheidewand. Ebenso haben sie Eisenringe um Hals, Unterarm und Unterschenkel. In diese Ringe stecken die Männer die Spitze ihres großen gebogenen Messers mit O-förmigem Griff, ohne welches sie nicht gehen. Oft tragen sie auch Pfeil und Bogen bei sich. Daß sie durchaus dem Fetischglauben erhalten geblieben sind, ist bei dem Widerstande gegen äußere Einflüsse verständlich.

Jede Familie bewohnt in patriarchalischer Weise ein Gehöft, das je nach der Mitgliederzahl der Familie fünf bis fünfzig, selbst hundert Hütten umfaßt. Öfters schließen sich mehrere solcher Gehöfte zu einer Ortschaft zusammen. Die Gehöfte liegen zumeist in der Nähe der Berge, wohin die Bewohner sich bei Kriegsgefahr leicht zurückziehen können. Die Bevölkerung ist eine sehr dichte und wird auf hundertfünfzigtausend geschätzt. Das bebauungsfähige Land ist fester Besitz, der vom Vater auf den Sohn übergeht. Bei Erbstreitigkeiten greift man sofort zu Pfeil und Bogen, denn es ist ein streit- und kampflustiges Buschvolk und der Zwiste und Fehden innerhalb des Landes kein Ende.

Der Süden des Kaburelandes ist sehr fruchtbar, der Norden aber steril und nicht oder nur vereinzelt angebaut. Die Bewohner betreiben den Ackerbau so intensiv und in so rationeller Weise, wie in keinem anderen Gebiete des Togolandes. Südkabure macht den Eindruck eines großen wohlgepflegten, von allem Unkraut durchaus befreiten Gartens. Die Felder werden alljährlich von den Steinen gereinigt und diese dann zum Aufbau von begrenzenden Steinwällen verwendet. Die Eingeborenen entwässern ihre Felder durch Gräben auf geschickte Weise, ja sie düngen sie sogar, wie sich auch vor jedem Gehöft eine ausgepflasterte Dunggrube befindet. Sie nutzen jeden Fleck des fruchtbaren Landes aus und bebauen die steilsten Abhänge in terrassenförmiger Anordnung. Sie pflanzen besonders Yams, zwei Arten von Guineakorn, Erdnüsse, weniger Maniok. Das Kornstroh wird als Feuerungsmaterial verwendet, aus der Asche Salz gelaugt. Sie haben auch besondere Salzöfen, in denen salzhaltige Pflanzenteile verbrannt werden. Die Blätter der für den Feldbau gebrauchten Hackschaufeln fertigen einheimische Schmiede aus dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von den Hochöfen von Banjeli bezogenen Roheisen. Außer dem Schmiedehandwerk wird in nennenswerter Weise noch die Töpferei betrieben. Sie halten keine Sklaven und es gibt auch bei ihnen keine Fulbe, daher erreicht ihr Rindvieh auch nicht die Güte des Tschaudjoviehs. Sie halten auch keine Pferde.

Nordwestlich von Kabureland, durch die Paheluebene getrennt, erhebt sich das Hochflächenland Lossso. Hier finden sich in der Parklandschaft weit auseinandergezogene dorfähnliche Siedlungen mit großen freien Plätzen, dichten Palmenbeständen und dazwischen weite bebaute Felder mit einzelnen Bäumen. Nach Dr. Kersting verleiht ein fremder Bluteinschlag, vielleicht ein hamitischer, den Lossoleuten eine leichtere Weise im Gegensatz zu den schwerfälligeren Kabure, wie es auch unter ihnen Leute mit schlankerem Wuchs, längerem Gesicht und mit schmaler gebogener Nase gibt. Die Häuser der Gehöfte sind auffallend klein und niedrig, mit winzigem Eingang. Innerhalb der Gehöfte sind Höfe vorhanden, von denen der eine von den Schlaf-, Wohn- und Küchenräumen, der andere von Ställen und Speichern umgeben ist. Auffallend ist der Reichtum an Rindern und Kleinvieh. Bei jedem Gehöft befindet sich eine Ahnenhütte, in der die Geister der Vorfahren sich aufhalten und vor der sich zahlreiche, der Ahnenverehrung dienende Gegenstände befinden.

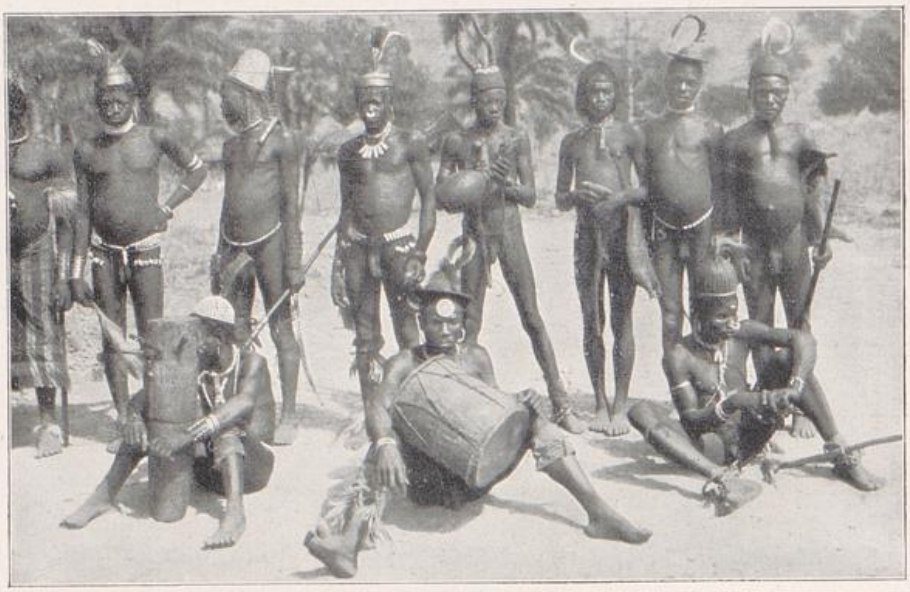
Kabureleute am Sulzofen.

Nördlich schließt sich die Graslandschaft Difale an, deren Bewohner ebenfalls einen Temudialekt sprechen. Smend berichtet über den merkwürdigen Hüttenbau und die eigentümlichen Begräbnisgruben und Knochenhügel. Noch merkwürdiger muten uns die jenseits des Keran wohnenden Sfola an, die auch eine besondere Sprache haben sollen. Sie besitzen Lehmburgen, die in wechselnder Stiegenlage Plattformen, Verteidigungsmauern und Türme zeigen, Hütten, Speicher und Ställe umschließen. Durch die komplizierte Anordnung bietet die Burg, wenn sie vom Gegner gestürmt ist, als letzte Rettung die Flucht durch dunkle verborgene Räume nach außen. Höchst eigentümlich sind die von den Männern getragenen Penishüllen.

Durch den Besitz von Burgen und merkwürdige Penisfutterale zeichnen sich auch die Tamberma aus, die die Grenzlandschaft bis weit hinein in das französische Gebiet bewohnen. Sie, besonders die im Gebirge, haben am längsten in Unbotmäßigkeit gegen die deutsche Regierung verharrt. Die Weiber der Tamberma tragen in der durchbohrten Unterlippe einen etwa 6 cm

langen fingerdicken geschliffenen Quarzbolzen und in beiden Nasenflügeln bunte Pflöcke von Holz oder Pflanzenmark. Die älteren Frauen tragen zum Teil einen Baststreifen um die Hüften, in den hinten ein grüner Zweig eingesteckt ist. Im Tambermalande finden sich wiederum Fulbe, die Viehherden halten und die Butter- und Käsebereitung verstehen.

Die Bevölkerung von Mangualand ist nicht von einheitlicher Art. Es sind im Gegenteil eine ganze Anzahl eingesessener Volkstämme vorhanden,



Leute von Difale.

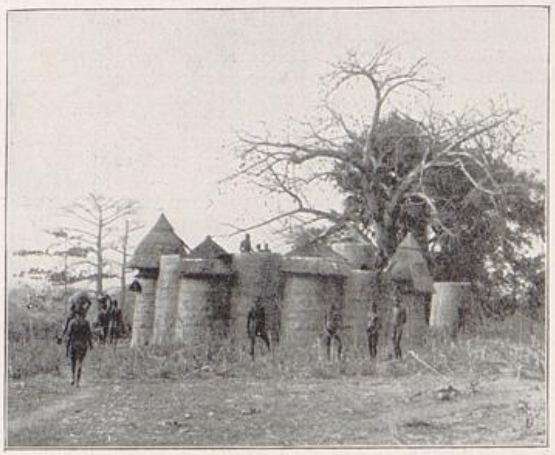
die von den vor etwa dreieinhalb Jahrhunderten von Aschanti und von der Goldküste aus Anu (deshalb nennen sie sich selbst Anufo) eingedrungenen Tschokossi besiegt sind und seitdem von ihnen beherrscht werden. Ein Teil der einheimischen Volkstämme wird von den Haussa und anderen Händlern Konkomba genannt, doch ist dieses keine Stammesbezeichnung, sondern ein Sammelname. Solche Konkomba genannten Stämme wohnen in dem ganzen Gebiet zwischen Mamprussi im Westen und Bassari und Kabure im Osten. Zu einer größeren politischen Einheit scheinen sie es nirgends gebracht zu haben. Graf Zech meint, sie dürften einer Völkergruppe beizuzählen sein, welche durch die Gurma- und Bassaristämme repräsentiert wird. Auffallend waren demselben Reisenden viele im Konkombaland vorhandene, gut gearbeitete zylindrische Brunnenlöcher von $^1/_2$ m Durchmesser, von denen er sagt, daß sie alten Ursprungs sind und von Völkern hergestellt sein dürften, die auf einer bedeutend höheren Kulturstufe gestanden haben, als die jetzigen Bewohner. Diese Brunnenlöcher sind senkrecht durch die Felsschicht getrieben und erreichen manchmal eine Tiefe von mehreren Metern. Unten sind sie höhlenartig erweitert. In diesen Löchern sammelt sich das Regenwasser.

Von den im westlichen Grenzgebiet, besonders im Gebirge, nördlich von den Konkomba wohnenden Moab oder Moba berichtet Graf Zech interessante

Dinge. Sie wohnen in entfernt voneinander gelegenen Gehöften, die zu Dorfschaften und kleinen Landschaften zusammenschließen. Die erwachsenen Moabmänner tragen zur Bedeckung des Gliedes eine Art Futteral aus Leder oder Zeug, welches mit einer Schnur um die Hüften befestigt ist. Dieses Kleidungstück scheint von den Eingeborenen selbst als Stammeseigentümlichkeit betrachtet zu werden. Dazu tragen sie Tierfelle, um eine Schulter gehängt, und phrygische Mützen. Die Frauen tragen wie auch bei den Konkomba Hüftschnüre, an denen Zweige mit grünen Blättern befestigt sind, Scham und Hinterteil bedeckend. Ohrläppchen und Unterlippen sind häufig durchbohrt, die oberen Schneidezähne oft spitz gefeilt. Die Männer rauchen aus langen Tonpfeifen. Auch im Moabgebiet gibt es zahlreiche Fulbeniederlassungen, die sich mit Rinderzucht befassen. Da das Moabgebirge frei von Tsetse zu sein scheint, halten die Mangu-Großen hier Zuchtstuten, die ausgezeichnet gedeihen.

Andere eingesessene Völker mit eigener Sprache sind im Norden die Natjaba, im Osten die Namba. Endlich gibt es in Mangu eingewanderte und ansässig gewordene Gurma und Wangara. Wenn wir dann noch die Sprachen der handeltreibenden durchziehenden Haussa, Mossi, Dagomba, Kotokoli und Anago (Joruba) nennen, so hat man in Mangu ein ausgesprochenes Bild afrikanischer Sprachenvielheit.

Thierry meint, daß alle diese in Manguland ursprünglich eingesessenen Volkstämme mit den Gurma verwandt sind und mit diesen, sowie den Mossi, Barba, Moba, Mamprussi, Dagomba und Nanumba eine alte Sudanvolkseinheit vorstellen, wie sie auch alle eine hamitische Blutsbeimischung haben.



Tambermaburg.

Ein ganz anderes Element aber bilden die infolge siegreicher Kämpfe eingedrungenen und zur Herrschaft gelangten Tschokossi. Ursprünglich war ihre Machtsphäre noch ausgedehnter, doch konnten sie dieselbe wie z. B. über Bassari nicht aufrecht erhalten, wie sich auch die Barba derselben stets widersetzt haben. Die Tschokossi haben sich besonders zahlreich und dicht bei Sansane-Mangu niedergelassen, wo sie auf fünfzig- bis sechzigtausend geschätzt werden. Weiter ab sind sie sparsamer zwischen der ursprünglichen Bevölkerung, am zahlreichsten noch unter den Pampanga auf dem Wege nach Mamprussi, wie sie auch dort auf ihrem Eroberungszuge vorübergehend halt gemacht haben und von da in das neue Land eingedrungen sind. (Thierry.)

Das ganze Land ist unter die großen Familien der Tschokossi aufgeteilt. Aus zwei dieser Familien erfolgt die Königswahl, aber diese bedarf der Zustimmung der Vertreter der anderen großen Familien, wie auch diese Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treter ebenfalls Könige heißen und deren Attribute führen. Ihre Hauptstadt Sansane-Mangu zählt gegen neuntausend ständige Bewohner und macht ganz den Eindruck einer Mohammedanerstadt. Sie ist aus einzelnen Gehöften und Gehöftkomplexen (zwischen denen sich Felder ausbreiten) von der schon mehrfach erwähnten Form zusammengesetzt. Die Gehöfte sind mit Mauern umgeben, haben den Eintritt durch eine größere Hütte und umschließen eine Anzahl runder Wohnhütten, neben den Ställen für das Kleinvieh.

Wie die eingewanderten Wangara sind auch die Tschokossi zum Teil Mohammedaner, wenigstens äußerlich, es finden sich aber selbst in Sansane-Mangu Fetischgläubige, -häuser und -priester. Je mehr von der Stadt entfernt, desto eifriger ist die Bevölkerung dem Fetischglauben ergeben und es sind demselben auch früher Menschen zum Opfer gefallen.

Das Land ist im allgemeinen flach, so daß der Oti und seine Nebenflüsse alljährlich kilometerweite Überschwemmungen anrichten, die den Verkehr nach Süden auf der Straße nach Bassari unterbrechen und die Stadt Sansane-Mangu auf allen Seiten absperren. Im übrigen tritt der Oti schon als bedeutender Fluß in das deutsche Gebiet ein und durchfließt die Ebene (in der Trockenzeit zwischen hohen Lateritufern mit Quarzgesteinen) in großen Windungen in wechselnder Breite von 50 bis 200 m. Oberleutnant Preil hat den Fluß durch das Manguland befahren, er fand denselben schiffbar, wenn auch die Passage mehrmals durch Kataraкte, noch mehr aber durch Flußpferde beeinträchtigt war.

Die Vegetation des Landes ist ausgesprochene Grassteppe, oft gänzlich baum- und strauchlos. Manchmal erheben sich über derselben Schibutterbäume und riesige Affenbrotbäume, und in kleinen Beständen findet sich die Fächerpalme, deren Stämme fast das einzige brauchbare Arbeitsholz liefern. Die weite Savanne ist reich an Antilopen, Hasen, es finden sich auch zwei Arten von Hyänen, Leoparden und Löwen. In den Flüssen sind außer Flußpferden Krokodile häufig.

Der Ackerbau wird zumeist eifrig betrieben. Man pflanzt Yams, zwei Arten von Guineakorn, Reis, Mais, Bohnen und Erdnüsse. Hirsebier wird reichlich gebraut und getrunken. In Moba, welches als Kornkammer des Landes gilt, blüht der Getreidebau, während in der Niederung des Oti und seiner Nebenflüsse die Tabakkultur bemerkenswert ist. Hier wird reichlich Tabak für den Außenhandel gebaut, so daß man auf den Wegen oft Karawanen bis zu fünfzig und mehr Tschaudjo oder Dagomba antrifft, die ausschließlich Tabaklasten haben. Die Eingeborenen ziehen die Saatpflanzen in den Feldern bei ihren Gehöften und pflanzen sie erst später in den nach der Überschwemmung zurückgebliebenen Schlammboden.

Neben dem kleinen Hausgetier, wie Schafen, Ziegen (an nichtmohammedanischen Plätzen Schweinen), Hunden, Katzen und dem gewöhnlichen Geflügel hält und züchtet man auch Pferde und Esel. Jeder bessere Farmer oder Händler ist beritten und Wohlhabende halten mehrere Pferde. Doch vor allem blüht die Rindviehzucht, besonders bei den im Lande angesiedelten Fulbe, wenn sie auch einer Vermehrung und Verbesserung noch durchaus fähig ist. Tausende von Rindern werden alljährlich, besonders durch die Haussa-, Tschaudjo- und Dagombaleute aus dem Lande geführt. Viele Rinder werden auch im Lande geschlachtet, denn die Manguleute sind starke Fleischesser, und die Fleischerei bildet sogar ein angesehenes Gewerbe, das zumeist in den Händen der Haussa liegt. Aus dem Haussalande hat man in Mangu einige Handwerke übernommen und man betreibt Weberei und Flechterei. Die Schmiede machen Messer, Äxte, Hacken, Glocken, Schwerter, Pfeilspitzen und Lanzenblätter, Edelschmiede stellen Schmuckgegenstände aus Gold, Silber, Kupfer und Messing her. Man arbeitet auch mit Leder und fertigt hübsch ornamentierte Kalabassen und andere Schnitzarbeit. Die Industrieerzeugnisse kommen auf den vielfachen Märkten des Landes zum Verkauf, von denen natürlich der bedeutendste der zu Sansane-Mangu ist, wo sich täglich vier- bis fünftausend Menschen versammeln. Die Erzeugnisse der heimischen Industrie werden auch exportiert und gehen wie das Vieh mit zahlreichen Haussa-, Dagomba-, Tschaudjo- und Anagokarawanen zu den Küstenplätzen oder nach Kete-Kratschi und Salaga. Rückkehrend aber führen alle diese Karawanen neben europäischen Artikeln Salz und Kolanüsse nach Mangu und den weiteren Hinterländern.

VI. Die gesundheitlichen Verhältnisse

des Togolandes sind nicht gerade gute. Ohne Zweifel sprechen dabei die Wasserverhältnisse mit. Die größeren Wasserläufe wie die Lagune, der Volta, Oti, Monu, auch Haho und Schio und noch manche andere im Vor- und Hinterland überschwemmen in der Regenzeit weithin das flache Land und lassen danach auf Wochen und Monate Sümpfe und Moräste als Brutstätten schlechter

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gerüche und ungezählter Moskitoschwärme zurück. Die kleineren Flüsse und Bäche aber versiegen während der Trockenzeit oder hinterlassen höchstens in ihrem Bett eine Reihe von Tümpeln und Sumpfstellen, deren abscheuliches Wasser der Bevölkerung manchmal recht ausgedehnter Bezirke zugleich zum Baden, Waschen, Trinken und zur Verwendung im Haushalt dient. Man stellt es selbst auf den Märkten und an den Karawanenstraßen um teures Geld zum Verkauf. Ebenso abscheulich und gesundheitswidrig ist das Sickerwasser in der Nähe der Lagune und das von den Eingeborenen, besonders des Vorlandes monatelang in großen Töpfen aufbewahrte Regenwasser. Erst neuerdings sind in einigen wasserarmen Landschaften durch Bohrungen Wasserstellen erschlossen, und auch längs der Eisenbahnen haben sich die Verhältnisse gebessert. Allein die Gebirgslandschaften haben während des ganzen Jahres gutes Wasser, dazu gesellen sich die Vorzüge der Höhenlage und der geringeren Entwicklung des die Moskitos erzeugenden Sumpflandes.

Besonders die Eingeborenen leiden unter diesen Verhältnissen, so daß z. B. in der Regenzeit von den Schulkindern oft ein Drittel und selbst die Hälfte erkrankt ist. Die im Gebiet lebenden Europäer sind ja im allgemeinen besser daran, da sie sich durch hygienische Maßregeln zu schützen verstehen. So wählt der Europäer möglichst eine luftige, von Sumpf und Lagune entfernte Wohnstätte, er trinkt und verwendet nur filtriertes und gekochtes Wasser, er nimmt prophylaktisch Chinin, er sorgt für Reinlichkeit im Hause und auf der Straße, er kennt auch die schädigenden Einflüsse von Exzessen in der Lebensführung, er hat oft Arzt und Krankenhaus in der Nähe, er kann den Aufenthalt unterbrechen und eine andere Gegend, eine andere Höhenlage aufsuchen, eine Seefahrt unternehmen oder schließlich die Heimkehr antreten. Zudem sind die meisten im Land ansässigen Europäer jüngere Leute von kräftiger Konstitution und leben unter verhältnismäßig günstigen Wohnungs- und Ernährungsbedingungen. Immerhin betrug die jährliche Sterblichkeit der in Togoland ansässigen Europäer während der letzten zehn Jahre im Durchschnitt 3,9 %.

An erster Stelle unter den Krankheiten steht natürlich Malaria. An der Küste tritt die Krankheit, wie im Mai und Juni 1896, bisweilen epidemisch auf, wobei kein Europäer verschont bleibt, selbst die weitab auf der Reede liegende Schiffsbevölkerung in Mitleidenschaft gezogen wird und viele Eingeborene bis weit in das Innere hinein zum Opfer fallen. Irgend welche Ursachen für solch epidemisches Auftreten haben sich noch nicht ausfindig machen lassen.

Die Regenzeit, an der Küste besonders die Monate Mai, Juni und der halbe Juli, aber auch der Übergang zur trockenen Zeit sind vor allem reich an Malariaerkrankungen. Eine erkennbare Abnahme der Malariafälle bei den Europäern ist auf die von ihnen immer allgemeiner angewendete Chininprophylaxe sowie auf die Erfolge der Bekämpfung der Moskitoplage zurückzuführen.

Die Krankheit äußert sich in verschiedenen Formen, als intermittierende (unserem Wechselfieber ähnliche) und kontinuierliche und perniziöse Fieber, von welch letzteren die Schwarzwasserfieber besonders gefürchtet sind.

Die Fieber haben oft Komplikationen und andere Krankheiten im Gefolge, solche der Milz, Leber, des Darmes, der Lungen, Nieren und Nerven.

Gewiß infolge der schlechten Trinkwasserverhältnisse, die selbst in Lome noch immer nicht gehoben sind, sind gerade bei den Eingeborenen Dysenterie und ähnliche Darmerkrankungen sehr häufig, aber auch Typhus tritt vereinzelt auf.

Die von den Eingeborenen am meisten gefürchtete Krankheit sind die Pocken. Diese sind im Hinterlande endemisch und werden sehr oft durch die Karawanen, zumeist in der Trockenzeit, ins Vorland eingeschleppt und wüten dann hier in schlimmer Weise. In den letzten Jahren traten sie allerdings an der Küste nur vereinzelt auf. Außer den eigentlichen Pocken treten noch eine unseren Windpocken und eine andere unseren Masern ähnliche Krankheit auf. Von der intelligenten Bevölkerung des Togolandes ist ein allmähliches Verständnis für die Vorzüge der Impfung zu erwarten, und so kann man für die Zukunft eine Verbesserung dieser Verhältnisse erhoffen. Es haben schon viele Tausende von Impfungen stattgefunden, die wesentlich dadurch erleichtert wurden, daß es neuerdings gelungen ist, Lymphe im Lande zu gewinnen.

Hoffentlich als eine nur vorübergehende Erscheinung zeigte sich 1896/97 eine Beri-Beriepidemie mit schweren Erkrankungen des Herzens unter den Kruleuten einer Küstenfaktorei, wo von achtundzwanzig Erkrankten drei starben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In den Jahren 1905 bis 1907 sind in Anecho und bei Badja an der Palimebahn vereinzelte Fälle von Gelbfieber aufgetreten. Auch der Regierungsarzt Dr. Martin erlag der Krankheit. Seitdem sind zwar keine neuen Fälle konstatiert, doch ist ein Wiederauftreten immer zu befürchten, da die Krankheitsüberträgerin Stegomia fasciata sich an der ganzen Westküste findet.

In der Goldküstenkolonie ist in den letzten Jahren die Pest erschienen. Es mußten für Togo Sicherungsmaßregeln ergriffen werden, die auch bisher Erfolg gehabt haben.

Die epidemische Genickstarre tritt seit einigen Jahren in den nördlichen Bezirken Mangu-Jendi und Sokode-Bassari während der Trockenzeit regelmäßig auf und fordert eine größere Anzahl Opfer.

Schon in den Jahren 1896 bis 1904 war in den Bezirken Misahöhe und Kete-Kratschi die Schlafkrankheit erschienen. In dieser Zeit erlagen der Krankheit etwa 120 Personen. Dann schien die Krankheit erloschen. Aber 1903 konstatierte der Regierungsarzt in Palime bei 80 Personen Trypanosomen. Bis April 1909 wurden in den beiden Bezirken 164 Fälle der Krankheit festgestellt. Die Kranken wurden in einem Lager auf einer gesund gelegenen Anhöhe bei Misahöhe untergebracht. Eine Anzahl konnte als gebessert in die Heimat entlassen werden mit der Verpflichtung, sich von Zeit zu Zeit zur Untersuchung zu stellen.

Auch Influenza und Keuchhusten treten in epidemischer Weise auf.

Die Eingeborenen sind sehr häufig Erkältungskrankheiten, wie Lungen- und Brustfellentzündungen unterworfen, auch Tuberkulose kommt vereinzelt vor. Sie leiden auch an Rheumatismus und Gelenkrheumatismus. Sehr zahlreich sind die Hautkrankheiten. Leider hat sich ergeben, daß echte Lepra durch ganz Togo verbreitet ist, so daß man sich zur Errichtung eines Lepraheims entschließen mußte. Ein solches ist im Jahre 1906 bei dem von Lome 9 km entfernten Dorfe Bagida in einer solchen Ausdehnung angelegt worden, daß die arbeitsfähigen Kranken landwirtschaftlichen Arbeiten nachgehen können. Viele schreckliche Verstümmelungen der Gliedmaßen sowie tiefe und fressende Geschwüre — die öfter an Lepra erinnern — sind eine Folge von kleinen Verwundungen und Insektenstichen, die durch gröbliche Vernachlässigung, törichte Mittel und Mangel an Reinlichkeit einen so bösartigen Ausdruck angenommen haben. Hierher wären auch die durch die Sandflöhe eingeleiteten Zehen- und Fußgeschwüre und -verstümmelungen der Eingeborenen zu stellen.

Von anderen Hautkrankheiten der Eingeborenen seien noch Ausschlag genannt, der angeblich durch Waschen mit schlechtem Wasser herbeigeführt wird, Furunkeln und Ekzem, roter Hund und Krätze, Ringwurm und die mit himbeerartigen Erhebungen auf der Haut auftretende Framboësia. Sehr geplagt, besonders zu Ende der Trockenzeit und Beginn der Regenzeit, sind die Eingeborenen durch Guineawürmer, die manchmal zu Dutzenden an den unteren Extremitäten zutage treten; aber es sind noch andere parasitäre Krankheiten vorhanden, deren Natur freilich noch nicht erkannt ist. Es findet sich die ägyptische Augenkrankheit, sowie häufig Horn- und Bindehauterkrankungen, die oft zur Erblindung führen. Neben anderen Geschlechtskrankheiten ist die Syphilis zu erwähnen, sowie die oft weniger Störung verursachenden als manchmal geradezu grotesk in Erscheinung tretenden Nabel- und anderen Brüche, elefantiasische Geschwülste und Kropfbildungen, an welch letzteren besonders die Gebirgsbevölkerung und unter dieser die Weiber zu leiden haben. Endlich seien albinische Erscheinungen erwähnt, die — wenn sie stark ausgebildet sind — öfters mit Schwachsinn verbunden sind, wie denn überhaupt Geisteskrankheiten verhältnismäßig häufig sind. —

Im Anschluß sei des Nachtigal-Krankenhauses in Anecho und des neuen Königin Charlotte-Krankenhauses in Lome gedacht. Vor ersterem findet sich ein Denkmal des bewährten Oberstabsarztes Dr. Wicke, der bis zu seinem Tode der Leiter desselben gewesen ist. Beide Krankenhäuser dienen nicht nur den Weißen aus Togo, sondern nehmen auch solche aus den Nachbargebieten auf, ja werden von diesen letzteren sogar gern in Anspruch genommen.

Für die Eingeborenen sind in Lome und Anecho ebenfalls Krankenhäuser und Polikliniken eingerichtet. Für Lome und deren Umgebung ist Impfzwang eingeführt; außerdem wird Lymphe an die Inlandstationen abgegeben, wo die Impfung in sachgemäßer Weise ausgeführt wird. Als weitere hygienische Maßnahmen führen wir noch an die regelmäßigen Gesundheitsvisitationen für Soldaten, Arbeiter und Gefangene, Überwachung der öffentlichen Brunnen, Anlage von Aborten für die Eingeborenen und Wegschaffung der Fäkalien, Anlage des Schlachthofes in Lome, sowie die Verordnungen über die Beerdigung der Toten auf den Friedhöfen, über die Reinhaltung der Wege und Ortschaften. In Lome, Anecho und Palime sind zur Bekämpfung der Mückenplage Gesundheitsaufseher angestellt, die ihr Augenmerk besonders auf die Beseitigung von Tümpeln und Sümpfen zu richten haben.

VII. Die Europäer und ihre Hauptwohnplätze.

Die Anzahl der im Gebiet ansässigen Europäer betrug am Schlusse des Berichtsjahres 1908/09 330; davon Beamte 77, Missionsangehörige 85, Kaufleute 55, Pflanzer 6; der Nationalität nach finden sich unter den 330 Weißen 300 Deutsche.

Unter den 330 Köpfen befanden sich 7 Kinder und 51 Frauen, davon waren 23 Ehefrauen, 24 Missionsangehörige und 4 Pflegeschwestern.

Von den Weißen wohnten in Lome 175, Anecho 22, Palime 20, Atak-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ansicht von Lome: Blick über die Stadt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Ansicht von Lome: Blick über die Stadt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pame 15, Amedschovhe 9, Misahöhe 7, Sokode 6, Sebe und Ho je 5. Die übrigen, abgesehen von den 23 am Bau der Hinterlandbahn Beschäftigten, verteilen sich auf etwa 20 Plätze.

Mischlinge gab es 157, davon in Lome 48, im Bezirk Anecho 82.

Anecho liegt in west-östlicher Ausdehnung auf dem 60 bis 250 m breiten, etwas erhöhten sandigen Landstreifen zwischen Meer und Lagune. Längs der Ufer verläuft je eine einseitig bebaute 4 m breite gerade Straße, hier die Lagunen-, dort die Seestraße. Letztere ist jetzt wegen des dort gelegenen Bahnhofs die Hauptstraße geworden. Man durchschreitet die etwa 2 km lange Seestraße vom westlich gelegenen Nachtigal-Krankenhaus bis zum östlich gelegenen Hause des Aité Ajavon in etwa drei Viertelstunden. Das Krankenhaus ist ein stattlicher, massiver, zweistöckiger Bau mit breiter Veranda, auf der man — wie es natürlich bei den anderen, längs der Seestraße sich hinziehenden Europäerhäusern ebenso der Fall ist — einen herrlichen Blick auf das brandende Meer und den vollen Genuß der köstlichen Seebrise hat. Nach Osten schreitend, gelangt man zu dem großen Gebäude der Wesleyanischen Methodistenmission. Dasselbe birgt deren Schule; ehe die neue Kirche an der Lagune erbaut war, wurde hier der englische Gottesdienst abgehalten. Weiter kommt man zum neuen 25 m langen dreischiffigen Kirchenbau der katholischen Mission. Die Kirche ist im romanischen Stil mit Kreuzgewölbe errichtet und trägt ein Türmchen, das den ankommenden Schiffen als weithin sichtbare Landmarke dient. Der nun folgende Stadtteil bildet ein Gewirr von Hütten und Gehöften, wenn auch der Eindruck eines großen Eingeborenendorfes jetzt bereits bedeutend beeinträchtigt wird durch eine große Anzahl wohlhabenden Schwarzen gehörender neuerbauter ein- und zweistöckiger massiver Wohnhäuser mit Papp- und Wellblechdächern. In denselben ahmen die Eingeborenen mit mehr oder weniger Geschick die europäische Bauart nach. Viele solche, auch oft mit einer Veranda versehene Häuser liegen nun inmitten der grasgedeckten und mit Graszäunen umgebenen Hütten und Gehöfte. Quer durch dieses Negerviertel zogen sich vom Strand zur Lagune nur einige schmale Verbindungstraßen. Um hier Luft zu schaffen, sind neuerdings eine Anzahl breiter Straßen durchgebrochen und mit Einfassungsmauern versehen. Allerdings mußten dazu eine Anzahl von Gehöften beseitigt und die Eigentümer entschädigt werden, was durch Zuweisung von Grundstücken in dem benachbarten Adjido geschehen ist. Man hat ferner einen toten Lagunenarm, der außerdem durch seine Ausdünstungen sehr bedenklich war, zugeschüttet und so in der Richtung auf Badji neues Terrain geschaffen. In feuerpolizeilicher Hinsicht will man auch die die Gehöfte umgebenden Graszäune und Grasdächer abschaffen. Defekte Grasdächer dürfen deswegen nicht erneuert werden. Jenseits dieses Eingeborenenviertels, im östlichen Teile der Stadt, liegen zusammenhängend die Anwesen der Mehrzahl der Europäer, welche, besonders von der Seeseite her gesehen, dem Ganzen ein schmuckes Aussehen verleihen. Hier finden wir an der Seestraße das alte Steuerhaus, die mit einem Tor versehene, den mit schönen Kokospalmen bestandenen Victorschen Faktoreihof abschließende Mauer, und jenseits die ehemalige Regierungsschule, einen großen viereckigen Bau mit einer Veranda nach der Seeseite. Als aber die Räume den Bedürfnissen nicht mehr genügten und um überhaupt dem betäubenden Tosen der Brandung, das den Unterricht stark störte, zu entgehen, hat man längst die Schule nach dem stillen Sebe verlegt. Noch weiter zieht sich die Seestraße bis zu dem stattlichen Europäerhause des wohlhabenden Eingeborenen Aité Ajavon. Längs der Straße befinden sich vor dem Stadtteil der Eingeborenen auf der Strandseite Schutzdächer für die Kanus der Seefischer. Mehrere hundert Meter östlich von den letzten Häusern ist der schmale Nehrungstreifen von einer Senke durchsetzt, welche die See ab und zu durchbricht. Noch jenseits dieser Senke ist das Pulverhaus gelegen. Im übrigen füllen diesen östlichen Teil von Anecho die sämtlich zwischen Meer und Lagune gelegenen Faktoreien. Die großen von Kokospalmen überschatteten Höfe derselben öffnen sich nach beiden Seiten und beherbergen ganze Reihen von Fässern mit Palmöl und Säcken mit Palmkernen. In großen Schuppen sind Palmkerne zum Trocknen ausgebreitet. Die zweistöckigen ansehnlichen, mit Veranden umgebenen Gebäude enthalten zumeist im Erdgeschoß die Läden und Warenbestände, im oberen liegen die Wohnräume der Angestellten. Von hier aus hat man einen Ausblick auf die See, das Treiben auf der Lagune und weiterhin die Halbinsel Adjido mit dem Dorf und der Kirche der französischen Mission. Uns nach Westen zurückwendend, schauen wir auf Badji und Degbenu, auf die stattlichen Wohnhäuser des Königs Lawson III., sowie die neue Kirche der Wesleyaner, die, auf malerischem Platze zwischen Badji und Anecho an der Lagune erbaut, in ihrem einfachen und doch eindrucksvollen Stil eine besondere Zierde des Ortes geworden ist. Die Kokospalmen, welche den am Nordwestende der Lagune belegenen Marktplatz beschatten, sowie die vielen Gondeln und weißen Gigs auf der Lagune vor den Faktoreien geben ein buntes, malerisches Bild. Auf der Lagune herrscht ein lebhaftes Treiben, Eingeborene bringen in Kanus ihre Produkte, Fischer werfen ihre Netze und Kinder baden in lustigem Getümmel. Das Ufer aber gleicht einem Bollwerk, wo die einheimischen Produkte aus- und europäische Waren eingeladen werden. In Anecho wird weniger Klein- als Großhandel betrieben. Schwarze Händler vermitteln den Verkehr zwischen den Faktoreien und den großen Märkten an der Lagune in Gridji, Woga und Wokutime, am Togosee und in Hahote am Haho. Hier kaufen sie die Produkte der Marktleute auf und verhandeln die in den Faktoreien erstandenen europäischen Waren. So verkehrt das gesamte östliche Küstenland auf dem Lagunenwege mit Anecho. Neuerdings hat dieser Verkehr eine namhafte Erweiterung nach Osten bis zum Monu und diesen Fluß aufwärts bis zum Tokplimarkt erfahren. Früher, vor der letzten Grenzfestsetzung mit den Franzosen, wurden die den Monu herunterkommenden Produkte, um den beim Eintritt in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutsches Gebiet zu zahlenden Zoll zu ersparen, in Großpopo abgesetzt. Jetzt können die in Tokpli aufgekauften Produkte nach Anecho gebracht und dort verladen werden.

Die Gondeln und Gigs dienen den Europäern auf den Geschäftsreisen zu den Zweigfaktoreien, aber auch zu Segel- und Ruderpartien, welchem Sport man gern nachgeht, zu gelegentlichen Jagd- und Picknickausflügen in die Umgebung. Anecho ist durch die Lagune ganz vom Hinterland abgeschlossen. In der Trockenzeit gelangte man zwar durch das ausgetrocknete Lagunenbett zu Fuß nach Adjido, doch in der Regenzeit vermittelte die Regierungsfähre den Verkehr. Jetzt ist Anecho mit Adjido durch einen 200 m langen Damm quer durch die Lagune verbunden. Auf der niedrigen und sumpfigen Halbinsel gibt es — wie auch bei Badji — einige Rinderherden, die als Schlacht-, Zucht- und Milchvieh hier gehalten werden. Die Milch wird an die Europäer in Anecho verkauft. Auch Ackerbau, etwas Handel und Fischfang wird hier betrieben. Adjido ist ein Hauptsitz des Jewebundes trotz der dicht beim Dorf am erhöhten Lagunenufer gelegenen katholischen Mission. Der Bund kämpft in der letzten Zeit besonders heftig gegen das eindringende Christentum. Man hat übrigens von der Veranda des Missionshauses eine besonders hübsche Aussicht auf die Lagune, Anecho und die dahinter gelegene See. Früher befand sich hier der Sitz der Präfektur, die aber schon vor etwa zehn Jahren nach Lome verlegt ist.

Von Adjido gelangt man auf einem $1^1/_2$ km langen Dammwege über die Halbinsel zu einem zweiten Lagunenarm, der auf einer auf Steinpfeilern ruhenden Holzbrücke nach Sebe überschritten wird. Der Park der Landeshauptmannschaft, die hier früher ihren Sitz hatte, reicht bis zum Lagunenufer hinab. Jetzt sind dort, da auch das eiserne Wohnhaus des Gouverneurs nach Lome gekommen ist, nur noch ein Beamtenhaus, das Schulhaus, Arbeitschuppen, ein Gefängnis, ein Ziegelofen mit Trockenschuppen. Von Sebe führt eine angefangene Straße nach Norden, nach Anfoi, wohin man aber auch auf dem Wasserwege kommen kann. Längs dieser Straße liegen einige größere Farmen von Europäern und wohlhabenden Eingeborenen.

Von Anecho oder Sebe gingen die ersten Reisenden ins Land. Auf der Lagune gelangten die Bismarckburger bis nach Woga, von wo dann der Marsch nach Norden über Tave, Esse, Game, Nuatjä nach Atakpame und weiter durch Akposso führte.

Zur Zeit als Sebe noch Sitz der Landeshauptmannschaft war, war die weiße Bevölkerung von Anecho und Umgebung bis auf 37 gestiegen. Jetzt zählt man deren nur noch 29. Die Zahl der Eingeborenen beträgt nach oberflächlicher Schätzung in Anecho einschließlich der getrennt liegenden Stadtteile Adjido und Badji etwa 3700 in 750 Hütten.

Als ich im Jahre 1884 zum ersten Male in Lome war, gab es dort außer einigen primitiven Faktoreien nur wenige armselige Fischerhütten, jetzt dagegen ist es eine ausgedehnte Stadt mit einem wohlgeordneten Straßennetz und über 6500 Einwohnern. Im allgemeinen ist die Stadtanlage von quadratischer Form. Längs der Küste verläuft die Strandstraße und parallel zu dieser liegen hintereinander die Hamburger, Bremer, Markt-, Küas-, Hauffa-, Puttkamer-, Bagida-, Adjalle-, Sangera- und andere Straßen. Westlich ist der Stadtkomplex durch die senkrecht auf die Küste stoßende Regierungstraße, östlich die mit ihr parallel laufende Missionstraße begrenzt. Zwischen den angegebenen Längsstraßen verlaufen zahlreiche im allgemeinen senkrechte Querstraßen. Außerdem münden in die Hamburger Straße zwei lange, schräg darauf stoßende Straßenzüge ein, von Nordwesten die Bismarckstraße, die in die Misahöhestraße übergeht und von Nordosten die Amutivestraße. Der Marktplatz liegt zwischen Bremer und Marktstraße, welch letztere sich als Bestraße fortsetzt, und wird von der Amutivestraße durchquert. Der Stadt hat sich im Westen jenseits der Regierungstraße das große Gouvernementsterrain angelagert, das an der Küste eine Längenausdehnung von 1500 m, sowie eine Breitenausdehnung von 1150 m hat. Hier nimmt die fortgeführte Strandstraße den Namen Kaiserstaden an, und ihm parallel läuft die Wilhelmstraße, in der auch in Lome die Regierungsgebäude liegen. Nunmehr bietet die Strandstraße mit dem Kaiserstaden zusammen eine schöne 3 km lange, in der Mitte mit einer Lateritbefestigung versehene Promenade. Das große Regierungsterrain, auf dem Kasuarinen, Palmen, Eisenholz- und andere Schattenbäume angepflanzt und Brunnen gegraben worden sind, enthält das 1905 vollendete neue Gouverneurhaus, die beiden Bezirksämter, mehrere Beamtenwohnhäuser, das Gefängnis, das neue Krankenhaus und Arzthaus. Auf diesem Regierungsterrain ist auch die Polizeitruppe in einem großen, regelmäßig angelegten Lager untergebracht und ein Exerzierplatz geschaffen.

Vom Regierungsterrain uns auf der Strandstraße nach Osten bewegend, haben wir zur Rechten die Schutzdächer für die Boote, während zur Linken die mit je einem Tor durchbrochenen Mauern der Faktoreihöfe in langer Reihe verlaufen. Auch hier sind die Faktoreihöfe von schönen Kokospalmen beschattet und die Hauptgebäude mit der Front zur Seeseite gestellt, so daß die Bewohner immer den Blick auf das brandende Meer haben und die frische Brise unvermittelt genießen können. Diese Faktoreihäuser sind in Europa fertig gemachte zweistöckige, mit einer Veranda versehene Holzhäuser, die hier nur aufgestellt und mit dem üblichen weißen Tropenanstrich versehen werden. In den oberen Geschossen liegen die Wohn- und Schlafräume der weißen Angestellten, während die Erdgeschosse Läden und Warenvorräte enthalten.

Bei einer ganzen Anzahl solcher Faktoreien vorüberschreitend, gelangen wir nunmehr zu dem früheren Komplex des Kaiserlichen Gouvernements, das jetzt von Dienstgebäuden, dem Schlachthof und der Regierungschule eingenommen wird. Schon jenseits der Missionstraße gelegen, bildet den östlichen Abschluß ein großes Terrain der katholischen Mission, mit zwei Häusern für die weißen Schwestern.

Die Hamburger Straße zeigt auf ihrer Südseite Lagerhäuser und Warenräume der Faktoreien. Durch die Straße führt ein Zweiggeleis, an welches sich die auf die Faktoreihöfe mündenden Privatgeleise anschließen. Hierher bringen die Eingeborenen ihre Produkte zum Verkauf und tauschen dafür europäische Waren ein, wie auch die Hauffa hier ihre Einkäufe für den Absatz auf dem Markt und im Hinterlande machen. Von der Hamburger zur Bremer Straße durchgehend liegen hier die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

großen Terrains der Missionen, an der Regierungstraße das der Bremer Mission mit der 1906 vollendeten evangelischen Kirche im romanischen Stil, und an der Mittelstraße das der katholischen Mission mit der im gotischen Stil erbauten zweitürmigen katholischen Kirche. Im östlichen Verlauf stößt die Bremer Straße auf den mit Schattenbäumen bestandenen Marktplatz. Hier befinden sich als Faktoreifilialen Läden mit schwarzen Angestellten, da viele Buschleute lieber mit solchen als mit weißen verkehren. Früher fingen solche schwarze Angestellte der Firmen die zu Markt ziehenden Buschleute schon weit vor der Stadt auf der Straße ab, um ihnen das Palmöl und die Kerne abzukaufen. Jetzt ist ein solcher Handel untersagt und er muß auf dem Marktplatz oder in den Faktoreien stattfinden.

Auf der Marktstraße aber befindet sich der Klein- und Lebensmittelmarkt. Dort sitzen die schwarzen Marktweiber unter von der Regierung aufgerichteten Wellblechdächern und verhandeln jede Art von rohen und fertig zubereiteten Nahrungsmitteln: Yams und Maniok, Maiskolben, -mehl und -brot, Bohnen und Erdnüsse, auch gleich gequetscht und mit Pfeffersauce gekocht, Zwiebeln und Ochro, sowie allerlei Früchte: Bananen, Ananas, Orangen und Limonen, Papayas, Pfeffer und Palmnüsse. Fleischklöße und besonders kleine Fische, die in Unmengen mittels Wurf- und Schleppnetzen aus dem Meere gezogen werden, finden hier in getrocknetem Zustande reißenden Absatz. Dazwischen bieten armselige Buschweiber aus Be kleine Häufchen von Brennholz zum Verkauf, Haussa verhandeln die in den Faktoreien erstandenen europäischen Waren, auch Tabak und Schnaps im Kleinvertrieb; schwarze Großhändler halten hier ihren Angestellten Verkaufstellen, und schwarze Schlächter, besonders Haussaleute, liegen hier ihrem Gewerbe und dem Verkauf von Schaf-, Ziegen- und Schweinefleisch ob. Zwischen den Verkäufern aber bewegt sich in der Marktstraße Tag für Tag von morgens bis abends eine lautschreiende und feilschende Menge von Küstenleuten, Buschleuten, Arbeitern, Trägern und Soldaten.

In der Küasstraße sind keine Europäerniederlassungen mehr, aber zahlreich sind hier die in Nachahmung derselben errichteten massiven Läden und Wohnhäuser der eingeborenen Händler und Kaufleute. Auch in der Bismarckstraße und in der Amutivestraße finden sich solche neben den Filialen der europäischen Firmen. Im übrigen aber dient die mit Schattenbäumen bepflanzte und mit Laterit belag befestigte Amutivestraße als beliebter Promenadenweg. In der Haussastraße stoßen wir auf die langen Mattenzäune der Haussakolonie. Diese nimmt das Terrain bis zur Puttkamerstraße und noch nördlich derselben ein. Festere Gehöfte und eigenen Grundbesitz haben nur einige Händler, im übrigen wechseln die Bewohner der kleinen runden Mattenhütten in schneller Folge. Wenn eine aus dem Hinterland kommende Karawane, die hier eine Unterkunft findet, die mitgebrachten Landesprodukte, vor allem Kautschuk, sowie Pferde und Vieh verkauft und ihre Einkäufe an europäischen Waren, vor allem Zeuge, Perlen, Schnaps, Rum, Pulver und Gewehre, besorgt hat, zieht sie wieder von dannen, und das bisherige Quartier wird von anderen Mitgliedern dieses handelslustigen Volkes eingenommen. Der von Europa kommende Reisende betrachtet mit Interesse dieses Bild innerafrikanischen mohammedanischen Lebens, das sich hier in ziemlicher Stattlichkeit darbietet und so ganz verschieden ist von dem Negerleben der Küste. Durchaus sympathisch berühren die hohen Gestalten der Männer mit den intelligenten Gesichtszügen, den Kinnbärten, der weiten aus Toben oder Burnus und Pluderhosen bestehenden Gewandung, mit den Sandalen an den Füßen und Fes oder Turban auf dem Kopf. Auch die zierlichen Frauen mit den hohen Frisuren und den roten Korallenstückchen im Nasenflügel heben sich vorteilhaft von den einheimischen Frauen ab. Zum ersten Male hört hier der Europäer die zum Gebet rufenden Stimmen der Sänger und Priester und sieht die Anhänger Mohammeds ihre Gebete verrichten.

Nördlich der Stadt, zwischen den auseinander weichenden Misahöhe- und Amutivestraßen liegt ein größeres mit undurchdringlichem 2 bis 3 m hohem Buschwerk bestandenes Stück Regierungsland, auf das sodann, bis zur Lagune sich erstreckend, eine Kokosplantage folgt.

Im Osten der Stadt liegen die Friedhöfe, für die Weißen sowohl wie für die Eingeborenen, denn es ist denselben jetzt verboten, ihre Toten innerhalb der Hütten der Stadt zu beerdigen, wie es sonst ihre Sitte ist.

Auch hier bildet der noch weiter an der See gelegene Pulverschuppen den östlichen Abschluß der Stadtanlage. Westlich der Stadt, im Norden des weiten Gouvernementsterrains, liegt der Renn- und Spielplatz. Hier finden an Festtagen wie an Kaisers Geburtstag Pferderennen sowie andere Volksbelustigungen statt, an denen die weiße und schwarze Bevölkerung teilnimmt. Solche gemeinsamen Feste tragen wesentlich zum guten Einvernehmen unter den verschiedenen Elementen der Bevölkerung bei.

Außer dem Rennsport, der leider durch die immer bald eingehenden Reittiere stark beeinträchtigt wird, wird in Lome von den Weißen geradelt und gekegelt. Die schwarzen Angestellten finden ihr Vergnügen bei Musik und Tanz ganz nach europäischen Vorbildern, während die untere Volksschicht einheimischen Aufführungen und Tänzen anhängt.

Am Marktplatz in Lome ist ein dem Andenken der ersten ihrem Beruf oder doch den unmittelbaren Folgen desselben erlegenen Togoforscher Wolf, Kling und Bugslag gewidmetes Denkmal errichtet. Auf dem Platz selbst befindet sich ein großer öffentlicher Brunnen, der den schlechten Wasserverhältniffen des Ortes in nur mäßiger Weise abhilft.

Die Bahnhofanlage befindet sich westlich der Stadt zwischen der Regierungstraße und dem Gouvernementsterrain. Sie schließt sich unmittelbar der Landungsbrücke an, so daß die Güter, den Zoll passierend, direkt auf den Bahnhof befördert werden können. Vom Bahnhof führen die Geleise der Palimebahn nach Norden, die der Anechobahn durch die Adjallestraße nach Osten. An der Brückenwurzel befinden sich Zolldienstgebäude und Zollschuppen. Das in der Nähe gelegene große Beamtenwohnhaus ist in den Besitz der Deutschen Kolonialeisenbahnbau- und Betriebsgesellschaft übergegangen.

Auf der Misahöhestraße fortwandernd erreichen wir bald an dem Abhang des ausgetrockneten Lagunenbettes den von dem Gouvernement an-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelegten alten Versuchsgarten, der als solcher wegen der ungünstigen Bodenverhältnisse aufgegeben ist und nunmehr den Bewohnern als öffentlicher Garten und Ausflugsort dient. Auf der Amutivestraße gelangt man nach $1^1/_2$ km in das Dorf Amutive mit einem schönen kokospalmenbestandenen Marktplatz. Hier machen die ankommenden Karawanen Toilette, wie auch die in das Land ziehenden Reisenden und Händler von der Freundschaft, die sie bis hierher begleitet hat, Abschied nehmen. Dann tritt man in das etwa 1 km breite Lagunenbett ein, das selbst in der Regenzeit trockenen Fußes passiert werden kann. Auf ihrem nördlichen Hang liegt die Lomeziegelei, die aus dem roten Laterit schöne Steine brennt, der großen Nachfrage freilich kaum genügt und unter dem immer mehr fühlbar werdenden Mangel an Brennholz leidet. Man ist daher neuerdings zur Verwendung von Zementsteinen übergegangen, die sich auch durchaus bewährt haben.

VIII. Missionen und Schulen.

Bis 1892 unterstand die katholische Mission des Togogebietes der Dahomeymission, seitdem ist sie durch Schaffung einer apostolischen Präfektur selbständig geworden. Die Präfektur der Steyler Mission, Gesellschaft des göttlichen Wortes, hatte zuerst ihren Sitz in Adjido, später ist derselbe nach Lome verlegt worden. Die Mission zählt acht Hauptstationen, in Lome, Anecho, Porto-Seguro, Atakpame, Togostadt, Agome-Palime, Kpandu und Bla. Fast in allen Stationen stößt man wegen des Fetischdienstes und der Jeweverehrung auf große Schwierigkeiten. Nach den Berichten der Missionare bekämpfen die Fetischleute das eindringende Christentum gerade neuerdings in heftiger Weise, indem sie ihren Anhängern das Tragen europäischer Kleidungstücke verbieten und alles Mißgeschick, wie Krankheit, Ausbleiben des Regens und Mißwachs, Fischarmut in der Lagune, als eine Strafe für das Verlassen der alten Gebräuche hinstellen. Auch versuchen sie durch Veranstaltung großer Aufzüge, Spiele, Tänze und Opfer auf das Volk einzuwirken*) und den Fetischschulen neue Zöglinge zuzuführen. In diesem Kampfe gegen das Christentum findet der Fetischismus natürlich eine tatkräftige Hilfe in der ganz allgemein verbreiteten Polygamie.

Die Einwirkung auf die Erwachsenen ist somit nur eine geringe. Nach achtzehnjährigem Bestehen zählt die katholische Togomission 6100 getaufte Christen. Ein großes Gewicht legt man auf die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes und unterhält infolgedessen zurzeit 178 Schulen, darunter eine Anzahl Mädchenschulen. Zwölf Schulen sind Internate, in denen 286 Zöglinge untergebracht sind. Die Zahl der Schüler und Schülerinnen betrug über 6000. Unterrichtsgegenstände sind neben der Landessprache Deutsch, Religion, Rechnen, Schreiben, Geographie und Gesang.

Neben diesen Schulen unterhält die Mission seit 1909 eine Fortbildungschule in Lome, weil die fünfklassigen Elementarschulen nicht das Maß an Kenntnissen vermitteln können, welche in den Geschäften und in den Amtstuben an die jungen Leute gestellt werden. In dieser Fortbildungschule sind noch zwei Jahre vorgesehen; auch Stenographie, Buchführung und Maschinenschreiben wird gelehrt.

Die Mission hat ferner eine Handwerkerschule in Lome, wo 1909 62 Lehrlinge als Schlosser, Schuster, Schneider, Schreiner und Schmiede ausgebildet wurden. Man beabsichtigt auch Buchdruckerei und Buchbinderei zu lehren.

Ein Lehrerseminar ist auf der Station Bla eröffnet. In dem zweijährigen Kursus wird auch Pädagogik und Stenographie getrieben. Außerdem ist den Seminaristen Gelegenheit zu Feld- und Gartenarbeit sowie zur Erlernung der Viehzucht gegeben.

In den Mädchenschulen tritt zu den anderen Gegenständen noch der Handarbeitsunterricht; vor allem will man aber durch Erziehung der Mädchen den Anschauungen über eine christliche Ehe weitere Verbreitung geben. So konnte der letzte Bericht bereits eine Anzahl — 129 — legaler Ehen verzeichnen.

Das Missionspersonal setzt sich zurzeit aus 65 Europäern und etwa ebensoviel Farbigen zusammen. Die Europäer sind auf die acht Hauptstationen verteilt: 36 Priester, 9 Laienbrüder, 20 Schwestern. Die Priester widmen sich der Bekehrung des Volkes und der Belehrung und Erziehung der Jugend; die Laienbrüder verrichten die häuslichen Arbeiten, sind vielfach mit den Bauten für die Mission beschäftigt und unterrichten die Knaben im Handwerk. Die weißen Schwestern widmen sich dem Unterricht und der Erziehung an den Mädchenschulen in Lome, Anecho, Palime und Atakpame. Die Farbigen unter dem Missionspersonal sind Lehrer und Katecheten.

*) Solche öffentlichen anstößigen Aufzüge und Veranstaltungen sind von der Regierung verboten oder doch sehr eingeschränkt worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die von einem Missionar und Superintendenten — dem einzigen Europäer derselben im Gebiet — geleitete Wesleyanische Mission untersteht als Bezirk Anecho der Distriktsverwaltung in Lagos und mit dieser dem Missionskomitee der Wesleyan Mission Society in London. Diese englische Mission ist schon seit 1850 in Anecho ansässig. Bis 1879 war ein schwarzer Missionar tätig, dem ein Engländer folgte. Als Togoland deutsch wurde, ersuchte die Regierung die Mission um Anstellung eines deutschen Missionars im Gebiet.

Im Jahre 1892 führte dann ein solcher deutschen Unterricht in der Schule ein. Die Hauptstation der Mission ist Anecho, und da in diesem Orte sich keine andere evangelische Mission befand, so waren Kirche und Schule im allgemeinen gut besucht. Außer dem europäischen Leiter befindet sich in Anecho ein eingeborener ordinierter Prediger. Die Gemeinde besitzt in Anecho eine schöne sechs- bis achthundert Menschen fassende Kirche, die Ebenezerkirche. Der Gottesdienst fand früher in englischer Sprache statt, daher die Bezeichnung English Church; neuerdings haben die eingeborenen Prediger und Lehrer Katechismus und Gesangbuch im Anechodialekt der Ewesprache fertiggestellt, so daß jetzt der gesamte öffentliche Gottesdienst in der Landessprache stattfinden dürfte. An den hohen christlichen Festen und bei besonderen Gelegenheiten wird Gottesdienst in deutscher Sprache abgehalten. Die Mission ist erfreut, daß ihre Christen sich von heidnischen Sitten und Gebräuchen fern halten, besonders vom Fetischtanz und Branntweintrinken. Natürlich bieten auch dieser Mission Fetischismus und Polygamie die hauptsächlichsten Schwierigkeiten. Die Männer bereiten der Bekehrung, vor allem des Verbots der Polygamie wegen, größere Schwierigkeiten; doch hat sich unter den Eingeborenen ein „Verein zur Hebung der christlichen Ehe und Bekämpfung der Polygamie" gebildet. Die dem Verein angehörigen jungen Männer haben unterschriftlich versprochen, sich nur nach christlicher Sitte zu verheiraten, während Väter sich verpflichtet haben, ihre Töchter nur in eine christliche Ehe zu geben.

Außer der Hauptstation in Anecho unterhält die Mission noch fünf Nebenstationen in Gridji, Porto-Seguro, Aguega, Agbanake, Avewe. Die Gesamtzahl der Wesleyaner beträgt 618, wobei aber die fluktuierenden Elemente — und deren gibt es bei den leichtzügigen Ewe viele — nicht mitgerechnet sind.

An den genannten Stellen unterhält die Mission sechs Schulen, von denen natürlich die zu Anecho die besuchteste ist. Sie zählt 216 Knaben, in der Mädchenabteilung 69 Schülerinnen. Übrigens besteht die Hauptschule von Anecho seit 1859, die von Gridji seit 1861, Porto-Seguro 1878, die Mädchenschule seit 1890.

Da die Mission in der deutschen Kolonie natürlicherweise deutschgebildete Lehrer braucht, befindet sie sich insofern in Schwierigkeit, als das Seminar in Lagos, das zwar unentgeltlich, aber nur englisch vorbildet, nicht mehr für Togo in Betracht kommt. Aber zur eigenen Ausbildung ihrer Togolehrer sind die Mittel nicht vorhanden, daher ist die Mission der Norddeutschen Mission sehr dankbar, daß sie in ihrem Seminar in Amedschovhe zwei Wesleyaner Zöglinge unentgeltlich ausbildet.

Die Wesleyaner ordinieren übrigens geeignete Eingeborene als vollberechtigte Mitglieder des Predigerstandes.

Zu bezug auf die Mädchenschule von Anecho sei noch erwähnt, daß diese der Gattin des eingeborenen Predigers unterstellt ist. Auch in dieser Mädchenschule wird neben dem theoretischen Unterricht Handarbeitsunterricht erteilt.

Die Baseler Mission ist etwa zwanzig Jahre im Togolande tätig gewesen. Sie hatte mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, die besonders in der Vielsprachigkeit ihres Gebietes lagen. Da der Hauptsitz sich in der englischen Goldküstenkolonie befindet, so benutzte man als Predigt- und Schulsprache die Tschisprache. Als dann in Togo Deutsch als Schulsprache gefordert wurde, die Mission aber derart ausgebildetes Personal nicht zur Verfügung stellen konnte, hat sie ihre Arbeitsplätze der Bremer Mission überlassen. 1906 wurden ihre letzten Plätze übergeben.

Die Norddeutsche Missionsgesellschaft in Bremen, zumeist Bremer Mission genannt, blickt in diesem Teil von Westafrika auf eine bereits mehr als sechzigjährige Tätigkeit zurück. Am 14. November 1847 ist Missionar Wolf in Peki eingezogen und hat dort die Arbeit begonnen. Nach sechs Jahren von dort vertrieben, mußte die Mission in Kitta einen neuen Anfang machen. Bis 1859 hatte man vier Hauptstationen gegründet. 1869 wurde das eben ausgebaute Ho von den Aschanti eingeäschert und konnte erst 1876 wieder aufgebaut werden. Die Mission hatte ihren Hauptsitz früher in Kitta, seit Anfang unseres Jahrhunderts hat sie denselben nach Lome

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verlegt. Nach der Übernahme der Baseler Plätze zählt die Mission jetzt sechs Hauptstationen und zwar Lome mit 14, Ho mit 17, Amedschovhe mit 29, Agu mit 21, Akpafu mit 24 und (seit 1907) Atakpame mit 17 Außenplätzen. Das Missionspersonal setzt sich zusammen aus 29 europäischen und 159 eingeborenen Missionsarbeitern. Sie zählen über 4500 eingeborene Christen in mehr als 122 Gemeinden und unterhalten 133 Schulen mit 3800 Knaben und Mädchen.

Die Bremer haben das Studium der Ewesprache in eingehender Weise betrieben und in dieselbe das Neue Testament, einzelne Teile des Alten Testaments, Gesang- und Choralbücher, Fibeln und anderes mehr übersetzt. Sie haben auch ein Wörterbuch hergestellt, eine Ewegrammatik und -lesebuch verfaßt. Hier sei auch des umfangreichen Werkes von Spieth über die Ewestämme gedacht. In den zwei Elementarklassen wird in der Landessprache unterrichtet, dann beginnt der deutsche Unterricht für fünf weitere Klassen. Diejenigen jungen Leute, welche die siebenklassige Schule absolviert haben und sich dem Lehrerberufe widmen wollen, erhalten im Seminar in Amedschovhe noch weitere drei Jahre hindurch Fachunterricht. Früher sendete die Mission einzelne begabte Zöglinge zu ihrer Ausbildung in das Privatseminar zu Westheim in Württemberg.

Um die Schüler zu praktischer Arbeit zu erziehen, werden sie in den Schulen, besonders der Hauptstationen, den örtlichen Verhältnissen entsprechend zu allerlei Verrichtungen angehalten. So helfen sie in Lome bei dem Wegebau und der Zementsteinfabrikation, in Akpafu haben sie Kulturen von Reis, Mais, Yams und Baumwolle, in Agu und Atakpame werden sie beim Wege-, Kirchen- und Stationsausbau verwendet. Auch den Seminaristen in Amedschovhe ist vielfach Gelegenheit zu körperlicher Beschäftigung geboten beim Backsteinformen, Häuserbau, Brunnengraben, Wegebau, Pflanzen von Kakao-, Obst- und Nutzbäumen.

In den Mädchenschulen zu Lome und Ho werden die Zöglinge durch Schul- und Handarbeitsunterricht gefördert. In Ho kommen die Mädchen nach Absolvierung der Außenstationsschulen des Binnenlandes zusammen, um in allen praktischen Hausarbeiten unterwiesen und so zu tüchtigen Hausmädchen und Hausfrauen herangebildet zu werden.

Seit 1906 ist in den Schulen außer der Landessprache keine andere Sprache als Deutsch zugelassen. Das Gouvernement sah sich zu dieser Bestimmung veranlaßt, weil die Schüler auf die Erlernung der englischen Sprache besonderes Gewicht legten und dann in englische Gebiete abwanderten. Als Beihilfe zur Förderung des deutschen Unterrichts in ihren Schulen verteilt die Regierung an die Missionsgesellschaften jährlich eine Summe von 15 000 Mark. Der Verteilung liegt die Zahl der Schüler und das erlangte Maß der Kenntnisse der deutschen Sprache zugrunde. Voraussetzung ist dabei, daß die Schüler die Schule an mindestens hundertfünfzig Tagen im Jahr besucht haben. Nach dem letzten Jahresbericht erhielten von der oben angegebenen Summe die katholische Mission 9317 Mark, die Norddeutsche Mission 5045 Mark, die Wesleyanische 638 Mark.

Wenn schon das Gouvernement den Schulen, auch den Mädchenschulen, im Interesse der Hebung der Volksbildung ein lebhaftes Interesse entgegenbringt, so genügen diese doch nicht zur Heranbildung eines geeigneten eingeborenen Beamtenpersonals, und man hat noch zwei Regierungschulen in Lome und Sebe bei Anecho eingerichtet.

Diese Schulen haben einen fünfjährigen Lehrgang. Der Unterricht erstreckt sich auf Deutsch (Sprechen, Lesen, Aufsatz, Sprachlehre, Rechtschreiben, Schönschreiben, Auswendiglernen), Rechnen, Erdkunde, Geschichte, Singen, Turnen. Die tägliche Unterrichtszeit beträgt fünf Stunden, von sieben bis zwölf Uhr. Ferien gibt es zu Ostern, Pfingsten und im Herbst. Die großen Ferien um die Weihnachtszeit umfassen einunddreißig Tage. Die beiden Schulen unterstehen je einem weißen Lehrer und fünf oder sechs farbigen Unterlehrern. Diese letzteren haben sich im Unterricht, soweit es nach dem Verständnis der Schüler möglich ist, der deutschen Sprache zu bedienen. In Sebe hat man außer den zumeist aus Anecho kommenden Stadtschülern (diese haben einen einstündigen Schulweg) noch Kostschüler, die in zwei Gebäuden untergebracht sind. Sie erhalten von der Regierung während der Ausbildungszeit täglich 20 Pfennig Verpflegungsgeld, wofür sie verpflichtet sind, nach der Ausbildung einige Jahre im Regierungsdienst zu bleiben. Die Kostschüler werden täglich eine Stunde mit Reinigungsarbeiten und im Gartenbau beschäftigt. Die übrige Zeit dient ihnen zum Baden, Reinigen ihrer Kleidung und zum Feldbau. Zu letzterem Zweck bearbeiten sie einzeln oder gruppenweise kleine Parzellen. Der Ertrag ist ihr Eigentum. Der Eifer der meisten Schüler

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beim Feldbau wird gelobt. Schüler der fünften Lehrstufe werden nachmittags in den Dienststellen des Gouvernements oder in den Krankenhäusern beschäftigt. Nach vollendeter Unterrichtszeit erhalten die Zöglinge auf Grund einer Prüfung ein Zeugnis. Sie finden ein leichtes Unterkommen in den Faktoreien oder eine Anstellung bei der Regierung als Dolmetscher, Kanzlisten, Steuer-, Zoll- und Postbeamte, Heilgehilfen, bei der Bahn u. a.

Die Regierungschule in Lome hatte bei Beginn des Schuljahrs 1909 126 Stadtschüler, die in Sebe 91 Stadtschüler und 92 Kostschüler.

Des weiteren hat die Regierung in Lome eine Handwerkerschule eingerichtet. Diese steht unter der Leitung des Regierungslehrers. Hier findet theoretischer und praktischer Unterricht statt. Der theoretische Unterricht wird Mittwoch und Sonnabend nachmittags von halb zwei bis halb sechs Uhr in zwei Kursen erteilt, nämlich für Lehrlinge, die keine Schule, und solche, die früher eine Mission- oder Regierungschule besucht haben. Unterrichtet wird hier in Deutschsprechen und Schreiben, Rechnen und Zeichnen. Der praktische Unterricht findet in den Werkstätten statt. Es waren da im letzten Berichtsjahr beschäftigt 21 Schüler der Zimmerei und Tischlerei, 10 Schüler der Schlosserei und Schmiede, 2 Schüler der Schneiderei. Auch die Buchdruckerei soll eingeführt werden. Nach drei Jahren werden die Lehrlinge als Gesellen entlassen. Sie erhalten während der Lehrlingszeit im ersten Jahr 40 Pfennig, im zweiten 50 Pfennig, im dritten 60 Pfennig Taglohn, wofür sie ihren Lebensunterhalt selbst zu bestreiten haben. Dafür übernehmen sie die Verpflichtung, nach beendeter Lehrzeit sechs Jahre im Dienst des Gouvernements für den üblichen Lohn als Gesellen zu arbeiten.

IX. Die Stationen.

Der erste feste Punkt, den die Regierung im Togoinlande besetzte, ist die Forschungstation Bismarckburg in Adele gewesen. Die zur Gründung einer solchen Inlandstation ausgewählten Männer, Stabsarzt Dr. L. Wolf, Premierleutnant Kling und der Techniker Bugslag trafen am 28. Februar 1888 in Anecho ein. Bugslag war schon ein Begleiter v. Mechows auf dessen Quangoreise gewesen, Wolf und Bugslag (sowie auch v. François) waren später Teilnehmer der Wißmannschen Kassaiexpedition und hatten als solche die Station Luluaburg am Sankuru erbaut. Am 29. März brach die Expedition von Anecho mit achtundneunzig Wei-, Lagos- und Anecholeuten in das Innere auf. Bis Atakpame waren schon französische Missionare vorgedrungen, darüber hinaus gab es gänzlich unerforschtes Gebiet. Über Dokovhe in Nuatjä gelangte die Expedition in einundzwanzig Tagen nach Bato im nördlichen Akpossolande. Hier traf Wolf auf Häuptling Wapa und einen Sohn des Adelehäuptlings Kontu, auf deren Veranlassung er die Expedition nach Jege, dem Wohnort Kontus in Adele, führte. Wolf lernte in Kontu einen sympathischen und intelligenten Mann kennen, auf dessen Betreiben vorzüglich eine Versammlung der Häuptlinge und Priesterschaft am 20. Mai in Dikpelen die Anlage einer Station bei Jege bewilligte. Am 2. Juni verlegte Wolf sein Lager von Jege nach dem Berge Adado, auf dessen Höhe die deutsche Flagge gehißt wurde. Auf der geebneten Kuppe erstand dann in 710 m Seehöhe die Forschungstation, der der Name Bismarckburg erteilt wurde. Man hat von hier aus eine weite Aussicht im Westen bis auf die hinter dem Jegebach aufsteigende Dikpelenkette, während man im Südosten auf die Ebene und den aus derselben aufragenden Gibia blickt, welcher Berg sich bald als der Wetterberg für die Station darstellte. Man baute einige Wohnhäuser, ein Vorratshaus, mehrere Ställe und umgab die ganze Anlage mit Palisaden, einem Graben und einer dichten stachlichten Euphorbienhecke. Es wurden ferner Gärten und Versuchspflanzungen angelegt, Wege in die Nachbarschaft gebaut und dieselbe kartographisch aufgenommen, meteorologische Beobachtungen eingerichtet, botanische und zoologische Sammlungen angelegt, photographiert, Medizin und ärztlicher Rat verabfolgt, Sprache, Sitten und Gebräuche der Eingeborenen studiert,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihre Streitigkeiten geschlichtet und Störer des Friedens und der Ordnung bestraft. Zudem diente die Station als Stützpunkt für weitere Reisen, die Wolf nach Salaga, Fasau und Kpedji machte, bis er von seiner letzten Reise nicht mehr zurückkehrte. Fast 300 km von der Station entfernt, war er am 26. Juni 1889 in Ndali im Lande Barba einem Fieber erlegen*). Die Nachricht von seinem Tode gelangte mit den Trümmern der Expedition erst nach sieben Monaten nach Bismarckburg. Im Frühjahr 1890 ging Kling mit Urlaub nach Deutschland, ihm folgte dahin Bugslag, nachdem im Mai der Mechaniker Stöhr und ich selbst am 20. Juni 1890 dort eingetroffen waren. Als Kling im Juli 1891 mit Bugslag von Deutschland wieder nach Togo kam, litt letzterer schon so heftig an rheumatischen Beschwerden, daß er nach der Heimat zurückkehren mußte, wo er Anfang Dezember desselben Jahres in Apenrade starb. Kling dagegen traf im September 1891 auf Bismarckburg ein, um die Station aber schon am 20. Oktober zum Zweck einer Hinterlandreise wieder zu verlassen. Von dieser Reise, die ihn bis nach Yalo in Südborgu führte, kam er, bereits an Dysenterie erkrankt, am 11. März 1892 wieder nach Bismarckburg zurück, um die Station und die Kolonie endgültig zu verlassen. Er ist bald nach seiner Rückkehr in Berlin am 15. September 1892 gestorben. Am 4. Dezember 1891 hatte ich selbst die Station verlassen, um über Misahöhe zur Küste und nach Deutschland zurückzugehen. Noch an der Küste traf ich den mir bestimmten Nachfolger Dr. Küster, dem es aber nicht einmal vergönnt war, die Station zu erreichen. Er starb auf dem Wege dahin am 24. April 1892 in Akroso am Volta. Auch Stöhr hatte 1892 Bismarckburg verlassen, und die Station unterstand einem Landwirt, bis am 14. Juli 1893 Leutnant v. Döring eintraf. Nachdem v. Döring die nähere und weitere Umgebung einer genauen kartographischen Überarbeitung unterzogen hatte, wurde mit dem 30. Juni 1894 Bismarckburg als Europäerstation aufgehoben und vorläufig als Handelstation einem Schwarzen Amafon unterstellt. Im Jahre 1896 bezog der Missionar Mischlich von der Baseler Mission zeitweise die Station, um in dem benachbarten Ketschenke eine Missionsniederlassung zu begründen. Noch ehe indessen diese Niederlassung vollendet war — sie ist dann von der Gesellschaft wieder aufgegeben worden —, war die Station Bismarckburg ein Raub der Flammen geworden. Seitdem untersteht der Platz als sogenannte Nebenstation der Station in Kete-Kratschi. —

Der Zweck der Station war ein mehrfacher gewesen: sie sollte unseren Besitz gegen die Ausdehnungsbestrebungen der Engländer und Franzosen sichern, als Basis für weitere Expeditionen dienen, den Handel und Verkehr der Hinterländer nach der deutschen Küste leiten. Außerdem sollte die Erforschung des Landes ihre Aufgabe sein und zwar sowohl in praktischer Beziehung auf Verwendbarkeit und Nutzbarmachung des Gebietes als auch in wissenschaftlicher Beziehung auf Flora, Fauna, meteorologische und andere Verhältnisse. Die Betonung der wissenschaftlichen Seite fand ihre Berechtigung schon darin, daß die Forschungstation aus Mitteln des Afrikafonds begründet und erhalten wurde, der speziell für die wissenschaftliche Erforschung Zentralafrikas bestimmt war, wenn auch später die Verwendung desselben auf die deutsch-afrikanischen Kolonien beschränkt wurde. Die Auflösung der Bismarckburger Station beziehungsweise ihre Rückwärtsverlegung nach Kete-Kratschi scheint mir das Zeichen einer damaligen schwächlichen Kolonialpolitik zu sein. Eine Vorwärtsverlegung wäre schon mehr angebracht gewesen. Man ließ sich deutscherseits viel zu lange an den Reisen v. François', Wolfs und Klings genügen und zog den vorgeschobenen Posten wegen beschränkter Mittel zurück — was doch eine Minderung unserer Ansprüche bedeutete — zu einer Zeit, als französische Forscher unsere Kolonie im Osten und Norden umliefen und schon begannen, dort Stationen einzusetzen. Schon damals hat die Kolonie die Aussicht auf eine weite Ausdehnung nach Norden verloren. Späterhin wurden dann zwar auch von deutscher Seite aus

*) Anfang 1904 sind Wolfs Gebeine in Ndali ausgegraben und durch Hauptmann v. Döring in das deutsche Gebiet übergeführt worden. Sie sind auf dem Friedhof in Lome beigesetzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Posten und Stationen in diese strittigen Gebiete vorgeschoben und zumeist von privater Seite die große Gruner'sche Expedition entsendet, doch es war eben zu spät und wir mußten schließlich 1897 froh sein, daß uns die Franzosen Mangu und Tschandjo — wo wir seit 1889 sozusagen aus und ein gegangen waren — überließen.

Den Handel und Verkehr der Hinterländer hat allerdings die Station nicht an die Küste leiten können. Neue Handelsstraßen zu schaffen oder alte zu verlegen ist ein schwieriges Ding und war für Bismarckburg schon deswegen nicht möglich, weil wir dort im Gebirge auf einem indifferenten Punkt saßen, nämlich zwischen den beiden Handelszonen, die einerseits der Oti-, anderseits der Monniederung folgen. Deshalb konnte Bismarckburg auch seinem späteren ausschließlichen Zweck als Handelsstation, zudem unter einem Schwarzen, nicht gerecht werden.

Es wäre aber wünschenswert gewesen, die Station zu wissenschaftlichen Forschungszwecken länger zu erhalten und so ein Gebiet — wo doch schon ein immerhin nennenswerter Anfang gemacht war — gründlich zu studieren. Natürlich ist auf den späteren Stationen ebenfalls fleißig gesammelt und gearbeitet worden, aber es mußte doch immer von vorn angefangen werden. Zudem sind auch die Herren auf den anderen an großen Straßen und bei großen Orten gelegenen Stationen mit Verwaltungs- und anderer Arbeit so überhäuft, daß man von ihnen kaum noch eine solche wissenschaftliche Tätigkeit erwarten kann.

Graf Zech führte übrigens vor einiger Zeit einen wichtigen Grund für die Wiederbesetzung der Bismarckburger Station an. Er meint, eine solche wird nötig sein, wenn die Kautschukdistrikte nicht einer völligen Ausbeutung und demnächstigen Vernichtung anheimfallen sollen. Bismarckburg, im Zentrum dieser die beste Kautschuksorte produzierenden Distrikte gelegen, sei der geeignetste Ort, um von da eine Aufsicht auszuüben. Vielleicht hätte sich der Platz auch für eine Erholungsstätte geeignet.

Infolge des Brandes und der Verwahrlosung dürfte von den ehemaligen Gebäulichkeiten und Anlagen kaum viel übrig geblieben sein. Nach dem Bericht von 1909/1910 befindet sich in Bismarckburg eine Pflanzung, wo Ananas, Limonen, Kaffee, Ficus Vogelii, Mango- und Kolabäume kultiviert werden. Ich weiß nicht, ob diese Kolapflanzung dieselbe ist, die ich im Jahre 1891 anlegte. Der Bericht meldet, daß die Kolabäume zwar reichlich Blüten bringen, aber wenig Früchte. Die anderen erwähnten Gewächse gediehen gut, bis auf die Kaffeebäumchen, die wieder eingegangen sind.

Der Jegebach bei Bismarckburg.

Die auf der westlichen Seite des Togogebietes herabkommenden Karawanen überschreiten, wenn sie die links der Voltamündung gelegene Küste erreichen wollen, das vorgelagerte Agomegebirge in einem zwischen Tongbe und Jo gelegenen Paß. Dieser schon an und für sich lebhafte Handelsverkehr fand eine Steigerung durch den Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Dahomey und die dadurch herbeigeführte Verödung der Handelswege auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der östlichen Seite des Togogebietes. Um nun wenigstens einen Teil der das Gebirge überschreitenden Karawanen nach dem bis dahin wenig erstrebten Lome zu leiten, beschloß die Regierung auf Veranlassung des damaligen Landeshauptmanns v. Puttkamer die Gründung einer Station am südlichen Ausgang jenes Passes und die Anlage einer großen Straße von diesem Übergang nach Lome. Zudem war eine Station in diesem Teil des Gebietes, das sich noch immer mehr oder weniger zu Kwadjo De von Peki hielt und dessen Dorfhäuptlinge die das Gebirge passierenden Karawanen mit willkürlichen Abgaben arg bedrückten, auch aus diesen Gründen sehr erwünscht. So wurde denn, nachdem der Landeshauptmann zusammen mit dem Stabsarzt Dr. Wicke und dem eben aus Deutschland eingetroffenen Premierleutnant Herold eine passende Stelle ausgesucht hatten, der letztere 1890 mit dem Aufbau der Station Misahöhe betraut. Sie erstand in 470 m Seehöhe in terrassenförmiger Anordnung auf halber Gebirgshöhe, dem von der Küste kommenden Reisenden schon weithin sichtbar.

Die alte Heroldsche Station bestand aus ein paar weiß angestrichenen, mit Holz oder Dachpappe gedeckten Lehmhäusern, von denen das auf einer Steinbastion errichtete das Wohnhaus war, während die anderen als Arbeitsräume, Wache und Gefängnis dienten. Sie besteht jetzt aus vielen von schönen Gartenanlagen umgebenen Gebäuden. Auch das neue Hauptgebäude, für welches der Platz erst aus dem Hang herausgearbeitet werden mußte, ist auf einer Steinbastion errichtet. Die Fenster führen auf eine breite rings herumlaufende und von dem Schindeldach überdeckte Veranda. Man hat von hier aus einen schönen Blick südöstlich auf das Tal des Aehä, sowie in der Ferne auf den dreigipfeligen Agu. Hinter der Station erhebt sich der Hausberg (710 m). Westlich führt der Weg in die Schlucht des Aehä zum 580 m hoch gelegenen Françoispaß und jenseits im Tale des Tsibaches über Tongbe nach Kame; südwestlich liegt eine mit der 840 m hohen Moltkespitze gekrönte Bergkette. Jetzt führt hier die neue Fahrstraße am Jometoe und Tsi entlang nach Kame, wo sie sich mit dem alten Weg vereinigt. Diese Straße bildet eine Sehenswürdigkeit für Togo. Sie wird den schönsten und romantischsten Straßen in unseren heimischen Waldgebirgen an die Seite gestellt.

Von dem Paß führt eine Leitung der Station schönes Wasser zu, und dieses sowie die Höhenlage und die in der Regenzeit bis auf 12 Grad sinkende Temperatur machen die auch landschaftlich prächtig gelegene Station zu einem der gesündesten Plätze der Kolonie.

Zuerst war freilich der Widerstand der benachbarten eingeborenen Häuptlinge, die den Verlust der früher von den Passanten erhobenen Abgaben beklagten, zu brechen. Besonders die Kumaleute, welche die Station einmal förmlich belagerten, sowie auch andere Dörfer zeigten sich durchaus widerstrebend, bis sie endlich teils mit Gewalt, teils auf gütlichem Wege gewonnen wurden. Jetzt bilden diese selben Leute einen Stamm kräftiger ausdauernder Arbeiter, wie sie auch den Lastenverkehr mit Kpandu, Kete-Kratschi und Lome vermitteln.

Als politische Station gegründet, wurde nach Heralds Fortgang Misahöhe 1892 als wissenschaftliche Station mit Dr. Gruner und dem jungen Naturforscher E. Baumann besetzt; später finden wir unter anderen Dr. Plehn und Premierleutnant Wegener dortselbst. Seit Jahren ist sie wieder unter Dr. Gruner Sitz des Bezirksamts Misahöhe. Die Station hat in wissenschaftlicher Beziehung schöne Leistungen aufzuweisen, die ethnologischen Studien Heralds und Plehns, sowie große botanische und zoologische Sammlungen und Beobachtungen E. Baumanns. Natürlich wurden auch die meteorologischen und klimatischen Verhältnisse des Landes studiert. Jetzt sieht die Station, neben der wissenschaftlichen Betätigung, ihr Hauptziel in wirtschaftlicher Richtung, in der Anlage von Wegen und Versuchsplantagen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter der Fürsorge der Station hatte sich das nahe gelegene Agome-Palime schon vor dem Bahnbau zu einem bedeutenden Marktplatz entwickelt, in welchem neben selbständigen Handeltreibenden einige europäische Firmen Filialen unterhielten. Diesen Aufschwung verdankte Agome-Palime nicht zum mindesten der durch die Station veranlaßten Eröffnung neuer Handelswege, zum Teil direkt aus den Kautschuk produzierenden Landschaften. Seit der Fertigstellung der Inlandbahn ist Palime das Handelszentrum des westlichen Teils von Togo geworden. Es wohnen jetzt dort mehr als zwanzig Europäer, und alle Firmen unterhalten dort Faktoreien.

Die Verlegung der Bismarckburger Station nach Kete-Kratschi war ein lebhafter Wunsch des Landeshauptmanns v. Puttkamer gewesen. Doch hat diese Verlegung nicht mehr unter v. Puttkamer stattgefunden, da dieser inzwischen nach Kamerun versetzt worden war. Mit der Gründung wurde Premierleutnant v. Döring betraut, der, begleitet

Die alte (Heroldsche) Station Misahöhe.

von E. Baumann und H. Klose und an der Spitze einer stattlichen Expedition, am Silvestertage 1894 das Stationsterrain in Besitz nahm und die Flagge hißte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch Lempo, der Sohn des vertriebenen Salagakönigs, unter dem Namen Suleimana als Sultan von Salaga mit dem Sitze in Kete anerkannt und gekrönt. In der Tat war die Gründung einer Station in Kete-Kratschi in hohem Grade und in mehrfacher Beziehung wünschenswert geworden. Zwar war dem verbrecherischen Treiben des obersten Fetischpriesters Bosumso und seines Helfershelfers Okla schon durch die Togohinterlandexpedition unter Dr. Gruner ein Ende gemacht worden, aber die Anmaßung der englischen Händler, die sich hier seitdem als Herren aufspielten, durfte länger nicht mehr geduldet werden.

Sie unterdrückten die von der deutschen Küste kommenden Händler, die deutsche Flagge war heruntergerissen und einem Anhänger der Regierung war verboten worden, sie zu hissen; deutsches Geld war verpönt. Englische

Waren gingen zollfrei in Kete-Kratschi ein, und die Produkte der Kolonie und ihrer Hinterländer wurden an die englische Küste geschafft. Dazu hatte sich der Handel durch den Zuzug der Händler aus dem zerstörten Salaga außerordentlich gehoben, den freilich der unrechtmäßige Machthaber in Salaga und der König von Dagomba durch Sperrung der nach Kete führenden Straßen lahm zu legen suchten. Auch machten sich englische Bestrebungen geltend, den Ketehandel auf die rechte Seite des Volta zu ziehen, und aus Salaga und Jendi waren Nachrichten eingelaufen, daß die Engländer durch ihren Agenten Ferguſſon trotz der Abmachung mit der deutschen Regierung im neutralen Gebiet neue Verträge abgeschlossen hätten. Schließlich war es auch erwünscht, hier einen Rückhalt für die Togohinterlanderpedition zu besitzen.

So erbaute denn v. Döring die Station auf der Höhe zwischen Kete und Kratschi, 2 km von ersterem, 1 km von letzterem Ort entfernt. Kete ist von der Höhe zu übersehen, während Kratschi durch den Fetischhain verdeckt bleibt. Die Station beherrscht auch den Weg zu dem noch etwa zehn Minuten entfernt gelegenen Wasserplatz am Volta.

Die provisorische Döringsche Station ist längst durch einen stattlichen Gebäudekomplex ersetzt worden, der von ausgedehnten wohlgepflegten Anpflanzungen, Schöpfungen des verdienten Bezirksamtmanns Mischlich, umgeben ist. Leider sind die sanitären Verhältnisse nicht günstig. Die auf die Savanne brennende Sonne, die geringe Höhenlage, der Mangel an Brise, die nach dem Hochwasser zurückbleibenden Sümpfe, das oft sehr schmutzige Voltawasser, das erst filtriert und abgekocht werden muß, machen den Aufenthalt für Europäer fast gefahrvoll. Besonders der Übergang von der Regen- zur Trockenzeit wird gefürchtet, aber auch zu anderen Jahreszeiten sind die Europäer von Schwarzwasserfieber und Dysenterie heimgesucht worden. Vor einigen Jahren sind zwei geräumige Sammelbehälter für Regenwasser gebaut worden, um so doch wenigstens während der Regenmonate nicht auf das Voltawasser angewiesen zu sein.

Unter diesen ungünstigen Wasserverhältnissen und der Tsetefliegenplage hat auch das von der Station in mehrfachen Versuchen gehaltene Rindvieh zu leiden gehabt und ist, wie auch in Misahöhe, stets eingegangen. Mehrjährige Immunisierungsversuche haben ein positives Resultat nicht ergeben.

Manchen Ärger und selbst Konflikte hat es mit den nicht nur das rechte Ufer, sondern auch den Voltafluß bis an das linke deutsche Ufer beherrschenden Engländern gegeben. Schon Ferguſſon versuchte mit allen Mitteln die Kete-Kratschileute auf das rechte Ufer hinüberzuziehen, was ihm und späteren zum Teil und zeitweise auch gelungen ist. Durch die Anlage der jenseitigen Stadt wurde der Schmuggel natürlich noch gefördert, und mehrmals mußten bei dieser Beschäftigung Addahändler abgefaßt und viele Kanus mit Salz, Schnaps, Pulver und Gewehren konfisziert werden. Dann wieder drohte Ferguſſon, die auf dem Fluß fischenden und den Wasserplatz benutzenden Kratschileute abzufangen, worauf der Stationsleiter dem Engländer erklären ließ, daß er längs des Flusses Posten aufgestellt habe mit dem Befehl, jeden zu erschießen, der die Kratschileute beim Wasserschöpfen belästigen oder sich an den auf dem Wasserplatz liegenden Kanus vergreifen würde. Trotz dieser Mißhelligkeiten nahm aber der Ketehandel große Dimensionen an, und die Station mußte mehrfach den Marktplatz durch Abbrechen im Wege stehender Häuser vergrößern. Einige große Brände unterstützten dabei wie auch bei der Anlage gerader und breiter Straßen in der Stadt. Dem Schmuggel wurde durch Anlage kleinerer Zollposten zu steuern gesucht, dem deutschen Gelde wurde auf dem Markt sein Recht zuteil. Es begründete sogar eine europäische Firma eine Faktorei in Kete, die später freilich zurückgezogen wurde.

Wie aber dann die Engländer den Ketehandel durch schikanöse Fährgeldmaßregeln und Verbote arg schädigten und viele Händler in das nun englische Salaga zurückkehrten, ist bereits berichtet worden.

Nach der Überführung der Bismarckburger Ausrüstung sind auf der Station meteorologische Beobachtungen begonnen worden; Sammlungen, botanische, geologische, besonders aber zoologische sind eifrig von Klose, Graf Zech und neuerdings Mischlich betrieben, sprachliche und ethnologische Studien sind gemacht, die Umgebung, der Lauf des Volta, der Unterlauf des Asuokoko und des Oti sind aufgenommen worden. Nunmehr steht die Schiffbarkeit des Oti bis nach Mangu hinauf für Flachboote wenigstens während fünf bis sieben Monate im Jahre fest.

Neben Viehzuchtversuchen hat man auch Versuchsgärten Aufmerksamkeit gewidmet. Es sind zwei davon vorhanden, einer auf dem Stationshügel, der andere tiefer in der Nähe des Volta. Die Anbauversuche haben nur teilweise gute Erfolge erzielt. Von Dezember bis April ist die Luft- und Bodenfeuchtigkeit außerordentlich gering. Der Boden ist dann so ausgedorrt, daß er an vielen Stellen Risse bekommt. Der in dieser Zeit herrschende Harmattan trocknet die Pflanzen sehr aus. Ananas, Kakao, Mango- und Tiefbäume gedeihen in den Versuchsgärten gut, aber die Versuche mit Dattelpalmen haben kein günstiges Resultat ergeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ende 1895 zogen Premierleutnant v. Carnap-Quernheimb und Leutnant v. Seefried von Kratschi aus zum Zweck der Gründung einer neuen Forschungstation in Sansane-Mangu. Man marschierte über Bimbila nach Jendi, wo freundlichere Beziehungen erneuert und ein Aufseher für die Aufbewahrung zurückgelassener und Weiterbeförderung nachzusendender Lasten bestellt wurden.

v. Carnap zog inzwischen nach Salaga, um möglichst eine offene Verbindungstraße über diese Stadt zu erhalten. Er erreichte hier auch seine Absicht, erzielte sogar eine (vorübergehende) Einigung zwischen Isafa und Lempo, erwarb ein Gehöft und ließ Leute zurück, die für den Weitertransport der Lasten sorgen sollten. Dann marschierte er über Kankonga und Karga, Residenzen der Statthalter des Sultans von Jendi, nach Gambaga, wo schon v. François einen Vertrag abgeschlossen hatte. Außerdem erklärte sich hier der Limam durch den von seinem Oberherrn, dem Sultan von Mangu, geschlossenen Vertrag für gebunden, und so marschierte v. Carnap, nachdem er noch ein Gehöft hier erworben hatte, nach Sansane-Mangu. Leider sind diese Bestrebungen nicht von Erfolg gewesen. Der Posten von Gambaga mußte bald, da Samorys Banden in der Nachbarschaft streiften, eingezogen werden, ebenso der in Salaga, wo bald wieder neue Feindseligkeiten entstanden waren, und im englisch-deutschen Vertrage von 1899 fielen sowohl Salaga wie Gambaga den Engländern zu. Damit sind auch Lempos Ansprüche endgültig erledigt.

Inzwischen war v. Seefried in Sansane-Mangu freundlich aufgenommen worden, und die Großen des Landes hatten ihm für die Anlage einer Station Grund und Boden zur Verfügung gestellt. Da aber die Regenzeit einsetzte, sah man jetzt von dem definitiven Stationsbau ab und benutzte einen Teil des Fleckens Gamadji als provisorische Stationsanlage. Als v. Seefried krankheitshalber nach Misahöhe zurückkehrte, ging v. Carnap nach Kumpela in Mossi, Tangurku und Pama und schließlich über Mangu ebenfalls zur Küste zurück. Inzwischen wurde die Mangustation einem Schwarzen unterstellt, was um so eher angängig war, als noch die Freundschaft mit Jendi bestand und sogar ein regelmäßiger Postendienst von Kete-Kratschi über Jendi eingerichtet war. Als dann aber 1896 Dr. Gruner nach Sansane-Mangu marschieren wollte, sperrte ihm der Dagombakönig den Weg. Die Polizeitruppe mußte herbeieilen, es kam schon bei Bimbila zu zwei Gefechten, zu einem weiteren bei Bambalaga, in welchem der Sergeant Heitmann schwer verwundet wurde, sowie zur Erstürmung von Jendi. Damit war der Durchmarsch Gruners nach Sansane-Mangu erzwungen, wo man nunmehr an den Aufbau der Station gehen konnte. Sie wurde auf der Nordwestseite der etwa neuntausend Einwohner zählenden Stadt angelegt, nahe dem Rande des Otitales, das hier steile und felsige, etwa 30 m hohe Ufer zeigt. Man hat von hier nach Südwesten und Süden die Aussicht über die weite, völlig baum- und buschlose Grassavanne, durch die sich der 50 bis 70 m breite Fluß hindurchwindet. Nur die Ufer des Oti sind mit Busch bewachsen.

Indessen entwickelten sich die Verhältnisse nicht in friedlicher Weise. Der Dagombakönig hielt der Station die Verbindung über Jendi gesperrt, und im Sommer 1897 sollten die Konkomba den auf der für die Station einzig gangbaren Bassaristraße eingerichteten Bapureposten angegriffen haben.

Diesem eilte Dr. Gruner zu Hilfe, indessen rieben die Konkomba seine Patrouille auf, und er mußte sich bis nach Banjeli und nach der schon früher von Graf Zech eingerichteten kleinen Station von Bassari zurückziehen. Er war somit völlig von seiner Station in Sansane-Mangu abgeschnitten, die zu dieser Zeit unbesetzt war, da der zweite Weiße, Oberleutnant Thierry, nach dem durch französische Bestrebungen gefährdeten Pama mit dreißig Mann marschiert war*).

Trotzdem die Douglassche Expedition unter Klose und Hupfeld in Bassari zu dieser Zeit (Juli 1897) anlangte, konnte Dr. Gruner nicht gegen die Konkomba vorzugehen wagen, und es kam infolgedessen (August 1897) die Truppe unter

*) Auch diese Besetzung Pamas hat wie die Reisen v. Carnaps nach Mossi und die von Zech, v. Seefried und Dr. Kersting nach Sugu-Wangara keinen Erfolg mehr erzielt. Im Vertrag vom 23. Juli 1897 wurde den Franzosen Gurma, Pama, Mossi, Barba und Sugu zugesprochen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

v. Massows Führung von der Küste herauf. Nach kurzem Gefecht bei Bapure und Angriff auf das Konkombalager wurde dann die Verbindung mit Sansane-Mangu wieder hergestellt.

Zu Ende des Jahres 1897 mußte gegen die aufständische Stadt Mangu vorgegangen werden. Ihr war von dem Stationsleiter die Anlage von Guineakornfeldern aufgegeben, und dieser Zumutung widersetzte man sich. Eine ähnliche Ursache hatte das Gefecht gegen die Moba bei Djabowa und Kundja zur Folge.

In den Jahren 1898 bis 1900 sind sodann noch eine ganze Anzahl von Straferpeditionen von der Station gegen Kabure, Konkomba und Moba ausgeführt worden, über die der Abschnitt Polizeitruppe einigen Aufschluß gibt.

In friedlicherer Betätigung hat die Station eine Aufbesserung der Wasserverhältnisse in Sansane-Mangu betrieben. Zwar hat man bisher gegen die Überschwemmungen des Oti nichts tun können. Man erwartet aber von einer künftigen Aufforstung namentlich an den Ufern eine wesentliche Besserung. Deswegen hat auch die Station in ihren Versuchsgärten neben der als zukünftigen Volkskultur gedachten Baumwolle namentlich geeignete Nutzhölzer angepflanzt. Es ist schon früher erwähnt worden, daß der Fluß in der Regenzeit kilometerweit seine Ufer überflutet. Dann umgibt ein breiter und tiefer Wassergürtel die Stadt, der nur mit Kähnen oder anderen Fahrzeugen passiert werden kann. Auf diesem Wege müssen dann auch die auf den Farmen in den Vorratshäusern aufbewahrten Lebensmittel in die Stadt geschafft werden. Aber das Otiwasser ist zur Zeit des Steigens auch eine Ursache vieler epidemischer Krankheiten. Deshalb hat die Station im Westen der Stadt zwischen dem Markt und Gamadji zwei Brunnen ausheben lassen, die nahezu während der Hälfte des Jahres gutes und reichliches Quellwasser geben.

Auch der Zuchtversuche der Station sei gedacht. Man ist bestrebt, die einheimische Rinderrasse durch Kreuzung mit dem Buckelrind des Nordens zu verbessern. Auch die im Bezirk gehaltenen großen Pferde hofft man aufzubessern.

Durch Eröffnung neuer oder früher geschlossener Wege hat die Station ferner zur Hebung des an und für sich schon sehr bedeutenden Handels und Verkehrs auf dem Markte in Sansane-Mangu beigetragen. Auf diesem Markte verkehren täglich viertausend bis fünftausend Händler. Für diese sind acht offene Hallen erbaut worden, ebenso sind Viehstände errichtet und ein Wachthaus für die Marktpolizei aufgestellt worden. Zur Unterbringung der Fremden aber dienen viele Gehöfte, wo sie für 50 Kauris ein Nachtquartier genießen. Ebenso wird das Vieh der Fremden in ummauerten Höfen eingestellt.

Im Februar 1897 wurde mit dem Aufbau der Station Kpandu begonnen. Seitdem Kpandu 1890 deutsch geworden war, bildete es einen Stapelplatz für englische und zwar zumeist eingeschmuggelte Waren. Hier wurden in lebhaftem Marktverkehr von englischen Küstenhändlern und Haussaleuten englische Waren, Zeuge, Salz (Adda- und europäisches), Pulver und Gewehre verkauft. Diese in Adda eingekauften Waren wurden auf dem Volta nach Dogbadja, dem Vorhafen Kpandus gebracht und von dort — natürlich ohne Zoll zu zahlen — auf den Markt geschafft. In Dogbadja waren große Vorräte von Salz und Pulver aufgestapelt. Natürlich zogen die eingeborenen Häuptlinge aus diesen Verhältnissen ihre Vorteile und widerstrebten, so lange sie irgend konnten, der tatsächlichen deutschen Besitzergreifung.

Daß Dakada von Kpandu erst 1894 von Dr. Gruner bewogen wurde, unter Zusicherung einer Rente die deutsche Flagge zu nehmen, ist bereits berichtet worden. Und als Ende 1894 v. Döring (mit Klose und Baumann) die benachbarten Häuptlinge zu einem Palaver nach Kpandu einberief, ließen ihm diejenigen von Anfoe und Dogbadja sagen, daß die Deutschen sie gar nichts angingen. Damals zog v. Döring mit Baumann nach Dogbadja, wo er große, natürlich unverzollte Pulvervorräte der englischen Händler vorfand und zerstörte. Es war zwar von Misahöhe aus, welcher Station dieses Gebiet unterstellt war, ein Zollposten angelegt worden, doch konnte derselbe für den auf dem ganzen Voltalauf betriebenen Schmuggel nicht genügen, zumal die ziemlich entfernte Station Misahöhe kaum eine Kontrolle auszuüben vermochte. Eine Beseitigung des Schmuggels konnte freilich die neue Station auch nicht erzielen.

Die von dem Techniker Stöhr (meinem Arbeitsgenossen in Bismarckburg und Erbauer der Sebebrücke) erbaute Station liegt auf einem etwa 60 m hohen, nicht ganz 1 km im Westen von Kpandu sich hinziehenden Höhenrücken, von wo man einen schönen Blick auf die etwa tausend Hütten zählende Stadt genießt. Man übersieht die Dajiebene mit den Ketten des Agomegebirges im Hintergrund. Nicht weit von der Stationsanlage zieht sich der Weg nach Dogbadja, das immerhin noch etwa 7 km entfernt liegt. Von der Kante des plötzlich steil abfallenden Höhenrückens hat man einen sehr schönen Blick über das Tal und den gleich einem Silberfaden dahinziehenden Fluß.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf geröllbedeckten, etwas schwierigen Pfaden gelangt man von hier aus zur heißen Ebene hinab, die mit ½ m hoher Grassteppe und eingestreuten Bäumen, besonders Schibutterbäumen, bedeckt ist. Über einige Bäche mit buschbewachsenen Ufern und einige Sümpfe erreicht man im Dorfe Dogbadja den Volta, der hier etwa 300 m breit ist und auf seiner durch eine inmitten gelegene Sandbank unterbrochenen Wasserfläche einen lebhaften Kanuverkehr trägt. Jenseits liegt der englische Flußort Gabe.

Doch kehren wir zur Station zurück, die seit Oktober 1898 mit einigen Unterbrechungen mit Weißen besetzt gewesen ist. Sie liegt auf dem zinnenartig steil nach Osten abfallenden Bergrücken und besteht außer einigen Nebengebäuden aus einem für die Europäer bestimmten Holz- und einem massiven Gebäude, die durch eine offene, den Verzollungen dienende Halle verbunden sind.

In hygienischer Hinsicht scheint die Lage der Station auf felsigem Untergrunde, auf der von selten einschlafender Brise umwehten Höhe und in der unmittelbaren Nähe eines klaren Bergquells recht günstig. In einer Viertelstunde erreicht man von der Station auf breitem mit Mangobäumen bestandenem Wege den Marktplatz, auf dem teilweise unter Grasdachhallen und in den benachbarten Hütten die Händler und Händlerinnen ihre Waren feilbieten.

Auch in Kpandu dienen lange, mit Grasdächern gedeckte Lehmhäuser den zahlreichen Fremden als Quartier. Diese Lehmhäuser sind in einzelne besonders zugängliche Abteile geteilt.

Bald nach der Gründung der Station eröffnete in Kpandu die Bremer Faktorei einen Laden, welchem Beispiele seitdem noch andere europäische Firmen gefolgt sind.

Die Station unterhält eine Versuchsplantage, wie sie sich auch durch Anlage von zwei Brunnen, je einen für die Stadt und Station, verdient gemacht hat.

1896 oder Anfang 1897 hatte Graf Zech, als die Franzosen sich in den uns zustehenden (oder doch von uns beanspruchten) Gebieten niedergelassen hatten, in Bassari eine provisorische Stationsanlage in Gestalt einiger runder Lehmhütten geschaffen. Außerdem war der Ort für uns als Verbindungspunkt mit der Station in Sansane-Mangu und als Knotenpunkt der Karawanen von großer Wichtigkeit. Von hier aus eröffnete dann v. Massow dem von seiner Station durch die Konkomba abgeschnittenen Dr. Gruner den Weg von neuem. Später hat dann v. Massow hier den Aufbau stattlicherer Gebäude begonnen, die aber nicht vollendet wurden, da er mit einer anderen Aufgabe betraut wurde. Seit Januar 1900 ist die Station Bassari mit einem weißen Assistenten besetzt — die Verwaltung der beiden Stationsgebiete Bassari und Tschaudjo liegt in der Hand des Stationsleiters von Sokode — und seitdem ist auch die neue Stationsanlage geschaffen worden.

Auf Dr. Kerstings Anordnung sind hier für die Europäerhäuser, je eines für den Leiter und den Assistenten, Tembedächer gewählt worden. Dieselben überdecken breite Veranden und werden von schlanken unbehauenen Stämmen der Fächerpalmen getragen, deren Holz am besten den Angriffen der Termiten und Bohrkäfer widersteht. Die Stationsleitung hat für den Bau die Eingeborenen unentgeltlich herangezogen; auf ebensolche Weise wurde ein Songo (das ist ein Unterkunftshaus für die Eingeborenen) für die Marktleute errichtet und der Bau der zwölf Wegstunden betragenden 4 m breiten Straße Bassari-Sokode betrieben. Indem auf jeder Seite etwa tausend Mann daran arbeiteten, war das Werk schon in einem Monat vollendet.

In ähnlicher Weise ist der Stationsaufbau in Sokode vor sich gegangen. Auch hier befanden sich als provisorische Anlage sechs von Graf Zech erbaute runde Lehmhütten. Als dann nach dem Abschluß des deutsch-französischen Vertrages Tschaudjo in definitiven deutschen Besitz kam, erbaute Dr. Kersting, der frühere Begleiter des Grafen v. Götzen bei seiner Afrikadurchquerung, 1897 die neue Station.

Ein großes 36 m langes Hauptgebäude wurde errichtet mit rundlaufender Veranda, die in der Front 8×12 m mißt und als Empfangs- und Gerichtshalle dient. Nachdem ein Tornado das ursprüngliche Grasdach zerstört hatte, ist ein Tembedach aufgelegt worden.

Für das schwarze Personal dienen Rundhütten. Außerdem besitzt die Station hundert Häuser und Hütten für die durchreisenden Fremden. Alle diese Bauten, an denen längere Zeit täglich Hunderte von Eingeborenen beschäftigt waren, haben der Stationsleitung außer kleinen Geschenken keine Kosten verursacht.

Nach seinem Bericht war nach der Besitz-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ergreifung die Hauptaufgabe des Stationsleiters, den durch den Grenzstreit verwirrten Gemütern Vertrauen einzuflößen und den durch frühere Reisende sehr verwöhnten Uro Djabo vorsichtig an andere Zeiten zu gewöhnen. Im Bestreben, das Recht sowie Handel und Gewerbe zu schützen, sind unter anderem die willkürlichen Steuern der eingeborenen Häuptlinge abgeschafft und ist der Handel frei erklärt worden, anderseits aber hat man zur eigenen Unterstützung Ansehen und Macht kluger Häuptlinge zu heben gesucht.

Auch einige militärische Maßnahmen waren notwendig hauptsächlich zum Zwecke der Eröffnung des bis dahin ganz verschlossenen Kabureländes und der Beendigung des seitens der sogenannten freien Waldstädte betriebenen Räubernunwesens. So war die Station, so heißt es im Bericht, bis 1900 mehr Expedition als Station. Erst 1901, als ruhigere Zeiten eingetreten waren, begannen pflanzliche Versuche. Diese sind in Sokode, wie auf der Nebenstation Bassari, mit großem Eifer betrieben worden und erstrecken sich auf mehr als hundertfünfzig Pflanzenarten von verschiedenster Nutzbarkeit. Außer diesen Versuchsgärten unterhalten die Stationen Saatbeete, in denen besonders Sisalagaven, Baumwolle und Nutzhölzer kultiviert werden, da man auch hier wie in Sansane-Mangu eine künftige Aufforstung im Auge hat.

Man erstrebt auch eine Aufbesserung der einheimischen Rinder und Pferde, von welch letzteren im Bezirk besonders Ponys, die sogenannten Kotatollis, gezüchtet werden.

Unsere heimischen Museen verdanken besonders Dr. Kersting wertvolle Sammlungen, ethnographische, darunter eine solche von siebenhundertsechsundachtzig Stück alter Steinwerkzeuge, sowie zoologische. Durch letztere ist hauptsächlich die Verwandtschaft der Fauna des Togohinterlandes mit der der Senegalländer festgestellt worden. Manche neue Tierarten sind von Sokode eingesandt worden, ebenso neue Rassentiere wie die Konkombahauskatze und der getigerte Sokodehund. Diese wissenschaftliche Betätigung der Station entspricht allerdings ihrer Bestimmung, denn nachdem Misahöhe und Kete-Kratschi mit Bismarckburg als Forschungstationen ausgeschieden sind, werden nur noch Sokode und Sansane-Mangu aus den Mitteln des Afrikafonds unterhalten.

Am 11. Juni 1898 fand die Gründung der Station Atakpame statt. Die Stadt Atakpame liegt 350 m hoch in einem anmutigen Kessel, dessen Ränder etwa 80 m hohe Bergzüge bilden. Die Station ist auf dem Südabhang des Kesselnordrandes erbaut, so daß man die Stadt, sowie die über das Gebirge führenden Pässe übersehen kann.

An der Nordseite des Stationshofes ist das Haus des Stationsleiters aus unbehauenen Steinen und Lehm errichtet worden. Es enthält eine Halle und zwei Zimmer, ist mit einer ringsumlaufenden Veranda versehen und trägt ein Dach aus Schalung und Dachpappe. Ein zweites steinernes Haus dient als Bureaugebäude und Palaverhalle. Dazu kommen noch aus Lehm gebaut und mit Gras gedeckt das Dolmetscherhaus, das Wachthaus, die Küche, Schuppen und Werkstätten.

Seitwärts des Haupthofes befindet sich ein Nebenhof mit zwei langen Schuppen für die Unterbringung von Expeditionen. In geringer Entfernung ist das Lager für vierzig Soldaten mit ebensoviel Hütten errichtet. Allerdings muß das Wasser mit etwa 60 m Steigung aus einer Entfernung von 600 m herbeigetragen werden.

Es ist schon früher berichtet worden, wie sehr die Stadt verödet war und daß sie sich neuerdings als Platz eines großen Markt- und Karawanenverkehrs entwickelt hat. Nunmehr durchziehen breite, saubere Straßen kreuz und quer die Stadt, in der zwei Monumentalbrunnen, der Kaiser-Wilhelm- und der Bismarckbrunnen, ausgezeichnetes Trinkwasser spenden. Die europäischen Firmen haben sich in Atakpame ansässig gemacht, eine ganze Anzahl eingeborener Küstenhändler hat sich niedergelassen, und täglich ziehen lange Karawanen, oft Hunderte von Köpfen stark, Haussa, Tschandjo und Joruba, durch die Station. Die Missionen unterhalten hier große Niederlassungen, die Katholiken auch eine Kapelle und ein Schwesternheim.

Wenn die Bahn Atakpame erreicht haben wird, was ja noch 1910 zu erwarten war, so wird der Ort sicherlich einen großen Aufschwung erleben.

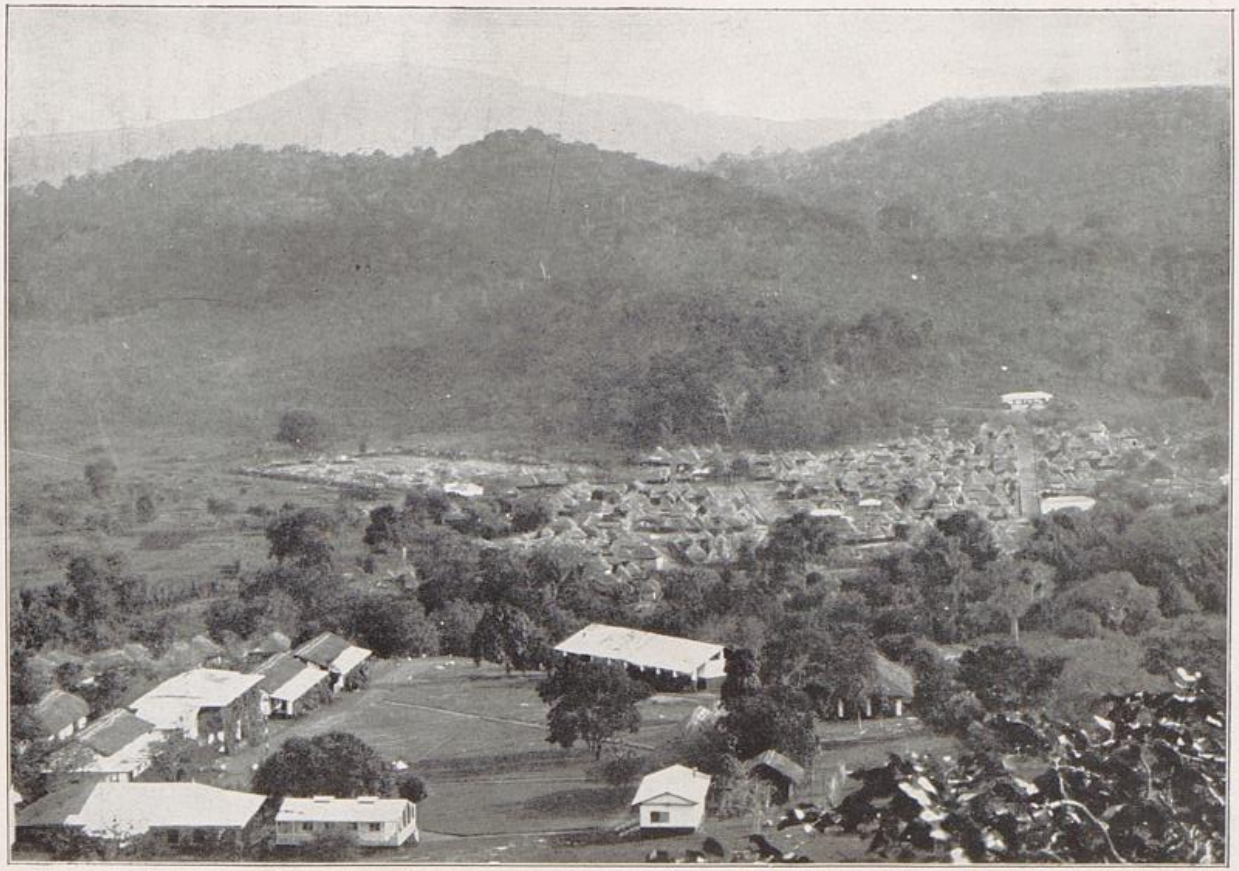
Außer mit Versuchsgärten, aus denen zum Teil erfreuliche Erfolge mit Faserstoffe und Kautschuk liefernden Pflanzen, sowie mit Nutzhölzern gemeldet werden, hat sich die Stationsleitung mit Versuchen zur Hebung der Viehzucht beschäftigt. Zu dem Zweck hat ein früherer Leiter bei den in Tschandjo ansässigen Fulbe Stücke von Rassevieh erstanden und nach Atakpame überführen lassen. Auf Pferdezucht wird man wahrscheinlich verzichten müssen.

In Jendi ist im Jahre 1900 eine Station gegründet worden, die als Nebenstation von Mangu aus besetzt wird.

X. Verkehrs-, Handels- und Postverhältnisse.

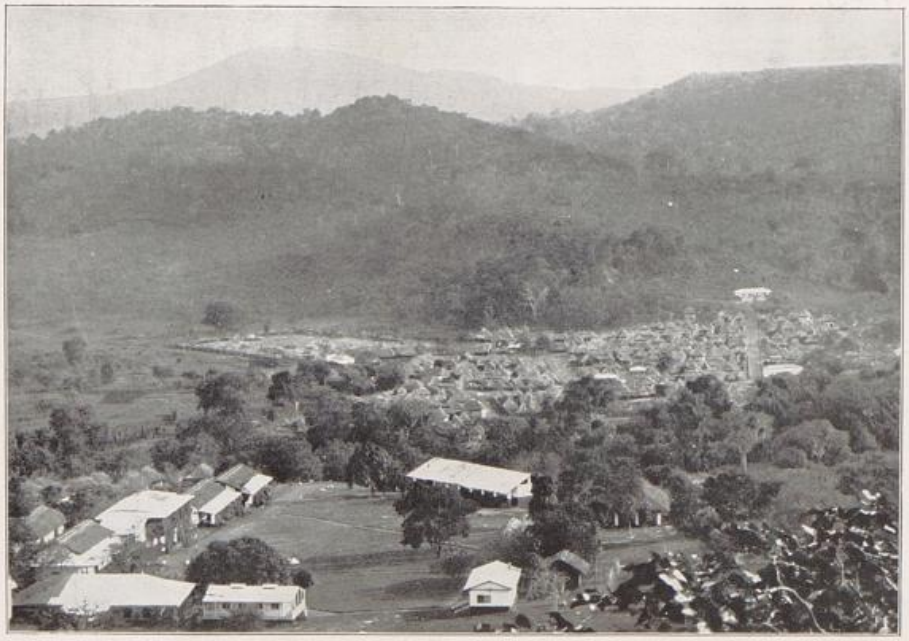
Eine Hauptaufgabe haben sowohl Gouvernement wie Stationen in der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse gesehen, um einerseits Händlern und Karawanen den Zugang zu Markt- und Küstenplätzen zu er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Atakpame mit Station und Missionshäusern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Atakpame mit Station und Missionshäusern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leichtern, anderseits den Europäern, auch der Truppe, bequemere Reise- beziehungsweise Marschgelegenheit zu schaffen. Solche Verbesserungen beziehen sich auf die Abschaffung willkürlich eingeforderter Markt- und Wegeabgaben, Sicherung gegen Wegelagerei und Straßenraub, Einrichtung von Brunnen, Quartierplätzen, Songo- und Viehplätzen für die eingeborenen Händler, von Rasthäusern für die Europäer, Anlage von Fähren und Brücken, sowie Ausbau der vorhandenen und Schaffung neuer Wege.

Da die Neuanlage von Verkehrswegen seine ganz besonderen Schwierigkeiten hat, so war es durchaus angebracht, sich vorerst mit den schon vorhandenen Karawanenstraßen zu beschäftigen. Solche altbegangenen Karawanenwege münden von Norden kommend im deutschen Gebiet in Sansane-Mangu ein. Von hier aus zieht nach Süden eine Straße über Jendi und Bimbila nach Kratschi, sowie eine zweite über Bassari am Westabhange des Gebirges durch Bo über Kue, Odumasse und Dutukpene nach Kratschi oder mit Umgehung von Kratschi nach Kpandu; von letzterer trennt sich in Bassari eine östlich des Gebirges über Fasau und Adele verlaufende.

Im Osten betritt eine andere große Karawanenroute über Sugu und Semere das deutsche Gebiet, um in südlicher Richtung über Tschaudjo, Blita, Agbandi, Njamassilä Atakpame zu erstreben.

Zwischen diesen südlich ziehenden Karawanenwegen gibt es eine Anzahl Querrouten, so von Tschaudjo nach Bassari oder Fasau, oder aus Anjanga und Kpedji nach Westen.

Um nun den auf diesen großen Karawanenrouten in Kratschi, Kpandu beziehungsweise Atakpame eintreffenden Händlern die Wege zur deutschen Küste zu erleichtern, hat man sich dem Ausbau derselben zu Fahrstraßen gewidmet. So ist im westlichen Gebiet die Misahöhestraße entstanden. Diese geht von Lome über Akepe, Noepe, Kewe, Towe, Gbi, Assahun, Klonu, Agome-Palime nach Misahöhe. Von hier aus erstrebt die Fortsetzung Kpandu und Kratschi. Diese Misahöhestraße hat im niedrigen Vorland besonders durch die Überschwemmungen der Flüsse während der Regenzeit Schwierigkeiten gemacht und macht deren immer neue, denn gar zu oft werden die aufgeschütteten Dämme zerrissen, die gebauten Brücken zerstört und weggeschwemmt. Eine besonders ungünstige Strecke ist die zwischen Towe und Gbi, wo innerhalb eines Tagemarsches ein halbes Dutzend in der Regenzeit unpassierbarer Wasserläufe die Straße kreuzen. Hier mußten Brücken gebaut werden, von denen einige 120 m lang sind. Schon die Heranbringung des nötigen Bauholzes bereitet Schwierigkeiten, denn außer dem sogenannten Legbaholz hat sich bisher keines fest, fäulnis- und termitensicher genug gezeigt. Große Schwierigkeiten macht die Weiterführung der Fahrstraße über das Gebirge von Jo nach Kame. Hier waren bedeutende Sprengungen erforderlich, tiefe Schluchten mußten ausgefüllt und überbrückt werden, lange Durchlässe aufgemauert und bedeutende Einschnitte im steinigen oder felsigen Boden ausgeführt werden. Es sind an dieser Strecke seit mehreren Jahren einige hundert Lohn- und Steuerarbeiter wenigstens einen Teil des Jahres beschäftigt. Auf dem weiteren Wege von Kete-Kratschi über Jendi nach Sansane-Mangu wird besonders die dauerhafte Überbrückung des Jogu erforderlich werden.

Eine zweite Inlandfahrstraße ist die von Lome nach Atakpame und weiterhin nach Sokode führende. Sie ist für den Verkehr mit Lastautomobilen vor-

gesehen und zum Teil beschottert. In der wasserarmen Zone hat die Regierung bei Tsewie und Agbatitoe Regenwasserbehälter von 100 cbm Inhalt aufgestellt. Große Schwierigkeiten veranlaßten der 1150 m lange Schiodamm, sowie die 36 m lange Drahtseilbrücke über den Haho und die Brücken über den Chra, Amutschu und Angä. Diese beiden Hauptstraßen sind durch eine an der Südostseite des Gebirges entlangführende Straße zwischen Agome-Palime und Atakpame verbunden. Zahlreich sind die Zubringerstraßen zu diesen Hauptinlandstraßen, die von den Eingeborenen mit mehr oder weniger Druck von oben hergestellt sind und abseits gelegene Landschaften dem Verkehr erschließen.

Im Tschaudjogebiet ist der Straßenbau gut entwickelt. Erwähnt seien neben der Atakpamestraße besonders die Straßen von Sokode und Bafilo nach Bassari.

Auch das östliche Gebiet ist neuerdings, was den Wegebau anbetrifft, vorgeschritten. Anecho ist durch einen Damm durch die Lagune mit Adjido verbunden, der sich an die nach Sebe führende Brücke anschließt. Von hier aus führen breite Straßen nach dem Monu und erstreben durch das Sumpfgebiet einen Anschluß an die Lome-Atakpamestraße.

Auf diesen zum Teil gewölbten und mit Abzugsgräben versehenen Straßen verkehren Radler und Lastfuhrwerke, die allerdings von Menschen gezogen werden müssen, da sich in dem Gebiet südlich einer Linie Kete—Atakpame keine Transporttiere, weder Ochsen noch Pferde, halten. Die Eingeborenen tragen ihre Lasten auf den Köpfen, indem sie, trotz der verbreiterten Wege, in langen Reihen einer hinter dem anderen wandernd, schmale Schlängelwege treten.

Auch der Europäer zieht diese Straße mit seinen Trägern, zumeist an der Spitze seines Zuges marschierend, oder er benutzt ein Reittier, zumeist ein Pferd von der kleinen Tschaudjorasse, von dem er allerdings weiß, daß es in kurzer Zeit eingehen wird. Oder er benutzt die Hängematte, die acht Träger erfordert, von denen abwechselnd je zwei tragen. Im Busch und im Gebirge ist die Hängematte aber nur in beschränkter Weise zu verwenden.

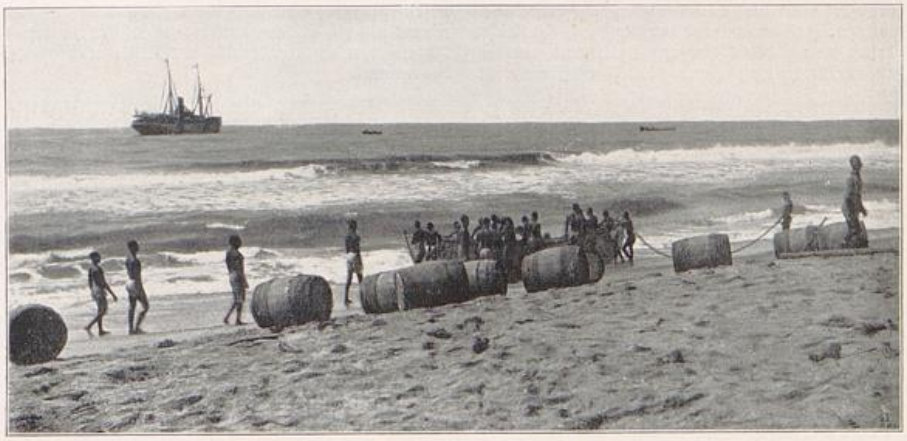
Für den Wasserverkehr kommt an der Küste die Lagune mit ihren Seen und Verzweigungen in Betracht. Die Wasserläufe vermitteln den Verkehr zwischen Anecho und Togostadt, Gridji, Woga, Wo-Kutime, Aguega und Agbanake. Da die Lagune bei Woga versandet war, ist neuerdings ein $1^1/_2$ km langer Kanal gegraben, wodurch dieser bedeutende Marktplatz wieder an den Lagunenverkehr angeschlossen ist. An den Markttagen finden sich an den Lagunenplätzen Hunderte von Kanus versammelt, und stets sieht man in Anecho Lastkähne der Zwischenhändler kommen und gehen. Daß die Europäer die Lagune mit ihren Ruder- und Segelbooten für Geschäfts- und Vergnügungsreisen gern benutzen, ist bereits erwähnt worden. Während vom Togosee aus ein Kanuverkehr in die einmündenden Flüsse Schio und Haho nur auf kurze Strecken möglich ist, gestattet der in den Lagunensee von Groß-Popo fallende Monu den Verkehr beladener Kanus in der Regenzeit bis Tokpli. Allerdings werden die meisten den Monu herabkommenden Kanus in Groß-Popo haltmachen und sich die noch etwa sechs Stunden währende Weiterfahrt nach Anecho ersparen, wenn ihnen nicht etwa diese Weiterfahrt durch kleine Dampfschlepper, an die man bereits gedacht hat, erleichtert wird. Leider kommt für deutsche Verkehrsverhältnisse der Volta kaum in Betracht; im Gegenteil vermittelt er die Einschmuggelei englischer Waren.

Der Volta ist, trotzdem er auf eine bedeutende Strecke die Grenze bildet, ganz englisch. Die Engländer haben das Landen von Gütern auf dem deutschen Ufer ganz verboten oder unter einen so hohen Fährzoll gestellt, daß ein deutscher Handelsverkehr hier nicht stattfinden kann. Auch die vom deutschen Ufer ab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wärts zu verschiffenden Produkte müssen erst am englischen Ufer den Fährzoll bezahlen, der so hoch ist, daß zurzeit der Kautschuk allein ihn zu tragen vermöchte. Diese Verhältnisse sind für uns fast als unwürdige zu bezeichnen, abgesehen davon, daß sie die Fortentwicklung der Kolonie in hohem Grade hemmen. Sie können eben nur durch eine Eisenbahn ausgeglichen werden. Im übrigen ist der Volta bis Akuse mit Dampfschaluppen und in der Regenzeit mit Lastkanus bis Kratschi zu befahren, wo unüberwindliche Stromschnellen der Schiffbarkeit ein Ende machen. Umgeladene, an den Stromschnellen vorübergeschaffte Waren könnten allerdings noch weiter hinaufbefördert werden.

Wenn englische (zumeist mit Salz beladene) Lastkanus in die Mündungen des Asuokoko und Oti einlaufen, betreten sie erst deutsches Gebiet. Auf dem Asuokoko findet zur Regenzeit ein solcher Verkehr bis nach Odei hin statt, der aufwärts fünf Tage, abwärts ebensoviel Stunden in Anspruch nimmt.



Landung von Gütern am Strand von Lome in früherer Zeit.

Der Oti ist zur Regenzeit unter einigen durch Stromschnellen und im oberen Lauf (wo er von Oberleutnant Preil befahren ist) durch viele Flußpferde bereiteten Fährlichkeiten bis an die Grenze unseres Gebietes für flache Kanus zu befahren; doch haben wir über einen tatsächlichen Verkehr auf dem Flusse noch nichts erfahren können.

Sehr ungünstig waren die Verkehrsverhältnisse zwischen dem Meere und dem Strand. Manches Mal konnten die ankommenden Schiffe keine Bootsverbindung wegen der Brandung mit dem Lande herstellen. Im besten Fall mußten die Schiffe weit draußen auf der Reede vor Anker gehen und dort Güter und Personen in vom Strande hinzueilenden Landungsbooten ausschiffen. Gar manche dieser Boote schlugen in der Brandung um und nicht immer wurden die ins Wasser gefallenen Personen und Güter gerettet, letztere dadurch, daß sie von den Wogen an das Land gespült wurden. Für manche Güter, Tabak, Salz, Pulver, verbot sich ein solches Bad von selbst. Anderes konnte nur mit größter Schwierigkeit gelandet beziehungsweise verschifft werden, wie Vieh, schwere Maschinen. Personen passierten die Brandung selbst im günstigsten Fall nicht ohne einige Spritzer; dem Passagier des um-

gestürzten Bootes drohte auch noch die Gefahr, von einem Hai erfaßt zu werden. Außer dem vielfachen Schaden, der bei der Landung entstand und der von der Seeversicherung nicht vergütet wurde, war diese Art des Verkehrs eine kostspielige, denn sie erforderte zu jedem der teuern Brandungsboote eine geschulte Kruboymannschaft. Solche Verhältnisse konnten nicht länger bestehen bleiben, besonders da das englische Kitta eine besser geschützte Reede und das französische Cotonu eine Landungsbrücke besaßen.

In den Jahren 1902 bis 1904 wurde daher eine eiserne Landungsbrücke bei Lome erbaut.

Die Gesamtkosten betrugen 800 000 Mark. Schon nach wenigen Jahren war eine Vergrößerung des Brückenkopfes nötig, so daß die Brücke nunmehr eine Gesamtlänge von 355 m hat. Auf dem Brückenkopf sind fünf Krane aufgestellt. Leichter überbringen von den auf der Reede liegenden Schiffen die Güter zur Brücke, von wo sie auf Schienengeleisen bis in die Faktoreihöfe gelangen. Neuerdings geschieht dieser Weitertransport durch Lokomotiven. Früher fand bei der Landung ein Güterverlust von 5 bis 6 Prozent statt, und ein sehr großer Prozentsatz wurde durch Seewasser beschädigt. Jetzt beträgt der Verlust nur $^1/_2$ Prozent, und Beschädigungen durch Seewasser kommen gar nicht vor.

Der Betrieb ist ein sehr reger, er ergab im letzten Berichtsjahr eine Einnahme von 460 000 Mark. Seit 1908 ist der Betrieb auf der Landungsbrücke (sowie der Eisenbahnen) von dem Fiskus an die Deutsche Kolonialeisenbahnbau- und -betriebsgesellschaft verpachtet, die ihrerseits mit der Woermannlinie ein Abkommen getroffen hat, wonach letztere den Betrieb zwischen Brücke und Schiff übernimmt.

Die Fertigstellung der Landungsbrücke ermöglichte eine ernste Inangriffnahme der geplanten Eisenbahnen. Im März 1904 wurde mit dem Bau der 44 km langen Küstenbahn Lome—Anecho und im September desselben Jahres mit dem der 120 km langen Inlandbahn Lome—Palime begonnen. Erstere Bahn wurde am 18. Juni 1905 dem Verkehr übergeben. An demselben Tage fand die Sperrung der Reede von Anecho und die Einführung des Landungsbrückenzwanges statt. Die Faktoreien von Anecho verladen und entladen zu denselben Gebühren wie die Faktoreien von Lome. Die Inlandbahn Lome—Palime wurde am 27. Januar 1907 dem Verkehr übergeben, an welchem Tage auch die Eröffnung der landwirtschaftlichen Ausstellung in Palime stattfand. Die Inlandbahn durchschneidet den Ölpalmendistrikt und endigt im dichtbevölkerten Misahöhebezirk in Palime, dem Ausgangspunkt der Fahrstraße nach Kpandu und der Karawanenstraße nach Kratschi, Jendi und Sansane-Mangu.

Im September 1908 wurde mit dem Bau der Hinterlandbahn Lome—Atakpame begonnen, die eine Länge von 175 km haben wird. Die Bahn wird im allgemeinen dem Zuge der Fahrstraße folgen. Im Oktober 1909 wurde die erste 34 km lange Teilstrecke Lome—Tsewie eröffnet.

Durch die Inland- und Hinterlandbahn werden die mittleren Landschaften mehr in den Stand gesetzt sein, ihre Produkte an die Küste zu entsenden. Die beiden großen Hinterlandbezirke Sokode-Bassari und Sansane-Mangu werden aber so lange in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung zurückbleiben, bis auch sie dem Bahnverkehr erschlossen sind. Die Verlängerung der Hinterlandbahn über Atakpame hinaus nach Bassari, Banjeli und Tschopowa am Oti ist beantragt.

Noch einen anderen Vorteil haben die Bahnen in der wasserarmen Küstenzone den von ihnen berührten Orten und deren Umgebung gebracht, nämlich eine Besserung der Wasserverhältnisse. Für die Gestaltung von Wasserstationen sind zum Teil bedeutende Tiefbohrungen nötig gewesen, die aber doch schließlich mit Ausnahme der von Lome erfolgreich gewesen sind. Solche Wasserstationen sind an der Inlandbahn bei Noepe, Badja, Assahun,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Glekovhe und endlich in Palime. Diese Wasserstationen sind durch Pumpenanlagen den Eingeborenen zugänglich gemacht. Auf den wasserlosen Haltestellen sind 25 cbm fassende Hochbehälter aufgestellt, die ebenfalls an die Eingeborenen Wasser abgeben.

Wie schon erwähnt, hat seit dem 1. April 1908 die Deutsche Kolonialeisenbahnbau- und -betriebsgesellschaft die Verkehrsanlagen, Landungsbrücke und Eisenbahnen, in Pacht. Sie bezahlt dem Fiskus jährlich 306 500 Mark. Aus der Einnahme der Verkehrsanlagen bestreitet die Gesellschaft die Betriebsunkosten und erhält eine Entschädigung von 30 000 Mark. Der dann noch verbleibende Überschuß fällt zu $^9/_{10}$ dem Gouvernement zu.

Auf der vereinigten Küsten- und Inlandbahn verkehrt täglich ein Zug in jeder Richtung. Der von Anecho morgens 6^{12} abgehende Zug erreicht Lome 8^{15} und Palime 1^{53} mittags. Der Gegenzug verläßt Palime um 6^{20} morgens, Lome um 12^{50} mittags und ist 2^{23} in Anecho. Die Fahrpreise für Anecho—Lome sind in drei Wagenklassen 90 Pfennig, 2,25 und 4,50 Mark, die für Lome—Palime 2,40, 6 und 12 Mark.

Die neuen Eisenbahnen ermöglichen zwar eine größere Zuströmung des Handels an die deutsche Küste, doch liegen die Handelsverhältnisse in mehrfacher Beziehung noch recht ungünstig. Der beträchtliche Viehexport unseres Hinterlandes entgeht fast gänzlich dem deutschen Handelsverkehr, und auch der Kautschuk wandert zu einem bedeutenden Teil an die englischen Plätze. Das ist, wie wir gesehen haben, eine Folge davon, daß der Bedarf des Inlandes an Salz und Kolanüssen aus dem rechtsvoltaischen englischen Gebiet gedeckt wird. So dürften der meiste in Adda verschiffte Kautschuk und zwei Drittel bis drei Viertel des Kittagesamthandels aus Togoland stammen. Auf der Ostseite des Gebietes, wo auf dem Monuwege eine bedeutende Salzeinfuhr stattfindet, liegt den Händlern das vorgelagerte Großpopo günstiger als das erst auf der Lagune erreichbare Anecho. Auch der Schmuggel tut dem deutschen Handel viel Abbruch. Die seit dem Jahre 1894 mit dem linksvoltaischen englischen Gebiet bestehende Zollunion ist seit 1904 erfreulicherweise aufgehoben, denn sie brachte nur dem englischen Teil Vorteil. Sie wurde aufgehoben, um der Kolonie durch erhöhte Zölle größere Einnahmen zu verschaffen, die für die Verzinsung eines Reichsdarlehens und den Bau der Inlandbahn erforderlich waren. Die Spirituoseneinfuhrzölle wurden dann 1907 abermals auf Grund der Brüsseler Konvention erhöht.

Die Einfuhrzölle betragen jetzt für Spirituosen je nach Gehalt 0,80 bis 1,60 Mark, für Tabak pro Kilogramm 0,50 Mark, Salz pro 100 kg 2 Mark, Zucker für 100 kg 5 Mark, Feuerwaffen (für Eingeborene dürfen nur Steinschloßgewehre eingeführt werden) pro Stück 3 Mark, Pulver pro Kilogramm 1 Mark, getrocknete und anderweitig präparierte Fische pro 100 kg 5 Mark, für alle übrigen Gegenstände werden 10 Prozent vom Einfuhrwert berechnet. Zollfrei sind unter anderem Bücher, Instrumente, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, Kohlen, den Zwecken der Missionen und Krankenhäuser dienende Gegenstände.

Zollämter befinden sich in Lome, Agbanake, Tokpli und Noepe, Zollhebestellen in Ho, Kpandu, Kete-Kratschi, Tetetu und Agome-Palime. Um die Schwierigkeit der Zollerhebung an den Binnengrenzen des Hinterlandes zu beseitigen, ist seit 1906 in den Bezirken Mangu-Jendi, Sokode-Bassari und Kete-Kratschi eine Wegegebühr eingeführt. Diese trifft

besonders den Handel von Kolanüssen gegen Groß- und Kleinvieh, einheimische Gewebe, Bittersalz und andere Erzeugnisse des Sudans. Ein Träger mit einer Handelslast, ohne Rücksicht auf Gewicht und Inhalt, bezahlt 3 Mark, für ein Lasttier mit Last müssen 6 Mark, für ein Stück Rindvieh ebensoviel entrichtet werden.

Dem europäischen Kaufmann an der Küste kommen die Produkte zumeist nur aus der unmittelbaren Umgebung direkt zu, im allgemeinen hat er sich mit den rührigen Zwischenhändlern auseinanderzusetzen. Um nun diese möglichst auszuschalten, haben die größeren Firmen Niederlassungen und Verkaufsläden in das Land vorgeschoben, besonders an die Haltestellen und Endplätze der Eisenbahnen. Übrigens ist an der Küste der Tauschhandel fast verschwunden, und auch auf den Binnenplätzen bricht sich der Geldhandel immer mehr Bahn.

Im Gebiet sind 16 Großfirmen ansässig.

Der überseeische Handel wurde vermittelt im Kalenderjahr 1908 durch 260 die Reede von Lome anlaufende Schiffe mit zusammen 471 140 Registertons. Von den Schiffen waren 3 amerikanische Segelschiffe, die übrigen waren Dampfer, und zwar 155 deutsche, 76 englische, 26 französische. Einige Tage weilte ein Kriegschiff, der „Habicht", auf der Reede.

Es belief sich im Kalenderjahr

	1906	1907	1908
	die Ausfuhr		
auf Mark	4199300	5915600	6893300
	die Einfuhr		
auf Mark	6432800	6699600	8509300

Ausgeführt wurden im Kalenderjahr 1908

Mais	im Wert	von	2030746	Mark
Palmkerne	„	„	957231	„
Palmöl	„	„	497474	„
Kautschuk	„	„	587022	„
Rohbaumwolle	„	„	366040	„
Elfenbein	„	„	80730	„
Kakao	„	„	68811	„
Kleinvieh	„	„	68635	„
Rindvieh	„	„	59244	„
Maniok	„	„	20934	„
Kopra	„	„	19159	„
Schibutter	„	„	18876	„
Erdnüsse	im Wert	von	14688	Mark
Yams	„	„	10401	„
Baumwollsaat	„	„	10149	„
Hölzer	„	„	7836	„
Kolanüsse	„	„	7441	„
Häute und Felle	„	„	7182	„
Pfeffer	„	„	3721	„

Eingeführt wurden im Kalenderjahr 1908

Baumwollgewebe	im Wert	von	1850958	Mark
Branntwein	„	„	513615	„
Eisenwaren	„	„	406577	„
Tabak	„	„	281197	„
Fische	„	„	336715	„
Salz	„	„	128509	„
Glas u. Glaswaren	„	„	117577	„
Pulver und Zündhütchen	„	„	111859	„

Der hohe Betrag für Eisenwaren erklärt sich durch die Bauten an der Landungsbrücke und den Eisenbahnen.

Daneben besonders für die Europäer: Bier, Wein, Mineralwasser, Eßwaren, Möbel, Lederwaren, Kleider, Baumaterialien, Metallwaren, Instrumente, Kohlen und Koks, Petroleum, Drogen; zum Teil für die Europäer, aber auch als Handelsgegenstände für die Eingeborenen: Waffen, Zündhölzer, Kurzwaren, Wollen- und Seidenwaren, Seifen, Parfümerien, Zucker und Zuckerwaren, Wäsche, Wellblech, Tonwaren u. a.

In Lome befindet sich ein Postamt, in Anecho, Agome-Palime, Atakpame sowie in acht anderen Orten sind Postagenturen mit Telegraphenbetrieb, in vier weiteren Orten Telegraphenstationen ohne Postdienst. Der Vorsteher des Postamts ist zugleich Leiter des gesamten Post- und Telegraphenwesens. Außer ihm sind an Postfachpersonal vier weiße Beamte und ein Unterbeamter, an farbigem Personal zehn Hilfsbeamte und neunzehn Unterbeamte tätig. Die Telegraphenlinien des Gebietes dienen auch zur Übermittlung von Ferngesprächen, sind untereinander sowie mit der englischen Goldküste im Westen und dem französischen Dahomeygebiet im Osten verbunden und auf beiden Wegen an das internationale Kabelnetz angeschlossen. Botenposten bestehen zwischen Anecho und dem französischen Agoué, sowie zwischen Lome und Kitta an der Goldküste. Die Europapost kommt monatlich viermal durch Dampfer der Woermannlinie, der Hamburg-Amerika-Linie und der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hamburg-Bremer-Afrika-Linie. Auch zwei französische und zwei englische Linien können zur Beförderung von Briefsendungen benutzt werden.

Bekanntlich kommen für sämtliche deutsche Kolonien für Briefsendungen die Portosätze des inneren deutschen Verkehrs in Anwendung, Postpakete nach Togo im Gewicht bis zu 5 kg kosten 1,60 Mark, die Telegrammgebühr für das Wort beträgt 5,30 Mark. Der Passagepreis auf den deutschen Dampfern beträgt von Hamburg nach Lome für die drei Klassen 594, 429, 253 Mark.

XI. Landwirtschaft. Bergbau.

Versuchsanlagen und Gärten werden in ziemlich stattlicher Anzahl auf den Gouvernementsplätzen und Stationen, sowie von den Missionen und einigen Privaten betrieben. Man beabsichtigt in ihnen neue anbaufähige und -lohnende Kulturpflanzen herauszufinden, im Gebiet bereits vorhandene Produktionspflanzen in Kultur zu nehmen, bestehende Kulturen zu verbessern und zu erweitern. Durch die in diesen Anlagen erzielten Erfolge und Belehrungen, sowie durch Verteilung von Saatgut und Pflänzlingen sucht man die Eingeborenen, die wir im allgemeinen als nicht untüchtige und auch intelligente Ackerbauer kennen gelernt haben, zu lohnenderer Produktion anzuregen. Wir können hier nicht auf einzelne Versuchsgärten eingehen, obwohl sie des Interessanten eine Fülle bieten, und erwähnen nur einige der bereits erzielten Erfolge.

Einen unzweifelhaften Erfolg bedeutet die Baumwollkultur im Lande. Im Jahre 1902 fand zum ersten Male ein Export von 14 450 kg statt und im Jahre 1908 wurden 420 000 kg im Werte von 366 000 Mark ausgeführt! Ein großes Verdienst um die Einführung und Hebung dieser Kultur gebührt dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee. Es entsendete 1906 drei amerikanische Experten mit der Aufgabe, eine Reihe kleinerer Versuchsfarmen und eine größere Pflanzung anzulegen, um die Rentabilität des Baumwollbaus festzustellen. 1901 wurde die Plantage Towe bei Misahöhe gegründet, wo 40 ha mit Baumwollsaat bestellt wurden. Die Saat war teils ägyptischer, teils amerikanischer, teils einheimischer Herkunft. Zur Bearbeitung dienten einige Maschinen, die mit Menschenkraft betrieben wurden. Die Regierungstationen, besonders die in Atakpame, Sokode, Jendi und Mangu, sowie die Plantagenbetriebe gründeten ebenfalls Versuchsanlagen, wo auch von fachmännischer Seite die Schädlinge studiert wurden. Die Baumwollschule in Nuatjä wurde eingerichtet, um Eingeborene im Anbau zu unterrichten. Saatgut wurde unentgeltlich an die Eingeborenen (denen übrigens der Anbau nicht unbekannt war) verteilt, Entkernungsmaschinen wurden an verschiedenen Orten aufgestellt, wohin die Eingeborenen ihre Baumwolle zur Bearbeitung bringen konnten, in entlegeneren Gebieten wurden Baumwolleinkaufsmärkte eingerichtet oder Baumwolleinkäufer dahin entsendet. Diese vielfachen Bestrebungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, der Regierungstationen und Plantagengesellschaften, sowie die Konkurrenz der Firmen, haben zu dem guten Erfolg geführt. Nach vielen Versuchen über die Rentabilität scheint man zu der Überzeugung gekommen zu sein, daß in den südlichen und mittleren Gebieten amerikanische Uplandbaumwolle und einheimische Togo-Sea-Island am besten anzubauen sei, während für das Hinterland indische Neglectum vorzuziehen ist. Entkernungsanlagen, zum Teil mit Dampfbetrieb, werden von der Regierung und vier Gesellschaften

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in allen Bezirken des Landes unterhalten. Man zählt zurzeit deren zwölf.

Das Bestreben, die Kultur zur Volkskultur zu machen, wozu sich das ganze Gebiet eignen dürfte, hat in den Südbezirken noch nicht den erwünschten Erfolg gehabt, da hier die Ölpalmenbestände sowie der Anbau von Nahrungsmitteln, besonders Mais, den Eingeborenen einen leichteren Erwerb gewähren. Anderseits ist eine Volkskultur in den Hinterlandbezirken so lange aussichtslos, als die Verkehrsverhältnisse einen Transport an die Küste nicht gestatten. Hier können allein Eisenbahn oder zum mindesten brauchbare Fahrstraßen Wandel schaffen. So stammt denn auch fast die gesamte Menge der ausgeführten Baumwolle aus den beiden Bezirken Misahöhe und Atakpame.

Der sehr aussichtsreiche Bezirk Sokode-Bassari wird wahrscheinlich, sobald die Hinterlandbahn Atakpame erreicht haben wird, größere Quantitäten entsenden. Denselben Erfolg wird für den Bezirk Mangu die Weiterführung der Bahn bis Tschopowa haben.

Einen kleinen, lokalen Erfolg weist die Kakaokultur auf. Dafür geeignete Gebiete, fruchtbare, schattenreiche und feuchte Gebirgstäler, sind im Misahöhebezirk erschlossen. Durch Verteilung von Saatgut und jungen Pflanzen, sowie durch Belehrung der Eingeborenen sind hier eine Anzahl von kleineren Kakaopflanzungen entstanden. In Worawora in Buem z. B. hatten 1909 34 Eingeborene zusammen 16 550 Kakaobäume, die Ausfuhr betrug 1908 82 670 kg im Wert von 68 800 Mark. Die Exportmenge stammt zu acht Neunteln aus den Plantagen der Eingeborenen.

An einigen Stellen wird im Misahöhebezirk von den Eingeborenen auch Kaffee kultiviert. Der kaum nennenswerte Ertrag wird im Gebiet verbraucht. In früheren Jahren hatte man größere Hoffnungen auf die Kaffeekultur gesetzt, die nun wohl endgültig aufgegeben sind. Auch der Kolaanbau, trotzdem das Gebiet dafür stellenweis geeignet sein dürfte, hat trotz der Bestrebungen der Regierung bei den Eingeborenen, die die Schwierigkeit der Kultur scheuen, keine Einführung gefunden. Die in gebirgigen Teilen der Bezirke Kete-Kratschi und Misahöhe geernteten Nüsse werden im Gebiet selbst konsumiert oder gehen in die Nachbarkolonien. Eine Ausfuhr zur See fand nicht statt.

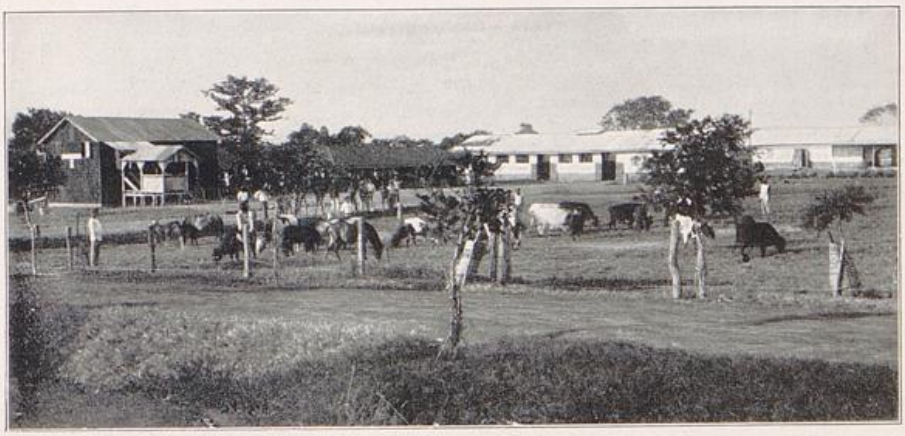
Im Küstengebiet haben sich die Dörfer auf Veranlassung der Regierung einem intensiveren Anbau der Kokospalme gewidmet, so daß die früher öde Küste einen guten Palmenbestand aufweist. Wohlhabende Eingeborene besitzen hier Plantagen, so bei Lome und Anecho, auch in Amutive, Be, Bagida und Gumkowe. Sie erzielten dadurch 1908 immerhin noch einen größeren Ertrag als die europäischen Pflanzungsbetriebe.

In der Kolonie befinden sich nur zwei größere landwirtschaftliche Betriebe unter europäischer Leitung. Die Pflanzungsgesellschaft Kpeme, die mit einem Kapital von 640 000 Mark arbeitet, unterhält Pflanzungen in Kpeme und Bagida. Sie bebaute 1908/09 666 ha, davon mit Kokospalmen 485 ha, mit Sisalagaven 50 ha, mit Baumwolle (in Zwischenkultur) 20 ha. Es wurden geerntet 366 000 Kokosnüsse, verschifft 37,2 t Kopra und 5 Ballen Baumwolle. Während der eigene Anbau an Baumwolle nur gering war, verarbeitete die Entkernungsanlage der Gesellschaft in Kpeme 62 Ballen = 47,3 t Samenbaumwolle, die aus dem Anbau der Eingeborenen stammte. Zu dieser schon älteren Anlage ist 1900 die Agupflanzungsgesell-

schaft gekommen. Sie arbeitet mit 600 000 Mark und unterhält Plantagen in Tafie und Njangbo am Agu. Die Gesellschaft hatte 1908/09 315 ha unter Kultur und erzielte 7822 kg Kakao. Auch hier zieht man Baumwolle in Zwischenkultur, daneben hat man Versuchsanlagen für Kautschukpflanzen, Kola und Sisalagaven.

Da die Entwicklung der Kolonie auf der Landwirtschaft beruht, so sucht das Gouvernement diese letztere möglichst zu heben. In diesem Sinn schließt sich den Stationsversuchsgärten die Ackerbauschule in Nuatjä an, die auch als allgemeine landwirtschaftliche Versuchstation dienen soll.

Diese Anstalt hat ihren Ursprung in einer von der Regierung angelegten Baumwollversuchsfarm genommen, die 1903 an das Kolonialwirtschaftliche



Ackerbauschule in Nuatjä.

Komitee abgetreten wurde. Das Komitee hat dann noch in demselben Jahre die Baumwollschule unter Leitung eines amerikanischen Sachverständigen eingerichtet, um intelligente Eingeborene in der Baumwollkultur auszubilden. 1908 ist dann die Schule von der Regierung übernommen worden, die aber das Programm derselben erweiterte, so daß die Zöglinge nicht nur im Baumwollbau, sondern im Anbau aller in Togo gebräuchlichen Feldfrüchte sowie in der Viehzucht unterrichtet werden. Die Lehrzeit in der Schule beträgt drei Jahre. 1909 waren 93 Schüler vorhanden, die aus allen Bezirken stammten. Sie wohnen in einem dorfähnlichen Lager, nach Stämmen getrennt, und erhalten im ersten Jahr monatlich 12 Mark, nachher 15 Mark Lohn, wovon eine Mark deponiert wird, die ihnen bei der Entlassung ausgezahlt wird. Neben der praktischen Belehrung in der Landwirtschaft erhalten die Schüler theoretischen Unterricht und solchen im Deutschen. Schwierigkeiten bereitet die Vielsprachigkeit des Gebiets. Es ist natürlich nicht angängig, in den sieben oder acht Sprachen zu unterrichten, welche die Zöglinge aus den verschiedenen Bezirken sprechen, deshalb müssen alle zuerst einige Kenntnisse in der Ewesprache erwerben. Im dritten Lehrjahr haben die Zöglinge ein Stück Land selbständig zu bebauen, wozu ihnen 103 Tage eingeräumt und Geräte und Arbeitsvieh gestellt werden. Der Ertrag bleibt ihnen. Nach der Entlassung werden die Zöglinge in ihren heimatlichen Bezirken angesiedelt, möglichst eingeschlossenen Niederlassungen, wo jedem 8 ha Land überwiesen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ackergeräte, Saatgut und möglichst auch Arbeitsvieh wird ihnen zur Verfügung gestellt. Die jungen Ansiedler unterstehen der Kontrolle der Behörde, die darauf achten soll, daß auch wirklich die erlernten rationellen Wirtschaftsmethoden, vor allem das Pflügen und Düngen angewendet werden. Man ist überzeugt, daß ohne eine solche Kontrolle die Eingeborenen in ihre alten irrationellen Methoden zurückfallen würden. Natürlich sind die Ernten das Eigentum der Ansiedler. Solche Niederlassungen befinden sich bereits in verschiedenen Bezirken.

Als landwirtschaftliche Versuchsanstalt betätigte sich die Anlage besonders in der Frage, ob für Süd- und Mitteltogo einheimische Sea-Island- oder amerikanische Uplandbaumwolle vorzuziehen sei. Die Versuche sind noch nicht abgeschlossen, doch dürften sie wohl, besonders der höheren Ertragsfähigkeit halber, zugunsten der Uplandbaumwolle ausfallen.

Man betreibt in Nuatjä auch Viehzucht und Viehzuchtversuche. Das Rindvieh dient zwar in erster Linie als Zugvieh (man hatte im letzten Berichtsjahre 24 Bullen und Ochsen), aber man hielt auch Angoraziegen verschiedener Herkunft und suchte durch Kreuzungen Schweine und Hühner zu verbessern.

Die gesamte Anstalt steht unter der Oberleitung des Baumwollsachverständigen der Regierung. Ein geeigneter Assistent wirkt als Lehrer.

Unter den Bestrebungen des Gouvernements zur Hebung der Landwirtschaft sei auch der landwirtschaftlichen Ausstellung in Palime im Jahre 1907 gedacht. Der Zweck derselben, die Eingeborenen, wenigstens die intelligenteren, zu einem lebhaften Wettbewerb anzuspornen, ist erreicht worden. Von Wiederholungen möglichst in verschiedenen Bezirken erwartet man weitere Erfolge. Übrigens gab die Ausstellung ein überraschendes Bild von der Produktionsfähigkeit der verschiedenen Landesteile.

Dankenswerte Anerkennung verdienen die Bestrebungen des Gouvernements bezüglich der Erhaltung des Waldbestandes und der Aufforstung der großen Steppengebiete des Landes. Es dürfte durch die Untersuchungen festgestellt sein, daß diese Gebiete früher mit Wald bestanden waren. Die Abholzung brachte Ausrottung und Klimaextreme zustande, wodurch die Kulturfähigkeit des Landes stark beeinflußt ist. Das Gouvernement ist nunmehr bestrebt, denjenigen Teilen des Landes, die durch ihre Vegetationsdecke Einfluß auf den Wasserhaushalt des Gebietes haben, den Waldbestand zurückzugeben. Das sind in erster Linie die Quell- und Nachbargebiete der Flüsse, die das Schutzgebiet durchströmen. Man hat zunächst in Südtogo eine gegen 5000 ha große Fläche im Hahogebiet in Aussicht genommen und mit der Aufforstung im Winkel zwischen Haho und Baloe begonnen. Für die Aufforstung kommen besonders in Betracht Arten der Gattungen Chlorophora, Khaya, Erythrophleum, Afzelia, Diospyros, Tectona, Pterocarpus, Parkia, Prosopis, Detarium, Anogeissus.

Das Gouvernement hat sein Interesse auch dem Bergbau zugewendet. In den Jahren 1904 bis 1908 ist das Gebiet von dem Bezirksgeologen Dr. Koert untersucht worden. Spuren von Gold sind an mehreren Stellen gefunden worden, südlich von Kpandu in der Nähe des Volta, bei Awegame, am Tututo, am Monu, und Waschgold namentlich im Bett des Monu bis zu seinen Quellflüssen im Sudu-Dakogebirge. Das Muttergestein hat man hier aber noch nicht entdeckt. Alle diese Vorkommen scheinen aber nicht abbauwürdig

zu sein. Des weiteren ist ein silberhaltiges Bleierz bei Agbandi, Chromeisen bei Tou in Akposso, Bauxit am Agu gefunden. Als praktisch verwertbar hat sich das Kalklager bei Tokpli am Monu erwiesen, wo eine Brennerei eingerichtet ist. Der Kalk ist auch zur Herstellung von Zement geeignet. Er findet bereits in Anecho und Lome Verwendung. Daß die Eisenlager von Banjeli und Buem von den Eingeborenen ausgebeutet werden, ist schon an anderer Stelle erwähnt worden. Ein Abbau bei Banjeli könnte nach der Fortführung der Hinterlandbahn in Frage kommen.

XII. Die Polizeitruppe. Verwaltung. Rechtspflege. Steuern. Arbeiterverhältnisse. Finanzielles.

Bald nach der Besitzergreifung im Jahre 1885 machte der damalige Polizeimeister v. Piotrowski seine ersten Übungen mit der anfangs nur kleinen Polizeitruppe, die bei seinem 1894 erfolgten Tode bis auf etwa siebzig Mann angewachsen war. Als uns Mr. Soso — das war der Name, mit dem Piotrowski von seinen Untergebenen bezeichnet wurde — seine Truppe im Jahre 1890 in Sebe vorführte, trugen die barfüßigen Soldaten weiße mit roter Paspelierung versehene Matrosenuniform. Jetzt zählt dieselbe zusammen mit den Besatzungen auf den Stationen etwa zweihundert Mann. Sie steht unter dem Kommando zweier Offiziere, denen zwei oder drei weiße Unteroffiziere zugeteilt sind. Die Uniform besteht nun aus gelbem Drellstoff, einer Bluse mit roten Besätzen und Achselklappen und einer kurzen Kniehose mit roter Biese. Auf dem Kopf haben die Leute ein Fes mit dem Reichsadler, die Füße sind nackt. Über der Schulter wird ein zusammengerolltes Tuch getragen. Die Bewaffnung besteht aus der Jägerbüchse Modell 71, dazu zwei Patronentaschen mit vierzig Patronen, ferner aus einem Hirschfänger an lederner Koppel. Brotbeutel und Feldflasche ergänzen die Ausstattung. Als das Gouvernement nach Lome übersiedelte, ging auch die Polizeitruppe nach dieser Stadt, wo sie zuerst in Quartieren untergebracht wurde. Jetzt wohnen die Mannschaften auf dem Gouvernementsterrain hinter dem Exerzierplatz in einem Lager, das von breiten Straßen rechtwinklig durchschnitten wird. Auch ein Marktplatz und ein Röhrenbrunnen sind hier vorhanden. Die einzelnen Stämme wohnen für sich, und so bietet das Soldatenlager eine ethnographische Zusammenstellung, denn jedem Stamm ist die heimische Hüttenanlage und Einrichtung gestattet. Die überwiegende Mehrzahl stellen die Haussa, es sind aber auch Ewe, Anago, Wei, Kru und andere vorhanden. Hier hausen die Leute mit ihren Frauen, die Wohlhabenden mit mehreren. Es sind natürlich alles Söldner und der Bestand ist der Natur der Sache nach recht mannigfaltig, auch bezüglich des Alters, und recht wechselnd. Um die durch Schulden veranlaßten (und durch die Nähe der Grenzen sehr erleichterten) Desertionen einzuschränken, ist es verboten, den Soldaten Kredit zu geben. Die Rekruten erhalten 25 Pfennig für den Tag, die ausexerzierten Leute bis 1 Mark, die (farbigen) Gefreiten und Unteroffiziere 1,25 Mark beziehungsweise 1,50 Mark.

Auch in Lome beginnt die Ausbildung der Soldaten mit dem langsamen Schritt; der Parademarsch der Barfüßler kann sich immerhin sehen lassen. Man übt ferner Feuerdisziplin, Wach- und Felddienst, in letzterem besonders

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Buschgefecht. Wöchentlich zweimal wird auf dem Schießstand scharf geschossen. Des Morgens ruft die Trompete oder Trommel zum Dienst, des Abends ist Zapfenstreich. Des Morgens zieht die Truppe mit klingendem Spiel vom Gouvernementshause zum Dienst aus. Natürlich spielt die Musik auch in Afrika „Heil dir im Siegerkranz" und den Präsentiermarsch.

In größere Aktion trat die Truppe zum ersten Male 1895 zur Unterdrückung des Toweaufstandes. Die Bewohner dieses Dorfes, mit denen sich nachher noch die von Klonu verbanden, belästigten auf dem Wege zwischen Lome und Misahöhe Karawanen und Weiße, dann sperrten sie die Wege ganz, überfielen eine ausgesandte Patrouille und töteten Soldaten und Boten. Ja schließlich wollten sie sogar die Station Misahöhe angreifen. Da erschien in Eilmärschen von der Küste der Polizeimeister Gerlach mit noch zwei Weißen und der Truppe von achtzig Mann. Inzwischen war auch der „Sperber", von Kamerun kommend, vor Anecho vor Anker gegangen und so war der Ausbreitung des Aufstandes vorgebeugt. Diejenigen Bewohner der Dörfer Towe und Klonu, die nicht geflohen waren, wurden bestraft, Hab und Gut fortgenommen, die Dörfer und die Farmen zerstört. Später ist übrigens der den Dörfern auferlegte Tribut erlassen und den Bewohnern die Wiederansiedlung auf ihre Bitte erlaubt worden.

1895 machte sich auch im Verlauf der von v. Döring und Klose zwecks Gründung der Station Kete-Kratschi unternommenen Militärexpedition eine kleinere Operation gegen die Dörfer Anfen und Dogbadja, sowie Biakpa und Bhane notwendig.

Über die in den folgenden Jahren von der Polizeitruppe oder Teilen derselben ausgeführten Feldzüge und Gefechte steht uns kaum mehr als die Kaiserliche Verordnung vom 3. Januar 1900 behufs Anrechnung jener Züge und Gefechte als Kriegsdienstzeit zur Verfügung:

Im Frühjahr 1896 schlug Graf Zech den ihm den Durchzug verweigernden Urabaja von Bo (mit Hilfe der Tschandjo) bei Taschi. Die Taschileute mußten zur Strafe eine kleine Station errichten und Tribut nach Tschandjo zahlen.

Als der König von Dagomba 1896 dem Dr. Gruner den Durchzug nach Sansane-Mangu sperrte, kam v. Massow mit der Truppe von der Küste. In diesem Feldzug hat sich die Truppe mit Ruhm bedeckt, denn sie hatte eine gewaltige Übermacht, auch von Reitern, zu bekämpfen. Es kam zu mehreren Gefechten bei Bimbila und Bambalaga (wo Sergeant Heitmann tödlich verwundet wurde) und schließlich zur Erstürmung von Zendi.

Nach dem Abzug der Truppe sperrte der Dagombakönig freilich den Weg von neuem, und als auch die Konkomba 1897 im Süden von Sansane-Mangu sich erhoben und Dr. Gruner von der Station abgeschnitten hatten, mußte die Truppe unter v. Massow von neuem herbeieilen. Die Konkomba wurden im Gefecht bei Bapure und in einigen Scharmützeln besiegt.

Aus dem Jahr 1897 finden wir weiter verzeichnet einen Kriegszug gegen Basilo und gegen die Waldstädte an der Ostgrenze von Tschandjo. Basilo und Kambole wurden erstürmt.

Ferner machte im November und Dezember 1897 die Weigerung der Stadt Mangu und der Mobaleute, Stationsfelder anzulegen, die Unterwerfung der genannten Stadt, sowie einen Feldzug nach Tschopowa und Kundja nötig.

Die Eröffnung des Kaburelandes erfolgte Anfang 1898 durch einen auf dasselbe von drei Seiten ausgeführten starken Stoß, wobei es zu mehreren größeren Gefechten und einer Anzahl Scharmützeln kam. Schon im September des Jahres findet indessen ein neuer Feldzug gegen Kabure statt und es fällt in diesen ein Gefecht in der Lasaebene und die Erstürmung des Kabangbuba.

In dasselbe Jahr fallen ferner Feldzüge gegen Namba (Gefecht bei Namba und Paß von Anima), Moba (Gefecht bei Bologu und Nabahu), Atpoffo.

Im Februar und März 1899 zieht man gegen Nordkabure; man kämpft im März und im Mai in Moba, besonders gegen die an der französischen Grenze gelegene Stadt Nabahu; sodann im östlichen Bezirk während des April gegen Lamba. Vom 11. bis 25. September 1899 hatte die deutsch-französische Grenzkommission unter Leutnant Preil und Major Plé auf ihrem Marsch von Sfirka nach Gandu Dje Kämpfe gegen die Lama, Busale und Tamberma, von denen allerdings die blutigsten, wie die Gefechte bei Kupo und am Mäfluß, wo die Eingeborenen 258 Tote hatten, auf französischem Gebiet vor sich gingen. Zum Schluß des Jahres 1899 fand ferner noch eine größere Expedition gegen die (als Konkomba bezeichneten) Bupuliwe und Motiva statt.

Aus dem Jahre 1900 finden wir einen Bericht von einem neuen Zuge gegen Moba. Am 26. Mai dieses Jahres kämpfte die Truppe des Mangubezirks bei Sitika gegen die Natjababevölkerung. Hier hatten die Eingeborenen in den Schluchten und Tälern Steinwälle errichtet und hielten sich mit großer Erbitterung und Hartnäckigkeit. Die Steinwälle mußten im Sturm genommen und die Täler und Schluchten Schritt für Schritt gesäubert werden.

Der Jahresbericht 1900|01 erwähnt eine fünfwöchige Expedition gegen einige an der englischen Grenze gelegene Dörfer, die die von ihnen geforderten Arbeiter für den Wegebau nicht stellen wollten. In Agotime kam es deswegen zur Anwendung von Waffengewalt. Seitdem wird nur über einige Unbotmäßigkeiten in den nördlichen Bezirken berichtet, die ohne Schwierigkeiten von den betreffenden Bezirksleitern erledigt wurden. Am unruhigsten erwies sich die Grenzlandschaft Tamberma.

Bemerkenswert ist, daß 1905, offenbar als Ausstrahlung innerafrikanischer panislamitischer Bestrebungen, mohammedanische Wanderprediger in den Bezirken Mangu, Sokode und Kratschi erschienen, die aufreizende Reden hielten. 1906 gab es in Sansane-Mangu eine von dortigen Mohammedanern geleitete religiöse Bewegung, die aber seitens der Stationsleitung durch eine nachdrückliche Verwarnung der maßgebenden mohammedanischen Großen erledigt wurde. Seitdem haben sich keine Wanderprediger mehr gezeigt. — Weitere Nachrichten über eine nennenswerte Betätigung der Truppen fehlen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die oberste Behörde der Kolonie ist das Kaiserliche Gouvernement in Lome. Gouverneur war von 1905 bis 1910 Graf von Zech, der von 1895 an der Kolonie angehört hat, zuerst als Stationsvorsteher von Kete-Kratschi, später als Grenzkommissar und Kanzler des Gouvernements. Für die Verwaltung ist das Land eingeteilt in fünf Bezirksämter und drei Stationsbezirke, nämlich Lome-Stadt, Lome-Land, Anecho, Misahöhe, Kete-Kratschi, Atakpame, Sokode-Bassari und Mangu-Jendi. Die Geschäfte des Bezirksamtmanns von Lome-Stadt werden von dem jeweiligen Bezirksrichter wahrgenommen. Seit 1903 besteht ein Gouvernementsrat, zu dem sieben außeramtliche Mitglieder gehören, und zwar vier Kaufleute, zwei Missionare und ein Pflanzer. Es ist erfreulich, daß das Gouvernement auch außerhalb des Gouvernementsrats einen regen Meinungsaustausch mit den verschiedenen Interessenten der Kolonie sucht, so mit den Vertretern der Firmen, der Pflanzungsgesellschaften, der Missionen. Auch innerhalb der Verwaltung finden Beratungen statt, so mit den Bezirksleitern, den Ärzten.

Die Gerichtsbarkeit über die Nichteingeborenen liegt in den Händen des Gerichts, beziehungsweise des Richters in Lome, die über die Eingeborenen bei dem Gouvernement, beziehungsweise dem Gouverneur, ist aber von diesem den Bezirksamtmännern und Stationsvorstehern übertragen. Die höhere Instanz bildet das Kaiserliche Obergericht der Schutzgebiete von Kamerun und Togo zu Kamerun. Im allgemeinen ist den Häuptlingen die Befugnis erteilt worden, gewöhnliche Streitigkeiten zwischen Angehörigen ihres Stammes und leichte Vergehen der Stammesangehörigen selbst zu bestrafen. Das ihnen erlaubte Strafmaß in Geld oder Naturalien ist von den Bezirksämtern und Stationen recht verschieden festgesetzt worden — in Misahöhe bis 200 Mark. Dagegen ist den Häuptlingen Verhängung von Leibes- und Freiheitstrafen verboten.

Durch Verordnung vom 21. Februar 1902 ist auch die Neubegründung eines Sklavereiverhältnisses, sei es als Strafe, Schuldhaft oder Kauf und Tausch verboten worden. Trotz der Wachsamkeit und Strenge der Regierung dürfte allerdings die Schuldsklaverei noch lebhaft in Blüte stehen. Seit obigem Tage sind die von Sklaven geborenen Kinder frei. Durch Verletzung seiner Pflichten gegen die Haussklaven verwirkt der Besitzer sein Herrenrecht.

Sobald ein öffentliches Interesse in Frage kommt, oder gegen die Entscheidung des Ortsgerichts beziehungsweise Häuptlings, geht die Angelegenheit zum Bezirksamt, beziehungsweise zur Station und weiterhin zum Gouvernement. Natürlich werden auch zu diesen Gerichtstellen Häuptlinge oder andere angesehene Eingeborene geladen, um über Sitten und Gebräuche, die bei den verschiedenen Stämmen sehr mannigfaltig sind, Auskunft zu geben.

Vorläufig ist an die Einrichtung von eigentlichen Eingeborenengerichten nicht zu denken. Dagegen ist man auf seiten des Gouvernements eifrig bemüht, Material zu sammeln, das als Unterlage für eine den Verhältnissen des Landes und dem Empfinden der Eingeborenen Rechnung tragende Strafgesetzgebung dienen soll.

Was die Besteuerung der Eingeborenen betrifft, so hatten Gouvernement und Stationen schon früher solche gelegentlich zu Wegebauten und anderen Arbeiten von öffentlichem Interesse herangezogen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1907 wurde dann bestimmt, daß jeder arbeitsfähige Eingeborene jährlich zu zwölf Arbeitstagen herangezogen werden könnte, doch stand eine Ablösung durch entsprechende Geldabgabe frei, die nunmehr auf 6 Mark jährlich festgesetzt ist. Für die Städte Lome und Anecho ist Geldsteuer vorgesehen, für welche nur im Nichtbeitreibungsfalle Steuerarbeit zulässig ist. Im übrigen richtet sich die Geldsteuer in beiden Städten nach dem Einkommen. Bei einem solchen bis zu 300 Mark beträgt die Steuer 6 Mark, die sich bei um je 300 Mark höherem Einkommen um denselben Betrag erhöht.

In den Küstenbezirken und denjenigen Inlandbezirken, die durch die Eisenbahn schon erschlossen sind, wird von der Ablösung durch Geldbetrag bereits vielfach Gebrauch gemacht. So brachte das Berichtsjahr 1908/09 den Steuerbetrag von nahezu 90 000 Mark. In den Hinterlandbezirken, wo Barmittel nicht oder kaum zur Verfügung stehen, wird auf eine nennenswerte Geldabgabe vorläufig nicht zu rechnen sein. Die Steuerarbeiter kommen ihren Verpflichtungen, besonders wenn es sich um Arbeiten bei ihrem Heimatsort handelt, willig nach. Sie ziehen es zumeist vor, ihre zwölf Arbeitstage in zwei Perioden abzuleisten. Sie erhalten von der Verwaltung Verpflegungsgelder (15 bis 25 Pfennig) oder Nahrungsmittel, die auch vielfach durch Steuerarbeit erzielt sind, oder ihre Ortschaft wird mit Geschenken bedacht. Es kommen dabei für die Verwaltung im Jahre viele tausend Tagesarbeitsleistungen zu stande. Solche Steuerarbeiter fanden in allen Bezirken Verwendung, besonders bei dem Wegebau Jo—Kame und bei der Aufforstung am Haho.

Die Arbeiterverhältnisse liegen überhaupt im allgemeinen günstig, hat sich doch das Gouvernement bereit erklärt, der Bauleitung der Hinterlandbahn dauernd zweitausend Arbeiter zur Verfügung zu stellen. Auch bei dem Bau der Küsten- und Inlandbahn waren im allgemeinen stets genügend Arbeiter aus dem Lande vorhanden. Nur zur Farmzeit stellten sich vorübergehende Schwierigkeiten ein. Vor den Bahnbauten hat man sogar gelegentlich Arbeiter nach Kamerun abgeben können. Daß die Arbeiter trotzdem vorläufig noch eine Abneigung gegen längere Kontrakte haben und mit Nachsicht behandelt werden müssen, ist wohl verständlich. Die Wandlung gegen frühere Zeiten, als man ausschließlich von Liberia eingeführte Kru- und Weileute verwenden mußte, ist aber in hohem Grade erkennbar und erfreulich.

An der Küste beträgt der Tageslohn etwa 75 Pfennig, im Inlande sinkt er auf etwa 30 Pfennig. Träger erhalten 1 Mark, Handwerker bis 2 Mark, bessere sogar 3 Mark. Auf den Plantagen erhalten fest engagierte Arbeiter einen Monatslohn von 20 Mark.

Die Einnahmen des Schutzgebietes betrugen im Etatsjahr 1908:

Steuern	162 317	Mark
Zölle	1 401 224	„
Sonstige Einnahmen	253 959	„
Einnahmen aus der Verpachtung der Verkehrsanlagen	304 984	„
Darlehen des Reichs für den Bahnbau Lome-Palime (Rest aus 1906)	289 968	„
Außeretatsmäßige Einnahmen	40 000	„
Zusammen	2 452 452	Mark

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Einnahmen blieben zwar hinter den Ausgaben zurück, doch wird der geringe Fehlbetrag aus eigenen Einnahmen gedeckt werden.

Einen Reichszuschuß hat das Schutzgebiet überhaupt nur in den Jahren 1899 bis 1902 im Gesamtbetrage von 2 424 000 Mark für den Bau der Küstenbahn Lome—Anecho und der Landungsbrücke bei Lome erhalten.

Mit der im Lauf des Jahres zu erwartenden Vollendung der Bahn Lome—Atakpame ist eine weitere Steigerung der Einnahmen zu erwarten. Einen wesentlichen Aufschwung wird die Kolonie durch weiteren Ausbau der Eisenbahn nach dem Innern erfahren, wodurch zum Teil die Ungunst der Grenzverhältnisse ausgeglichen und das Abströmen der Landesprodukte nach den Nachbarkolonien, besonders der englischen, wesentlich beschränkt werden wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Literatur und Illustrationen.

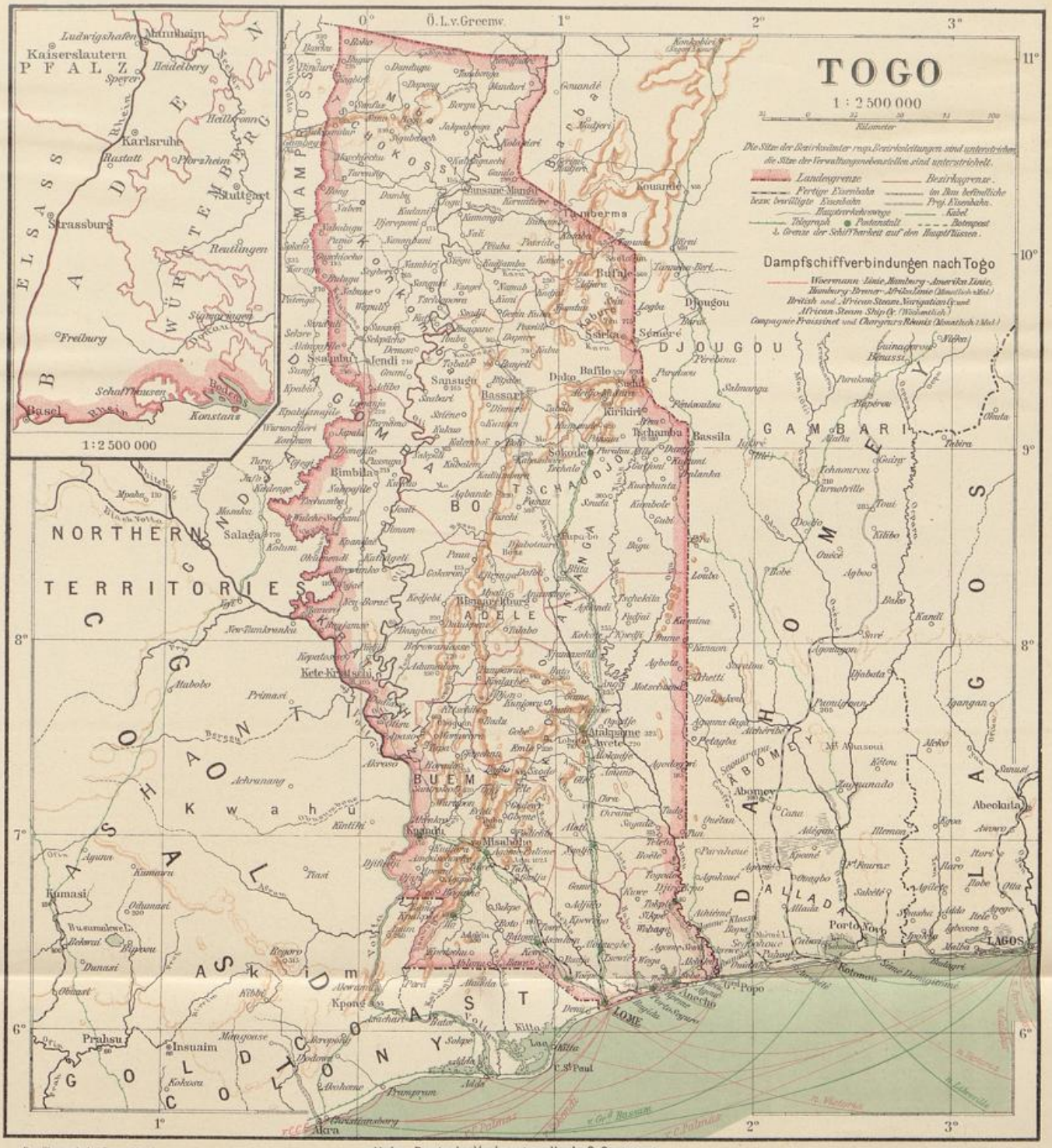
Außer eigenen Erinnerungen, Aufzeichnungen und Veröffentlichungen sind benutzt worden:

H. Klose: Togo unter deutscher Flagge. Berlin 1899.
Deutsches Kolonialblatt, IV. bis XX. Jahrg., Berlin; daraus besonders die Berichte über den Bezirk Sansane-Mangu (X. u. XII.).
Jahresberichte über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete. (Beilagen zum deutschen Kolonialblatt.) Berlin 1896 bis 1909.
Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Herausgegeben von Dr. Freiherr v. Danckelman. (Wissenschaftliche Beihefte zum deutschen Kolonialblatt.) Bd. I bis XXII. Berlin. Daraus besonders:
Kling und Büttner: Ergebnisse der Forschungsreisen im Hinterlande von Togo 1890 bis 1892 (VI.).
Herold: Bericht betreffend religiöse Anschauungen und Gebräuche der deutschen Eweneger (V.).
v. Doering: Reiseberichte aus den Jahren 1893 bis 1895 (VIII.).
Graf v. Zech: Vermischte Notizen über Togo und Togohinterland (XI.).
Land und Leute an der Nordwestgrenze von Togo (XVII.).
Hupfeld: Eisenindustrie in Togo (XII.).
Deutsche Kolonialzeitung. I. bis XXVI. Jahrg. Berlin.
Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Berlin 1897. Daraus u. a.:
v. Danckelman, Klimatologisches über Togo.
Koloniales Handelsadreßbuch, XIV. Jahrg. Berlin 1910.
Preil: Deutsch-französische Waffenbrüderschaft. Berlin 1909.
Spieth: Die Ewe-Stämme. Berlin 1906.
Schilling: Tamberma in Globus, Bd. LXXXIX, Nr. 17, 1906.
Smend: Eine Reise durch die Nordostecke von Togo in Globus, Bd. CXII, Nr. 16, 1907.

Ein Teil der Illustrationen sind eigene Aufnahmen; ferner sind mir in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt worden

von Herrn C. Goedelt in Hamburg:
Fetischmädchen von Anecho;
von der Steyler Mission, Gesellschaft des göttlichen Wortes:
Lagune bei Anecho, Ansicht von Lome, Voltafluß bei Kpandu, Frauen von Akpossо, Atakpame mit Station und Missionshäusern, Landung von Gütern bei Lome, Ackerbauschule in Nuatjä;
von der Norddeutschen (Bremer) Mission:
Trommler von Kpandu, Heidenstadt bei Akpafu, Gehöft eines Fetischoberpriesters in Atakpame;
von der Baseler Mission:
Der Gemmi bei Amedschovhe, Akpafu in Buem;
von Herrn Oberleutnant Smend in Trier:
Fulbe in Nordtogo, Kabureleute am Salzofen, Leute von Difale, Tambermaburg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

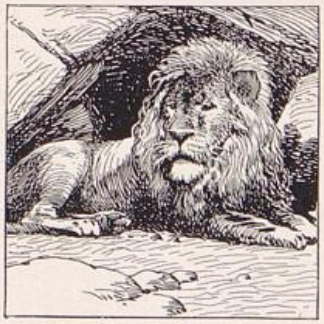


Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Deutsch-Ostafrika.

Von

Dr. E. Obst.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I. Allgemeine Übersicht.

1. Geschichte der geographischen Erschließung und der Erwerbung durch das Deutsche Reich.

Von den Gestaden des Indischen Ozeans landeinwärts bis zu den großen innerafrikanischen Seen, vom Viktoria-Njansa im Norden (1° s. Br.) bis zum Rowuma im Süden (11° s. Br.) dehnt sich die größte der deutschen Kolonien, Deutsch-Ostafrika, über eine Fläche von 995 000 qkm aus*).

Mit allen am Rande des Indischen Ozeans gelegenen Ländern des afrikanischen Kontinents hat der deutsche Teil des tropischen Ostafrika jene Vorzüge gemein, die sich aus dieser geographischen Lage ergeben: mannigfache und bedeutungsvolle Beziehungen zu den uralten vorderasiatischen Kulturzentren Indien und Arabien. Eine Reihe von Faktoren aber zeichnet unsere Kolonie gegenüber anderen Teilen der äquatorialen Ostküste Afrikas aus. Zunächst liegt Deutsch-Ostafrika an derjenigen Stelle, wo der Indische Ozean am weitesten in das Festland eingreift; hier findet sich zugleich eine reichliche Gliederung durch Inseln und Buchten, die in Anbetracht der geringen Küstenentwicklung des massigen, geschlossenen afrikanischen Kontinents einen wesentlichen Vorteil bedeutet, und endlich reichen jene periodisch ihre Richtung umkehrenden Winde, die Monsune, die für den Verkehr auf dem Arabischen Meer von so großer Bedeutung sind, gerade noch bis nach Deutsch-Ostafrika hinein. Seit den ältesten Zeiten bildete daher das heutige Deutsch-Ostafrika mit dem ihm vorgelagerten Inselkranz die natürliche Eingangspforte nach Ostafrika überhaupt.

Im dritten Jahrtausend v. Chr. hatte, analog der arischen Völkerwanderung, eine Ausstrahlung semitischer Stämme vom Persischen Golf aus stattgefunden. Der eine Teil dieser Urpuner gründete in Südarabien mächtige Stammesreiche und drang von hier aus erobernd nach Ostafrika vor. Zu einer dauernden Niederlassung semitischer Völkermassen, der Gründung eigentlicher arabischer Städte, ist es damals allerdings wohl nicht gekommen; immerhin entwickelte sich aber aus dieser ersten semitischen Invasion ein reger Handelsverkehr, der Ostafrika für die Folgezeit in dauernde Beziehungen zu Südarabien brachte. Gold, Elfenbein und vor allem Sklaven waren diejenigen Kostbarkeiten, die Ostafrika zum Zielpunkt der arabischen und persischen Handelsunternehmungen bereits im Altertum machten.

*) Das Deutsche Reich umfaßt 541 000 qkm, mithin nicht viel mehr als die Hälfte des Flächenraumes von Deutsch-Ostafrika.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie weit die Araber auf ihren Sklavenjagden und Handelszügen in das Innere von Ostafrika vorgedrungen sind, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Indes geben uns die Werke des größten Geographen der Alten, Claudius Ptolemäus (gestorben 161 n. Chr.), ein Mittel an die Hand, die Bedeutung der Araber für die geographische Erschließung Ostafrikas während des Altertums zu würdigen; denn Ptolemäus stützt sich in seiner Beschreibung des östlichen Afrika auf Angaben arabischer Gewährsmänner. Er berichtet uns von gewaltigen schneebedeckten Gebirgen, den Mondbergen (Montes lunae), die sich jenseits des Küstenlandes im Innern von Ostafrika erheben. Eine große Zahl von Bächen rinnt von den Abhängen dieses Gebirges herab; ihre Wasser sammeln sich in zwei großen Seen, den Quellseen des Weißen Nils (siehe Abb. S. 101). So wenig auch gewiß die Darstellung bei Ptolemäus in den Einzelheiten mit den wirklichen Quellverhältnissen übereinstimmt, so erkennen wir in seinen Angaben doch bei jedem Schritt, daß sich sein Bericht auf authentische Mitteilungen stützt, die er, wie er selbst zugibt, den an der Küste Ostafrikas handeltreibenden Arabern verdankt. Wie wir sehen, ist durch die Erkundungen der Araber das berühmteste Problem der afrikanischen Entdeckungsgeschichte überhaupt, das Nilquellenproblem, das erst in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts seine endgültige Lösung fand, bereits im zweiten Jahrhundert n. Chr. in seinen Grundzügen aufgedeckt, wenngleich allerdings greifbare Beweise für die Richtigkeit der arabischen Mitteilungen noch zu erbringen übrig blieb.

Die Ausbreitung des Islam, der im achten und neunten Jahrhundert n. Chr. nach Ostafrika gekommen ist, brachte hier nicht jene gewaltigen politischen Umwälzungen hervor, wie z. B. in Nordafrika. Araber und Perser waren und blieben die Herren des ostafrikanischen Küstengebietes. An dem lebhaften Handelsverkehr mit den im Norden erblühenden mächtigen mohammedanischen Reichen, vor allem an dem intensiven Sklavenexport aus Ostafrika änderte die neue Religion nichts; hören wir doch im neunten Jahrhundert von einem furchtbaren Sklavenaufstand der Zendj im südlichen Babylonien, den die Kalifen nur mit größter Mühe zu unterdrücken vermochten. Diese Zendj stammten aus Zendjbar = Sansibar (Zendjland), ein Name, der heute an der Insel haftet, sich aber im Mittelalter auf die ganze Küste bezog*).

Im Anfange des zehnten Jahrhunderts erfolgte, wie uns eine arabische Chronik berichtet, ein stärkerer Zuzug von Oman-Arabern aus der Stadt El Chasa am Persischen Golf, und gegen Ende desselben Jahrhunderts wanderte ein Sohn des Sultans Hassan von Schiras in Persien mit seinem Anhang gleichfalls nach Ostafrika aus. Eine Reihe bedeutender Städte blühte infolge dieser Einwanderung in jener Zeit empor, vor allem Makdischu, Barawa, Malindi, Mombasa und Kilwa**). Ihre Blütezeit erreichten die ostafrikanischen Stadtreiche im zwölften Jahrhundert. Insbesondere gelang es Kilwa durch den Reichtum, den ihm der Goldhandel Sofalas einbrachte, die Vorherrschaft in Ostafrika zu gewinnen. Fast die ganze Küste von Malindi südwärts bis jenseits des Sambesi wurde seiner Herrschaft unterworfen, und selbst die Inseln Pemba, Sansibar und die Komoren fielen unter die Botmäßigkeit

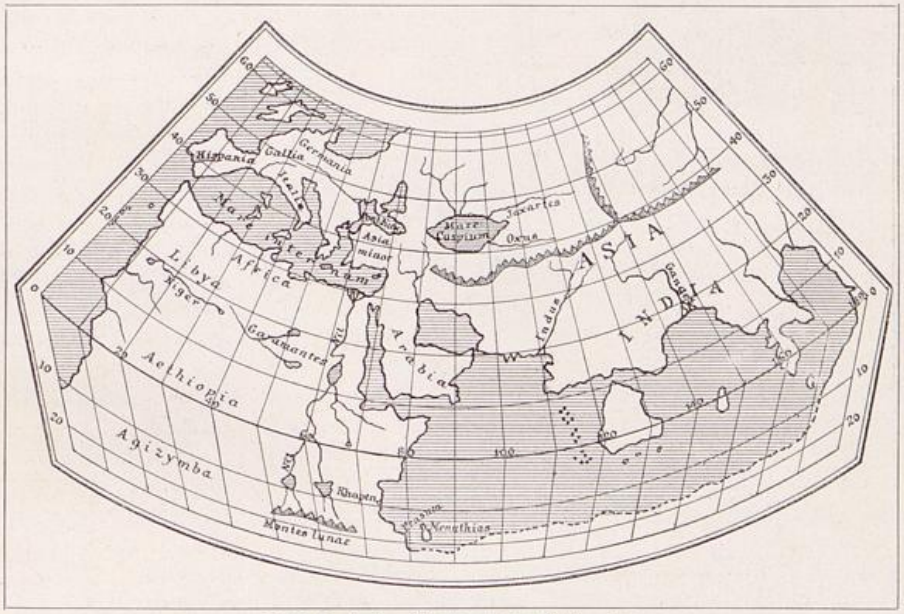
*) C. H. Becker: Koloniale Rundschau, Mai 1909, S. 279.

**) Deutsch-Ostafrika weist bekanntlich zwei Städte des Namens Kilwa auf (vgl. die Übersichtskarte). Das 975 oder nach anderer Berechnung 987 n. Chr. von den persischen Schirasi gegründete Kilwa ist das jetzige Kilwa Kissiwani = Kilwa auf der Insel, dessen vorzügliche geographische Lage die persischen Ansiedler mit erstaunlichem Scharfblick erkannt haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der mächtigen Handelszentrale Kilwa. Überaus weit reichten die kommerziellen Beziehungen, die die Städte Ostafrikas damals unterhielten. Nicht allein mit Arabien und Persien, auch mit Kalikut und anderen Handelsplätzen der Malabarküste bestand ein dauernder Schiffsverkehr. Selbst mit China haben in jener Zeit rege Handelsverbindungen bestanden, wie die Funde alter chinesischer Münzen und chinesischen Porzellans, z. B. in Kilwa und Makdischu, sowie die von F. Hirth interpretierten chinesischen Chroniken beweisen.

Daß die Araber trotz dieses höchst regen Handels unsere geographischen Kenntnisse von Ostafrika während des Mittelalters in kaum nennenswerter Weise gefördert haben, wirkt auf den ersten Blick überraschend. Mit dem ihnen eigentümlichen Mangel an Kritik haben die Araber zunächst die geographischen Vorstellungen des Ptolemäus blindlings übernommen (siehe Abb. S. 102). Die



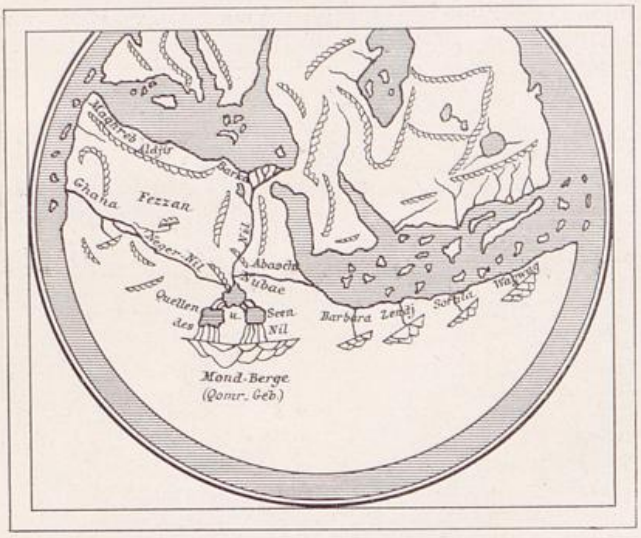
Ostafrika in der Weltkarte des Ptolemäus.
(Nach Kretschmer, Entdeckung Amerikas.)

Rückkehr zur Kreisform der Erde, die Vorliebe der Araber für geometrische Figuren und endlich der echt orientalische Hang zum Wunderbaren führte dann aber schließlich zu einer kartographischen Darstellung Ostafrikas, die an Verworrenheit und Unübersichtlichkeit ihresgleichen sucht. Die Mondberge mit den Quellen des Weißen Nils kehren auf den arabischen Karten als Qomrgebirge wieder, aber der Verlauf der afrikanischen Ströme ist durch eine Summe von Irrtümern vollkommen entstellt. Nach der Darstellung der meisten arabischen Geographen jener Zeit vereinigen sich die Abflüsse der Quellseen des Nils noch einmal in einem großen Sammelbecken, aus dem nach Norden der Nil, nach Westen der Niger strömt, während ein dritter Abfluß die Verbindung mit dem Indischen Ozean herstellt.

Im Gegensatz zu dieser Vergewaltigung der physischen Geographie steht

die bewundernswürdige Genauigkeit und Vielseitigkeit, mit der die arabischen Schriftsteller das Völkerleben des östlichen Afrikas skizziert haben. Die anthropologischen Eigentümlichkeiten der ostafrikanischen Küstenneger, ihre Sitten und Gebräuche werden von fast jedem arabischen Autor eingehend behandelt*).

Das Abendland hatte sich bis zum dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert an der geographischen Erschließung des östlichen Afrika in keiner Weise beteiligt. Das gesamte Interesse des Mittelalters war in so hohem Maße religiösen Problemen zugewandt, daß geographische Forschungen ganz allgemein nur soweit Anerkennung fanden, als ihre Resultate mit dem Wortlaut der Heiligen Schrift in Einklang zu bringen waren. Erst die Berührung mit den Mohammedanern auf den Kreuzzügen und das Aufblühen des italienischen Levantehandels führten die Überwindung der primitiven geographischen Vorstellungen des frühen Mittelalters herbei und erweckten das Interesse für ferne, unbekannte Länder.



Ostafrika nach Edrisi. (1154 n. Chr.)
(Nach Umlauft.)

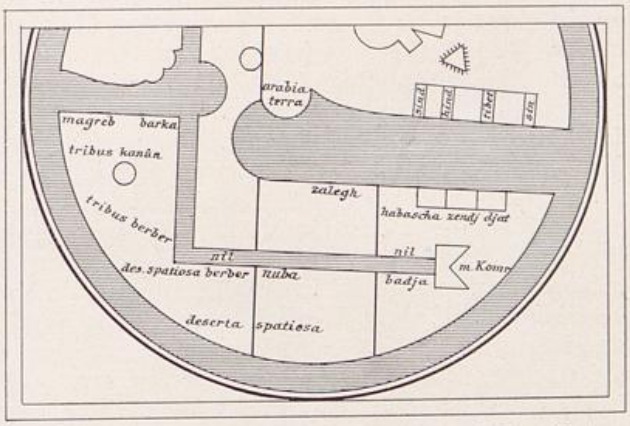
Mit bewundernswürdiger Ausdauer gingen die Portugiesen unter dem Prinzen Heinrich dem Seefahrer (1394 bis 1460) und dem König Johann II. (1481 bis 1495) daran, zunächst die Gestalt des afrikanischen Festlandes zu erforschen, um womöglich durch eine Umseglung Afrikas Indien, das Ursprungsland aller jener vielbegehrten Kostbarkeiten, wie Gewürze, Spezereien und Edelsteine, zu erreichen**). Im Jahre 1445 gelangte Diogo Dias bis zum Grünen Vorgebirge (Kap Verde), 1484 sichtete Diogo Cão die Mündung des Kongo, und das Jahr 1486 endlich brachte die denkwürdige Umseglung der Südspitze Afrikas durch Bartholemäus Dias. Zum erstenmal war das Südende des großen afrikanischen Kontinents erreicht worden; der Weg nach dem

*) Vgl. M. Guillain: Documents sur l'Histoire, la Géographie et le Commerce de l'Afrique Orientale, Paris 1856, und M. Devic: Le Pays des Zendjs ou la Côte Orientale d'Afrique d'après les Ecrivains Arabes, Paris 1883.

**) Zu dieser Sucht nach materiellem Gewinn kam bei den afrikanischen Unternehmungen der Portugiesen besonders im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert noch ein religiöses Motiv hinzu. Man hatte nämlich erfahren, daß sich irgendwo in Afrika ein, allseitig vom Islam eingeschlossenes christliches Königreich (Abessinien) befinden sollte. Diesen christlichen Fürsten und sein Volk aufzufinden und im Kampfe gegen die Mohammedaner zu unterstützen, schwebte den Portugiesen bei allen folgenden Expeditionen als hohes Ziel vor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Osten war gefunden*). Mit emsigem Eifer ging man nun daran, eine neue Flotte auszurüsten, die, um die Südspitze Afrikas herumsegelnd, Indien erreichen sollte. Am 8. Juli 1497 verließ das Geschwader unter der Führung Vasco da Gamas die Tajomündung, aber erst Mitte November umfuhr man das Kap der Guten Hoffnung, um nunmehr in gänzlich unbekannten Gewässern an der afrikanischen Ostküste entlang nach Norden zu segeln**). Nach kurzem Aufenthalt in der Bucht von Mozambique (März 1498) gedachte man die Stadt Kilwa anzulaufen, deren Macht und Reichtum in Mozambique gerühmt worden war; jedoch widrige Winde trieben das Geschwader an Kilwa vorbei, so daß erst in Mombasa und Malindi Rast gemacht wurde. In glücklicher Fahrt durchquerte die Entdeckungsflotte alsdann von Malindi aus unter der Führung eines Banjanen den Indischen Ozean und ging im Mai 1498 in der unmittelbaren Nähe von Kalikut vor Anker. Nachdem es gelungen war, Gewürze und andere Erzeugnisse Indiens in genügender Menge einzuhandeln, trat man im Oktober 1498 die Heimfahrt an. Wiederum kreuzte man längs der ostafrikanischen Küste und traf schließlich nach zweijähriger Abwesenheit am 10. Juli 1499 glücklich in Portugal ein.



Ostafrika nach Omar ben Mutfir ibn al Wardi. (1349 n. Chr.)
(Nach Kretschmer.)

Die Entdeckungsfahrt Vasco da Gamas brachte der geographischen Wissenschaft reichen Gewinn und bedeutet insbesondere für unsere Betrachtung eine wichtige Etappe. Zum erstenmal waren Einzelheiten über den Verlauf der afrikanischen Ostküste durch europäische Schiffe festgelegt und damit der intensiven geographischen Erschließung Ostafrikas die Wege gewiesen worden. Allein der Sinn der Portugiesen stand damals nicht auf eine Erweiterung des geographischen Wissens, vielmehr beherrschte alle ihre folgenden Unternehmungen nur der eine Wunsch, den Orienthandel mehr und mehr an sich zu reißen. Wenn sie daher auch sehr bald die Notwendigkeit erkannten, zur Sicherung des Seeweges nach Indien die Küste von Ostafrika zu besetzen, so hat dies die geographische Erschließung Ostafrikas kaum irgendwie gefördert, und wir können uns daher in diesem Zusammenhange damit begnügen, die

*) Nach den Berichten des Herodot soll allerdings schon unter dem Pharaonen Necho (609 bis 595 v. Chr.) eine Umschiffung Afrikas durch phönizische Seeleute stattgefunden haben. Diese begannen ihre Reise nach Herodot im Roten Meer und langten nach zwei Jahren, die Säulen des Herkules passierend, wieder in Ägypten an.

**) Die zur Weihnachtszeit von den Portugiesen passierte Küste des östlichen Südafrika trägt noch heute, an den Entdeckungstag erinnernd, den Namen Natal. Vgl. hierüber J. Strandes: Die Portugiesenzeit von Deutsch- und Britisch-Ostafrika, Berlin 1899. Dieses ausgezeichnete Werk des langjährigen Ostafrikaners bildet die Grundlage unserer folgenden Ausführungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wichtigsten Daten aus der so wechselreichen Portugiesenzeit von Ostafrika hier wiederzugeben.

In den Jahren 1500, 1501 und 1502 versuchten portugiesische Geschwader die Vertragsunterwerfung der wichtigsten Küstenplätze, vor allem des noch immer sehr mächtigen Kilwa, durchzuführen. Indessen schon diese ersten Fahrten belehrten die Portugiesen, daß die Araber nun und nimmer ihr Handelsmonopol ohne weiteres an die lästigen christlichen Mitbewerber abtreten würden. Von Jahr zu Jahr wuchs der Widerstand und Trotz der ostafrikanischen Stadtreiche, so daß man schließlich in Portugal die Notwendigkeit erkannte, die Küste mit Waffengewalt zu unterwerfen und durch Errichtung von Festungen die portugiesische Herrschaft in Ostafrika zu sichern. Zweiundzwanzig Kriegschiffe unter dem Oberbefehl Francisco d'Almeidas erschienen im Jahre 1505 in den ostafrikanischen Gewässern*) und begannen zunächst die Belagerung von Kilwa. Anscheinend ohne großen Widerstand fiel die Stadt in die Hände der Portugiesen, die gemäß den aus der Heimat mitgebrachten Vorschriften sofort an den Bau einer Festung gingen; sie erhielt den Namen Sam Jago (Sankt Jakob)**). Wenige Wochen darauf wurde Mombasa nach blutigem Kampf im Sturme genommen und vollkommen eingeäschert. Ein gleiches Schicksal widerfuhr der nördlich gelegenen Stadt Barawa, während das den Portugiesen von jeher treuergebene Malindi mit einem Teil der Kilwa- und Mombasabeute belohnt wurde.

Aber trotz dieser mit unerbittlicher Strenge durchgeführten Waffentaten Francisco d'Almeidas gedieh die portugiesische Herrschaft in Ostafrika in der Folgezeit nicht annähernd in dem Maße, wie die Regierung in Lissabon es gehofft hatte. Sobald sich die portugiesischen Schiffe entfernt hatten, begannen von neuem die Feindseligkeiten der um ihre politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit kämpfenden Araber. Hierzu kam, daß die Festung Sam Jago auf der Insel Kilwa des mörderischen Klimas wegen schon nach sieben Jahren (1512) aufgegeben werden mußte. Später (1592) versuchte man an Stelle von Kilwa Mombasa zum Stützpunkt der portugiesischen Politik in Ostafrika zu machen, und übergab die Regierung dieser Stadt dem König von Malindi. Aber das Glück war auch hier den Portugiesen nicht hold. Unter der Herrschaft des Königs Jussuf ben Hassani wurde 1631 die gesamte portugiesische Besatzung in Mombasa, Männer, Frauen und Kinder, in schonungslosem Gemetzel niedergemacht. Zwar wurde noch in demselben Jahre von Goa aus die Wiederbesetzung Mombasas betrieben, aber schon um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts waren die Araber tatsächlich mehr als die Portugiesen die Herren Ostafrikas. Nur zu bald sollte auch das letzte Bollwerk der portugiesischen Macht in Ostafrika, die 1592 erbaute Festung „Jesus von Mombasa", zerstört werden.

Die Oman-Araber, die selbst erst 1650 die Portugiesen endgültig aus ihrem Lande vertrieben hatten, beschlossen im Jahre 1696, wohl von ihren Landsleuten in Ostafrika herbeigerufen, Mombasa in ihre Gewalt zu bringen und

*) Zu dieser Flotte hatten auch die deutschen in Lissabon vertretenen Kaufleute einige Fahrzeuge gestellt und dafür die Erlaubnis erhalten, zwei Landsleute als ihre Vertreter mitsenden zu dürfen. Diese beiden, Balthasar Sprenger und Hans Mayr, waren somit die ersten Deutschen, die beglaubigt Ostafrika erblickten.

**) Ob die imponierende Fortruine in Kilwa (siehe Abb. S. 105) wirklich die Reste der portugiesischen Festung Sam Jago darstellt, ist nach Strandes zweifelhaft; möglicherweise ist sie erst wesentlich späterer Herkunft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich zu Herren des einst von den Portugiesen besetzten Küstengebietes Ostafrikas zu machen. Drei Jahre dauerte die Belagerung von Mombasa; nach heldenhaftem Widerstand, von den Portugiesen in der Heimat und in Indien im Stich gelassen, fiel die Festung am 12. Dezember 1698 in die Hände der Maskat-Araber. Auf die nochmalige Wiedereinnahme Mombasas durch die Portugiesen im Jahre 1728 brauchen wir kaum hinzuweisen. Schon ein Jahr darauf, im November 1729, mußten die Portugiesen und nun für immer die Festung Mombasa und damit das ganze nördliche Ostafrika den Arabern überlassen. Der Emir von Maskat übte von nun an die Oberherrschaft über den weitaus größten Teil jener Küstenlandschaften und Inseln Ostafrikas aus, die die Portugiesen während zweier Jahrhunderte vergeblich zu beherrschen versucht hatten. Zwar blieben blutige Kämpfe auch den neuen Herren keineswegs erspart, aber stets waren die Maskat-Araber Sieger. Mehr und mehr gewannen sie die Oberhand in Ostafrika, und bald wurde die ostafrikanische

Fortruine auf Kilwa-Kissiwani.

Dependenze wichtiger als Maskat selbst, so daß 1840 die Maskatherrscher ihre Residenz nach Sansibar verlegten.

Mit dem völligen Zusammenbruch der portugiesischen Kolonialmacht in Ostafrika und der immer mehr erstarkenden Herrschaft der Maskat-Araber in diesen Gebieten endet der erste Abschnitt der geographischen Erschließung Ostafrikas. Überblicken wir noch einmal diesen Zeitraum vom Altertum bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts, so werden wir einen dieser ganzen Epoche gemeinsamen Zug unschwer herausfinden: im Vordergrunde des Interesses steht jederzeit, sowohl bei den Arabern und Persern, wie bei den Portugiesen die Sucht nach materiellem Gewinn; die geographische Erforschung der besetzten Gebiete spielt eine durchaus untergeordnete Rolle. In diesem langen Zeitabschnitt ist nur der Küstensaum leidlich bekannt geworden; schon wenige Kilometer landeinwärts beginnt die terra incognita. Das einzige, was man von dem Innern in Erfahrung gebracht hat, sind vage Gerüchte von hohen Schneebergen, gewaltigen Binnenseen und mächtigen Strömen, von denen uns schon Ptolemäus im zweiten Jahrhundert n. Chr. berichtet hatte.

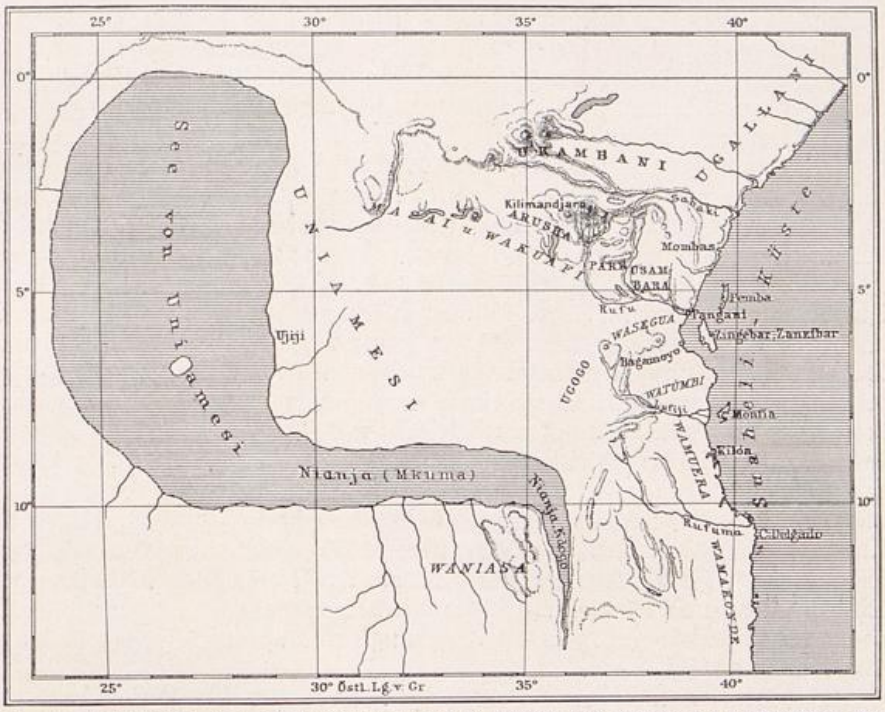
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einen gewaltigen Aufschwung nahm die geographische Erforschung Ostafrikas um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Es war, als wollte man in wenigen Jahrzehnten all das wieder einholen, was man in langen Jahrhunderten versäumt hatte. Fast in jedem Jahr drangen und dringen bis zum heutigen Tage wissenschaftlich geschulte Männer in das Innere von Ostafrika vor und helfen den Schleier lüften, der so lange über diesem Teile Afrikas gelegen hat. So groß ist die Zahl der Expeditionen, daß es im Rahmen dieses Werkes nicht möglich ist, jede einzelne ausführlich zu besprechen und ihre Verdienste zu würdigen; nur die für die Geographie Ostafrikas wichtigsten Reisen können hier Berücksichtigung finden (1848 bis zur Gegenwart).

Den ersten Ansporn zur Erforschung von Innerostafrika gaben die drei württembergischen Missionare Krapf, Rebmann und Erhardt. Krapf weilte bereits seit 1830 in Afrika und hatte in Schoa und den südlichen Gallaländern Missionsversuche unternommen. Da diese jedoch völlig scheiterten, so siedelte er 1844 nach Sansibar über und gründete alsdann im Verein mit Rebmann in der unmittelbaren Nähe von Mombasa die erste Missionstation in Ostafrika, Rabai. Von hier aus unternahmen die beiden deutschen Missionare wiederholt Reisen in das Innere, von denen sie wichtige geographische Neuigkeiten nach Europa übermitteln konnten. Auf seiner ersten Reise in das Dschaggaland erblickte Rebmann am 11. Mai 1848 als erster Europäer den Schneedom des Kilimandscharo; Krapf hingegen sichtete auf einer im Herbst 1849 unternommenen Reise einen anderen Schneeberg, den Kenia. Die ersten Berichte Krapfs und Rebmanns erregten in Europa großes Aufsehen. Zwar war, wie wir oben gesehen, die Kunde von schneebedeckten Bergen im Herzen von Afrika schon im Altertum aufgetaucht und hatte sich während des ganzen Mittelalters erhalten, allein man begegnete jetzt den Mitteilungen der beiden Missionare vielfach mit Zweifeln. Die sengende Glut der Äquatorsonne und Schneeberge erschienen als zwei sich gegenseitig ausschließende Dinge; man nahm daher allenthalben an, daß Krapf und Rebmann durch weißschimmernde Quarzmassen, durch

Ostafrika in der Weltkarte von J. B. B. d'Anville. (1761.)
(Nach Umlauft.)

Salz- oder Gipsstöcke oder vielleicht durch dichtgefallenen Hagel getäuscht worden seien. Glaubwürdiger dagegen erschien den europäischen Gelehrten eine weitere Mitteilung der deutschen Missionare, die Kunde von einem ge-



Ost- und Zentralafrika nach der Originalkarte von J. Erhardt und J. Rebmann in Pet. Mitt. 1856.

waltigen ostafrikanischen Binnenmeer, von dem die Eingeborenen den Missionaren wiederholt erzählt hatten. In „Petermanns Mitteilungen", Band 1856, veröffentlichten Erhardt und Rebmann eine Skizze dieses hypothetischen Meeres im Innern Ostafrikas, die wir als wichtiges Dokument der Ostafrikaforschung hier wiedergeben (siehe obige Abb.).

Die Erhardtsche Karte erregte vornehmlich in England vielfaches Interesse. Hin und her wurde über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Erhardtschen Anschauung debattiert, bis schließlich zwei angloindische Offiziere, Richard Burton und John Hanning Speke, den Entschluß faßten, durch Forschungen an Ort und Stelle diesem Problem nachzugehen. Mit Unterstützung der englischen Regierung traten Burton und Speke im Jahre 1857 die Ausreise an. Von Bagamoyo ausgehend, durchquerten sie ohne erhebliche Schwierigkeiten die Landschaften Usaramo, Ussagara, Ugogo und Unjamwesi und erreichten am 13. Februar 1858 bei Udjidji das Ufer des Tanganjikasees (siehe Abb. S. 109). Auf der Rückreise benutzte Speke die durch eine Erkrankung Burtons hervorgerufene Unterbrechung der Expedition dazu, einen Marsch nach Norden zu unternehmen, wo nach den Mitteilungen der Araber ein anderer großer Binnensee sich befinden sollte. Es gelang ihm in der Tat, am 30. Juli 1858 bis zum Südufer des Ukerewe-Sees oder Victoria-Njansa

vorzudringen, jenem gewaltigen Wasserbecken, in dem Speke schon damals einen Quellsee des Nils vermutete.

Nach der Heimat zurückgekehrt, erhob sich leider zwischen den beiden verdienstvollen Reisenden, die als erste Europäer das heutige Deutsch-Ostafrika durchquert hatten, ein heftiger Zank, der schließlich darin gipfelte, daß Burton die Forschungsergebnisse seines Reisegenossen anzweifelte, ja sie teilweise als Phantastereien hinstellte. Um diesem leidigen Streit ein Ende zu machen, und die Bedeutung der großen Seen im Innern von Ostafrika für die Hydrographie der afrikanischen Ströme, vor allem des Nils, zu erkunden, beschloß die Londoner Geographische Gesellschaft, die alte „British Association for Promoting the Discovery of the Interior Parts of Africa"*), Speke von neuem nach Ostafrika zu entsenden. Gemeinschaftlich mit einem ihm von Indien her bekannten Offizier, J. A. Grant, begann Speke 1860 in Bagamoyo zum zweitenmal den Marsch in das Innere von Ostafrika. Seine Reise führte ihn zunächst wie schon im Jahre 1857 durch Ussagara, Ugogo nach Unjamwesi; dann aber ging es in nördlicher Richtung zum Westufer des Victoria-Njansa. Die Landschaft Karagwe passierend, gelangte man Anfang 1862 in das Königreich Uganda, von wo aus Speke einen Vorstoß nach Osten unternahm. Hierbei fand er im Juli 1862 einen mächtigen, nach Norden gerichteten Strom, den er bis zu seinem Austritt aus dem Victoria-Njansa (Ripon-fälle) aufwärts verfolgte. Fest davon überzeugt, in diesem Abfluß des Sees den Oberlauf des Nils entdeckt zu haben, marschierte Speke jetzt flußabwärts, bis er im Anfang des Jahres 1863 die Missionstation Gondokoro am Nil erreichte. Nunmehr war die Verbindung zwischen dem längst bekannten Mittellauf des Nils und seinem Oberlaufe hergestellt; mit berechtigtem Stolze konnte Speke nach Europa berichten, daß er den Ursprung des Nilstromes festgestellt habe: The Nile is settled.

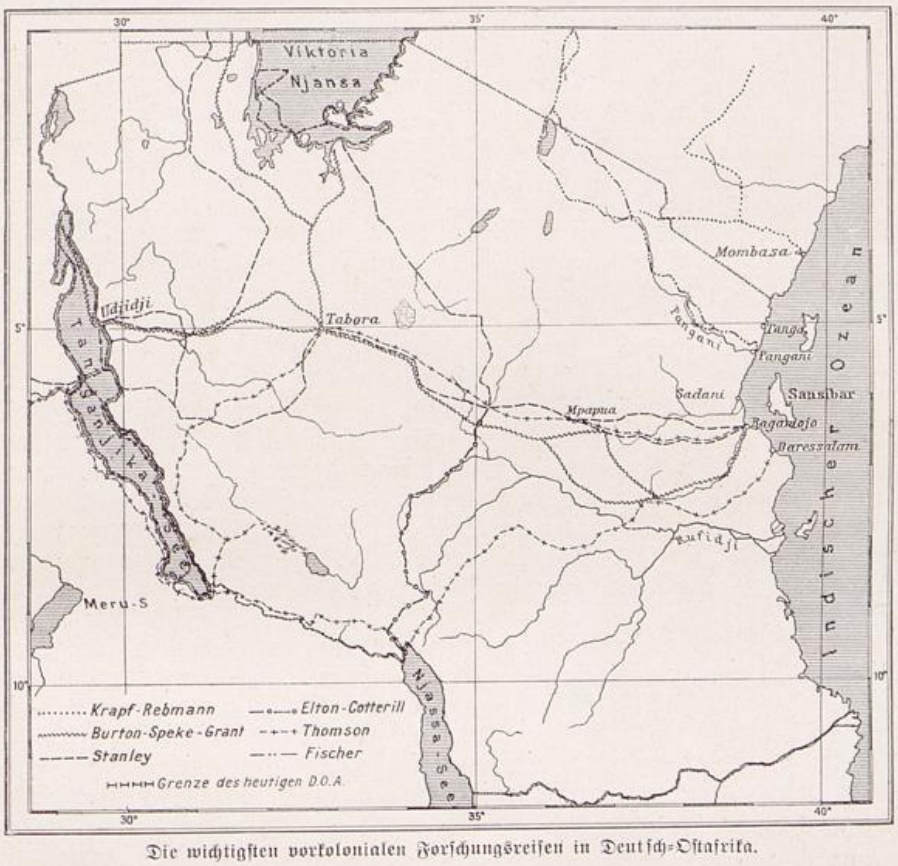
Fast zu derselben Zeit, als Speke seine bedeutungsvollen Reisen im nördlichen Teile des jetzigen Deutsch-Ostafrika ausführte, entdeckte der große schottische Missionar und Forscher David Livingstone den im Süden gelegenen dritten großen Binnensee, den Njassa. Livingstone hatte 1856 die erste Durchquerung des dunklen Erdteils ausgeführt, indem er von Loanda an der Westküste nach Quelimane an der Sambesimündung vorgedrungen war. Seit dem Jahre 1858 widmete er sich der Erforschung des Sambesisystems, befuhr den großen Nebenfluß des Sambesi, den Schire, und entdeckte 1859 zunächst den kleinen Schirwasee und wenige Wochen später, am 16. September 1859, den Njassasee**). Wichtige und grundlegende geographische Untersuchungen hielten Livingstone mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1863 im Gebiete des Njassasees fest. Von einer kurzen Erholungsreise in seine englische Heimat kehrte Livingstone bereits 1866 nach Ostafrika zurück. Seine neuen Forschungen nahmen die Rowumamündung zum Ausgangspunkt. Er durchquerte das jetzt deutsche Rowumagebiet, marschierte um die Südspitze des Njassasees herum und widmete sich der Erforschung des östlichen Quellgebietes

*) Diese Gesellschaft, die, wie ihr Name sagt, sich das Ziel gesetzt hatte, die Erforschung von Innerafrika zu fördern, war am 9. Juni 1788 in London gegründet worden. In den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens widmete sie sich insbesondere dem Nigerproblem, dessen Lösung wir fast ausschließlich den Expeditionen dieser Gesellschaft verdanken.

**) Kurz nach Livingstone erreichte ein hoffnungsvoller deutscher Reisender, Albrecht Roscher, den Njassasee. Er war von der Küste des südlichen Deutsch-Ostafrika ausgegangen, hatte das Gebiet des oberen Rufidji durchquert und das Ostufer des Sees erreicht. Hier wurde er 1860 ermordet; von seinen Papieren ist nichts gerettet worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Kongos. Nach der Entdeckung des Bangweolo-Sees wandte er sich 1871 nach Norden zum Tanganjika. Am Ostufer dieses Sees, in Udjidji, traf er im November 1871 mit einer von Henry Morton Stanley geführten Expedition zusammen, die man zum Entsatz des verschollen geglaubten großen schottischen Reisenden ausgesandt hatte. Beide Europäer haben damals den nördlichen Teil des Tanganjikasees bis zur Einmündung des Russissi befahren, ohne daß es ihnen gelungen wäre, einen Abfluß zum Nil oder zum Kongo zu finden. — Nach Udjidji zurückgekehrt, trennten sich Livingstone und Stanley. Letzterer



Die wichtigsten vorkolonialen Forschungsreisen in Deutsch-Ostafrika.

kehrte auf dem nun bereits des öfteren beschrittenen Wege durch Unjamwesi nach Bagamoyo zurück, während Livingstone abermals in das Quellgebiet des Kongos vordrang. Am Südufer des von ihm erforschten Bangweolo-Sees ist dann Livingstone im Mai 1873 gestorben.

In den folgenden Jahren sind für das ostafrikanische Seengebiet vornehmlich zwei Reisen von Bedeutung. Die erste ist die des englischen Marineoffiziers V. L. Cameron, der 1873 zur Wiederauffindung Livingstones hinausgeschickt worden war, sich dann aber, als er die Kunde von dem Ableben des großen Afrikaforschers erhielt, geographischen Untersuchungen am Tanganjikasee zuwandte. Es gelang ihm, in dem Lukuga einen Abfluß dieses

Sees zum oberen Kongo aufzufinden und somit die Zugehörigkeit des Tanganjika zur atlantischen Abdachung nachzuweisen.

Im Jahre 1874 finden wir Stanley zum zweitenmal in Ostafrika. Sein Forschungsgebiet war zunächst der Victoria-Njansa, den er vollständig umfuhr und mit wichtigen Einzelheiten kartographisch festlegte. Alsdann durchquerte er das Zwischenseengebiet, stellte in dem Kagera den größten Zufluß des Viktoriasees fest und trat, nachdem er im Frühjahr 1876 von Udjidji aus einen Vorstoß nach Westen zum Lualaba unternommen hatte, im November desselben Jahres in Njangwe seine denkwürdige Kongoreise an, die uns indes in diesem Zusammenhange nicht mehr beschäftigen kann.

Inzwischen hatte auch die geographische Erforschung des ostafrikanischen Küstengebietes und seines Hinterlandes eingesetzt. Schon in den Jahren 1861 und 1862 hatte Baron Claus von der Decken Reisen nach dem Usambara- und Paregebirge unternommen und war zusammen mit dem englischen Geologen R. Thornton und dem Deutschen O. Kersten zweimal bis zum Kilimandscharomassiv vorgedrungen. Bis zu einer Höhe von 4000 m wurde der Kilimandscharo (6010 m) bestiegen, und die vielbezweifelte Entdeckung Rebmanns bestätigt. In der Folgezeit besuchte von der Decken zunächst die ostafrikanische Inselwelt, um sich dann ganz der Entdeckung einer Wasserstraße nach dem Innern von Ostafrika zu widmen. Leider fiel der rührige Forscher schon nach kurzer Zeit, im Sommer 1865, bei der Befahrung des Djuba dem Fanatismus der Somali zum Opfer.

Seit der Mitte der siebziger Jahre erfuhren unsere geographischen Kenntnisse von Ostafrika eine wesentliche Förderung durch die Reisen englischer Missionare, die sich an den drei großen Binnenseen angesiedelt hatten. Insbesondere hat die Reise von Elton und Cotterill vom Njassa durch das Vulkangebiet von Konde und weiter durch die Landschaften Ussangu und Ugogo zur Küste (1877 bis 1878) das Kartenbild des südlichen Teiles vom heutigen Deutsch-Ostafrika in vielen Punkten berichtigt und vervollständigt (siehe Abb. S. 109).

In den folgenden Jahren treten auch die Deutschen wieder auf den Plan. Die 1873 gegründete „Afrikanische Gesellschaft in Deutschland" sandte 1880 eine Expedition unter R. Böhm (Zoologe), E. Kaiser (Astronom) und P. Reichard (Geograph) aus, die im Südwesten von Tabora eine feste Station Kakoma gründeten und von hier aus eine rege Forschertätigkeit im westlichen Teile unserer heutigen Kolonie entfalteten. Neben einer meisterhaften Schilderung der Landschaften und Sitten verschiedener bisher unbekannter Volkstämme verdanken wir dieser Expedition vor allem wertvolle Mitteilungen über die Tierwelt jener Gebiete, waren es doch die Arbeiten Böhms, die uns zum erstenmal den Beweis dafür lieferten, daß die dem Westen Afrikas angehörende charakteristische Waldfauna durch ganz Zentralafrika hindurchgeht, und erst jenseits des Tanganjikas die Grenze ihrer Verbreitung nach Osten findet*).

Wahrhaft grundlegend für ein anderes Wissensgebiet, die Geologie von Deutsch-Ostafrika, wurden die Reisen eines Sendlings der Londoner Geographischen Gesellschaft, Joseph Thomson. Von 1878 bis 1880 durchzog

*) Leider war diese Forschungsreise vom Unglück förmlich verfolgt. Der größte Teil der Sammlungen wurde durch einen Brand vernichtet; Kaiser und Böhm fielen dem Klima zum Opfer. Nur Reichard konnte nach 5½jähriger mühsamer Forschertätigkeit in die Heimat zurückkehren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Thomson auf seinem Wege zum Njassa als erster Europäer die Landschaften Mahenge, Uhehe und Ubena und gelangte 1880 zum Rukwasee, dessen Beziehung zum Njassa er klarstellte (siehe Abb. S. 109). Als erster erkannte Thomson, daß die langgestreckten ostafrikanischen Binnenseen ihre Entstehung gewaltigen, annähernd meridional verlaufenden Einbrüchen der Erdrinde verdanken. — Im Jahre 1883 treffen wir Thomson zum zweitenmal in Ostafrika, jetzt jedoch im nördlichen Teile unseres Schutzgebietes. Von besonderer Wichtigkeit wurden diesmal seine geologischen Untersuchungen am Kilimandscharo.

Mit dieser zweiten Reise Thomsons fällt zeitlich zusammen die Massaiexpedition der Hamburger Geographischen Gesellschaft unter Führung von G. A. Fischer (1883). Dem Pangani folgend, war Fischer am Usambara- und Paregebirge entlanggezogen und zwischen Kilimandscharo und Meru zum Natronsee vorgestoßen, von wo aus er eine Reihe wichtiger geologischer Untersuchungen anstellte (siehe Abb. S. 109). In steter Berührung mit dem eigentümlichen Hirtenvolk der Massai ist es Fischer möglich gewesen, wichtige Beobachtungen über diesen bis dahin noch nicht näher studierten Nomadenstamm anzustellen und reiche ethnographische Sammlungen in die Heimat mitzubringen. Auch der Geologie ist diese Reise Fischers in hohem Maße von Nutzen gewesen.

Das folgende Jahr 1884 bedeutet einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte Ostafrikas. War in dem Zeitabschnitt von 1848 bis 1883 das spätere Deutsch-Ostafrika durch zahlreiche wissenschaftliche Reisen in seinen Grundzügen bekannt geworden, so beginnen mit dem Jahre 1884 zunächst die Unternehmungen, die schließlich zur Besitzergreifung eines großen Teiles von Ostafrika durch das Deutsche Reich führten, und hieran schließt sich seit 1890 eine Periode glänzender, kaum von irgend einer anderen Nation übertroffenen Detailforschungen in dem neuen Schutzgebiete an.

Für alle Zeiten wird mit der Erwerbungsgeschichte Deutsch-Ostafrikas der Name Dr. Karl Peters verbunden bleiben. Peters wurde im Jahre 1856 als Sohn des Pfarrers von Neuhaus an der Unterelbe geboren. Sein Vater war mit von der Decken befreundet und verfolgte zusammen mit seinem jungen Sohn eifrigst alle Fortschritte, die die Afrikaforschung besonders im Osten machte. Nachdem der junge Peters in Göttingen, Tübingen und Berlin staatsrechtlichen und philosophischen, unter anderem aber auch geschichtlichen und geographischen Studien obgelegen hatte, folgte er einer Einladung eines Onkels und siedelte 1881 nach England über, wo er sehr bald mit den führenden Kreisen der Londoner Gesellschaft Fühlung gewann. Je mehr er sich in die englische Wirtschaftspolitik vertiefte, um so mehr erkannte Peters den ungeheuren Kolonialbesitz Englands als die Quelle der Macht und des Reichtums des britischen Volkes, um so mehr wuchs in ihm zugleich der Wunsch, seinem aufblühenden deutschen Vaterlande zu der Erwerbung überseeischer Gebiete zu verhelfen. Nach dem Tode seines Onkels (1882) beschloß er daher, nach Deutschland zurückzukehren und dort seinen kolonialpolitischen Bestrebungen zu leben; insbesondere hoffte Peters in dem „Deutschen Kolonialverein", der Anfang der achtziger Jahre ins Leben gerufen worden war, einen günstigen Boden für seine Ideen zu finden. Allein in sonderbarer Verkennung der wahren Verhältnisse hielt man im Kreise dieses Vereins daran fest, daß aktuelle Kolonialpolitik Sache des zwanzigsten Jahrhunderts sei, und daß die Pflicht des neunzehnten Jahrhunderts lediglich darin bestünde,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Kolonialgedanken in Deutschland zu wecken und wach zu erhalten. Bei allem Nutzen solcher Vorbereitung erkannte Peters auf den ersten Blick, daß die übrigen Nationen dem deutschen Volke im zwanzigsten Jahrhundert kein einziges Plätzchen zur Erwerbung übrig gelassen haben würden. Er veröffentlichte daher im Frühjahr 1884 einen Aufsatz, in dem er mit begeisterten Worten auf den Nutzen überseeischer Besitzungen hinwies und das deutsche Volk aufforderte, an der Gewinnung deutschen Koloniallandes mitzuarbeiten. Um bei allen zukünftigen Kolonisationsplänen einen Rückhalt an ein kapitalkräftiges Konsortium zu haben, gründete Peters am 28. März 1884 in Berlin in Verbindung mit dem gleichgesinnten Kammerherrn Grafen Felix Behr-Bandelin die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation", als deren Aufgaben bezeichnet wurden:

1. Beschaffung eines entsprechenden Kolonisationskapitals;
2. Auffindung und Erwerbung geeigneter Kolonisationsdistrikte;
3. Hinlenkung der deutschen Auswanderung in diese Gebiete.

Im Laufe weniger Monate gelang es, einen Betrag von 65 000 Mark zusammenzubringen. Ohne viel darüber nachzudenken, ob diese recht bescheidene Summe zur Durchführung des großen Projektes hinreichen würde, ging man nun an die Beratung der wichtigsten Frage: wo sollten die Gebietserwerbungen der Gesellschaft für deutsche Kolonisation einsetzen? Missionsinspektor Merenski schlug das Hochplateau von Südafrika, insbesondere das Hinterland von Mossamedes vor. Da das Auswärtige Amt jedoch die Unterstützung dieses Planes ablehnte, weil dieses Gebiet zu der Interessensphäre von Portugal gehörte, da außerdem zu rechter Zeit die Kunde von der Besitzergreifung Angra Pequenas durch Lüderitz eintraf, und man sich nicht zwischen dieses neuerworbene Gebiet und den portugiesischen Kolonien einkeilen wollte, so kam es in der Ausschußsitzung vom 16. September 1884 zu dem denkwürdigen Beschluß, der im Wortlaut des Protokolls folgendermaßen lautet:

„Antrag des Herrn Dr. Peters: das Mossamedesprojekt fallen zu lassen und dafür an der Ostküste, Sansibar gegenüber, in Usagara, falls dies nicht möglich, an einem anderen Punkte der Ostküste Landerwerbungen für die Gesellschaft für deutsche Kolonisation vorzunehmen."

Alle Anwesenden stimmten diesem Plane bei, und man beschloß, Dr. Peters, Dr. Jühlke und Graf Pfeil hinauszusenden, um die geplante Landerwerbung als Grundlage für eine deutsche Ackerbau- und Handelskolonie zu vollziehen.

Am 1. Oktober 1884 verließ die Expedition den Hafen von Triest und traf am 4. November in Sansibar ein. Zwar erfuhren die drei Abgesandten der Gesellschaft für deutsche Kolonisation bei ihrer Ankunft daselbst, daß auf irgendwelche Unterstützung des Deutschen Reiches nicht gerechnet werden dürfe, aber man ließ sich nicht entmutigen. Unverzüglich ging man an die Ausrüstung der Expedition, und schon am 10. November konnte die Überfahrt nach Sadani vonstatten gehen. Man schlug die durch frühere Reisen bereits bekannte Route ein und durchzog, dem Nordufer des Wami folgend, zunächst die Landschaft Useguha, jenen schmalen Küstenstreifen, in welchem der Sultan Said Bargasch von Sansibar*) durch seine Walis wenigstens eine Art Oberhoheit ausüben ließ. Am 23. November 1884 wurde in der Landschaft Unguru

*) Said Bargasch (1866 bis 1888) entstammte dem Geschlecht jener Maskat-Herrscher, die, wie wir gesehen, 1840 ihre Residenz nach Sansibar verlegt hatten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Euphorbiensteppe im Hinterland von Daressalam.

(Nach Photographie von W. Dobbertin, Daressalam.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Euphorbiensteppe im Hinterland von Daressalam.

(Nach Photographie von W. Dobbertin, Daressalam.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der erste Vertrag mit einem Negerhäuptling abgeschlossen. Dann ging es nach Südwesten hinein in die Landschaft Ussagara, wo man am 24. Dezember das geplante Endziel Muinin Sagara erreichte und noch an demselben Tage mit dem Herrscher von Ussagara einen Vertrag folgenden Wortlautes abschloß:

„Muinin Sagara, alleiniger absoluter Herr von ganz Ussagara, und Dr. C. Peters, als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, schließen hierdurch einen ewigen Freundschaftsvertrag ab. Sultan Muinin Sagara erhält eine Reihe von Geschenken; weitere Geschenke für die Zukunft werden ihm versprochen, und er tritt hierdurch unter den Schutz der Gesellschaft.

Dafür tritt der Sultan an Herrn Dr. C. Peters, als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, kraft seiner absoluten und unumschränkten Machtvollkommenheit das alleinige und ausschließliche Recht, Kolonisten nach ganz Ussagara zu bringen, ab; ferner das alleinige und ausschließliche Recht völliger und uneingeschränkter privatrechtlicher Ausnutzung von ganz Ussagara; endlich alle diejenigen Rechte, welche nach dem Begriff des deutschen Staatsrechtes den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen, unter anderem das Recht der Ausbeutung von Bergwerken, Flüssen, Forsten; das Recht, Zölle aufzulegen, Steuern zu erheben, eigene Justiz und Verwaltung einzurichten, und das Recht, eine bewaffnete Macht zu schaffen.

Der privatrechtliche Besitzstand des Sultans wird von der Gesellschaft anerkannt und garantiert, und die Vertreter der Gesellschaft werden angewiesen werden, diesen Besitzstand mit allen Kräften mehren zu helfen.

Die Gesellschaft wird mit allen Kräften dahin wirken, daß Sklaven aus dem Gebiet des Sultans Muinin Sagara nicht mehr fortgeschleppt werden dürfen."

Eine Reihe weiterer derartiger Verträge folgte; auch die Landschaften Useguha und Ukami stellten sich vertragsmäßig unter den Schutz der Gesellschaft für deutsche Kolonisation. Die Aufgabe der Expedition war somit in allen wesentlichen Punkten erfüllt. Von den Strapazen der vergangenen Wochen aufs äußerste erschöpft, kehrten Peters und Jühlke nach Sansibar zurück, während Graf Pfeil im Innern verblieb, um in Kiora die erste Station der Gesellschaft zu gründen.

Innerhalb sechs Wochen war afrikanischer Grund und Boden mit tropischer Ertragsfähigkeit, eine Fläche von der Größe etwa des Königreichs Bayern, durch Verträge für die Gesellschaft für deutsche Kolonisation erworben worden. Gewiß läßt sich nicht leugnen, daß diesen Verträgen eine Reihe von Mängeln anhaftete; jedoch einen Wert besaßen sie zweifelsohne, einen bedeutenden Wert, der ihnen, wie die folgenden Ereignisse lehrten, unlösbar anhaftete: sie machten das ganze Gebiet unantastbar für die übrigen Nationen*).

Dr. Karl Peters traf am 2. Februar 1885 wieder in Berlin ein. Sein nächstes Ziel war die völkerrechtliche Sicherstellung der so glänzend gelungenen Landerwerbungen in Ostafrika. Die zu diesem Zwecke mit dem Auswärtigen Amt eingeleiteten Unterhandlungen führten fast wider Erwarten zu einem schnellen und glücklichen Ergebnis. Am 27. Februar 1885 erteilte Kaiser Wilhelm I. auf Anraten des Fürsten Bismarck der Gesellschaft für deutsche Kolonisation einen Schutzbrief für ihre ostafrikanischen Besitzungen, den ersten Schutzbrief in der deutschen Geschichte. Das kaiserliche Schreiben hatte folgenden Wortlaut:

„Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, tun kund und fügen hiermit zu wissen:

Nachdem die derzeitigen Vorsitzenden der ‚Gesellschaft für deutsche Kolonisation', Dr. Carl Peters und Unser Kammerherr, Felix, Graf Behr-Bandelin, Unseren Schutz für die Gebietserwerbungen der Gesellschaft in Ostafrika, westlich von dem Reiche des Sultans von Sansibar, außerhalb der Oberhoheit anderer Mächte, nachgesucht und Uns die von besagtem Dr. Carl Peters zunächst mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Useguha und Ukami im November und Dezember vorigen Jahres abgeschlossenen Verträge, durch welche ihm diese Gebiete für die deutsche Kolonisationsgesellschaft mit den Rechten der Landeshoheit abgetreten worden sind, mit dem Ansuchen vorgelegt haben, diese Gebiete unter Unsere Oberhoheit zu stellen, so bestätigen Wir hiermit, daß Wir diese Oberhoheit angenommen und die betreffenden Gebiete, vorbehaltlich Unserer Entschließungen auf Grund weiterer Uns nachzuweisender vertrags-

*) Vgl. Brix Förster: Deutsch-Ostafrika (1884 bis 1889), Leipzig 1890.

mäßiger Erwerbungen der Gesellschaft oder ihrer Rechtsnachfolger in jener Gegend, unter Unseren Kaiserlichen Schutz gestellt haben. Wir verleihen der besagten Gesellschaft unter der Bedingung, daß sie eine deutsche Gesellschaft bleibt, und daß die Mitglieder des Direktoriums oder die sonst mit der Leitung betrauten Personen Angehörige des Deutschen Reiches sind, sowie den Rechtsnachfolgern dieser Gesellschaft unter der gleichen Voraussetzung, die Befugnis zur Ausübung aller aus den Uns vorgelegten Verträgen fließenden Rechte, einschließlich der Gerichtsbarkeit, gegenüber den Eingeborenen und den in diesen Gebieten sich niederlassenden oder zu Handels- und anderen Zwecken sich aufhaltenden Angehörigen des Reichs und anderer Nationen, unter der Aufsicht Unserer Regierung und vorbehaltlich weiterer von Uns zu erlassenden Anordnungen und Ergänzungen dieses Unseres Schutzbriefes."

Die mannigfachen Pflichten, die der Gesellschaft für deutsche Kolonisation nunmehr mit der Verwaltung der ostafrikanischen Gebiete erwuchsen, bedingten notwendigerweise eine Umwandlung ihrer Satzungen, worauf wir an dieser Stelle jedoch nicht näher eingehen können. Anfang April 1885 wurde die Neuorganisation von der Regierung genehmigt und die bisherige „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" als „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft" in das Handelsregister in Berlin eingetragen.

Während sich im Frühjahr 1885 der innere Ausbau der „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft" vollzog, begannen inzwischen ernste Konflikte mit dem Sultanat Sansibar die ruhige Weiterentwicklung des ostafrikanischen Schutzgebietes zu stören. Unbestritten übte bisher der Sultan von Sansibar die Herrschaft in dem Küstenstrich vom Tana bis zum Rowuma aus. Irgendeine Abgrenzung seines Gebietes nach dem Innern zu war nirgends vorhanden; bis zum Erscheinen der Petersschen Expedition im November 1884 wäre eine solche Grenze auch durchaus überflüssig erschienen, denn die schwarzen Häuptlinge des Innern gehorchten der einzigen Macht in Ostafrika, dem Sultanat Sansibar, auch ohne ein bestimmtes Abhängigkeitsverhältnis, und die arabischen Händler nahmen selbst am Tanganjika und Njassa eine unbedingt herrschende Stellung ein. Als nun der Sultan von Sansibar Ende April 1885 offizielle Kenntnis von dem am 27. Februar erteilten Schutzbrief erhielt, erhob er telegraphisch Einspruch gegen die Erwerbungen in Ussagara, Unguru, Useguha und Ukami:

„Wir protestieren hiergegen, weil diese Gebiete uns gehören und wir dort Militärstationen halten und jene Häuptlinge, welche die Abtretung von Souveränitätsrechten an die Agenten der Gesellschaft anbieten, dazu nicht Befugnis haben; diese Plätze haben uns gehört seit der Zeit unserer Väter."

Gleichzeitig befahl Said Bargasch seinen Truppen den Einmarsch in die unter deutschen Schutz gestellten Landschaften, um die Besitzergreifung durch die deutsche Gesellschaft wieder aufzuheben. Erst eine energische Antwort des Fürsten Bismarck und vor allem das Erscheinen eines deutschen Geschwaders vor Sansibar im August 1885 konnte den Sultan dazu bewegen, seinen Widerstand aufzugeben. Wesentlich bestimmt durch die vermittelnde Tätigkeit der englischen Regierung, gab Said Bargasch am 14. August 1885 die folgende Erklärung ab:

„Infolge der Forderung, welche von Seiner Majestät dem Kaiser gestellt ist als Ultimatum und unerläßlich für die Aufnahme freundlicher Beziehungen, anerkennen wir die Schutzherrschaft Deutschlands über die Länder von Ussagara, Nguru, Useguha, Ukami und über das Gebiet von Witu. Wir übernehmen es, unsere Soldaten zurückzurufen, und machen dies unseren Beamten bekannt, welche die sämtlichen Küstengebiete besetzt halten."

Mit dieser Anerkennung durch den Sultan von Sansibar war die Grundlage zu einem deutschen Kolonialreich in Ostafrika gegeben. Mit rührigem Eifer strebten die Sendlinge der Ostafrikanischen Gesellschaft jetzt eine Erweiterung des deutschen Gebietes an. Schon während der Unterhandlungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit dem Sultan im Frühjahr und Sommer 1885 waren eine Reihe von Neuerwerbungen geglückt.

April 1885: das Sultanat Witu im Mündungsgebiet des Tana;

Mai 1885: Usambara, Pare und das Dschaggaland am Kilimandscharo;

Juni 1885: die Landschaft Khutu im Süden der Uluguruberge.

Nunmehr gelang es, weitere Gebiete unter die Oberhoheit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu bringen:

September 1885: die Nordostküste des Somalilandes von Halule bis Warschekh; die Landschaft Usaramo im Südwesten von Daressalam;

November 1885: Uhehe, Mahenge, Ubena, sowie das Gebiet zwischen Rufidji und Rowuma;

Januar 1886: das Land nördlich und südlich vom Sabaki (Hinterland von Malindi);

Herbst 1886: die Küste des Somalilandes an der Wubuschimündung.

Leider aber stellten sich einem weiteren energischen Vorgehen der Ostafrikanischen Gesellschaft in der Folgezeit schwerwiegende Hindernisse entgegen. England, das allerdings seit Jahrzehnten Missions- und Handelsstationen in Ostafrika besaß und im stillen wohl gehofft hatte, einst das ganze östliche Afrika seinem Weltreich einverleiben zu können, verfolgte mit wachsendem Argwohn den stetig größer werdenden Einfluß und die Kolonisationsbestrebungen der Deutschen in Ostafrika. Schließlich wandten sich die britischen Interessentengruppen an das Auswärtige Amt in Berlin und regten an, die deutsche und britische Interessensphäre in Ostafrika durch einen Vertrag abzugrenzen. Um schwere europäische Konflikte zu vermeiden, ging man auf dieses Anerbieten ein. Weitläufige diplomatische Verhandlungen folgten, deren Ergebnis das internationale Abkommen zu London vom 1. November 1886 bildete. Die beiden wesentlichsten Punkte dieses Vertrages sind die folgenden:

1. Deutschland und Großbritannien erkennen die Souveränität des Sultans von Sansibar über die Inseln Sansibar, Pemba, Mafia und Lamu an und sprechen ihm fernerhin auf dem Festlande als Besitz einen Küstenstreifen von zehn Seemeilen Tiefe zu, der von der Tunghibucht im Süden bis Kipini reichen soll. Im Norden von Kipini erkennen die genannten Regierungen als dem Sultan gehörig an die Stationen in Kismaju, Barawa und Makdischu.

2. Beide Mächte grenzen ihre gegenseitigen Interessensphären in Ostafrika ab, und zwar soll die Demarkationslinie von der Mündung des Flusses Umba in gerader Linie nach dem Dipesee verlaufen, die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte durchschneiden und dann entlang an dem nördlichen Abhang des Kilimandscharo weiter geführt werden bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Victoria-Njansa, welcher von dem 1. Grad südlicher Breite getroffen wird.

Deutschland verpflichtet sich, im Norden dieser Linie in Zukunft keine Gebietserwerbungen mehr zu machen und der Ausbreitung englischen Einflusses im Norden nicht entgegenzutreten, während Großbritannien die gleiche Verpflichtung für die südlich von dieser Linie gelegenen Gebiete übernimmt.

Auch mit der portugiesischen Regierung wurde noch im Jahre 1886 (30. Dezember) ein Übereinkommen getroffen, das die Südgrenze des deutschen Schutzgebietes festlegte. Die Grenzlinie folgt hier dem Laufe des Rowuma bis zu dem Punkt der Einmündung des Mfinjeflusses und läuft von dort weiter auf dem Breitenparallel bis zum Ufer des Njassasees.

Durch diese beiden Verträge war mit dem Ende des Jahres 1886 im wesentlichen das heutige Deutsch-Ostafrika unter die Oberhoheit des Deutschen Reiches gestellt*). Es fehlte allerdings der Küstenstreifen, der ja ausdrücklich dem Sultan von Sansibar zugesichert war; dafür aber besaßen wir noch eine

*) Die Abgrenzung des deutschen Schutzgebietes nach Westen war durch die Generalakte der Berliner Kongokonferenz (November 1884 bis Februar 1885) im wesentlichen bereits gegeben; sie hält sich an den Verlauf der innerafrikanischen Seen: Tanganjika-Kiwu-Albert Edward-See.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Reihe von Schutzgebieten an der Küste des nördlichen Ostafrikas, vor allem das wichtige Sultanat Witu.

Ein gewaltiges Gebiet, weit größer als das Mutterland, war deutschem Unternehmungsgeist erschlossen. An die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft trat nunmehr die Anforderung heran, die kommerzielle Ausnutzung dieser neuen Besitzungen in die Wege zu leiten und durch umsichtige Verwaltungsmaßregeln Handel und Verkehr zu schützen. Durch eine abermalige Umwandlung ihrer Organisation versuchte die Gesellschaft, dieser ungemein schwierigen Aufgabe gerecht zu werden. Die gesamte Geschäftsführung wurde einem Direktionsrat von einundzwanzig bis siebenundzwanzig Mitgliedern übertragen, von denen drei durch den Reichskanzler ernannt werden mußten. Außerdem führte die Reichsregierung durch einen besonderen Kommissar die Oberaufsicht über die Gesellschaft. Um für die Zukunft eine solide finanzielle Grundlage zu schaffen, wurde die Beteiligung ausschließlich dem Großkapital reserviert. Zweihundertzweiunddreißig neue Anteilscheine zu je 10 000 Mark wurden bis zum Schluß des Jahres 1887 ausgegeben, so daß das Vermögen der Gesellschaft im ganzen mehr als 3½ Millionen Mark betrug.

Mit großem Eifer ging man nun an die Anlage von Stationen, die die Stützpunkte für den Handel und die Verwaltung des Schutzgebietes bilden sollten. Aber nur zu bald mußte man einsehen, daß alle Erwerbungen und Einrichtungen einen zweifelhaften Wert hatten, solange der freie Zutritt zur Küste erschwert oder versperrt blieb. Es galt also eine Bresche zu legen in die unbestreitbare Herrschaft des Sultans von Sansibar über den ostafrikanischen Küstenstreifen. Mit diesem Auftrage wurde Dr. Peters im Jahre 1887 nach Sansibar gesandt. Zwar waren schon vorher die Häfen von Daressalam und Pangani für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft geöffnet worden, aber man erstrebte weit mehr. Um die finanzielle Ausnutzung der neuerworbenen Gebiete durchführen zu können, war es unbedingt erforderlich, die Erhebung der Zölle und nach und nach die ganze übrige Verwaltung, Polizei und Gerichtsbarkeit im Küstenstreifen zu erlangen. Unermüdlich arbeitete Dr. Peters an der Ausführung dieser seiner Pläne, und in der Tat gelang es ihm, Said Bargasch zu einem Vertrag zu bewegen, der im wesentlichen die Hoffnungen Dr. Peters' erfüllte. Während aber der Direktionsrat in Berlin dieses Übereinkommen beriet, verstarb Said Bargasch am 27. März 1888. Sein Nachfolger war sein ältester Bruder Said Khalifa, ein schwacher, unselbständiger Charakter, der unschwer zu überreden war und dem unausgesetzten Drängen des deutschen Generalkonsuls Michahelles schließlich nachgab. Er unterzeichnete am 28. April 1888 den für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft so vorteilhaften und zugleich verhängnisvollen Küstenvertrag. Seine wichtigsten Bestimmungen mögen hier Platz finden:

1. Die faktische Übernahme der Verwaltung und das Probejahr.

Der Sultan von Sansibar überläßt der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft den Küstenstreifen vom Umba bis zum Rowuma pachtweise zunächst für die Dauer von fünfzig Jahren.

Dem Sultan sollen keine Verbindlichkeiten erwachsen weder wegen der Kosten der Besitzergreifung noch auch wegen der daraus etwa entstehenden Kriegszustände.

Dagegen willigt er ein, alle Akte und Handlungen, welche erforderlich sind, um die Bestimmungen zur Ausführung zu bringen, vorzunehmen und der Gesellschaft mit seiner ganzen Autorität und Macht zu helfen.

Im ersten Jahr liefert die Gesellschaft den ganzen Betrag der erhobenen Ein- und Ausfuhrzölle an den Sultan ab, abzüglich der Geschäftsunkosten (nicht über 272000 Mark) und einer Kommissionsgebühr von 5 Prozent. Auf Grund der im ersten Jahr gemachten Erfahrungen soll die Durchschnittsumme der jährlich zu zahlenden Pacht festgestellt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

2. Rechte und Vorteile der Gesellschaft.

Die Gesellschaft wird ermächtigt, Beamte einzusetzen, Gesetze zu erlassen, Gerichtshöfe einzurichten, Verträge mit Häuptlingen zu schließen; alles noch nicht in Besitz genommene Land zu erwerben, Steuern, Abgaben und Zölle zu erheben, Vorschriften für den Handel und Verkehr zu erlassen, die Einfuhr von Waren, Waffen und Munition und allen anderen Gütern, welche nach ihrer Ansicht der öffentlichen Ordnung schädlich sind, zu verhindern, alle Häfen in Besitz zu nehmen und von den Schiffen Abgaben zu erheben.

3. Rechte und Vorteile des Sultans von Sansibar.

Die Verwaltung soll im Namen des Sultans und unter seiner Flagge, sowie unter Wahrung seiner Souveränitätsrechte geführt werden. Der Sultan erhält eine nach einem Jahr festzustellende Pachtsumme, ferner 50 Prozent des Reineinkommens, welches aus den Zollabgaben der Häfen fließen wird; endlich die Dividende von zwanzig Anteilscheinen der Gesellschaft à 10000 Mark, nachdem Zinsen in der Höhe von 8 Prozent auf das eingezahlte Kapital der Anteilscheinbesitzer bezahlt worden sind.

Zur Zeit dieses Vertragsabschlusses besaß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft folgende achtzehn Stationen*):

Auf Sansibar selbst: die Hauptstation Sansibar;
in Usaramo: Bagamoyo, Daressalam, Dunda, Madimola, Usungula;
in Usambara: Pangani, Korogwe, Mafi;
am Kilimandscharo: Moschi und Aruscha;
in Useguha: Mbusini am Wami (Petershöhe);
in Ussagara: Sima und Kiora;
in Ugogo: Mpapua;
im Süden zwischen Rufidji und Rowuma: Kilwa, Lindi, Mikindani.

Hierzu kamen einige Stationen der 1887 gegründeten Deutsch-Ostafrikanischen Plantagengesellschaft, vor allem Lewa am Pangani, und elf Niederlassungen deutscher, englischer und französischer Missionsgesellschaften.

Als nun im Sommer 1888 die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft daran ging, die Verwaltung des Küstenstreifens zu übernehmen, hatte man wohl von vornherein mit einem gewissen Widerstand von seiten der Araber gerechnet, aber wohl niemand ahnte, daß es zu schweren Unruhen, einem förmlichen Aufstand der Küstenbevölkerung, kommen würde. Die Verpachtung der Zölle an die deutsche Gesellschaft wäre von den Arabern und den übrigen Küstenbewohnern voraussichtlich ohne jegliche Erregung hingenommen worden; sie waren ja seit Jahrzehnten daran gewöhnt, daß der Sultan die Erhebung der Zölle Fremden, meist Indern, überließ. Den wahren Grund für die tiefe Erbitterung, die sich in den Reihen der Araber breit machte, werden wir vielmehr in der Befürchtung zu erblicken haben, daß mit dem Eintritt der deutschen Verwaltung das freie, unkontrollierte Schalten und Walten der Araber an der Küste aufhören würde, daß der Sklavenhandel eingeschränkt oder gar verboten werden könnte, und sie somit einer schweren Schädigung ihrer Handelsunternehmungen, ja einer völligen Vernichtung ihrer Existenz entgegengingen. Dennoch wäre es zum Ausbruch eines allgemeinen Aufstandes wohl kaum gekommen, wenn die Ostafrikanische Gesellschaft in der Lage gewesen wäre, bei der Übernahme der Verwaltung den Arabern und Negern einen nachhaltigen Respekt durch Entfaltung großer militärischer Macht einzuflößen. Aber hierzu reichten die Mittel nicht aus, und die deutsche Reichsregierung zeigte sich damals noch nicht geneigt, mit Nachdruck für die Gesellschaft einzutreten**). Die Sultansoldaten wiederum, die nach dem Wortlaut des Küstenvertrages alle Akte und Handlungen der deutschen Gesellschaft unterstützen sollten, haben in der Mehrzahl der Fälle den deutschen Beamten nur

*) Vgl. Brix Förster: a. a. O. S. 30|31.
**) Vgl. R. Schmidt: Geschichte des Araberaufstandes in Ostafrika, Frankfurt a. O. 1892, S. 22|23.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geschadet, indem sie mit den Rebellen gemeinsame Sache machten und offen gegen die deutsche Herrschaft ankämpften. Ganz frei von Schuld ist auch die Ostafrikanische Gesellschaft nicht zu sprechen; sie hat infolge vollständiger Unkenntnis der Verhältnisse manche Verordnung erlassen, manche Neuerung eingeführt, die bei dem überaus konservativen Charakter der arabischen Bevölkerung, ihrem streng patriarchalischen Fühlen und Denken notwendigerweise böses Blut erregen mußte. Auch an bedauernswerten Übergriffen ihrer Beamten hat es leider nicht gefehlt*). Vergegenwärtigen wir uns zum Schluß, daß die in Sansibar ansässigen Inder durch die Unterdrückung des Sklavenhandels die zur Bewirtschaftung ihrer Pflanzungen nötigen Arbeitskräfte zu verlieren fürchteten, daß sie überdies schon ihr Monopol der Zollpachtung an die Deutschen verloren hatten, so werden wir es verstehen, daß die Inder die Empörung der ostafrikanischen Küstenbevölkerung allenthalben schürten und die Rebellen unterstützten, wo und wie sie nur irgend konnten.

Wenn auch der Aufstand und seine Niederwerfung zu wenig geographisches Interesse bieten, als daß wir hier eine erschöpfende Darstellung davon geben könnten, so wollen wir doch nicht darauf verzichten, den Verlauf dieser Ereignisse in großen Zügen zu skizzieren**).

Die Unruhen nahmen ihren Ausgang im nördlichen Teile des Schutzgebietes, in Pangani, Bagamoyo und Tanga (August 1888). Die bisherigen Beamten des Sultans, die Wali, zeigten sich von Anfang an widerspenstig und verweigerten insbesondere die Hissung der Gesellschaftsflagge. Zwar vermochte das Erscheinen der deutschen Kriegschiffe „Carola" und „Möwe" die Ordnung vorübergehend wiederherzustellen, aber sobald die Schiffe die Reede verließen, flammte der Aufruhr von neuem auf. Eine Station nach der anderen fiel in die Hände der Aufständigen, und nach wenigen Wochen waren die Rebellen Herren des nördlichen Küstengebietes, nur Bagamoyo unter dem Bezirkschef Freiherrn von Gravenreuth konnte sich auf die Dauer behaupten. Mit knapper Not gelang es, die deutschen Beamten von Tanga und Pangani nach Sansibar zu retten.

Noch unglücklicher verlief der Aufstand in den südlichen Häfen Kilwa, Lindi und Mikindani. Hier erschienen, offenbar von den Arabern aufgestachelt, am gleichen Tage vor allen drei Hafenplätzen zahllose Scharen der vom Rowuma nach Norden drängenden Yaovölker. Während es den Beamten von Mikindani und Lindi noch möglich war, unter Preisgabe ihrer Station wenigstens das nackte Leben zu retten, wurden Hessel und Krieger in Kilwa die ersten Opfer der Revolte.

Der mittlere Teil des Küstengebietes blieb dank der ständigen Anwesenheit eines deutschen Kriegschiffes in Daressalam bis in die letzten Tage des Dezembers 1888 ruhig. Um die Weihnachtstage jedoch erschienen auch hier die ersten Rebellen; es waren die Scharen des Führers der Empörer, des Halbarabers Buschiri, der selbst zur Belagerung von Bagamoyo im Norden verblieben war, aber einen Teil seiner Gefolgschaft zu einem Kriegszuge gegen Daressalam entsandt hatte. Am 23. und 24. Dezember wagte man den Sturm auf Daressalam und die westlich davon gelegene deutsch-katholische

*) Ein Beispiel hierfür führt Reichard an (Deutsch-Ostafrika S. 117).

**) Wir verweisen im übrigen auf die oben zitierten Abhandlungen von R. Schmidt und P. Reichard und auf K. Blümcke: Der Aufstand in Deutsch-Ostafrika und seine Unterwerfung. Tonger, Berlin. Die Originalberichte Wißmanns sind veröffentlicht in den dem Deutschen Reichstage vorgelegten Weißbüchern I bis V. Berlin 1889 bis 1891.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionstation Pugu, die vollkommen zerstört wurde. In Daressalam gelang es zwar, die Aufrührer zurückzuschlagen, aber ähnlich wie in Bagamoyo wurde auch hier der größere Teil der Stadt zerstört; nur das deutsche Stationshaus und seine unmittelbare Umgebung blieben unversehrt.

So war denn am Ende des Jahres 1888 mit Ausnahme von Bagamoyo und Daressalam sowie einiger weniger vollständig von der Verbindung mit der Küste abgeschnittener Innenstationen ganz Deutsch-Ostafrika den Händen der Ostafrikanischen Gesellschaft entwunden worden. Inzwischen aber hatte sich in Deutschland die Überzeugung Bahn gebrochen, daß unser Nationalstolz ein schleuniges, energisches Vorgehen in Ostafrika erheische. Die Brandreden des Kardinals Lavigerie, Erzbischofs von Karthago, gegen die Scheußlichkeiten des Sklavenhandels und die dadurch aufgeregte öffentliche Meinung in ganz Europa boten für den deutschen Reichskanzler eine günstige Handhabe, mit England und Portugal ein Abkommen über eine Blockade der ostafrikanischen Küste zu vereinbaren, wodurch einerseits die Sklavenausfuhr gehemmt oder aufgehoben, anderseits durch Verhinderung der Munitionseinfuhr die Mittel zur Fortsetzung des Aufstandes abgeschnitten werden sollten*). Allein auch durch diese Maßregel war der Empörung der Küstenbevölkerung nicht beizukommen. Der Vorrat an Gewehren und Munition war zu groß, und überdies konnte selbst das Blockadegeschwader die heimliche Zufuhr auf den leicht beweglichen Dhaus nicht gänzlich unterbinden. So blieb schließlich als einzige Möglichkeit, den Aufstand niederzuwerfen und das Ansehen der Deutschen wiederherzustellen, nur eine regelrechte Eroberung der Küste übrig. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft übergab am 9. Januar 1889 dem Reichskanzler eine Denkschrift, in welcher sie ausführlich die Gründe für den Aufstand und seinen bisherigen Verlauf darlegte und gleichzeitig die deutschen Volksvertreter um Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika bat. Darauf genehmigte der Reichstag am 30. Januar eine Summe von 2 Millionen Mark zur Rückeroberung des verlorenen ostafrikanischen Küstengebietes. Hauptmann Wißmann, der sich auf seinen überaus fruchtbaren Reisen im südlichen Kongobecken und seiner denkwürdigen Durchquerung Afrikas von West nach Ost mit dem Araber- und Negercharakter gründlich vertraut gemacht hatte, wurde von dem Kaiser mit der Ausführung des Unternehmens betraut und zum Reichskommissar für Deutsch-Ostafrika ernannt. Hundertundzwanzig deutsche Offiziere und Unteroffiziere traten freiwillig in die Wißmannsche Expedition ein, 600 Sudanesen und Zulus wurden angeworben und nach kurzer Einexerzierung nach Ostafrika geschafft. Am 31. März 1889 traf Wißmann selbst mit seinem Stabe in Sansibar ein.

Die ersten kriegerischen Aktionen begannen im Mai 1889 gegen den übermütigen Rebellenführer Buschiri, der nach wie vor in Bagamoyo ein stark befestigtes Lager unterhielt. Am 8. Mai wurden die Verschanzungen Buschiris gestürmt; wenn es auch Buschiri und einem großen Teil seiner Anhänger gelang zu entkommen, so war die Niederlage immerhin eine entscheidende, der Nimbus der Unbesieglichkeit Buschiris für immer zerstört. Nun folgte Schlag auf Schlag. Nachdem die Gegend um Bagamoyo bis zum Kingani hin vollständig vom Feinde gesäubert war, wurden am 20. Mai Daressalam und die benachbarten Gebiete den Aufständischen wieder abgenommen. An-

*) Vgl. Brix Förster: a. a. O. S. 46.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fang Juni begann dann der Kampf gegen die beiden Zentren des Aufruhrs, Sadani und Pangani, die nach blutigen, verlustreichen Gefechten der deutschen Herrschaft zurückerobert wurden. — Es galt nunmehr, die Unterwerfung und Besetzung des Binnenlandes durchzuführen. Buschiri war es nach seiner Niederlage bei Bagamoyo gelungen, zwei räuberische Stämme des Innern, die Masiti und die Wahehe, zu einem Kriegszuge gegen die Deutschen aufzustacheln. Aber das Glück war dem deutschen Expeditionskorps günstig. Mit nur hundertundvierzig Mann trat Gravenreuth vier Meilen vor Bagamoyo den feindlichen Scharen entgegen, und es gelang ihm, die mehrere Tausend Mann starken Banden vollständig in die Flucht zu schlagen und die große von Bagamoyo und Sadani ausgehende Karawanenstraße bis Mpapua zu sichern. Kurz darauf wurde Buschiri ergriffen und in Pangani gehängt, während ein zweiter Rebellenführer, Bwana Heri, nach mehreren schweren Niederlagen im Frühjahr 1890 von selbst seine Unterwerfung antrug und um Frieden bat, der ihm auch zugesichert wurde.

Mit dem Tode Buschiris und der Unterwerfung Bwana Heris war den Küstenarabern die letzte Hoffnung geschwunden, die deutsche Herrschaft abschütteln zu können. Aus den südlichen Häfen erschienen sogar die Vornehmsten vor dem Reichskommissar mit der Bitte um Frieden. Unter diesen Umständen ging die Unterwerfung des südlichen Küstengebietes in rascher Folge und ohne erheblichen Widerstand von statten, nur in Kilwa und Lindi kam es zu ernsten Gefechten. Damit war dann der Aufstand völlig niedergeschlagen und der erste deutsche Kolonialfeldzug zu einem siegreichen Abschluß gebracht.

Leider wurde die Freude über die ruhmreichen Erfolge der deutschen Krieger nur allzu bald wieder getrübt. Am 1. Juli 1890 kam es zwischen Deutschland und England zu einem Vertrage, der die Aufteilung Ostafrikas endgültig regelte und ohne Zweifel eine schwere diplomatische Niederlage Deutschlands bedeutete. Das Gebiet, welches Deutschland im Artikel I zur Geltendmachung seines Einflusses vorbehalten wurde, war dasselbe, das uns schon in dem Vertrage von 1886 als Interessensphäre zugesprochen worden war. Wir hatten also in Ostafrika zunächst nichts gewonnen. Dagegen bestimmte nun aber

Artikel II.

Um die in dem vorstehenden Artikel bezeichnete Abgrenzung zur Ausführung zu bringen, zieht Deutschland seine Schutzherrschaft über Witu zugunsten Großbritanniens zurück. Deutschland verzichtet ferner auf seine Schutzherrschaft über die an Witu angrenzende Küste bis nach Kismaju und auf seine Ansprüche auf Gebiete des Festlandes nördlich vom Tanaflusse und auf die Inseln Patta und Manda.

Artikel XI.

Großbritannien wird seinen ganzen Einfluß aufbieten, um ein freundliches Übereinkommen zu erleichtern, wodurch der Sultan von Sansibar seine auf dem Festland gelegenen und in den vorhandenen Konzessionen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft erwähnten Besitzungen nebst Dependenzen sowie die Insel Mafia an Deutschland ohne Vorbehalt abtritt. Es herrscht Einverständnis darüber, daß Seine Hoheit gleichzeitig für den aus dieser Abtretung entstehenden Verlust an Einnahmen eine billige Entschädigung erhalten soll.

Deutschland verpflichtet sich, die Schutzherrschaft Großbritanniens anzuerkennen über die verbleibenden Besitzungen des Sultans von Sansibar mit Einschluß der Insel Sansibar und Pemba, sowie über die Besitzungen des Sultans von Witu und das benachbarte Gebiet bis Kismaju, von wo die deutsche Schutzherrschaft zurückgezogen wird.

Artikel XII.

Vorbehaltlich der Zustimmung des Britischen Parlaments wird die Souveränität über die Insel Helgoland nebst deren Zubehörungen von Ihrer Britischen Majestät an Seine Majestät den Deutschen Kaiser abgetreten.

Dieser sogenannte Sansibarvertrag rief in den kolonialfreundlichen Kreisen Deutschlands lebhafte Verstimmung und Entrüstung hervor. Mochte auch

die Erwerbung der Insel Helgoland vom nationalen und strategischen Standpunkte aus als wesentlicher Vorteil gedeutet werden, so waren die Zugeständnisse und Opfer Deutschlands in Ostafrika zu große und standen jedenfalls in keinem Verhältnis zu den Gegenleistungen Englands, das sich die Vermittlung beim Sultan von Sansibar mit der Auslieferung seines gesamten Besitzes bezahlen ließ.

Die letzten Schwierigkeiten, die nun noch zu überwinden waren, vor allem die in Artikel XI, Absatz 1 erwähnte Entschädigung, fanden bald ihre endgültige Regelung. Durch Notenwechsel vom 27. und 28. Oktober 1890 wurde zwischen der deutschen und englischen Regierung die Vereinbarung getroffen, daß dem Sultan von Sansibar für die Abtretung des Küstenstreifens 4 Millionen Mark ausgezahlt werden sollten. Die Ostafrikanische Gesellschaft endlich, die schon während des Aufstandes mannigfache Befugnisse der Zivilverwaltung an den Reichskommissar hatte abgeben müssen, trat Ende November 1890 die ihr verbrieften Hoheitsrechte gegen eine jährliche Geldentschädigung von 600 000 Mark an das Deutsche Reich ab und wandte sich von jetzt ab rein wirtschaftlichen Unternehmungen zu. Am 1. Januar 1891 wurde Deutsch-Ostafrika zur Reichskolonie erklärt und dem bisherigen Gouverneur von Kamerun, Herrn v. Soden, die Leitung übertragen.

Daß in den Jahren 1884 bis 1890, der Sturm- und Drangperiode der ostafrikanischen Kolonialgeschichte, die wissenschaftliche Erforschung des Schutzgebietes in den Hintergrund trat, bedarf kaum einer besonderen Betonung. Von den Expeditionen, die die Ostafrikanische Gesellschaft ausgesandt hatte, ist nur eine für die geographische Wissenschaft von Bedeutung gewesen, die des Grafen Pfeil, der wir die erste Erforschung des Ulangagebietes verdanken. Bemerkenswert ist ferner aus dieser Zeit die Reise Wilhelm Junkers, der im Jahre 1886 vom Viktoriasee aus über Tabora die Küste bei Bagamoyo erreichte, und endlich fallen in die Jahre 1887/88 die ersten mit privaten Mitteln unternommenen Reisen von Hans Meyer, Oskar Baumann und Franz Stuhlmann*).

Mit der Übernahme des ostafrikanischen Schutzgebietes durch das Deutsche Reich im Jahre 1890 setzte jedoch eine neue Periode intensiver Forschertätigkeit ein. Von den größeren Expeditionen, die seit 1890 Deutsch-Ostafrika durchquert und für die geographische Wissenschaft wichtige Entdeckungen zu verzeichnen haben, sind besonders zu nennen diejenigen von Emin Pascha und Franz Stuhlmann, die Expeditionen des Antisklavereikomitees, unter denen die von Oskar Baumann die fruchtbarste war, und endlich diejenige von Graf Götzen**).

Emin Pascha (Eduard Schnitzer aus Oppeln), der langjährige Gouverneur und verdienstvolle Erforscher der ägyptischen Äquatorialprovinz, war zusammen mit seinem „Erretter" Stanley im Dezember 1889 in Bagamoyo eingetroffen und bald darauf in deutsche Dienste getreten. Im Frühjahr 1890 betraute ihn der Reichskommissar mit der Führung einer Expedition in das ostafrikanische Seengebiet, um daselbst den deutschen Einfluß zu befestigen; seine Begleiter waren der oben bereits erwähnte Dr. Franz Stuhlmann, Leutnant Langheld

*) Hans Meyer und Oskar Baumann waren bei diesen ersten Reisen dem Rebellenführer Buschiri in die Hände gefallen, der sie aber gegen ein hohes Lösegeld freigab.

**) Vgl. hierzu A. Schenk: Die Afrikaforschung seit dem Jahre 1884 und ihr gegenwärtiger Stand. Geogr. Zeitschrift, Bd. IV, 1898, S. 27 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und die Missionare Pater Schynse und Pater Achte. Von Bagamoyo aufbrechend, marschierte man über Mpapua nach Tabora und von dort zum Victoria-Njansa. Am Westufer dieses Sees wurde die Station Bukoba gegründet, in der Langheld als Leiter zurückblieb. Emin Pascha und Stuhlmann durchzogen alsdann die Landschaften Karagwe, Mpororo und Butumbi und erreichten im Frühjahr 1891 den Albert Edward-See, von wo aus die Erforschung des schneebedeckten Ruwenzori und der Landschaften am oberen Ituri westlich vom Albert-Njansa unternommen wurde. Mangel an Lebensmitteln zwang die Expedition nunmehr zur Umkehr. Auf einer bisher von keinem Europäer betretenen Route kehrte Stuhlmann von Bukoba aus durch die Landschaften Ussukuma, Irangi und das südliche Massailand zur Küste zurück, wo er am 12. Juli 1892 eintraf*). Das umfangreiche Stuhlmannsche Reisewerk enthält eine schier unerschöpfliche und wohl von keinem Reisenden vor und nach ihm mit einer derartigen wissenschaftlichen Gründlichkeit zusammengetragene Fülle geographischer, ethnographischer, sowie floristischer und faunistischer Beobachtungen.

Die Expeditionen des deutschen Antisklavereikomitees stehen in engster Beziehung zu den Bestrebungen, die von dem Kardinal Lavigerie in Europa angeregt worden waren und die, wie wir oben gesehen, im Dezember 1888 zu der deutsch-englischen Blockade der ostafrikanischen Küste geführt haben. Anfang der neunziger Jahre glaubte man in Deutschland, die Antisklavereibestrebungen und zugleich die Interessen des Deutschen Reiches am zweckdienlichsten dadurch zu fördern, daß man auf dem Tanganjika und dem Victoria-Njansa deutsche Dampfer kreuzen ließe. Nachdem 1891 durch zwei leider recht unglücklich verlaufene Expeditionen die Tiefenverhältnisse des Viktoriasees ermittelt worden waren, erhielt im Jahre 1892 Oskar Baumann vom Deutschen Antisklavereikomitee den Auftrag, einen Weg zum Victoria-Njansa durch den nördlichen Teil Deutsch-Ostafrikas ausfindig zu machen und namentlich das noch recht wenig bekannte Gebiet zwischen dem Kilimandscharo und dem Viktoriasee zu erforschen. Baumann marschierte von Tanga aus zunächst am Nordabhang des Usambara- und Paregebirges entlang und erreichte dann, das östliche Massailand durchquerend, in der Landschaft Umbugwe den abflußlosen, salzigen Manjarasee. Von hier aus ging es in westlicher Richtung weiter durch das ebenfalls von den Massai bewohnte Mutjekplateau; im März 1892 entdeckte Baumann in einer grabenartigen Einsenkung, dem Wembäregraben, einen zweiten abflußlosen Salzsee, den Ejassi. Weiterhin führte der Marsch nun über das Serengetiplateau und durch das Land der Waschaschi zum Spekegolf des Viktoriasees. Die Gebiete östlich und westlich vom Victoria-Njansa wurden eingehend untersucht und dabei zum erstenmal die Landschaft Urundi, das Quellgebiet des Kagera, betreten. Von Usige am Nordende des Tanganjikasees begab sich Baumann alsdann über Tabora und durch die Landschaften Ussongo, Ussure, Ussandaui, Irangi und Usiomi abermals nach Umbugwe, besuchte von dort aus das im Westen gelegene Gebirgsland Iraku und kehrte nunmehr, noch einmal die gefürchtete Massaisteppe in ihrer ganzen Ausdehnung durchquerend, zur Küste zurück. Am

*) Emin Pascha hatte sich im Urwaldgebiet des oberen Ituri von Stuhlmann getrennt, offenbar mit der Absicht, durch den Kongourwald hindurch zur Westküste Afrikas vorzustoßen. Er geriet schließlich in das Gebiet der belgisch-arabischen Kämpfe und wurde im Oktober 1892 von Arabern ermordet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

21. Februar 1893 erreichte er Pangani. Zahlreiche wichtige geographische Entdeckungen, vorzügliche kartographische Aufnahmen der durchreisten Gebiete und wertvolle wissenschaftliche Sammlungen sichern Baumann für alle Zeiten einen Platz in der Reihe der größten Ostafrikaforscher.

Die weiteren Expeditionen des Antisklavereikomitees bezweckten in erster Linie den Transport je eines Dampfers zum Viktoriasee und zum Tanganjika. Sie sind für die Geographie Ostafrikas auch nicht annähernd so fruchtbar geworden, wie die Reise Oskar Baumanns, wenngleich die letzte Expedition unter v. Wißmann, Bumiller, v. Eltz, Roewer und Kapitän Prager unsere Kenntnisse der Gebirgsländer am Nordrande des Njassasees nicht unwesentlich förderten*).

Ursprünglich dem Sport gewidmet, ist durch die Gunst der Verhältnisse und die Tatkraft ihres Führers die Expedition des Grafen Götzen quer durch Afrika vom Pangani zur Kongomündung der geographischen Wissenschaft von hohem Nutzen geworden. In Begleitung von Dr. v. Prittwitz und Gaffron und des Arztes Dr. Kersting brach Götzen im Dezember 1893 von Pangani auf und marschierte durch Useguha, die Ungurugebirge und die Massaisteppe nach Kondoa in Irangi, wo er als erster den Guruivulkan bis zu einer Höhe von 3000 m bestieg. Dann führte ihn der Weg weiter nach Westen durch die Wembäresteppe, Südussukuma und das Kageraquellgebiet hinein in das sagenhafte Land Ruanda, das er als erster Europäer betrat. Auf seinem weiteren Marsche entdeckte Götzen zwischen dem Tanganjika und dem Albert Edward-Njansa einen neuen See, den Kiwusee, der im Nordwesten von einer Reihe zum Teil noch heute tätiger Vulkane umgeben ist, den Kirungavulkanen, die Götzen teilweise bestieg. Den Urwaldgürtel zwischen dem Kiwusee und dem Kongo glücklich passierend, hat Götzen dann im Dezember 1894 den Atlantischen Ozean bei Banana an der Kongomündung erreicht.

In der Folgezeit ist unsere geographische Kenntnis von Ostafrika durch eine große Reihe von Forschern und Offizieren, Beamten, Kaufleuten und Missionaren gefördert und manche Lücke im Kartenbild unserer Kolonie ausgefüllt worden. Allen voran stehen die beiden zoologischen Reisen von O. Neumann (1893 bis 1894) und M. Schöller (1896 bis 1897) im nördlichen Deutsch-Ostafrika, ferner die geologischen Untersuchungen W. Bornhardts (1896 bis 1897) und A. Dantz' (1898 bis 1900), die Forschungen Hans Meyers am Kilimandscharo (1889, 1898) und endlich die so ergebnisreichen ethnographischen Studien F. Fülleborns (1897 bis 1900). Eine große Zahl weiterer verdienstvoller Reisender werden wir unten in der Besprechung der einzelnen Landschaften kennen lernen.

2. Oberflächengestaltung, innerer Bau und Bewässerung.

Während für andere deutsche Kolonien, z. B. Kamerun, ein reicher Wechsel von Tiefländern und Hochplateaus, von weiten Ebenen und hohen Gebirgsketten charakteristisch ist, wird die Oberflächengestaltung von Deutsch-Ostafrika durch eine auffallende Einförmigkeit gekennzeichnet. Das gesamte Gebiet

*) Durch die vielen kostspieligen Expeditionen waren inzwischen die Mittel des Antisklavereikomitees erschöpft worden, so daß im November 1893 die Auflösung des Komitees erfolgte. Die von ihm begründeten Stationen und die beiden Dampfer wurden von der Reichsregierung übernommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gliedert sich in zwei meist scharf gegeneinander abgegrenzte orographisch-geologische Einheiten. Von dem flachen Sandstrand des Indischen Ozeans steigt eine schwachwellige, mit kleinen Gebirgstöcken und Inselbergen besetzte Ebene nach dem Innern zu allmählich bis zu 500 m an. Haben wir dieses Küstenland durchquert, so stehen wir vor dem von der Erosion mannigfach zerfurchten und mit Gipfeln von über 2000 m Höhe gekrönten Steilabfall des gewaltigen zentralen Hochlandes, das sich in einer mittleren Höhe von 1000 bis 1500 m bis zu den großen Seen im Westen der Kolonie ausdehnt. Die Grenze zwischen diesen beiden orographischen Gebieten, dem Küstenland und dem inneren Hochplateau, verläuft im allgemeinen von Nordosten nach Südwesten längs des Ostabfalls der Landschaften Usambara, Unguru, Ussagara und Uhehe. Bei Tanga besitzt das Küstenhinterland nur eine Breite von 30 bis 40 km, im Süden dagegen greift es weit in das Innere hinein und erreicht hier eine Breite von 300 bis 400 km.

Bevor wir uns der Betrachtung von Einzelheiten zuwenden, erscheint es notwendig, einen Einblick in den geologischen Aufbau und die geologische Entwicklungsgeschichte von Deutsch-Ostafrika zu tun, vermitteln uns doch erst diese beiden Faktoren ein inneres Verständnis für das soeben skizzierte Relief der Landschaft.

Ganz Ostafrika bildet einen Teil eines uralten Kontinents, der sich im Altertum der Erdgeschichte weit nach Osten bis nach Indien und Australien ausdehnte. Granit und Gneis, Gesteine also, die uns vom Schwarzwald und den Vogesen, vom Böhmerwald und dem Erzgebirge sowie den Sudeten her bekannt sind, bilden den Sockel dieses gewaltigen Festlandes. Wie die starke Fältelung des Urgesteins in Ostafrika anzeigt, müssen sich einst zu Beginn der geologischen Zeitrechnung in diesem Gebiet hohe Faltengebirge erhoben haben, aber Hitze und Kälte, Wasser und Wind, die unaufhörlich wirkenden Kräfte der Verwitterung und Abtragung, zerstörten dieses Gebirgsland im Laufe der Jahrmillionen und ebneten es zu einer riesigen Rumpffläche mit sanften Bodenwellen ein.

The hills are shadows, and they flow
From form to form, and nothing stands*).

In den folgenden Erdperioden trug diese weit ausgedehnte Fastebene, die die Wissenschaft mit dem Namen „Gondwanakontinent" belegt hat, zahlreiche große Süßwasserbecken, deren Ablagerungen uns vor allem in den Tonschiefern von Ruanda und den kohlenführenden Sandsteinen und Mergeln im Norden des Njassasees erhalten sind. Der größere Teil dieser Sedimente wurde jedoch in der Folgezeit wieder aufgearbeitet. Wie uns namentlich die Studien Passarges gezeigt haben, stand das südliche und zentrale Afrika während des ganzen Mittelalters der Erdgeschichte (Mesozoikum), ja bis in die jüngste geologische Vergangenheit hinein unter dem Einfluß eines wüstenähnlichen Klimas. Der Wind und vereinzelte, dann aber um so heftiger wirkende Regengüsse bearbeiteten die vegetationsarme Oberfläche des afrikanischen Urkontinents, modellierten jene eigentümlichen, schroff und unvermittelt auf dem Gneissockel sich erhebenden Inselberge heraus und bedeckten die Urgesteinshochfläche hier und dort mit sandigen, vielfach verkieselten, fossil-

*) James Geikie: The Scotish Geographical Magazine 1886, S. 162.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

armen Ablagerungen. Noch während dieser mesozoischen Wüstenperiode erfolgte nun aber der Zusammenbruch, die Zerstücklung des afrikanisch-indischen Kontinents. An großen Störungslinien, zu denen wahrscheinlich auch der oben erwähnte Steilabfall des zentralen Hochlandes gehört, sanken gewaltige Schollen des ehemaligen Gondwanakontinents in die Tiefe, und der Ozean drang in die Senkungsgebiete ein.

„They melt like mists, the solid lands,
Like clouds they shape themselves and go." (Geikie a. a. O.)

Das ganze jetzige Küstenland bis zu der Steilstufe von Usambara—Unguru—Ussagara—Uhehe tauchte unter die Fluten des Ozeans, während im Westen das zentralafrikanische Massiv als Festland stehen blieb.

Verfolgen wir zunächst die weiteren Schicksale des ostafrikanischen Küstenlandes. Mit unbedeutenden Unterbrechungen lagerten sich hier auf dem alten Gneiskern während der Jura- und Kreidezeit kalkige und sandige Sedimente ab, die wir heute als Zeugen der ehemaligen Meeresbedeckung in den Landschaften Bondëi und Usaramo, in den Matumbibergen bei Kilwa sowie im Hinterlande von Lindi antreffen*). Gegen Ende der Kreidezeit und im Tertiär setzten abermals Niveauveränderungen ein, durch die die Randzone des zentralafrikanischen Massivs wieder aus dem Meere emportauchte und in Festland verwandelt wurde. Schon damals bildeten sich im wesentlichen die heutigen Formen der Küste heraus; nur in einem schmalen Streifen haben seitdem wiederholt Hebungen und Senkungen des Küstengebiets stattgefunden, wie die Beobachtungen an den landfest und fossil gewordenen Korallenriffen längs des ostafrikanischen Strandes beweisen**).

Um das geologische Bild des Küstengebietes zu vervollständigen, bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die Modellierung der Oberfläche zu werfen, wie sie sich seit der Tertiärzeit vollzog. Mit dem Augenblick, wo das jetzige ostafrikanische Küstenland als gewaltige ebene Fläche aus dem Meere emporstieg, begannen die mannigfaltigen zerstörenden Kräfte der Atmosphäre den Kampf gegen die jungen, wenig verfestigten Ablagerungen. Mehr und mehr zerfurchten die Flüsse die Jura-Kreideschichten, immer tiefer nagten sie sich in das mürbe Gestein ein. Die Verwitterung tat das ihrige, und heftige Regengüsse trugen das zertrümmerte Material zu Tale, von wo aus die Flüsse es hinausführten in den Ozean. Weitaus der größte Teil der ursprünglichen Sedimentdecke fiel diesem Zerstörungsprozeß zum Opfer, so daß der alte, mit Inselbergen besetzte Gneissockel auf weite Strecken hin wieder zutage trat. Nur in einer schmalen, küstennahen Zone, den vorhin bereits angeführten Gebieten: Bondëi, Usaramo, im Hinterland von Kilwa und von Lindi haben sich Reste der Jura-Kreideschichten erhalten, die nun meist als flache Rücken

*) Ausführliche Studien über die Jura- und Kreidezeit in Ostafrika veröffentlichten E. Dacqué und E. Krenkel im Neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1909. Beilage—Band 28, S. 150 ff.

**) Sehr deutlich konnte Fraas die Oszillationen des Meeres innerhalb der ostafrikanischen Strandzone an den Ruinen der 1896 zerstörten Festung „Jesus von Mombasa" beobachten. Er fand nämlich, daß an den jetzt 4—5 m über der Flutzone gelegenen Trümmern Austern in ungeheuren Massen angewachsen sind; ein Beweis dafür, daß die Bastion einst tief in das Meer eintauchte, dort von Austern besiedelt wurde und dann wieder bis zur jetzigen Höhe gehoben wurde. Diese im Minimum 10—12 m betragende Schwankung des Landes muß innerhalb der letzten 200 Jahre vor sich gegangen sein! (E. Fraas: Geologische Streifzüge in Ostafrika, Stuttgart 1909.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder Kuppen aufragen. Landeinwärts folgt dann ein hügeliges Gneisland, gelegentlich bedeckt mit lockeren jüngeren Deckschichten. Nennenswerte Erhebungen sind hier kaum zu verzeichnen, nur an einer einzigen Stelle erhebt sich auf dem Gneissockel ein Gebirgstock von beträchtlicher Höhe und Ausdehnung: die Ulugurubergе. Bis zu 2500 m ragen die stolzen Gipfel dieses wild zerklüfteten Gneisgebirges empor, das mit seinen steilen Hängen, malerischen Berggruppen und seiner üppigen Vegetation zu den schönsten Landschaften von Deutsch-Ostafrika gehört.

Welche Veränderungen vollzogen sich nun aber auf dem ostafrikanischen Hochlande seit jener Zeit, wo die Randzone absank und vom Jura- und Kreidemeer überflutet wurde? Wir haben bereits gesehen, daß das Hochland von Ostafrika wie das zentralafrikanische Massiv, von dem es ein Teil ist, überhaupt seit unermeßlichen Zeiten Festland war und blieb. Seit dem Altertum der Erdgeschichte haben hier nie mehr die Fluten eines Meeres die angehäuften Verwitterungsprodukte aufgearbeitet und neues Gestein zum Absatz gebracht. Eine riesige Rumpffläche, eine Fastebene, in der das anstehende Gestein zum größten Teil unter einer Decke von Verwitterungschutt begraben liegt, ist das Resultat des Jahrtausende und aber Jahrtausende von Jahren währenden Zerstörungsprozesses.

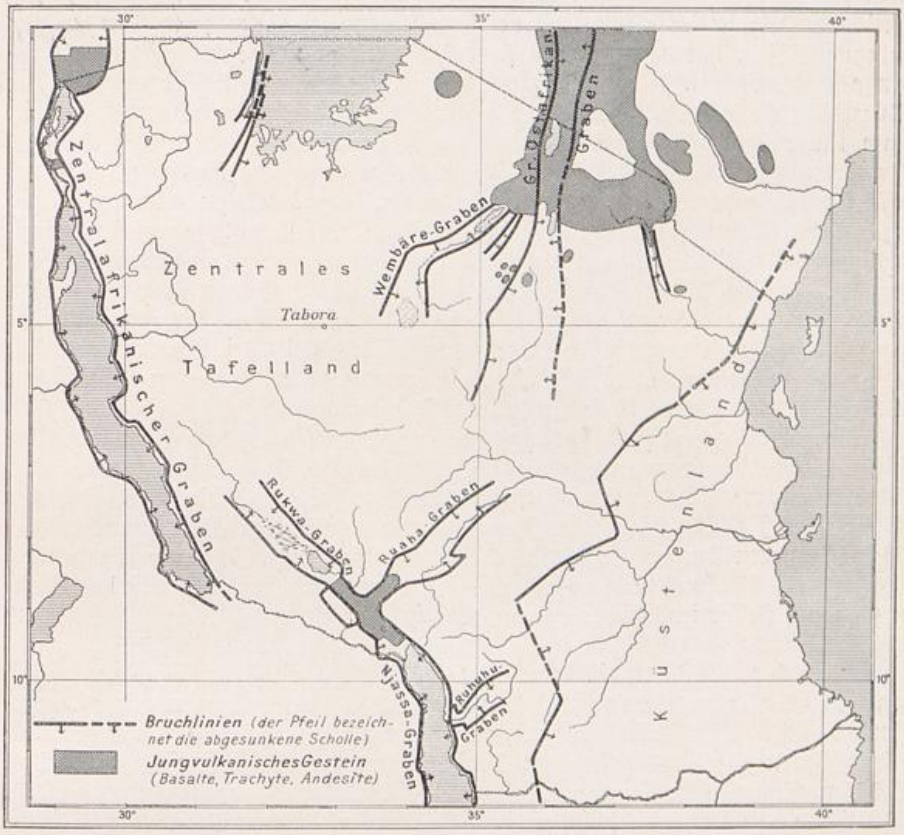
Mit dem Absinken der Randzone beginnt für das Hochland gleichsam neues Leben. Zunächst wurde der Steilrand, mit dem das Hochland zum Küstengebiet absetzt, intensiv modelliert. Die feuchten Seewinde brachten reichliche Niederschläge, die ihre Furchen und Rillen eingruben; aus dem Inneren brachen sich Bäche und Flüsse zum Küstenland durch, die zwar zunächst in Wasserfällen den Steilrand hinabstürzten, sich aber allmählich immer tiefer in das Gestein einsägten, bis schließlich der Höhenunterschied mehr oder minder überwunden war. Auch tektonische Störungen sind vielfach nachweisbar und haben ebenfalls, wenn auch in geringerem Maße, zu der Umgestaltung der Randgebiete beigetragen. So wurde der ursprünglich einheitliche Ostrand des Hochlandes vornehmlich durch die Erosion in eine Reihe von mannigfach zerschluchteten Bergländern umgewandelt, die sämtlich nach Osten steil abfallen, nach Westen dagegen allmählich in das innerafrikanische Hochland übergehen. Usambara und Pare, Unguru, Ussagara und Uhehe sind die wichtigsten dieser Gebirgslandschaften, die man gelegentlich wohl unter dem nicht gerade glücklich gewählten Namen „Ostafrikanisches Schiefergebirge" zusammenfaßt.

Auf dem Hochlande selbst vollzogen sich am Ende des Mittelalters der Erdgeschichte wichtige Umgestaltungen. An großen, meist meridional verlaufenden Bruchlinien sanken langgestreckte Schollen der Erdrinde in die Tiefe. Die von der vorher bestehenden Spannung plötzlich befreiten Ränder dieser Grabenbrüche wurden meist emporgehoben und aufgewulstet und umsäumen nun als Gebirge die langgestreckten Senkungsfelder, die als natürliche Sammelwannen des abfließenden Wassers in der Regel von Seen erfüllt werden. Die nächste Folge dieser Zerstückelung der Erdrinde war ein Erwachen des Vulkanismus in Ostafrika. Besonders an denjenigen Stellen, wo mehrere Grabenbrüche zusammenstoßen, wo also ein besonders starkes Bersten der Erdrinde stattgefunden hat, ist das vulkanische Magma aus den Tiefen des Erdinnern emporgedrungen. Vulkanreihen und Vulkangruppen mit hohen Einzelbergen entstanden im Gebiet der großen tektonischen Störungen, und während die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen nach kurzer Zeit erloschen, sind andere Vulkane bis zum heutigen Tage in Tätigkeit geblieben.

Beginnen wir unsere nähere Betrachtung mit dem südlichsten der ostafrikanischen Grabenbrüche, dem Njassagraben (siehe Abb. unten). Bereits der untere Schirefluß liegt zwischen zwei parallelen Bruchrändern, die nach Norden sich fortsetzend den Grabensee des Njassa einrahmen. Die Ränder des Njassagrabens steigen allenthalben steil aus dem See empor und erreichen zum Teil beträchtliche Höhen, besonders im Nordosten im deutschen Gebiet, wo einzelne



Tektonische Skizze von Deutsch-Ostafrika.

Gipfel des aufgewulsteten Grabenrandes, der hier den Namen Livingstonegebirge trägt, die stolze Höhe von über 2000 m erreichen. (Djamimbi 2243 m, Kidugala 2490 m.) Demgegenüber beträgt die Maximaltiefe des Sees rund 700 m. Die Sohle des Njassagrabens reicht daher, da der See selbst in 478 m Seehöhe gelegen ist, stellenweise beträchtlich unter das Niveau des Indischen Ozeans hinab.

Eine Reihe weiterer Grabenbrüche steht mit dem Njassagraben in unmittelbarer Verbindung. Zunächst wird der östliche Grabenrand bei Wiedhafen durch einen Querbruch unterbrochen. Ein Streifen alten Sandsteins (Karrooformation) ist hier in einem nach Osten gerichteten, jetzt vom Ruhuhu

durchströmten Grabenbruch eingesunken. Am Kreuzungspunkt des Njassagrabens mit dem Ruhuhugraben hat Bornhardt jungeruptive Gesteine festgestellt.

Verfolgen wir jetzt den Verlauf des Njassagrabens nördlich vom Njassasee. Zwischen dem östlichen und dem westlichen Randgebirge dehnt sich hier zunächst die weite Niederung von Unterkonde aus, die allem Anschein nach als alter Seeboden des einst höherstehenden Njassasees angesprochen werden darf. Weiter nördlich gabelt sich der Njassagraben. Ein Ast, die Rukwasenke, geht gegen Nordwesten, ein zweiter Ast, der Ruahagraben, ist nach Nordosten gerichtet. An derjenigen Stelle nun, wo diese drei tektonischen Senken zusammentreffen, hat offenbar ein starkes Zerreißen und Zerbersten der Erdrinde stattgefunden, so daß es dem Magma möglich war, sich einen Weg zur Oberfläche zu bahnen. Gewaltige basaltische Deckenergüsse haben sich hier in dem Querriegel von Oberkonde über Sandsteinen und Gneisen ausgebreitet. Zwei imposante Bergkegel, der Kiejo (2300 m) und der Rungwe (3175 m) lassen noch heute die Zentren einstiger vulkanischer Tätigkeit erkennen. Die beiden nördlichen Grabenbrüche, der Rukwa- und der Ruahagraben, sind zwischen dem Ukimbuplateau einerseits und den bergigen Landschaften Usipa beziehungsweise Uhehe anderseits eingesenkt. Beide sind in ihrem südlichen Teile von mauerartig abfallenden Grabenrändern flankiert, die jedoch weiter nach Norden zu immer niedriger werden. Etwa bei 7° s. Br. verlieren sich beide Grabenbrüche, ohne daß ein Zusammenhang mit anderen tektonischen Störungen im Westen beziehungsweise Norden ersichtlich ist.

Die zweite gewaltige Grabenversenkung ist der sogenannte Zentralafrikanische Graben, gekennzeichnet durch den Verlauf des Tanganjika-, Kiwu- und Albert Edward-Sees (siehe Abb. S. 127). Von seinem Südende an ist dieser Grabenbruch zunächst auf eine Länge von rund 650 km (Luftlinie Berlin—Bodensee) vom Tanganjikasee erfüllt. Die aus kristallinen Schiefern bestehenden Ränder des Grabens sind auch hier stark aufgewulstet, und zwar ist der Westrand meist steiler und höher als der Ostrand. (Zentralafrikanisches Schiefergebirge.)

Nördlich vom Tanganjika treffen wir, ähnlich wie beim Njassa, zunächst auf ein Stück ehemaligen Seebodens. Von hier aus gelangen wir alsdann, dem Russissi flußaufwärts folgend, zu einem zweiten, innerhalb des Zentralafrikanischen Grabens gelegenen Wasserbecken, dem erst so spät entdeckten (1894 v. Götzen) Kiwusee, der durch den Russissi dem hydrographischen System des Tanganjikasees angeschlossen ist. Die aufgetriebenen Länder des Hochlandes steigen steil und schroff aus dem in 1455 m Seehöhe gelegenen Kiwusee empor und erreichen an der Westseite Gipfelhöhen bis zu 3500 m, im Osten bis zu 2800 m. Im Nordosten des Sees biegt der Ostrand des Zentralafrikanischen Grabens plötzlich fast rechtwinklig ab und umkreist in einem weiten Bogen nach Osten die mächtige Gruppe der Kirungavulkane. Kesselförmige Einbrüche der Erdrinde bewirkten an dieser Stelle in junger geologischer Vergangenheit das Empordringen des glutflüssigen Magma. Gewaltige Massen basaltischer Lava haben das ausgedehnte Einsturzbecken ausgefüllt und acht große Kraterberge aufgebaut, deren höchster, der Karissimbi, eine Höhe von fast 4500 m erreicht. Die Mehrzahl der Kirungavulkane ist heutzutage nicht mehr in Tätigkeit, nur die beiden westlichsten, der Niragongo (3412 m) und der Namlagira (2960 m) zeichnen sich durch noch heute währende Erup-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Makondeweib mit Lippenpflock (Pelele).

tionen aus. — Nördlich von den Kirungavulkanen nimmt der Zentralafrikanische Graben seine gewöhnliche Gestalt wieder an. Jenseits des 1. Grades südlicher Breite gelangen wir bereits in das Gebiet des Albert Edward-Sees und haben hiermit das Flußgebiet des Nils erreicht. Weiter nördlich umsäumen die parallelen Wände des Zentralafrikanischen Grabens noch den Albertsee (590 m Seehöhe); dann stürzen die Wasser des Sees über die Murchisonfälle hinab, und der Graben erreicht sein Ende.

Von den bisher betrachteten schlauchförmigen Grabenseen des ostafrikanischen Hochlandes unterscheidet sich schon durch seine wesentlich andere Gestalt der größte der afrikanischen Seen, der Victoria-Njansa, der mit einem Flächeninhalt von 66 500 qkm fast die Größe von Bayern ohne die Pfalz erreicht. Die größte Tiefe des Viktoriasees, dessen Spiegel sich in 1132 m Seehöhe befindet, beträgt im Gegensatz zu den Grabenseen nur 75 m. Reiche Gliederung der Küste durch tief einschneidende Buchten (Speke-Golf, Emin Pascha-Golf u. a. m.) im Verein mit dem Auftreten zahlreicher Inseln und Klippen bilden die charakteristische Eigentümlichkeit dieses Binnensees.

Hinsichtlich der Entstehung des Victoria-Njansa gehen die Meinungen noch immer weit auseinander. Zweifellos ist das Gebiet des Viktoriasees eine von tektonischen Störungen vielfach durchsetzte Zone; insbesondere dürfte die Westküste des Sees im wesentlichen durch meridionale Abbrüche entstanden sein. Auch die vom Nil durchschnittenen Phonolitmassen im Norden des Sees, sowie eine Reihe jungvulkanischer Kraterberge auf der Ostseite weisen auf tektonische Störungen hin. Ob sich indes diese Verwerfungslinien bogenförmig zusammenschließen und das Becken des Victoria-Njansa als ein weit ausgedehnter, aber flacher Kesselbruch anzusehen ist, steht noch dahin. Die Entstehung einer flachen Depression im Gebiet des heutigen Viktoriasees wurde jedenfalls neben der intensiven Zerstückelung und dem hiermit verbundenen Absinken einzelner Schollen der Erdrinde wesentlich dadurch gefördert, daß Teile des Hochlandes im Westen sowohl wie im Osten in die Höhe gehoben wurden. Im Westen haben wir diese Aufwulstung der Hochlandsränder längs des Zentralafrikanischen Grabens bereits kennen gelernt, im Osten des Viktoriasees finden wir, wie wir sogleich sehen werden, analoge Verhältnisse.

Eduard Sueß, der geniale Wiener Geologe, hat als erster auf jenen mächtigen Riß im Antlitz der Erde hingewiesen, der im nördlichen Palästina beginnt und erst im mittleren Deutsch-Ostafrika sein Ende erreicht. Jordantal, Totes Meer, Wadi Arabah, Golf von Akaba und Golf von Suez, Rotes Meer, Abessinischer Graben und Großer Ostafrikanischer Graben sind die einzelnen Abschnitte dieser gewaltigen Spalte, die sich ohne Unterbrechung über mehr als vierzig Breitengrade hinzieht. Ihr südlichstes Ende, der Große Ostafrikanische Graben, beginnt bei dem Rudolfsee (5° s. Br.) und reicht nach Süden bis zur Breite des Kilimandscharo (3° s. Br.). Südlich hiervon sind die beiden Grabenwände, insbesondere aber der östliche, nicht mehr scharf ausgeprägt wie im Norden, jedoch lassen sich tektonische Störungen bis südlich von Kilimatinde verfolgen (siehe Abb. S. 127). Ob hier in der Tat nur im Westen ein Abbruch stattgefunden hat oder der östliche Grabenrand nur im Landschaftsbilde nicht hervortritt, ob weiterhin die große ostafrikanische Störung sich nach Süden in den Ruahagraben fortsetzt, werden künftige Untersuchungen zu entscheiden haben.

Etwa in 3° s. Br. strahlen eine größere Anzahl von Nebenspalten von dem Großen Ostafrikanischen Graben aus, die allerdings mindestens zum Teil älter als dieser sind und von ihm abgeschnitten wurden (siehe Abb. S. 127). Der Njarasa-(Ejassi-)see sowohl wie der kleinere Hohenlohesee liegen in derartigen Querbrüchen, dem Wembäre- beziehungsweise Hohenlohegraben; eine dritte Spalte zieht sich nach dem Meru und Kilimandscharo hin.

Langgestreckte Schlauchseen weist der Große Ostafrikanische Graben im Gegensatz zu den beiden anderen großen Grabenbrüchen nicht auf. Eine Kette kleinerer abflußloser Seen mit stark wechselndem Wasserstande und bitterem, sodahaltigem Wasser breitet sich auf der Sohle des Großen Ostafrikanischen Grabens aus. Im deutschen Gebiet finden wir zwei solcher Salzseen: den Natron- und den Manjarasee.

Steht der Große Ostafrikanische Graben hinsichtlich seiner Seen hinter den anderen ostafrikanischen Grabenbrüchen zurück, so übertrifft er sie alle in bezug auf die jungvulkanischen Bildungen, die das stark dislozierte Gebiet allenthalben begleiten. Die größten vulkanischen Massenaufschüttungen liegen naturgemäß an derjenigen Stelle, wo der Wembäre- und Ejassigraben mit der Kilimandscharospalte und dem Großen Graben zusammentreffen. Ein gewaltiges vulkanisches Hochland, das sogenannte Winterhochland, dehnt sich hier auf der Westseite des Hauptgrabens über viele Quadratkilometer aus und grenzt im Südwesten an das gleichfalls jungvulkanische Hochland der Riesenkrater, auf dem sich Vulkanberge von mehreren Kilometern Durchmesser erheben. Der größte von ihnen ist der Ngorongoro, der mit seinem Krater von 20 km Durchmesser wohl als der gewaltigste Krater der Erde überhaupt bezeichnet werden muß.

Eine zweite Zone großartiger Massenergüsse zieht sich vom Winterhochland nach Osten und erfüllt die sogenannte Kilimandscharospalte. Auf einem Sockel von jungvulkanischen Lavadecken erheben sich hier eine große Zahl von Vulkanbergen, die im Westen mit dem Kitumbeine (2600 m), Meandet-Mondul (2700 m) und Essimingori (2100 m) beginnen und nach Osten hinüberführen zu der Vulkanruine des Meruberges (3600 m) und endlich dem zweigipfligen, von ewigem Schnee und Gletschereis gekrönten Vulkanmassiv des Kilimandscharo, der höchsten Erhebung des afrikanischen Kontinents (Mawensi 5355 m, Kibo 6010 m). Von den übrigen zahlreichen Einzelvulkanen im Gebiet des Großen Ostafrikanischen Grabens verdienen besondere Erwähnung der Kegel des Gelei am Südende des Natronsees (2932 m), der noch heute tätige Oldonjo l'Engai (2857 m), der Lomalasin (3600 m) im Winterhochland und endlich der südlichste der Vulkanberge, der Gurui (3500 m).

Mag dieser kurze Überblick über die tektonischen Verhältnisse des ostafrikanischen Hochlandes genügen, um uns zu zeigen, wie durch riesige Einbrüche der Erdrinde und durch das Emporquellen vulkanischen Magmas eine gewisse Abwechslung in die Einförmigkeit der weiten Rumpfebene des ostafrikanischen Hochlandes hineingetragen wurde. Den alten Charakter einer weitausgedehnten, schwachwelligen Hochfläche finden wir jetzt nur noch in dem von den großen Grabenbrüchen allseitig begrenzten Gebiet, das Hans Meyer nach der bedeutendsten Landschaft das zentrale Tafelland von Unjamwesi genannt hat. Es reicht vom Ukimbuplateau im Süden bis zu den Randlandschaften des Viktoriasees (600 km) und von den Landschaften Ujansi und Ugogo am Südende des Großen Ostafrikanischen Grabens nach Westen bis zu den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Landschaften Uha, Ukumbi, Ugala und Ukonongo im Osten des Tanganjikasees (400 km).

Eine geologisch-orographische Einheit für sich bildet schließlich das Gebiet zwischen dem Viktoria- und dem Tanganjikasee, das sogenannte Zwischenseengebiet, ein durch Erosion und wohl auch tektonische Vorgänge vielfach zerschnittenes Tonschieferplateau, das in Stufen von dem Niveau des Viktoriasees (1132 m) nach Westen bis zu 2800 m, stellenweise gar über 3000 m ansteigt. Es umfaßt die Landschaften Karagwe, Mpororo, Ruanda und Urundi.

Im Anschluß an die Betrachtung der Oberflächengestaltung von Deutsch-Ostafrika legen wir uns nunmehr die Frage vor, nach welchen Ozeanen sich das Land abdacht und welche Gliederung der hydrographischen Systeme sich feststellen läßt. Unsere Skizze (siehe Abb. S. 133) zeigt uns, daß Deutsch-Ostafrika an allen drei ozeanischen Abdachungen Afrikas Anteil hat: Sämtliche Flüsse des Küstenlandes und der Njassasee (Schire-Sambesi) führen ihre Wasser dem Indischen Ozean zu; der Tanganjikasee und der mit ihm durch den Russissi verbundene Kiwusee entwässern durch den Lukuga-Kongo zum Atlantischen Ozean, während der Viktoriasee seine Wässer durch den Nil an das Mittelmeer abgibt. Mit Fug und Recht verdient also das zentrale Tafelland Deutsch-Ostafrikas die Bezeichnung das „Dach von Hochafrika", treffen doch eben hier die Wasserscheiden der drei Afrika umflutenden Ozeane zusammen. Allerdings findet eine unmittelbare Berührung der drei Abdachungen nicht statt. Die abflußlose Zone des Großen Ostafrikanischen Grabens trennt im nördlichen Deutsch-Ostafrika die indische Abdachung von der des Mittelmeers und des Atlantik, und im Süden schiebt sich das abflußlose Gebiet der Rukwasenke trennend zwischen die indische und die atlantische Abdachung (siehe Abb. S. 133).

Weitaus der größte Teil der Oberfläche Deutsch-Ostafrikas gehört zur indischen Abdachung, deren Hauptwasseradern der Pangani, Wami, Rufiji und Rowuma sind. — Die Quellbäche des Pangani entspringen in dem Urwaldgürtel des Kilimandscharomassivs, stehen also mit den Schmelzwässern der Kibogletscher in keiner unmittelbaren Verbindung. Nachdem sich die beiden Sammelbäche Ronga und Ruvu südlich von Unter-Aruscha vereinigt haben, fließt der Pangani zunächst in einem tiefen, aber schmalen Bett durch eine öde Steppenniederung, die sich am Westfuße des Paregebirges entlangzieht. Je mehr er sich dann aber dem Usambarabergland nähert, um so felsiger wird sein Bett; hier und dort ragen Stromschnellen und Inseln auf, die eine Benutzung des Pangani als Wasserstraße naturgemäß unmöglich machen. In seinem Mittellauf tritt der Pangani nahe an den Südwestabsturz von Usambara heran und empfängt hier zwei Nebenflüsse, den stark versumpften Grenzfluß zwischen Usambara und Pare, den Mkomasi, und den tief eingeschnittenen Luengera, der West- und Ostusambara voneinander scheidet. Wenige Kilometer nach der Einmündung des Luengera erreicht der Pangani die Steilstufe des Hochlandes, über die er in den mehrarmigen Wasserfällen von Hale und Koani hinabstürzt (sogenannte Panganifälle). In vielfachen Schlangenlinien windet er sich alsdann durch die wohlbebaute Küstenlandschaft Bondei und mündet schließlich bei der Stadt Pangani in einem 5 km breiten Ästuar.

Der Wami bildet die Wasserader der Landschaft Useguha, deren relativ dichte Besiedlung in engster Beziehung zu dem stets Wasser führenden Flusse steht. Seinem Stromgebiet gehört ferner die gebirgige Landschaft Unguru

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und der größere Teil von Ussagara an. Von den zahlreichen Nebenflüssen des Wami erwähnen wir in erster Linie den weit in das Hochland eingreifenden Mukondokwa und den Mkata, die beide in letzter Zeit vielfach in kolonialwirtschaftlichen Aufsätzen genannt werden. Bekanntlich plant man hier großartige Wasserregulierungsarbeiten, durch die die Mkataebene zwischen dem Ulugurugebirge und der Steilstufe von Ussagara zur Anpflanzung von Baumwolle geeignet gemacht werden soll. Die Wasser von Unguru führen der Luale und der Lukigura zu Tale. Unterhalb der Lukiguramündung biegt der Wami aus der bisher vorherrschenden Richtung Südwest—Nordost nach Osten um, überwindet den Abfall der Küstenstufe in den Schnellen von Mandera und sendet dann in zwei Deltaarmen seine Wasser dem Ozean zu. An dem nördlichen dieser Arme liegt die Stadt Sadani.

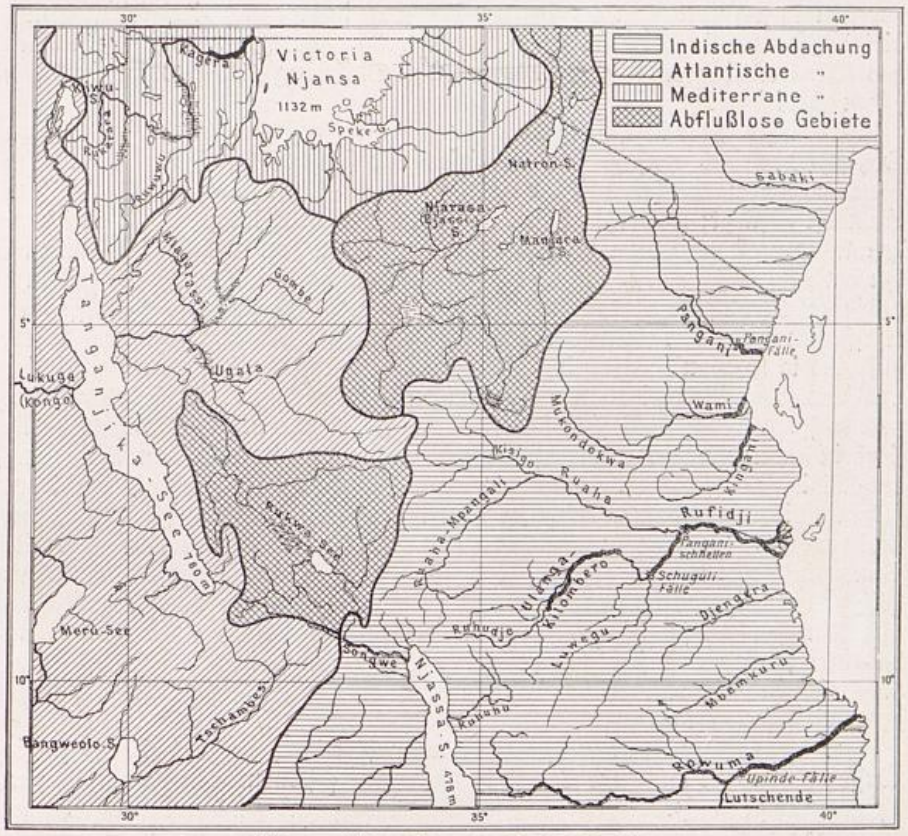
Fast ein Viertel der Oberfläche von ganz Deutsch-Ostafrika umfaßt das Stromgebiet des größten Flusses unserer ostafrikanischen Kolonie, des Rufiji, der gegenüber der Insel Mafia in den Indischen Ozean einmündet. Bis in die Gegend von Kilimatinde erstreckt sich das Quellgebiet dieses riesigen Stromes nach Norden, im Südwesten entwässert ein Teil des Konde- und Livingstonegebirges zum Rufiji, und im äußersten Süden geht die Wasserscheide zwischen Rufiji und Rowuma mitten durch die Landschaft Ungoni. Ein Teil von Ujansi, Ugogo und Ussagara, die Landschaften Ussangu, Uhehe, Ubena, ganz Mahenge und ein großer Teil von Ungoni senden ihre Wasser dem Rufiji zu.

Die große Zahl der Nebenflüsse des Rufiji eingehend zu verfolgen, würde uns zu weit führen; wir beschränken uns daher auf die beiden wichtigsten, den Ruaha-Mpangali und den Ulanga-Kilombero. Die Quellbäche des Mpangali kommen von dem Nordabhange des Livingstonegebirges herab, durchströmen die Landschaft Ubena und sammeln sich alsdann in der Sohle des Ruahagrabens, den wir bereits kennen gelernt haben. Die Zuflüsse, die der Ruaha im Mittellauf von den östlichen und westlichen Grabenwänden erhält, führen nur relativ wenig Wasser, so daß er selbst in einem flachen Bett träge seine Fluten nach Nordosten wälzt und in der Trockenheit nicht selten gänzlich versiegt. Erst nach seiner Vereinigung mit dem von Nordwesten kommenden Kisigo schwillt er zu einem ansehnlichen Strom an und schneidet sich, nach Südosten umbiegend, tief in das Randgebirge ein, das er in einer von steilen Wänden eingerahmten Niederung als Grenzfluß zwischen Ussagara und Uhehe durchfließt, um sich weiter abwärts mit dem Rufiji zu vereinigen.

Der eigentliche Quellfluß des Rufiji ist der Ruhudje, der an den Osthängen des Livingstonegebirges entspringt und nach Aufnahme zahlreicher Bäche und Flüsse bereits als stattlicher Strom die Ulangaebene betritt. In vielen Windungen durchfließt der nunmehr Ulanga-Kilombero genannte Fluß die weite Niederung am Fuße des Uheheberglandes, von dem eine große Zahl wasserreicher Zuflüsse in den Ulanga münden. Dieser ganze Mittellauf bis zum nördlichen Mahenge, eine Strecke von mehr als 200 km, ist selbst in der Trockenheit für die Schiffahrt mit flachen Heckraddampfern geeignet. Weiter stromabwärts, von Ugahomas Dorf an beginnen allerdings Felsriffe und Sandbarren, die sich ohne wesentliche Unterbrechung bis zur Vereinigung mit dem von Süden her kommenden Luwegu hinziehen. Der gewaltig angewachsene Strom stürzt kurz nach der Vereinigung von Ulanga und Luwegu die 10 bis 15 m hohen Schugulifälle hinab, um nunmehr in einem etwa 70 m

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

breiten Bett nach Nordosten dem Ruaha zuzueilen. Dicht unterhalb der Ruahamündung wird das Flußbett durch feste Sandsteine auf 12 bis 15 m eingeengt und die gesamten Wassermassen des Rufiji müssen sich durch diese kanionartige Schlucht hindurchzwängen. Erst beim Mtundusihügel erreichen diese Schnellen, die den Namen Panganischnellen erhalten haben, ihr Ende und geben den jetzt sich nach Osten wendenden Strom bis zu seinem Mündungsdelta, d. i. eine Stromstrecke von etwa 250 km, für die Schiffahrt frei.



Hydrographische Skizze von Deutsch-Ostafrika.
(Die stark ausgezogenen Teile der Flußlinien geben die Schiffbarkeit an.)

Über den Grenzfluß zwischen Deutsch- und Portugiesisch-Ostafrika, den Rowuma, können wir uns kurz fassen, weil einmal nur das Nordufer zu unserer Kolonie gehört und sodann der größere Teil dieses Stromsystems im portugiesischen Gebiet liegt. Wir haben uns zwar daran gewöhnt, den als Grenze angenommenen Flußlauf als Rowuma zu bezeichnen, begehen aber hiermit streng geographisch genommen einen Fehler. Der bei weitem wasserreichere, mächtigere wahre Mittel- und Oberlauf des Rowuma ist der auf der portugiesischen Seite einmündende Lutschende; wir benennen also in diesem Falle ein Flußsystem nach seinem kleineren Zweig. Die Quelle des Rowuma liegt in den Matogorobergen des Ungonihochlandes. Als echter Bergstrom eilt er

durch das südliche Ungoni, wendet sich dann in scharfer Kurve nach Osten und nimmt auf seinem Mittellauf zahlreiche Bäche und Flüsse auf, die ihm von Norden und Nordwesten her zuströmen. Der Wert des Rowuma als Wasserstraße ist in seinem Ober- und Mittellaufe sehr gering. Untiefen, Sandbarren, gelegentlich auch Stromschnellen bereiten der Schiffahrt unüberwindliche Hindernisse. Erst nachdem der Strom kurz nach der Vereinigung mit dem Lutschende die Upindefälle passiert hat, beginnt eine bis zum Mündungsdelta reichende, einigermaßen brauchbare Stromstrecke, die aber wegen der ständig sich vorlagernden Sandmassen noch immer Schwierigkeiten genug bietet. Im Deltagebiet selbst greift bekanntlich die Grenze ein Stück über das Süduser hinüber, so daß die eigentliche Mündung des Rowuma in deutschem Gebiet gelegen ist.

Das letzte zur indischen Abdachung gehörige hydrographische System Deutsch-Ostafrikas umfaßt den Njassasee mit seinen Zuflüssen. Es wurde oben bereits angedeutet, daß der Njassasee nach Süden durch den Schire zum Sambesi abfließt; weiterhin sahen wir bei der Betrachtung der Oberflächengestaltung, daß hohe Randgebirge allseitig nahe an den See herantreten und ihn derartig einschnüren, daß es wegen Raummangels schwerlich zur Bildung größerer Stromsysteme kommen kann. In der Tat sind die Zuflüsse des Njassa durchweg von untergeordneter Bedeutung. Wir begnügen uns daher, auf die die Kondeniederung durchschneidenden Flüsse Lufirio, Mbaka, Kiwira und Songwe hinzuweisen und mit einigen Worten den Verlauf des größten und wasserreichsten Zuflusses, des Ruhuhu, zu skizzieren. Die Ruhuhuquelle liegt in unmittelbarer Nachbarschaft der Ruhudjequelle auf dem Ostabhang des Livingstonegebirges. Anfangs dem Ostabfall des Njassarandgebirges folgend, biegt der Ruhuhu mit dem Eintritt in den von Wiedhafen nach Osten streichenden Grabenbruch nach Südwesten um und durchströmt nun das weite Sandsteintafelland, das sich in dem Querbruch von Wiedhafen ausdehnt. Wie alle Njassazuflüsse, so häuft auch der Ruhuhu die von ihm mitgeführten Schuttmassen bei seiner Mündung in den See in Gestalt eines Deltas an, das den südlichen Abschluß der kleinen Bucht von Wiedhafen bildet. Auf die besondere Bedeutung des Ruhuhutales als der günstigsten Zugangstraße zum Njassasee werden wir unten zu sprechen kommen.

Im Gegensatz zu der indischen Abdachung mit ihren zahlreichen ständig Wasser führenden und zum Teil schiffbaren Flußsystemen werden die übrigen hydrographischen Provinzen Deutsch-Ostafrikas geradezu durch den Mangel derartiger Wasseradern gekennzeichnet. Fassen wir zunächst die atlantische Abdachung ins Auge. Außer dem Mlagarassi, der südlich von Udjidji in den Tanganjikasee einmündet, und dem bereits des öfteren erwähnten Russissi, der Verbindung von Kiwu und Tanganjika, führt kein einziger Fluß dieser weit nach Osten hinübergreifenden hydrographischen Provinz das ganze Jahr über Wasser. Entweder trocknen die Flußläufe während der Trockenzeit gänzlich aus, oder es bleibt lediglich eine Kette von Tümpeln übrig, die erst in der Regenzeit wieder miteinander in Verbindung treten. Zu diesen „Regenströmen", wie sie die Wanjamwesi nennen, gehören sämtliche Nebenflüsse des Mlagarassi, der über 400 km lange Ugala, der Gombe u. a. m. (siehe Abb. S. 133). Der Mlagarassi selbst verfügt zwar über genügende Wassermengen, um sein Bett ständig zu füllen, wegen seiner starken jahreszeitlichen Wasserstandschwankung und wegen der im Unterlauf immer zahlreicher wer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denden Stromschnellen kommt er jedoch für die Schiffahrt nicht in Frage.

Die gesamten Wassermengen des Mlagarassisystems vereinigen sich mit dem Abfluß des Kiwusees in der großen Sammelwanne des Tanganjika. Von hier aus führt der Lukuga die Wasser dieser hydrographischen Provinz Ostafrikas nach Westen und übergibt sie bei Buli dem Kongo.

Die letzte ozeanische Abdachung unserer Kolonie entwässert durch den Nil zum Mittelmeer. Der deutsche Anteil dieser großen hydrographischen Provinz umfaßt den deutschen Teil des Viktoriasees und seine Zuflüsse. Eine große Anzahl von Bächen und Flüssen ergießt sich von Osten, Süden und Westen her in den riesigen Quellsee des Nils. Allein die Mehrzahl von ihnen versiegt in der Trockenzeit mehr oder minder und dient nur in der Regenzeit als Ablaufkanal der plötzlich herabstürzenden Regenmassen. Eine Ausnahme hiervon bildet nur der Hauptzufluß des Viktoriasees, der Kagera, der ständig Wasser führt.

Seitdem Stanley in dem Kagera den eigentlichen Quellfluß des Nils festgestellt hat, haben sich eine große Anzahl von wissenschaftlich geschulten Reisenden die Erforschung des Kagerastromgebiets zum Ziele genommen in der Hoffnung, das uralte Problem der Nilquellen seiner Lösung entgegenzubringen. Nach den Forschungen des verdienstvollen Residenten von Ruanda, Dr. Richard Kandt, hält man jetzt allgemein den Njawarongo-Rukarara für den wasserreichsten der Kageraquellflüsse und verlegt demgemäß die Quelle des Kagera und damit die Nilquelle nach Süd-Ruanda. Als stattlicher Bergstrom fließt der Njawarongo-Rukarara nach Aufnahme mehrerer Bäche der Streichrichtung der Tonschieferschichten folgend zunächst nach Norden, wo er den wiederum in meridionaler Richtung fließenden Mkunga aufnimmt. Alsdann biegt er zum erstenmal nach Osten um, wendet sich bald darauf nach Süden und vereinigt sich nunmehr mit dem Akanjaru, von dessen Einmündung ab der Strom den Namen Kagera trägt. Wenige Kilometer abwärts ändert der Kagera bereits seine Richtung und wendet seinen Lauf nach Osten beziehungsweise Südosten. Zahlreiche Sümpfe und Seen, die in großer Menge über das ganze Tonschieferstufenland des Zwischenseengebiets verteilt sind, senden ihre Wasser dem großen Abflußkanal von Ruanda zu. Nach Überwindung einer Reihe von Schnellen und Wasserfällen empfängt der Kagera von Süden her seinen mächtigsten Nebenfluß, den Ruwuwu, der den größten Teil der Landschaft Urundi entwässert und mit seinem Quellgebiet weit nach Süden bis in die Nähe des Mlagarassi hinunterreicht. Der aus der Vereinigung von Kagera und Ruwuwu entstandene wasserreiche Strom schlägt nunmehr wieder die meridionale Richtung ein („Südknie") und windet sich, lange Zeit diese Richtung beibehaltend, durch zahlreiche Seen, Papyrussümpfe und Schilfdickichte nach Norden bis nahe an die deutsch-englische Grenze in der Landschaft Mpororo. Im „Nordknie" biegt er zum letztenmal aus der meridionalen in die östliche Richtung um und eilt nun in einem 80 bis 100 m breiten, vielfach von Schilfsümpfen eingesäumten Bett dem Viktoriasee zu, den er jenseits der deutsch-englischen Grenze in dem englischen Teil der Landschaft Buddu erreicht (siehe Abb. S. 133).

Um unsere Betrachtung der Hydrographie Deutsch-Ostafrikas zum Abschluß zu bringen, bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die beiden abflußlosen Gebiete unserer Kolonie zu werfen. Die nördliche abflußlose Zone umfaßt das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebiet des Großen Ostafrikanischen Grabens und seiner Nebenbrüche. Von den zahlreichen Salzseen, die sich auf der Sohle des Großen Grabens gebildet haben, erwähnen wir in erster Linie den Natronsee (Magad), der unmittelbar an der Nordgrenze unserer Kolonie beginnt und sich bei etwa 24 km Breite nach Süden erstreckt. Den größten Teil seiner Wassermassen empfängt er von Norden her aus englischem Gebiet durch den Guasso Njiro. Alle übrigen abflußlosen Seen im Gebiet des Großen Grabens stehen an Größe weit hinter dem Natronsee zurück. Die wichtigsten von ihnen sind der Manjarasee (Laua ja Mueri), der von der westlichen Grabenseite den Kwou empfängt, ferner der Laua ja Sereri, der Balangdasee am Fuße des Guruiberges und der südliche kleine Balangidasee. Alle Zuflüsse dieser kleinen Wasserbecken führen nur periodisch Wasser und versiegen in der Trockenzeit häufig so lange, daß der von ihnen gespeiste See selbst mehr und mehr verschwindet, und schließlich nur noch einige große Wassertümpel, ein Sumpf oder gar eine ebene, staubige Salzsteppe an die weite Wasserfläche der Regenzeit erinnern. Die Landschaften Irangi und Ussandaui im äußersten Süden der großen tektonischen Störungszone entwässern zum Bubu, einem ebenfalls nicht ständig wasserführenden Fluß, der in einem Sumpf südlich von Kilimatinde endet.

Auch die übrigen vom Großen Ostafrikanischen Graben ausstrahlenden tektonischen Senken weisen eine reichliche Menge kleiner abflußloser, salziger Seen auf. In dem Hohenlohegraben finden wir den stark versumpften Hohenlohesee (Jaida), im Wembäregraben den weit größeren, sehr salzreichen Njarasa-Ejassisee und die Wembäresümpfe mit dem kleinen Wembäresee. Auch von diesen Wasseransammlungen gilt das gleiche, was wir bereits von den Salzseen des Großen Grabens sagten: von wirklichen Seen kann man eigentlich nur in der Regenzeit sprechen; selbst der Ejassisee trocknet meist in jedem Jahre längere Zeit gänzlich aus.

Das abflußlose Gebiet im Süden Deutsch-Ostafrikas umfaßt gleichfalls eine Dislokationszone, das Gebiet des Rukwagrabens, der seinen Namen nach dem auf seiner Grabensohle entstandenen See trägt. Zahlreiche in der Regenzeit stark anschwellende Flüsse führen ihre Wasser dem Rukwasee zu. Der Momba-Ssaissi entwässert das südlichste Tanganjikarandgebirge zum Rukwasee, der Lupu-Songwe sammelt die Wasser des südlichen Teiles des Ukimbuhochlandes und des Nordabhanges vom Kondeoberland, und von Norden her durchströmt der Katuma-Kawu die Rukwasenke. Der Rukwasee selbst ist ein echter Salzsee mit schmutzigem, faulem und bittersalzigem Wasser, das für Menschen völlig ungenießbar ist. Seine jahreszeitlichen Niveauschwankungen erreichen eine beträchtliche Höhe. In der Regenzeit überfluten seine Wassermassen besonders im Nordwesten weite Gebiete der Senke, die sich zur Trockenzeit in eine unabsehbare Salzsteppe umwandeln. Glühend heiß brennt dann die Sonne in der Rukwasenke, die Winde wirbeln salzigen Sand und Staub auf und jagen ungeheure Staubwolken und Sandhosen über die weite abflußlose Niederung hin.

3. Klima.

Bei der hohen Bedeutung, die das Klima eines Landes für das gesamte Natur- und Kulturleben besitzt, dürfte es zweckmäßig sein, etwas länger bei der Klimatologie Deutsch-Ostafrikas zu verweilen und einige allgemeine meteoro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

logische Betrachtungen vorauszuschicken, die uns in das Verständnis der nachfolgenden Darlegungen einführen werden.

„Alle Witterungserscheinungen," sagt Köppen in seiner Klimakunde*), „sind ebenso wie alles Leben der organischen Natur und der größte Teil der Bewegungen auf der Erde überhaupt Umwandlungen des in unbegreiflicher Fülle von unserer Sonne immerfort und allseitig hinausgeschleuderten Kraftvorrats." Die Sonnenstrahlen also, die Licht- und Wärmestrahlen unseres Zentralgestirns, sind die Triebfeder alles meteorologischen Geschehens.

Auf ihrem Wege von der Sonne zu der Oberfläche unseres Planeten passieren die Wärmestrahlen die Lufthülle der Erde, die rund 200 bis 250 km mächtige Atmosphäre, die sich wie ein schützender Mantel um die Erde legt. Schon hier wird ein Teil der Strahlungswärme gleichsam verschluckt und zur Erwärmung der Luftschichten verbraucht; der Rest erreicht dann die Erdoberfläche, dringt langsam bis zu einer geringen Tiefe in den Boden ein, um in der Nacht wieder in den kalten Weltenraum ausgestrahlt zu werden.

Daß die Wärmeverhältnisse eines Ortes von der geographischen Breite abhängig sind, bedarf keiner ausführlichen Erklärung; das Maß der Strahlungswärme hängt naturgemäß in erster Linie von dem Winkel ab, unter dem die Sonnenstrahlen einfallen, und dieser Winkel ist vom Äquator am größten, an den Polen am kleinsten. Aber auch andere Faktoren spielen hierbei eine Rolle. Eine Hochebene erhitzt sich schneller und gibt die Wärme auch schneller wieder ab als eine in gleicher Höhe gelegene Bergspitze, und derselbe Unterschied besteht zwischen einem felsigen, vegetationslosen Gelände und einem mit Wald bedeckten Gebiet. Endlich ist es von der allergrößten Bedeutung, ob die Wärmestrahlen auf eine Land- oder eine Wasserfläche auftreffen. Das Festland ist das Gebiet der täglichen und jährlichen Extreme: starke Erwärmung zur Mittagszeit, empfindliche Kühle oder gar Frost in der Nacht; heiße Sommer, strenge Winter. Das Wasser des Meeres dagegen erwärmt sich allerdings infolge seiner physikalischen Eigenschaften (spezifischen Wärme) weniger intensiv und langsamer als kontinentale Gebiete, hält aber seinen Wärmevorrat sparsam zusammen und gibt die aufgespeicherte Wärme in der Nacht beziehungsweise im Winter bei weitem nicht in dem Maße ab, wie das verschwenderische Festland.

Dieser fundamentale Unterschied in dem Wärmehaushalt von Kontinent und Ozean, dem wir auch hernach in unserer klimatologischen Betrachtung begegnen werden, tritt uns erst in seiner vollen Bedeutung entgegen, wenn wir berücksichtigen, daß die mehr oder weniger erwärmte Oberfläche der Erde von unten her die Temperatur der darüber lagernden Luftschichten beeinflußt. Je stärker sich der Erdboden infolge der Sonnenbestrahlung erhitzt, um so mehr wirkt er gleichsam als Ofen, der die darüber befindliche atmosphärische Luft heizt. Wie jeder andere Körper dehnt sich dann die Luftsäule aus, und da sie allseitig von Luftmassen eingeschlossen ist, benutzt sie den einzig möglichen Ausweg, steigt in die Höhe und fließt schließlich oben nach allen Seiten ab. Über dem stark erhitzten Gebiet vermindert sich auf diese Weise der Luftdruck, es entsteht eine barometrische Depression, ein barometrisches Minimum. Wenn sich umgekehrt im Winter die Oberfläche eines Kontinents mehr und mehr abkühlt, so wird auch die Temperatur der darüber befindlichen Luft-

*) W. Köppen: Klimakunde I. Göschen, Leipzig 1906, S. 30.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schichten sinken, und ihr Volumen nach den Gesetzen der Physik kleiner werden. Die Luftsäule über dem kalten Kontinent wird sich also gleichsam sacken, und neue atmosphärische Luft wird von oben her die durch die Zusammenziehung der abgekühlten Luftmassen entstandene Lücke ausfüllen. Die kalte Luft bewirkt also eine Erhöhung des Luftdrucks, sie erzeugt ein barometrisches Maximum.

Was muß nun aber eintreten, wenn sich in zwei benachbarten Gebieten durch verschieden starke Erwärmung der Oberfläche derartige Luftdruckunterschiede herausgebildet haben? Die Natur strebt überall danach, harmonisches Gleichgewicht herzustellen. Genau wie in einer U-förmig gebogenen Glasröhre (sogenannten kommunizierenden Röhren) nicht ein Schenkel höher mit Wasser angefüllt sein kann als der andere, sondern stets ein Herabfließen eines Teils der Flüssigkeit von der höheren nach der tieferen Stelle eintritt, bis die Flüssigkeit in beiden Schenkeln gleich hoch steht, genau so widerspricht es den Gesetzen der Natur, daß an einer Stelle ein Überschuß, an der anderen ein Mangel atmosphärischer Luft existiert; aus dem Gebiet höheren Luftdrucks „fließt" daher die Luft nach dem Gebiet niederen Luftdrucks ab und versucht, das Gleichgewicht innerhalb der Atmosphäre wieder herzustellen. Die ungleichmäßige Erwärmung der Erdoberfläche und die dadurch hervorgerufenen Luftdruckunterschiede führen sonach zur Entstehung von Winden, die stets aus dem kalten in das wärmere Gebiet, aus einem barometrischen Maximum in ein barometrisches Minimum hineinströmen; je stärker die Barometerdifferenz, um so heftiger der Luftstrom. Dauert der Luftdruckunterschied zweier Gegenden längere Zeit an, so entwickelt sich in diesem Gebiet ein beständiger Kreislauf der Atmosphäre. In dem erhitzten Gebiet steigt die Luft auf und fließt in größerer Höhe ab; zum Ersatz hierfür wird allseitig neue Luft in das Minimum hineingesaugt, diese steigt wieder auf, fließt oben ab, kommt in der kühleren Gegend wieder zur Erdoberfläche herunter und tritt von neuem ihren Weg in das barometrische Minimum an.

Von diesem Grundgesetz der dynamischen Meteorologie ausgehend, legen wir uns nunmehr die Frage vor, ob und an welchen Stellen der Erde sich derartige permanente Luftdruckmaxima und -minima feststellen lassen, und was für Windsysteme daraus resultieren. Da wir aber alle einleitenden Bemerkungen nur als Grundlage für die nachfolgende Klimatologie von Deutsch-Ostafrika betrachten, so beschränken wir uns in diesem Zusammenhang auf die Äquatorialzone.

In der Nähe des Äquators liegt ein breiter Gürtel, in dem die Sonnenstrahlen das ganze Jahr hindurch sehr steil einfallen. Infolgedessen finden wir hier allenthalben höhere Temperaturen als nördlich und südlich davon. Durch die beständige hochgradige Erwärmung aber wird die Luft in dieser Gegend stark aufgelockert und in die Höhe gewirbelt, und es bildet sich zu beiden Seiten des Äquators eine Zone geringen Luftdrucks aus, die ihrer Windstillen wegen als der äquatoriale Kalmengürtel bezeichnet wird. Hieran schließen sich nach Norden und Süden Gebiete relativ hohen Luftdrucks, aus denen nun Tag für Tag die Luft von beiden Seiten her nach dem von ihnen eingeschlossenen Kalmengürtel abfließt.

Die Richtung dieser jahraus jahrein wehenden Winde ist aber nicht, wie man wohl erwarten könnte, eine genau meridionale, vielmehr erfahren beide Luftströmungen durch die Rotation der Erde eine Ablenkung, die auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der nördlichen Halbkugel nach rechts, auf der südlichen nach links gerichtet ist. So entstehen nördlich des Kalmengürtels Nordostwinde, südlich davon Südostwinde*). Diese ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch aus derselben Richtung und annähernd mit derselben Stärke wehenden Winde heißen die Passate. Ihnen gegenüber stehen diejenigen Winde, die periodisch ihre Richtung umkehren. Als Beispiel hierfür führen wir die Land- und Seebrisen an. Das Land erhitzt sich während des Tages intensiver als das Meer, daher entwickelt sich am Tage auf dem Lande ein Minimum, während der Luftdruck auf dem Wasser relativ steigt. Die Folge ist ein vom Meer in das Land hinein gerichteter Wind (Seebrise). Zur Nacht kehren sich die Verhältnisse genau um; infolge der langsameren und schwächeren Abkühlung des Meeres ist hier der Luftdruck geringer als auf dem Lande, es entwickelt sich daher ein häufig bis zum Vormittag anhaltender ablandiger Wind, die Landbrise.

Den Land- und Seewinden analoge, nur ungleich großartigere Erscheinungen sind die jahreszeitlich wechselnden Winde, die Monsune. Im Winter ist der Luftdruck in den unteren Schichten auf den Festländern größer als auf den Ozeanen, da, wie wir oben sahen, die Abkühlung der Kontinente eine weit stärkere ist. Die auf dem Festlande angesammelte kalte, schwere Luft fließt daher (unter dem durch die ablenkende Wirkung der Erdrotation bedingten Winkel) nach den Ozeanen ab. Im Sommer ist umgekehrt infolge der starken Erhitzung der Landoberfläche der Luftdruck auf dem relativ kühlen Ozean höher als auf dem Kontinent. Es weht daher während des Sommers (wieder mit entsprechender Ablenkung) ständig ein Luftstrom vom Meere in das über dem Festlande sich bildende Minimum, das begierig die Luft zum Ersatz der oben abfließenden allseitig ansaugt. Zur Winterszeit aus dem Kontinent heraus, im Sommer ins Festland hinein, so lautet die Parole dieser gewaltigen, mit der Jahreszeit ihre Richtung umkehrenden Luftströmungen, der Monsune.

Bevor wir zu Ostafrika übergehen, müssen wir noch ein letztes klimatisches Element näher kennen lernen: die Niederschläge. Ein wichtiges Gesetz der Meteorologie besagt, daß die atmosphärische Luft bei einer bestimmten Temperatur nur eine bestimmte Maximalmenge von Wasserdampf aufzunehmen imstande ist, und zwar ist diese „Sättigungsmenge" um so größer, je höher die Temperatur ist. Während z. B. in 1 cbm atmosphärischer Luft bei 0° im Maximum nur 4,9 g Wasserdampf enthalten sein können, vermag dieselbe Menge Luft bei + 20° bereits 17,2 g, bei + 30° sogar 30,1 g Wasserdampf zu fassen. Nehmen wir nun an, wir hätten 1 cbm Luft bei + 30° 18 g Wasserdampf aufnehmen lassen, und kühlen die Luft nun mehr und mehr ab. Was muß z. B. eintreten, wenn die Temperatur nur noch + 20° beträgt? Wie wir oben sahen, vermag 1 cbm Luft bei + 20° im Maximum nur 17,2 g Wasserdampf festzuhalten; die zu dem Experiment verwandte Luft enthält aber mehr als diese Sättigungsmenge, nämlich 18 g. Die Folge ist, daß die Differenz zwischen der vorhandenen Wasserdampfmenge und der für + 20° bestehenden Sättigungsmenge, d. h. 0,8 g, in Form von kleinen Tröpfchen ausgeschieden werden muß.

Dieses Experiment, das wir zur Erklärung der Kondensation anführten, wiederholt sich nun in der Natur tagtäglich. Warme, feuchte Luft wird durch

*) Die Winde werden, im Gegensatz zu den Meeresströmungen, stets nach der Himmelsrichtung benannt, aus der sie wehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Sonnenwärme in die Höhe gehoben oder durch Winde vom Erdboden in höhere Schichten hinaufgeführt. Je höher die Luft emporsteigt, um so mehr kühlt sie sich ab; allmählich nähert sie sich immer mehr dem Sättigungspunkte und erreicht ihn schließlich. Geht die Abkühlung dann noch weiter, so scheidet sich, genau wie bei dem oben angeführten Versuch, ein Teil des Wasserdampfes in Gestalt von Wassertröpfchen ab. Bei schwacher Kondensation führt diese Tröpfchenbildung zur Entstehung von Wolken, die ja nichts anderes als ein Haufwerk von Tröpfchen sind; nur bei starker Kondensation kommt es durch Ineinanderfließen der winzigen Tröpfchen unmittelbar zu Niederschlägen. Auf die einzelnen Arten des Niederschlags (Regen, Schnee, Hagel, Graupeln) gehen wir an dieser Stelle nicht näher ein; desgleichen wollen wir die verschiedenen Regentypen erst bei der Darstellung der Niederschlagsverhältnisse Deutsch-Ostafrikas kennen lernen.

Bei der Klimaschilderung eines Landes, das wie Deutsch-Ostafrika in so unmittelbarer Nachbarschaft des Aquators gelegen ist, erwartet man vielleicht, als charakteristisches Merkmal des Klimas von extrem hohen Temperaturen zu hören. Allein für unsere ostafrikanische Kolonie trifft dies nicht zu. Da Deutsch-Ostafrika von den heißesten Gebieten der Erde, dem breiten afrikanisch-asiatischen Wüstengürtel, ebenso weit entfernt ist, wie etwa Kleinasien oder Griechenland, so sind die Temperaturen trotz der ausgesprochenen äquatorialen Lage verhältnismäßig niedrige. Im Küstenland beträgt die mittlere Jahrestemperatur 25 bis 26°, auf dem inneren Hochland etwa 18 bis 24°. Hinsichtlich der höchsten, bisher gemessenen Temperatur wird Ostafrika sogar von Südeuropa übertroffen, denn während in unserer Kolonie die Maximaltemperatur stets unter 40° bleibt, sind in Spanien mehrfach Temperaturen von 42 bis 45° beobachtet worden.

Versuchen wir den jährlichen Gang der Temperatur in Ostafrika in großen Zügen zu verfolgen, so werden wir deutlich den innigen Zusammenhang wiedererkennen, der die Erwärmung des Landes und damit die gesamten klimatischen Verhältnisse mit der Wanderung der Sonne verbindet. Bekanntlich bewegt sich die Sonne scheinbar in einer engen Schraubenlinie zwischen den beiden Wendekreisen hin und her. In unserem Sommer steht sie nördlich des Aquators, erreicht am 21. Juni den nördlichen Wendekreis ($23\frac{1}{2}$° nördlicher Breite) und beginnt nun ihren Weg nach Süden. Zur Zeit unseres Herbstes steht die Sonne senkrecht über dem Aquator und erreicht am 21. Dezember ihren südlichsten Punkt, den Wendekreis des Steinbocks ($23\frac{1}{2}$° südlicher Breite); nunmehr kehrt sie nach Norden um, steht in unserem Frühling abermals am Aquator im Zenit*) und gelangt am 21. Juni wieder zu der Stellung zurück, von der wir ausgingen. Da wir oben gesehen haben, daß die Sonnenstrahlen einem Gebiet um so mehr Wärme zuführen, je steiler sie einfallen, so ergibt sich für die Zone zwischen den beiden Wendekreisen folgende Temperaturverteilung: unmittelbar am Aquator befindet sich ein relativ schmaler Streifen, in dem die Sonne in unserem Frühling und unserem Herbst im Zenit steht und der daher im Laufe eines Jahres gewissermaßen zwei Sommer und zwei Winter aufweist. In der Nachbarschaft der Wendekreise dagegen steht die Sonne allerdings auch zweimal im Jahre im Zenit, aber die beiden Zeitpunkte rücken, je näher man den Wendekreisen

*) Das Zenit ist der höchste Punkt des Himmelsgewölbes, liegt also stets genau senkrecht über dem Beobachter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kommt, um so näher aneinander, die beiden Perioden intensiver Erwärmung liegen nur wenige Wochen auseinander und verschmelzen schließlich zu einem ein halbes Jahr währenden Sommer.

Deutsch-Ostafrika dehnt sich nun, wie wir im ersten Kapitel hörten, vom 1. Grad s. Br. bis fast zum 12. Grad s. Br. aus und hat daher an beiden soeben gekennzeichneten Temperaturprovinzen Anteil. Der nördliche Teil unserer Kolonie etwa bis zum 5. Grad s. Br. weist in der Tat im Laufe des Jahres zwei Perioden intensiverer Erwärmung auf, die eine im Februar bis März, die andere im Oktober. Die dazwischen gelegenen Monate sind relativ kühl. Die Mitte und der Süden von Deutsch-Ostafrika haben dagegen im Jahre nur einen Sommer, der vom November bis zum April reicht und von einer kühleren Jahreszeit (Mai bis Oktober) abgelöst wird. Diese durch die geographische Lage bedingte Gliederung unserer ostafrikanischen Kolonie in zwei wesentlich verschiedene Temperaturprovinzen ist die Grundlage unserer ferneren klimatologischen Ausführungen und bedarf daher besonderer Betonung. Wir bezeichnen die Eigentümlichkeiten der beiden Provinzen zweckmäßig als Äquatorialtypus und Wendekreistypus.

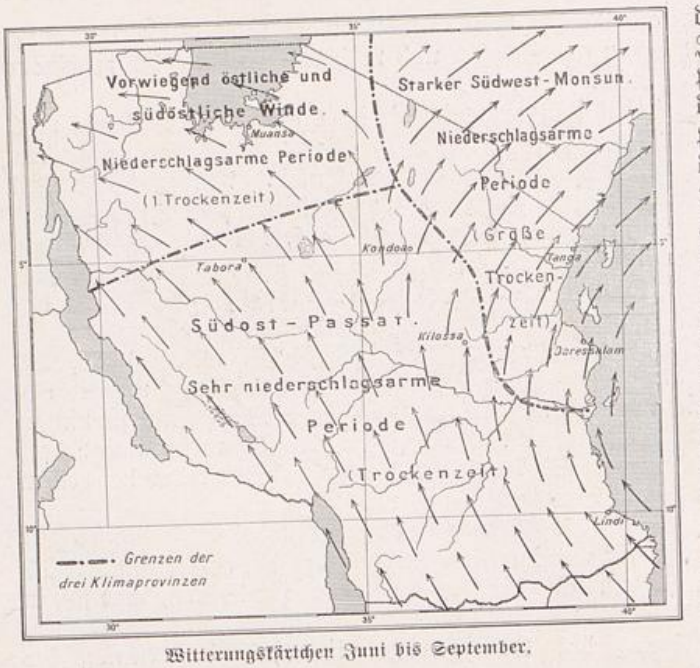
Mit der Erwärmung des Erdbodens geht aber, wie wir in unserer meteorologischen Einführung sahen, eine intensive Auflockerung der Luftschichten Hand in Hand. Es drängt sich uns also die Frage auf, was für Windsysteme sich in Deutsch-Ostafrika infolge der verschiedenartigen Erwärmung und der dadurch hervorgerufenen Störung des Gleichgewichts innerhalb der Atmosphäre herausbilden.

Im Nordsommer liegt das Hitzezentrum Afrikas in der Sahara. Ein barometrisches Minimum von 755 mm umfaßt das ganze nördliche Afrika und saugt die Luft aus Norden und Süden in sich hinein. Um diese Zeit weht über dem ganzen südöstlichen Afrika der ausgeprägte Südostpassat. Gleichzeitig haben sich aber die weiten iranischen und zentralasiatischen Wüstengebiete stark erhitzt. Hier ist infolge der sengenden Glut die Auflockerung der Luftmassen so intensiv, daß der Luftdruck stellenweise im Monatsmittel bis auf 746 mm zurückgeht. In gewaltigen Wirbeln rast dann hier die Luft in die Höhe, und von allen Seiten wird kühlere Luft zum Ersatz herangesogen. Von Australien, dem Indischen Ozean und dem östlichen Afrika her ergießt sich ein gewaltiger Luftstrom nach Asien hinein. Auch der nordöstliche Teil unserer Kolonie steht unter dem Einfluß dieses Windes, den wir hernach als echten Monsun kennen lernen werden. Bis zum Rufiji reicht das Monsungebiet nach Süden, landeinwärts erstreckt es sich bis Unguru, im äußersten Norden sogar bis zum Großen Ostafrikanischen Graben.

Dieses Hinübergreifen des Monsungebietes auf das ostafrikanische Festland bewirkt eine Teilung der nördlichen Klimaprovinz in zwei gesonderte Gebiete, so daß Deutsch-Ostafrika nun insgesamt in drei Klimaprovinzen zerfällt: die Äquatorialprovinz im Nordwesten, die Monsunprovinz im Nordosten und die das Zentrum und den Süden umfassende Provinz mit dem Klima der Wendekreisgebiete, die wir kurz als Wendekreisprovinz bezeichnen wollen. An der Hand von vier schematischen Witterungskärtchen können wir nunmehr die Eigenart dieser drei Klimaprovinzen im Laufe eines Jahres verfolgen.

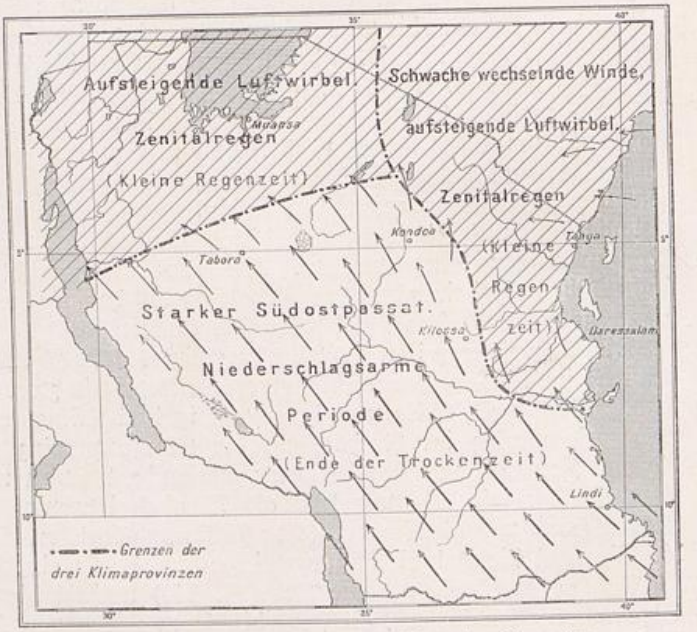
Das erste Kärtchen (siehe Abb. S. 142) umfaßt die Monate Juni bis September. In dieser Zeit steht die Sonne fern von Ostafrika im hohen Norden, es ist Südwinter. In allen drei Klimaprovinzen ist daher der Juli

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



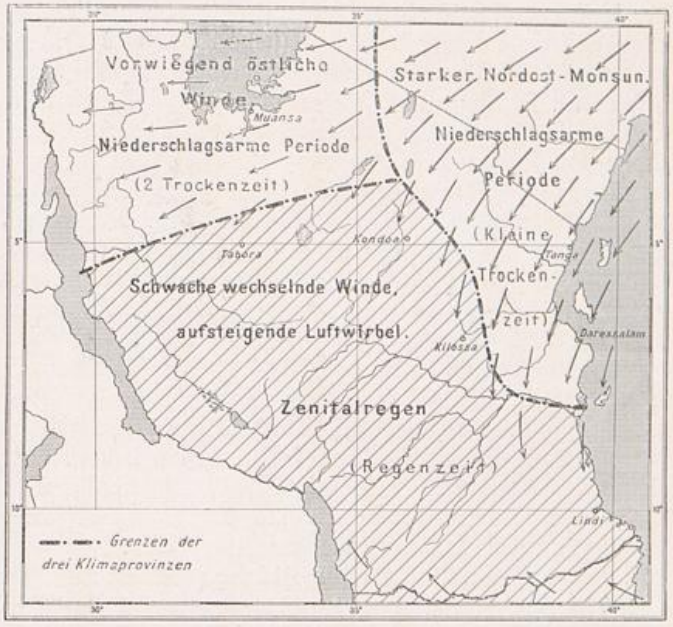
Witterungskärtchen Juni bis September.

der kühlste Monat. In der Wendekreisprovinz weht jetzt der kräftige Südostpassat, der bis in die Aquatorialprovinz hineinreicht. Im Osten und Nordosten dreht er sich allmählich nach Süden und geht schließlich in den nach Zentralasien gerichteten Südwestmonsun über. Fragen wir uns, wie es sich mit den Niederschlägen während der Monate Juni bis September verhält, so entsinnen wir uns aus der Meteorologie, daß Niederschläge nur dann zustandekommen, wenn die Luft in die Höhe geführt wird und sich unter den Sättigungspunkt abkühlt. Da in allen drei Klimaprovinzen in diesem Zeitabschnitt ausgeprägte horizontale Luftbewegungen festzustellen sind, eben der Südostpassat und der Südwestmonsun, vertikale Luftströmungen dagegen fehlen, so kommt es zu der erforderlichen Abkühlung der Luft durch Aufwärtsbewegung im allgemeinen nicht, und alle drei Provinzen, insbesondere aber die südliche, leiden während dieser Monate mehr oder minder unter der Trockenheit, trotzdem der Südostpassat reichliche Mengen Wasser-

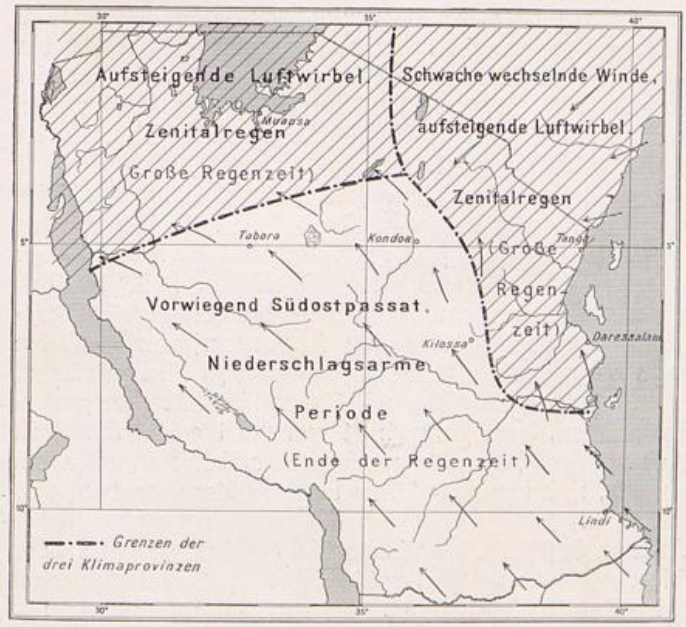


Witterungskärtchen Oktober bis November-Dezember.

dampf vom Indischen Ozean her mitsich führt (große Trockenzeit). Nur an denjenigen Stellen, wo der Passat oder Monsun durch die Oberflächengestaltung gezwungen ist, an den Abhängen in die Höhe zu steigen, kommt es zu Niederschlägen, den sogenannten Steigungsregen, die insbesondere in Usambara fast in jedem Jahre und zwar gewöhnlich im Juli die langersehnte Unterbrechung der großen Trockenzeit herbeiführen. — Mit der Annäherung der Sonne an den Aquator verändert sich das Bild vollkommen. In dem Maße, wie sich die Sonne nach Süden bewegt, wandert auch die Zone intensivster Erwärmung und stärkster Auflockerung der Luft nach Süden. Die Temperaturen in Zentralasien werden geringer, der Luftdruck wächst, so daß der Südwestmonsun in der Monsunprovinz Deutsch-Ostafrikas nachläßt und die vorherrschende Windrichtung sich weiter nach Osten dreht. Mitte Oktober steht dann die Sonne in den beiden nördlichen Klimaprovinzen im Zenit, die Temperatur steigt, der Luftdruck verringert sich, und unter dem Einfluß



Witterungskärtchen Dezember bis Februar-März.



Witterungskärtchen März-April bis Mai.

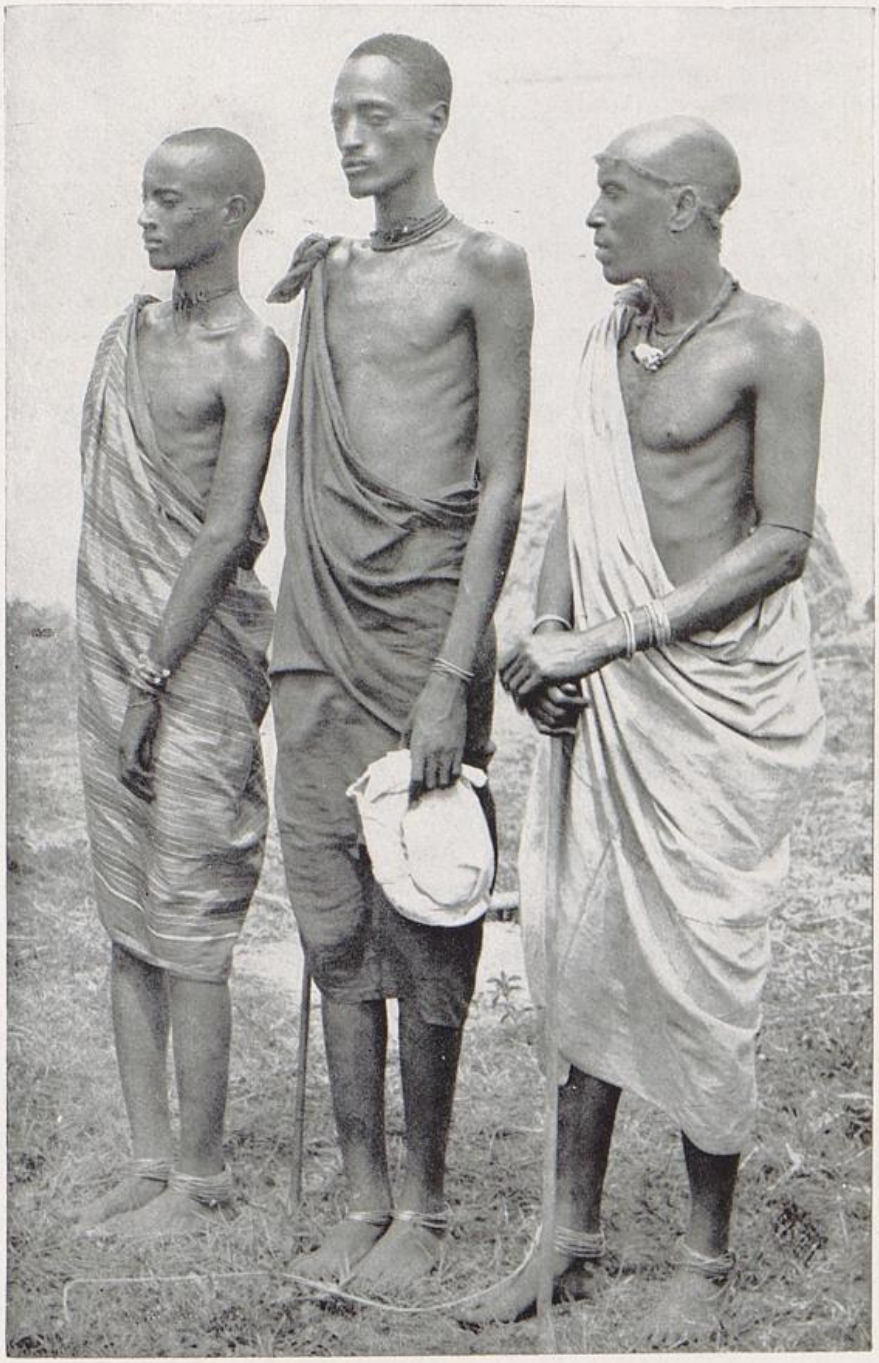
der senkrecht einfallenden Sonnenstrahlen bilden sich im Norden starke nach oben gerichtete Luftströmungen (siehe Abb. S. 142). Zu gleicher Zeit überweht der Südostpassat die Wendekreisprovinz mit vermehrter Heftigkeit, so daß es im Zentrum und Süden von Deutsch-Ostafrika auch in den Monaten Oktober bis November noch nicht zu erheblichen Niederschlägen kommt; die große Trockenzeit hält hier vom Juni bis November an. In den beiden nördlichen Provinzen hingegen setzen Ende Oktober bis Anfang November heftige Regengüsse ein, die allerdings im November, spätestens Anfang Dezember bereits wieder ihr Ende erreichen (kleine Regenzeit). Es sind typische Zenitalregen, d. h. sie werden in erster Linie durch den Zenitstand der Sonne und der dadurch bedingt intensiven Erwärmung und Auflockerung der Luft hervorgerufen.

Je mehr wir uns auf der nördlichen Halbkugel dem Winter nähern, um so weiter wandert die Sonne vom Äquator zum südlichen Wendekreis. Die großen Landmassen der Nordhemisphäre kühlen sich gewaltig ab, und die schwere Luft fließt nach allen Richtungen aus dem Kontinent hinaus. Für Ostafrika kommt wiederum der Riesenkontinent Asien in erster Linie in Betracht. Hier erreicht die Auskühlung einen ganz besonders hohen Grad, weist doch das im Kältezentrum gelegene Werchojansk Temperaturen von fast — 70° auf. Der Luftdruck steigt infolge dieser enormen Temperaturerniedrigung auf über 775 mm; ein mächtiger Luftstrom weht aus Zentralasien heraus und reicht als Nordostmonsun bis in das nordöstliche Deutsch-Ostafrika hinein (siehe Abb. S. 143). Nicht allein die eigentliche Monsunprovinz, auch der östliche Teil der Wendekreisprovinz steht im Dezember, Januar, Februar unter dem Einfluß des starken Nordostmonsuns. In der äquatorialen Provinz dagegen herrschen zu dieser Zeit wie im Juni bis September östliche Winde vor. Daß es bei diesen Windverhältnissen in den beiden Nordprovinzen während der Monate Dezember bis Februar an erheblichen Niederschlägen mangelt, wird uns nach den obigen Darlegungen nicht wundernehmen; zwar hat sich der Nordostmonsun auf seinem Wege über das Arabische Meer stark mit Feuchtigkeit angereichert, aber es fehlt an vertikalen Luftströmungen. Von den Steigungsregen abgesehen, sind daher die Niederschläge in diesen Monaten im Norden recht spärlich (kleine Trockenzeit).

Anders liegen die Verhältnisse in der Wendekreisprovinz. Sie hat in dieser Zeit kurz hintereinander die Sonne zweimal im Zenit, so daß die Temperatur im November bis Dezember beträchtlich steigt, es ist Südsommer. Der bisher vorherrschende Südostpassat wird nach und nach schwächer, schließlich zersplittern sich die Winde mehr und mehr, und an Stelle der horizontalen Luftströmung treten die durch die starke Erwärmung hervorgerufenen vertikalen Wirbel; durch sie kommt es jetzt in der Wendekreisprovinz zu Niederschlägen. Hat das weite Gebiet in den Monaten Juni bis November unter der großen Trockenheit und Dürre gelitten, so setzt nun im Dezember die bis zum April anhaltende Regenzeit ein. Fast an jedem Tage, besonders an den Nachmittagen, fallen große Regenmengen, und nur ganz selten kommen Tage, an denen es überhaupt nicht regnet.

Wenn dann in unserem Frühjahr die Sonne die Wendekreiszone wieder verlassen hat und auf ihrem Wege nach Norden die eigentliche Äquatorialregion betritt, bereitet sich in Deutsch-Ostafrika ein abermaliger Umschwung der Witterung vor. Die beiden Nordprovinzen erleben ihren zweiten Sommer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Wahimasultan Kissilerobo mit Onkel und Neffen.

(Nach Photographie von Oberleutnant M. Weiß.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

und damit ihre zweite Regenzeit, die sich über die Monate März, April und Mai erstreckt (große Regenzeit). Infolge der allmählich wieder ansteigenden Temperatur Innerasiens flaut der Nordostmonsun ab, während in der Wendekreisprovinz der Südostpassat wiederum beginnt (siehe Abb. S. 143).

Im Mai bis Juni endlich setzt die Sonne ihren Weg nach Norden fort. Mit ihr schwinden die Regen in den Nordprovinzen, und die große Trockenzeit, von der wir ausgingen, hält wieder ihren Einzug in Deutsch-Ostafrika. Von neuem beginnt jener Zyklus von niederschlagsarmen und niederschlagsreichen Perioden, die in Ostafrika die Stelle unseres nordischen Sommers und Winters einnehmen, von neuem beginnen Monsun und Passat.

Als Zusammenfassung unserer bisherigen Erörterungen über die jahreszeitliche Verteilung der Niederschläge möge die folgende Tabelle hier Platz finden*). Sie zeigt uns die Niederschlagsmengen in den einzelnen Monaten für je eine Station aus der Äquatorial- und Monsunprovinz (zwei Regen- und zwei Trockenzeiten), sowie für zwei fast 1000 km auseinandergelegene Stationen der Wendekreisprovinz (eine Regen- und eine Trockenzeit). Genau wie bei den Witterungskärtchen beginnt die Tabelle mit demjenigen Monat, der den Witterungszyklus in Deutsch-Ostafrika einleitet, dem Juni. Die Regenzeiten sind durch eine vertikale Linie angedeutet, der regenreichste Monat des Jahres ist durch fetten Druck hervorgehoben worden. Man achte bei Tanga auf die durch Steigungsregen hervorgerufene schwache dritte Regenzeit im Juli.

Monat	Äquatorialprovinz: Muansa	Monsunprovinz: Tanga	Wendekreisprovinz: Tabora	Wendekreisprovinz: Lindi-Rosahöhe
Juni	45 mm	61 mm	4 mm	1 mm
Juli	2 „	102 „	0 „	9 „
August	33 „	77 „	0 „	4 „
September	51 „	80 „	6 „	8 „
Oktober	82 „	103 „	12 „	10 „
November	124 „	233 „	79 „	57 „
Dezember	118 „	64 „	123 „	105 „
Januar	59 „	46 „	134 „	138 „
Februar	86 „	51 „	130 „	135 „
März	117 „	100 „	165 „	**149** „
April	**235** „	272 „	**170** „	139 „
Mai	84 „	**328** „	10 „	28 „
Juni	45 „	61 „	4 „	1 „
Jahressumme	1036 mm	1517 mm	833 mm	783 mm

Fassen wir nunmehr die Regenmengen ins Auge, die im Laufe des Jahres den verschiedenen Gebieten Deutsch-Ostafrikas zugeführt werden, so zeigt sich, daß ein großer zentral gelegener Streifen annähernd dieselben Regenmengen empfängt, die wir in Deutschland gewohnt sind, nämlich 500 bis 750 mm pro Jahr (siehe Abb. S. 147). Allein wir müssen berücksichtigen, daß hier infolge der äquatorialen Lage, infolge der starken Erwärmung die Verdunstung unverhältnismäßig viel größer ist als bei uns, so daß diese Länderstrecken in Wirklichkeit ausgesprochene Trockengebiete darstellen. Vom Pan-

*) Die Zahlen sind der Abhandlung von Dr. E. Kremer: Die unperiodischen Schwankungen der Niederschläge und die Hungersnöte in Deutsch-Ostafrika, Hamburg 1910, entnommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganital im Osten reicht diese regenarme Zone nach Westen bis zum Ufer des Viktoriasees, von der deutsch-englischen Grenze im Norden erstreckt sie sich bis zum Rukwasee im Süden. Das Zentrum bildet etwa die Station Kondoa-Irangi mit rund 610 mm; erwähnt seien außerdem Schirati (Westufer des Viktoriasees) mit etwa 645 mm und Mpapua mit etwa 740 mm*). Nur einzelne Bergmassive (Paregebirge, Kilimandscharo, Meru, Winterhochland u. a.) ragen gleichsam als Regeninseln aus diesem Trockengebiet hervor. Sie verdanken ihre reichlicheren Niederschläge den an ihren Abhängen aufsteigenden Luftströmungen, den Steigungsregen (Moschi etwa 1100 mm, Aruscha etwa 1350 mm).

Wollen wir diesem weit ausgedehnten Trockengebiet die relativ regenreichen Gebiete Deutsch-Ostafrikas gegenüberstellen, so macht uns unsere Skizze (siehe Abb. S. 147) auf drei größere Bezirke mit mehr als 1000 mm Niederschlag aufmerksam:

1. Das Njassa-Randgebirge mit dem der Landschaft Uhehe vorgelagerten Hügelland von Mahenge.
2. Das nördliche Küstengebiet mit den sich anschließenden Massiven und Randgebirgen Uluguru, Unguru, Usambara.
3. Die Westseite des Viktoriasees mit dem Zwischenseengebiet.

In allen diesen drei Fällen ist der Regenreichtum bedingt durch die Oberflächengestaltung. Im Süden gibt der vom südlichen Indischen Ozean hereinwehende feuchte Südostpassat beim Ersteigen des Njassa-Randgebirges und seiner bergigen Umgebung den größeren Teil seiner Feuchtigkeit als Steigungsregen ab. Im Nordosten herrschen, wie wir sahen, während des Nordostmonsuns, vor allem zur Zeit des Monsunwechsels im Oktober bis November und März bis April östliche Winde vor, die ebenfalls in hohem Maße mit Feuchtigkeit beladen sind und den größten Teil hiervon wiederum als Steigungsregen abgeben, wenn sie auf ihrem Wege nach dem Innern das hügelige Küstenland überwehen und die Randgebirge erklimmen müssen. Alle diese Seewinde, der Südostpassat wie der Nordostmonsun, erreichen daher das eigentliche Hochland als trockene Luftströmungen und erzeugen hier jenen langgestreckten regenarmen Gürtel, den wir oben kennen lernten. Das zentrale Hochland Deutsch-Ostafrikas, insbesondere seine östlichen Teile liegen, wie man sagt, im Regenschatten der Randgebirge, die das Küstenland nach Westen zu begrenzen und die Feuchtigkeit der Seewinde abfangen.

Daß endlich die Westseite des Viktoriasees hinsichtlich der Niederschläge so wesentlich günstiger gestellt ist als die Ostseite (Schirati etwa 645, Bukoba etwa 1900 mm), hat seinen Grund in den Ostwinden, die, wie wir oben hörten, eigentlich das ganze Jahr hindurch hier vorherrschen. Diese Winde reichern sich bei ihrem Wege über die weite Wasserfläche des riesigen Viktoriasees stark mit Feuchtigkeit an und bewirken bei ihrem Aufstieg auf das Stufenland des Zwischenseengebiets reichliche Kondensation, kräftige Steigungsregen.

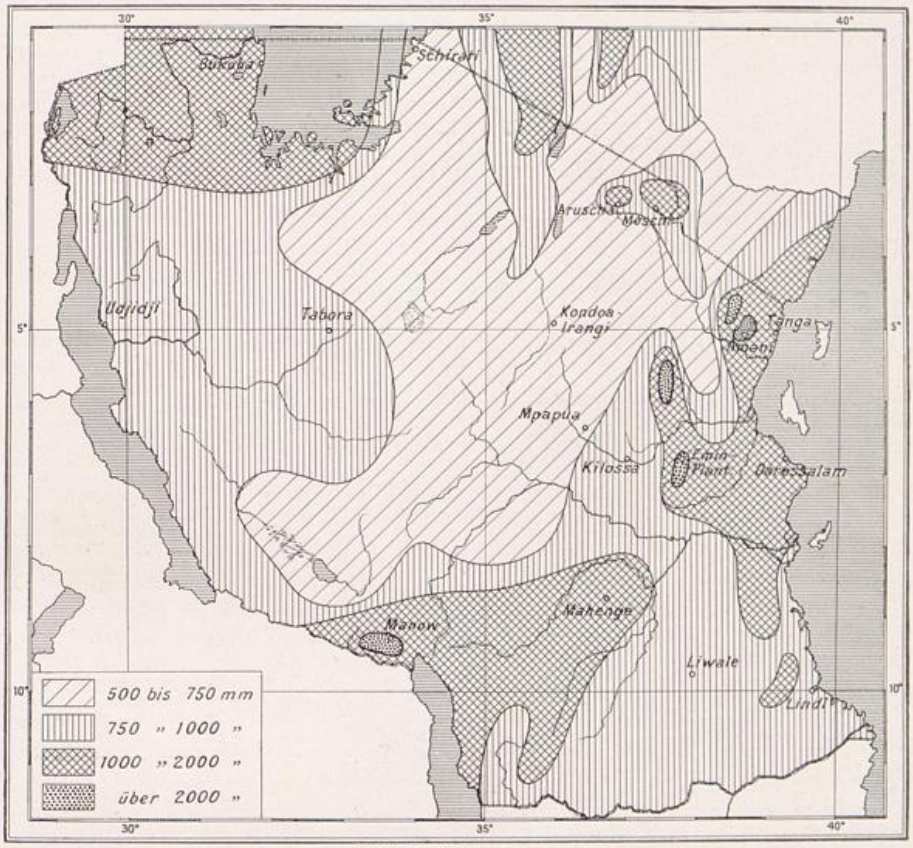
Von den Stationen mit mehr als 1000 mm Niederschlägen mögen an dieser Stelle die folgenden erwähnt werden: Manow (Oberkonde) etwa 2420 mm, Mahenge etwa 1870 mm, Daressalam etwa 1135 mm, Eminplantage (Uluguru) etwa 3900 mm, Tanga etwa 1520 mm, Amani (Ostusambara) etwa 1940 mm, Bukoba etwa 1900 mm. Die Eminplantage mit fast 4000 mm Niederschlag

*) Diese und die folgenden Niederschlagszahlen sind der oben zitierten Abhandlung von E. Kremer entnommen, in der das neueste meteorologische Material bereits mit berücksichtigt wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist die niederschlagreichste Station von ganz Deutsch-Ostafrika. Sie empfängt in einem Jahre so viel Regenmengen, wie wir in Deutschland in rund sieben Jahren.

Zwischen den beiden bisher betrachteten Gebieten, dem von 500 bis 750 mm und dem über 1000 mm Niederschlag, breitet sich endlich die Zone mit 750 bis 1000 mm Niederschlag aus. Diese Provinz nimmt vor allem weite Gebiete im Osten des Tanganjikasees ein (Stromsystem des Mlagarassi), erstreckt sich aber auch im Süden unserer Kolonie über große Flächen (siehe Abb. unten).



Jährliche Regenmengen.
(Nach H. Maurer in Meyers „Das deutsche Kolonialreich" Bd. I.)

Udjidji etwa 870 mm, Tabora etwa 830 mm, Kilossa etwa 760 mm, Liwale etwa 895 mm, Lindi etwa 920 mm und Mikindani etwa 870 mm.

Der Leser, der sich zum erstenmal mit der Klimatologie von Deutsch-Ostafrika beschäftigt, wird vielleicht erstaunt darüber sein, daß die Jahressummen der Niederschlagsmengen stets abgerundet angegeben wurden, während er doch in der Heimat ganz exakte Angaben zu hören gewöhnt ist. Der Grund hierfür ist ein zwiefacher. Einmal liegen aus den Kolonien naturgemäß keine derartig langen und zuverlässigen Beobachtungsreihen vor, wie aus den heimischen Stationen, dann aber und vor allem sind die Niederschlagsmengen in unseren Breiten auch nicht annähernd so großen Schwankungen

unterworfen, wie es in Ostafrika der Fall ist. Es leuchtet ja ohne weiteres ein, daß, sofern nur einmal die Regenzeit ausbleibt, die Jahressumme der Niederschläge sofort um ein beträchtliches sinkt. Nur in Ausnahmefällen gehen dann in den übrigen Monaten so gewaltige Regengüsse nieder, daß der Verlust der Regenzeit wieder eingeholt wird. Gewöhnlich aber haben solche Jahre, in denen eine Regenzeit ganz oder teilweise ausbleibt, entsetzliche Dürren und Hungersnöte im Gefolge (1898).

Um einen Begriff dieser für die Tier- und Pflanzenwelt und den Menschen so überaus bedeutungsvollen Schwankungen der Niederschlagsmengen in verschiedenen Jahren zu geben, ist in der folgenden Tabelle die Minimal- und Maximalregenmenge für sechs verschiedene Stationen zusammengestellt worden.

Station	Mittlere Regenmenge im Jahre	Minimum	Maximum	Schwankung	Bemerkungen
Tanga . . .	1517 mm	1898: 596 mm	1906: 2133 mm	1537 mm	—
Daressalam	1135 „	1898: 493 „	1901: 1442 „	949 „	—
Mikindani .	871 „	1905: 584 „	1903: 1754 „	1170 „	—
Emin-Plantage .	3896 „	1900: 3753 „	1901: 5624 „	1871 „	Im April 1901 allein wurden 1131 mm gemessen.
Kilossa . . .	759 „	1898: 527 „	1904: 1212 „	685 „	—
Kondoa-Irangi . .	609 „	1903: 480 „	1905: 1018 „	538 „	Das Maximum der Niederschläge dieser Station fällt in das Jahr 1905, obwohl in diesem Jahre vom Juni bis Oktober nicht ein einziges Mal Niederschläge in meßbarer Menge festgestellt werden konnten.

Eine einwandfreie Erklärung für diese enormen Schwankungen der Niederschlagsmengen während verschiedener Jahre steht bisher noch aus. Das eine dürfen wir allerdings wohl als Tatsache ansehen, daß nämlich die Dürren und die durch das Klima bedingten Hungersnöte in Ostafrika ihre eigentliche Ursache nicht in lokalen Erscheinungen haben, sondern durch klimatische Anormalitäten bedingt sind, die sich in den betreffenden Jahren über große Teile der Erdoberfläche ausdehnen. Die Gesetze dieser unperiodischen Schwankungen der Niederschläge im einzelnen zu ermitteln, wird aber erst dann möglich sein, wenn ein enges Netz meteorologischer Stationen die ganze Erde umspannt und wir über mehrere Jahrzehnte umfassende Beobachtungsreihen verfügen.

Ähnlich wie die Niederschläge sind auch die Extremtemperaturen in Deutsch-Ostafrika beträchtlichen Schwankungen unterworfen, nur mit dem Unterschied, daß diesen Schwankungen auch nicht annähernd die Bedeutung für die Natur des Landes zukommt wie den Niederschlagsschwankungen. Die Sonne bleibt ja stets in der Nähe, steht sogar fast drei Viertel des Jahres in diesem oder jenem Teil der Kolonie im Zenit; an Wärme fehlt es also keineswegs. Dabei kommt es anderseits nur selten zu allzuhohen Hitzegraden, denn im

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Hochsommer" Ostafrikas wandern ja, wie wir gesehen, mit dem Zenitstande der Sonne auch die Regen nach Süden, und wir alle wissen von unseren sommerlichen Gewitterregen her, wie sehr der Regen die vorher schier unerträgliche Temperatur herabsetzt.

Am schwächsten sind die täglichen und jährlichen Temperaturschwankungen naturgemäß in den Küstengebieten, wo die Nähe des Meeres am Tage kühlt und in der Nacht die starke Ausstrahlung des Festlandes abschwächt. Im Inneren, wo dieser Ausgleich fehlt, wachsen entsprechend die täglichen und jährlichen Schwankungen. So unterscheiden sich z. B. der kühlste und wärmste Monat in Daressalam meist nur um einige Grad, während Tabora in der Mehrzahl der Jahre Unterschiede von 12 bis 15° aufweist. Überblicken wir eine größere Reihe von Jahren*), so werden wir allerdings gewahr, daß die absoluten Extremtemperaturen im wärmsten und kühlsten Monat allenthalben recht ansehnlichen Schwankungen unterworfen sind; stets aber bleiben die Schwankungen der Temperatur in dem Küstengebiet beträchtlich hinter denen der Binnenstationen zurück. Die folgende Tabelle gibt uns einen Überblick hierüber.

Station	Absolute Extremtemperaturen: höchste des wärmsten Monats	Absolute Extremtemperaturen: niedrigste des kühlsten Monats	Schwankung
Tanga	Dezember 1907: 35,1°	August 1906: 16,9°	18,2°
Daressalam . .	März 1905: 32,8°	August 1906: 16,0°	16,8°
Lindi	April 1905: 36,4°	Juni 1901: 13,4°	23,0°
Neuwied (Viktoriasee) .	März 1907: 33,6°	Januar 1907: 13,9°	19,7°
Tabora	November 1904: 37,5°	Juni 1907: 9,8°	27,7°

Selbst in einem und demselben Jahre weisen diese absoluten Extremtemperaturen bisweilen erhebliche Schwankungen auf. Greifen wir die kontrastreichsten Jahre der obigen Stationen heraus, so ergibt sich die folgende Zusammenstellung:

Station	Jahr	Absolute Extremtemperaturen: höchste des wärmsten Monats	Absolute Extremtemperaturen: niedrigste des kühlsten Monats	Schwankung
Tanga	1907	Dezember: 35,1°	Juni: 17,7°	17,4°
Daressalam . .	1907	November: 32,3°	August: 16,5°	15,8°
Lindi	1908	März: 35,6°	Mai: 16,1°	19,5°
Neuwied . . .	1907	März: 33,6°	Januar: 13,9°	19,7°
Tabora	1903	Dezember: 36,8°	Juli: 10,3°	26,5°

Daß diese kurz aufeinanderfolgenden Schwankungen der Temperatur nicht ohne Einfluß auf das gesamte Naturleben des Landes, insbesondere aber auf die Vegetation bleiben können, bedarf kaum längerer Erörterungen. Aber halten wir auch zum Schluß noch einmal daran fest, daß nicht die Temperatur, sondern die Winde und vor allem die Niederschläge die kennzeichnende Eigen-

*) Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen von Herrn Dr. Heidke (Hamburg, Deutsche Seewarte), der das bisher noch nicht publizierte Material zur Verfügung stellte, war es dem Verfasser möglich, seine Untersuchungen bis auf das Jahr 1908 inkl. auszudehnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

art des Klimas von Deutsch-Ostafrika bilden. Nicht ein Mangel oder Überfluß an Sonnenwärme bildet den Übelstand im Klima unserer ostafrikanischen Kolonie, sondern die unregelmäßigen und stellenweise zu schwachen Niederschläge. Weite Gebiete des deutschen Ostafrika harren noch der wirtschaftlichen Erschließung, wenn es gelingt, eine rationelle Wasserversorgung einzurichten. Durch immer weiteren Ausbau der meteorologischen Stationen aber wird es der Wissenschaft gelingen, die vielverschlungenen Zusammenhänge der einzelnen klimatologischen Elemente aufzudecken, mit immer größerer Sicherheit das Eintreffen oder Ausbleiben der Regenzeiten vorauszusagen und so, Hand in Hand mit der Praxis, zum Heile Deutsch-Ostafrikas zu wirken.

4. Pflanzen- und Tierwelt.

Die Pflanzenwelt eines Landes kann von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden. Der Botaniker wird im allgemeinen seine Aufmerksamkeit den einzelnen Pflanzenarten und -spezies zuwenden, wird ihre geographische Verbreitung festzustellen versuchen und im Anschluß hieran vielleicht seine Anschauungen über Herkunft und Wanderungen einzelner Pflanzen darlegen. Der Geograph dagegen beschäftigt sich in seinen Studien allerdings auch mit der Pflanzendecke der Erde, aber er beschränkt sich darauf, die Resultate der botanischen Forschung seinen Betrachtungen zugrunde zu legen und die Pflanzenwelt in ihrer Abhängigkeit von Klima und Bodenbeschaffenheit, in ihrem Zusammentreten zu bestimmten, das Landschaftsbild kennzeichnenden Pflanzenformationen zu schildern. Mit anderen Worten: der Botaniker studiert in erster Linie das Werden und Vergehen des einzelnen pflanzlichen Lebewesens und seine Stellung im System der Botanik, der Geograph betrachtet die Vegetation des Landes als etwas Ganzes und Dauerndes, als Teil der Erdoberfläche, die sein Forschungsgebiet ausmacht. Die Frage, die wir in dem ersten Teil dieses Abschnittes beantworten wollen, lautet demgemäß: Was für Pflanzenformationen sind in Deutsch-Ostafrika zu beobachten und welche ursächlichen Zusammenhänge verbinden die einzelnen Pflanzenformationen mit der Bodenbeschaffenheit und dem Klima?

Ganz Deutsch-Ostafrika gehört jener großen Steppenprovinz an, die, im westlichen Sudan beginnend, das ausgedehnte Urwaldgebiet des Kongobeckens auf allen Seiten umsäumt. Baum- und Grassteppen, daneben trockenes Buschgehölz und dürftiger Steppenwald nehmen die weitesten Flächen des Landes ein; nur ganz selten treffen wir auf den echten tropischen Urwald, der in Westafrika eine so ungleich größere Verbreitung besitzt.

Versuchen wir, der Ursache für die Einförmigkeit der ostafrikanischen Pflanzenformationen, für den Mangel an größeren tropischen Hochwaldgebieten nachzuspüren, so treten uns vornehmlich drei Faktoren entgegen. Zunächst kann man den Boden Ostafrikas im ganzen genommen als wenig ergiebig bezeichnen. Die vorherrschenden Gesteine, Granit und Gneis, zerfallen zu einem meist mittelwertigen braun oder rot gefärbten Lehm, der streckenweise infolge starker Eisenbeimengungen geradezu unfruchtbar wird. Das Gegenstück hierzu bilden die jungvulkanischen Böden, deren reicher Nährgehalt eine üppigere Vegetation bedingt.

Von unverhältnismäßig größerer Bedeutung als die Bodenbeschaffenheit sind jedoch die klimatischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Teile Deutsch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ostafrikas. Die Pflanzenwelt ist ja in allererster Linie von den Temperatur- und Niederschlagsverhältnissen abhängig und reagiert auf klimatische Unterschiede mit großer Schärfe. Überall da, wo im tropischen Afrika die Summe der jährlichen Niederschläge etwa 1800 bis 2000 mm beträgt, gedeihen selbst sehr anspruchsvolle Pflanzen wie die Bäume des tropischen Hochwalds, die einen ständig und reichlich feuchten Boden zur Lebensbedingung haben. Diejenigen Gebiete dagegen, die im Laufe des Jahres nur 500 bis 1800 mm Niederschlag erhalten (siehe Abb. S. 147), kommen für den Urwald nicht in Betracht. Das Pflanzenkleid dieser weiten Länderstrecken paßt sich der relativen Regenarmut nach Möglichkeit an; die Blätter der Bäume und Sträucher sind oft

Mangroven am Strande.

kleiner und tragen zum Teil eine dichte Behaarung, um sich gegen die zu starke Verdunstung zu schützen, die sie sonst bei den geringen atmosphärischen Niederschlägen und der mangelnden Bodenfeuchtigkeit dem Trockentode preisgeben würde. Immergrüne Buschgehölze oder ausgedehnte Steppen kennzeichnen in diesen Gebieten mit 500 bis 1800 mm Niederschlag das Landschaftsbild, je nachdem die Regenmengen gleichmäßig über das ganze Jahr verteilt sind oder Perioden intensiver Befeuchtung des Bodens mit langen Trockenmonaten abwechseln. Auf Schritt und Tritt wird uns hernach dieser innige Zusammenhang zwischen der Vegetation und dem Klima begegnen.

Endlich hat in Ostafrika wie überall auch der Mensch die Vegetationsformationen stellenweise sehr wesentlich beeinflußt. Bei der alles anderen als intensiven Landwirtschaft der Eingeborenen wurden die Kräfte des Bodens an einer Stelle bald erschöpft, die Familie wanderte aus und brannte, wenn im Busch oder Wald ein zusagendes Plätzchen gefunden wurde, den Baumbestand einfach nieder. In ähnlicher Weise beeinflussen seit Jahrhunderten die

Nomadenstämme das Vegetationsbild Deutsch-Ostafrikas, indem sie das welke Steppengras anzünden, um mit der Regenzeit frische grüne Weideflächen zu bekommen. Bei diesen Steppenbränden fällt natürlich nicht nur das dürre Gras dem Feuer zum Opfer, sondern auch die Bäume und Sträucher der Steppengehölze, die entweder ganz vernichtet werden oder zum mindesten arg verkrüppeln.

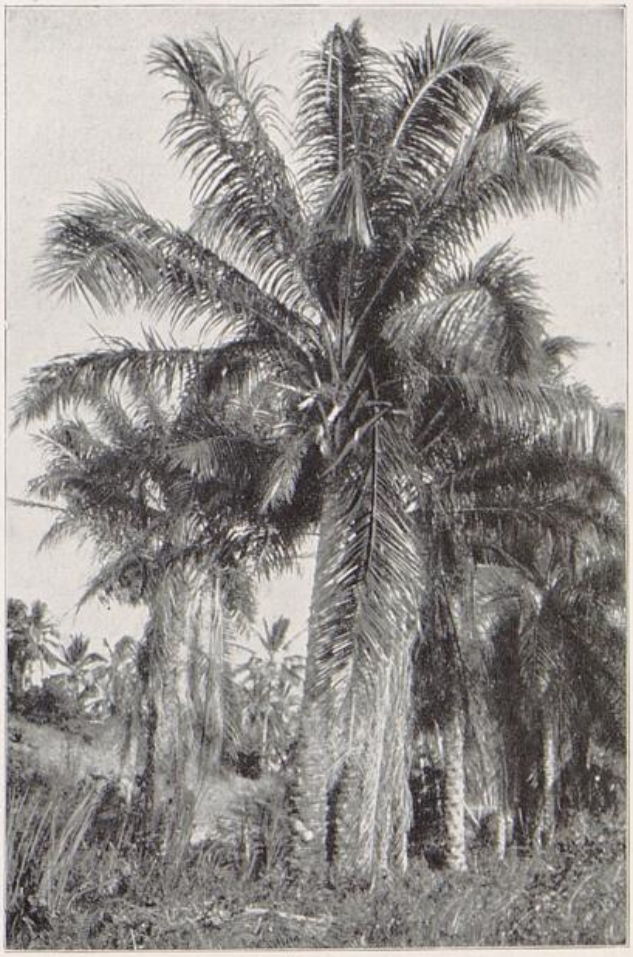
Pandanusbaum.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wollen wir uns nun auf einer Reise von Daressalam nach Udjidji einen Überblick über die verschiedenen Pflanzenformationen Deutsch-Ostafrikas verschaffen. Nähern wir uns mit unserem Dampfer der Hauptstadt unserer ostafrikanischen Kolonie, so leuchtet uns zuerst der blendend weiße Korallenkalk entgegen, dessen Sandmassen nur von einigen Kräutern und Gräsern dürftig besiedelt sind. Bald entdecken wir dann aber am Ufersaum die Charakterpflanze der tropischen Flachküsten, die Mangrove, zu der sich hier und dort der Pandanusbaum gestellt (siehe Abb. S. 151/52). Die Mangrove siedelt sich mit Vorliebe an den Mündungsgebieten der Flüsse an, dort, wo sich Fluß und Meer zu Brackwasser mischen. Ihr mächtiges Wurzelgeflecht hält die vom Flusse mitgeführten Sand- und Schlickmassen fest und erzeugt so an den Flußmündungen einen immer weiter ins Meer hinauswachsenden Schlamm- und Sumpfboden. Auf die wirtschaftliche Bedeutung dieser Mangrovendickichte, die, mit den Worten Reichards, je nach dem Stande des Wassers überschwemmten oder auf Stelzen stehenden Waldungen gleichen, werden wir hernach zu sprechen kommen.

Wenden wir uns jetzt von Daressalam landeinwärts, so treten wir zunächst in den immergrünen Küstenbusch ein, der in wechselnder Breite dem Strande folgt. Die hohe Luftfeuchtigkeit des Küstengürtels, die von den Seewinden fast täglich, wenn auch nicht übermäßig reichlich gespendeten Niederschläge und die gleichmäßige Temperatur dieser meeresnahen Gebiete begünstigen hier das Fortkommen von immergrünen Bäumen und Sträuchern, die der Pflanzenwelt des Küstenbusches ihr charakteristisches Gepräge geben. Verschiedene Palmen, die Ölpalme (siehe Abb. S. 153), die Dumpalme (siehe Abb. S. 154) u. a. m. ragen aus dem niedrigen Gehölz auf. Je weiter wir aber nach Westen kommen, um so mehr mischen sich in die immergrünen Gewächse laubabwerfende Formen, insbesondere Akazienarten; nur noch wenige Kilometer, und das immergrüne Niederholz verschwindet gänzlich, wir haben

die Steppe, die typische Vegetationsform Deutsch-Ostafrikas erreicht (siehe Abb. S. 155).

Ein uferloses, blumenarmes Grasmeer mit getrennt stehenden Büscheln und scharfen, kantigen, übermannshohen Halmen breitet sich über die weite wellige Landschaft aus. Hier und dort ragt ein ungetümer Affenbrotbaum (siehe Abb. S. 156), eine Kandelabereuphorbie (siehe Abb. S. 157/58), eine schlanke Borassuspalme (siehe Abb. S. 159) oder eine vereinzelte Sykomore aus der endlosen Grasflur auf, deren Einförmigkeit gelegentlich durch kleine Busch- und Bauminseln unterbrochen wird. Die Landschaft ähnelt einem riesigen Parke, der sich meilenweit nach allen Richtungen hin ausdehnt. Einzelne Arten von Steppenbäumen herrschen in den die Trockenheit liebenden (xerophilen) Gehölzen bisweilen derartig vor, daß man geradezu von einer Dumpalmensteppe, einer Schirmakaziensteppe oder einer Euphorbiensteppe (siehe Einschaltbild) spricht.



Ölpalme.

Nach einigen Tagesmärschen durch diese anmutige Parklandschaft des Küstenlandes nähern wir uns einem mächtigen, von Norden nach Süden verlaufenden Gebirgswall, den Ulugurubergen. Mit ganz besonderer Schärfe läßt sich hier der Zusammenhang zwischen der Vegetation und dem Klima erkennen. Die Ostseite, an der die feuchten Seewinde emporsteigen, empfängt während des ganzen Jahres reichliche Niederschläge durch Steigungsregen (siehe S. 146), die Westseite dagegen ist bei weitem niederschlagsärmer und muß sich während mehrerer Monate im Jahre mit ganz minimalen Niederschlägen begnügen. Die Vegetation nun spiegelt diese klimatische Teilung des Gebirges getreulich wider. Die ganze Ostseite des Ulugurumassivs ist überzogen mit einem

üppigen Tropenregenwald. Hohe Bäume, epiphytische Farne und Orchideen, Lianen und Baumfarne in unendlicher Mannigfaltigkeit der Formen rechtfertigen die Bezeichnung „tropischer Urwald", wenn auch immerhin noch mancherlei fehlt, um diesen Wald den Urwäldern Kameruns oder gar denen des äquatorialen Amerika und des indisch-malaiischen Gebiets vollkommen gleichzustellen*). Am üppigsten ist dieser Regenurwald des Ulugurugebirges zwischen 500 bis 1200 m Höhe ausgebildet, wo die Temperatur relativ hoch, die Niederschläge am größten sind. Von etwa 2000 m Höhe an beginnt die reiche Entfaltung echttropischer Vegetation infolge der niedrigeren Temperatur und der schwächeren Niederschläge bereits nachzulassen, bis schließlich bei etwa 2400 m der Wald gänzlich aufhört und niedrigem Krummholz und offenem Grasland Platz macht.

Dumpalme.

Steigen wir jetzt von diesen Hochweidegebieten auf dem Gipfel des Ulugurugebirges nach Westen ab, so bietet sich uns ein ganz anderes Vegetationsbild dar. Mit Ausnahme der höchsten Gebiete, die noch von Wald bedeckt sind, ist der ganze Westabhang ein fast völlig baumloses Grasland, das vom Fuße des Gebirges bis zu etwa 1600 m Höhe hinaufsteigt. Auf der Ostseite, der Regenseite, üppiger tropischer Urwald, auf der Westseite, im Regenschatten, eine weite, baumlose Grasflur! Ein wahres Schulbeispiel für den ungeheuren Einfluß des Klimas, insbesondere der Niederschläge, auf die Pflanzenwelt eines Landes.

*) A. Engler: Die Pflanzenwelt Ost-Afrikas und der Nachbargebiete. Berlin 1895, S. 81—82.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beim Verlassen des Westhanges der Uluguruberge begegnet uns abermals eine neue Vegetationsformation, die hier zwar nur geringe Flächen einnimmt, im Süden und Westen unserer Kolonie aber riesige Gebiete bedeckt, der Steppenwald (Miombowald), der „Pori". Den Hauptbestand dieser Pflanzenformation bilden geradstämmige 5 bis 20 m hohe Bäume, deren Stämme nur selten mehr als $^1/_2$ m Dicke erreichen. Vorherrschend, bisweilen alleinherrschend sind Leguminosen (hülsenfrüchtige Bäume); die für die Baum- und Buschgrassteppe kennzeichnenden Baobabs und großen wilden Feigenarten fehlen gänzlich. Das Unterholz dieses Steppenwaldes ist überaus spärlich; die kleinen

Immergrüner Küstenbusch, in Grassteppe übergehend.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

Sträucher und Bäumchen sind so zerstreut, daß der Marsch durch solche Miombowälder in keiner Weise behindert wird und man weit durch den Wald hindurchsehen kann*).

Jenseits dieses Steppenwaldes nimmt uns von neuem die offene Buschsteppe auf. Unser Weg führt uns zunächst durch die gänzlich im Regenschatten Ulugurus liegende Mkataebene, deren Pflanzenkleid einen ausgeprägten Trockentypus repräsentiert. Eine spärliche Vegetation, etwas Gras, vereinzelte Akazien und Borassuspalmen bedecken die endlose Fläche. Bald aber tauchen am Horizont die Berge von Ussagara und Unguru auf, die uns den Steilabfall des zentralen Hochlandes verkünden.

Wenn wir von Kilossa am Fuße dieses Steilrandes aus einen Ausflug nach den Itumbabergen im Osten von Mpapua oder nach den Randbergen Ungurus unternehmen, um uns über die Pflanzenformationen dieser das ostafrikanische

*) A. Engler: a. a. O. S. 62—64 und H. Meyer: Das deutsche Kolonialreich. Leipzig 1909, Bd. I, S. 55.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Küstenland abschließenden Gebirgslandschaften zu orientieren, so werden wir zunächst erwarten, ein ähnliches Vegetationsbild wie in Uluguru zu erblicken; hörten wir doch bei der Besprechung der Niederschläge, daß die vom Indischen Ozean ins Land hineinwehenden Winde, der Nordostmonsun sowohl wie der Südostpassat, den größten Teil ihrer Feuchtigkeit beim Aufsteigen an der Ostseite der Randgebirge abgeben und als trockene Winde das innere Hochland erreichen. Allein vergeblich spähen wir nach dem vermuteten Regenurwald aus; die Bewohner haben den größten Teil der Ostlehne allenthalben gerodet. An Stelle des einstigen Urwaldes empfängt uns jetzt ein dürftiger Buschwald mit vielfachen Lichtungen, dem Kulturland der Eingeborenen. Nur ganz selten treffen wir in abgelegenen Schluchten den tropischen Urwald in seiner unberührten Pracht und Üppigkeit. Steigen wir in die Höhe, so verlassen wir sehr bald den nur den Fuß der Gebirge umsäumenden Buschwald und gelangen in die Weidegebiete der Eingeborenen, in weit ausgedehnte Fluren mit niedrigem, saftigen Gras, die sich bis zu 1800 m und darüber hinaufziehen. Erst wenn wir die höchsten Rücken der Randgebirge erklommen haben und uns in mehr als 2000 m Meereshöhe befinden, weichen die, man möchte sagen, künstlichen Hochweiden wieder der ursprünglichen Vegetation. In diesen Höhen, wo kalte Nebel fast tagtäglich hin und her wallen, fühlt sich der Eingeborene nicht mehr wohl; es ist ihm zu kühl und zu feucht. In dem Maße aber, wie er diese Gebiete meidet, hört auch die Entwaldung auf, es verschwinden die Weideländereien, und statt ihrer findet sich der Nebel-, Höhen- oder Gebirgswald, der die obersten Ausläufer des in den niedrigeren, wärmeren Regionen einst vorhandenen Regenurwaldes bildet. Die charakteristische Eigentümlichkeit dieses Waldes ist das gedrückte Wachstum der Bäume. Die Stämme

Affenbrotbaum (Adansonia digitata).

sind meist von beträchtlichem Umfang, haben aber durchweg eine niedrige, flach ausgebreitete Krone: die Äste liegen mehr, als daß sie aufrecht sind; nicht gerade, sondern gewunden wie eine Schlange streben sie dem Lichte zu. Epiphytische Orchideen und Lianen fehlen meist gänzlich, dafür treten um so massenhafter riesige Moospolster und lang herunterhängende Bartflechten auf. Das Unterholz ist in der Regel sehr spärlich und weist nie ein so dichtes, geschlossenes Wachstum auf, wie es im Regenurwald der Fall ist*).

Euphorbie.

Nach Kilossa zurückgekehrt, setzen wir nunmehr unsere Reise nach Westen fort. Das Tal des Mukondokwa bildet die natürliche Pforte zum zentralen Hochland; ihr folgt daher die alte Karawanenstraße nach Mpapua und in neuester Zeit die sogenannte Zentralbahn, deren Endziel die Handelszentrale des Inneren ist, die Stadt Tabora. Unser Weg führt uns im Anfang durch Busch- und Miombowald, späterhin durch eine offene Baumgrassteppe mit vereinzelten Schirmakazien, Euphorbien und Dorngesträuch (siehe Abb. S. 161). Nach beschwerlichem Marsche durch die nach Westen zu immer trockener werdende Steppe erreichen wir schließlich den Hauptort der Landschaft Ugogo, Mpapua.

Ein Blick auf unsere Niederschlagskarte (siehe Abb. S. 147) zeigt uns, daß wir jetzt im Begriff stehen, eines der regenärmsten Gebiete Deutsch-Ostafrikas zu durchqueren. Ugogo ist hinsichtlich der Niederschläge gänzlich auf die Zenitalregen der einen großen Regenzeit angewiesen, die von Ende November bis zum

*) Vgl. A. Engler: a. a. O. S. 117 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

April dauert; die Seewinde haben ihre Feuchtigkeit an den Bergen Usagaras abgegeben und überwehen nun als überaus trockene, begierig Feuchtigkeit aufnehmende Winde die Hochfläche Ugogos. Auf die eine Regenzeit folgen Monate größter Trockenheit und Dürre; vom Juni bis zum Oktober fehlen Niederschläge meistens vollkommen. Es bedarf keiner weiteren Erörterungen, um das eigentümliche Pflanzenkleid Ugogos zu verstehen, das sich diesen extremen klimatischen Verhältnissen nach Möglichkeit angepaßt hat. Den weitaus größten Teil der Landschaft bedeckt ein öder, schwer passierbarer Dornbusch; an einzelnen Stellen findet sich sogar eine vollkommen vegetationslose, steinige Wüste. Zwischen der Dornvegetation breiten sich gelegentlich lichte Busch- und Strauchsteppen, vereinzelt auch einmal offene Grassteppen mit Schirmakazien, Baobabs und Kandelabereuphorbien aus.

Euphorbie.

Erst wenn wir in der Militärstation Kilimatinde die Westgrenze Ugogos erreicht haben, bessern sich die Vegetationsverhältnisse wieder allmählich. Weite Buschsteppen dehnen sich bis zum Horizont aus; die Pflanzenformation erinnert jetzt unwillkürlich an die Parklandschaft des Küstenlandes. Je mehr wir uns auf unserem weiteren Marsche der Landschaft Unjamwesi nähern, um so mehr überwiegt dann der Laubbusch, bis wir schließlich in den großen Miombowald eintreten, der sich in wechselnder Breite vom Südufer des Viktoriasees bis zur Rukwasenke und der Südwestgrenze unserer Kolonie hinunterzieht. Unsere Route führt uns durch den breitesten Teil dieses riesigen, einförmigen Steppenwaldes. „Immer bleibt es dasselbe Bild," können wir mit Stanley*) seufzen, „immer derselbe klare

*) H. M. Stanley: How I found Livingstone. Deutsch, Leipzig 1885, Bd. 1. S. 305.

Himmel, der sich auf dunklen Wald herabsenkt, stets dieselben Umrisse, derselbe Horizont Tag für Tag, Woche für Woche." Ohne merkliche Veränderung des Landschaftsbildes nähern wir uns dem östlichen Randgebirge des Tanganjikasees und erreichen endlich das Ziel unserer Reise von Ost nach West, den Handelsplatz Udjidji. — Alle kennzeichnenden Vegetationsformen Deutsch-Ostafrikas haben wir bei dieser Durchquerung kennen gelernt, den immergrünen Küstenbusch, den üppigen Regenurwald, die Hochweiden, den Höhenwald und die Steppe in ihren mannigfachen Variationen. Unsere weitere Aufgabe wäre nun eigentlich, die Verbreitung dieser verschiedenen Pflanzenformationen im einzelnen darzustellen. Da jedoch eine solche Schilderung im wesentlichen darauf hinausliefe, das Pflanzenkleid der einzelnen natürlichen Landschaften zu beschreiben, so heben wir uns diese Beschreibung besser für ein späteres Kapitel auf. Nur die eine allgemein orientierende Bemerkung sei noch angefügt. Aus dem weiten Steppenmeer Deutsch-Ostafrikas ragen nur diejenigen Gebiete gleichsam als Vegetationsinseln heraus, die sich infolge ihrer Höhenlage und ihres Klimas von den umgebenden Landschaften unterscheiden. Die aufgewulsteten Ränder der großen Ostafrika durchsetzenden tektonischen Störungen sind das Verbreitungsgebiet der Hochweiden mit meist spärlichem Höhenwald. Das Zwischenseengebiet, das Tanganjika- und Njassa-Randgebirge, die bergigen Randlandschaften Uhehe, Ussagara, Unguru und Usambara-Pare, sowie die hochgelegenen westlichen Randgebiete des Großen Ostafrikanischen Grabens gehören hierher. Tropischer Urwald aber, die von der Steppe am stärksten abweichenden Pflanzenformation, ist an relativ hohe Temperaturen und

Boraffuspalme.

sehr reichliche Niederschläge gebunden; er findet sich daher nur in den niederschlagsreichsten Gebieten Deutsch-Ostafrikas: Ost-Ulugurn, Unguru, Ost-Usambara und endlich an den beiden Regeninseln im Nordosten, am Kilimandscharo und Meru.

Daß die Tierwelt eines Landes in hohem Maße von den Pflanzenformationen abhängig ist, brauchen wir schwerlich erst zu betonen. Wem wäre nicht schon in unserer deutschen Heimat aufgefallen, daß in sumpfigen Flußniederungen das Bild der Tierwelt ein ganz anderes ist, als auf der sandigen Haide, daß in den weiten, in dichtes Pflanzenkleid gehüllten Ebenen manche Gattungen angetroffen werden können, die man im kahlen Gebirge vergeblich sucht! So läßt sich denn auch ganz entsprechend in Ostafrika die biologische Abhängigkeit der Tierwelt von der Vegetation deutlich beobachten. Schnellfüßige Lauftiere, meist in Herden zusammen lebend, sind für die Steppengebiete charakteristisch, Feuchtigkeit und Schatten liebende Klettertiere für die verhältnismäßig spärlichen Waldgebiete*).

Raphiapalme.

Beginnen wir mit der ostafrikanischen Waldfauna. Sie findet sich hauptsächlich in den Höhenwäldern im äußersten Nordwesten von Deutsch-Ostafrika, am Nordende des Tanganjika, nördlich von Udjidji, am Russissi, am Kiwusee und weiter bis zu den Höhenwäldern der Kirungavulkane, in einzelnen Gattungen aber auch in den Urwäldern des Kilimandscharo und Meru, in Usambara und in einigen der küstennahen Randgebirge. Die Tierformen, die wir hier antreffen, weisen deutlich nach Westafrika hin, nach den riesigen Waldgebieten des Kongobeckens, von wo aus diese Tiere bis nach Deutsch-Ostafrika vorgedrungen sind. Von den Charaktertieren dieser ihrem Ursprung nach westafrikanischen Fauna, wie wir sie be-

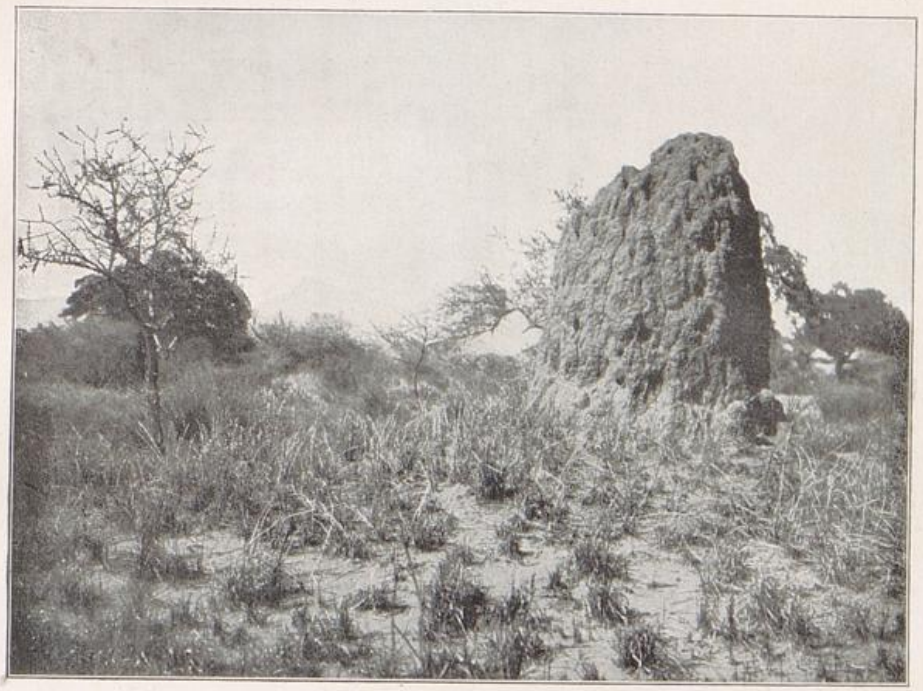
*) Wir folgen bei der Schilderung der Tierwelt im wesentlichen P. Matschie: Bemerkungen über die Verbreitung der Tiere in Deutsch-Ostafrika. Das Deutsche Kolonialreich, Bd. I.

Massaiweib.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

sonders im nordwestlichen Teile der Kolonie antreffen, bemerken wir in erster Linie die großen Menschenaffen, den Gorilla und den Schimpanse; daneben erinnern uns vor allem der Spitznagelmaki, die Schopfantilope, das Pinselohrschwein, der Riesenturako und der Goliathkäfer, ferner der Zwergpflughund, der Graupapagei, der Bananenfresser und die rotschwänzige Weißnasenmeerkatze u. a. m., an die typisch westliche Fauna. In den östlichen Waldgebieten begegnen uns als Charaktertiere der Baumschliefer, die kleinfleckige Ginsterkatze, mehrere Arten von Eichhörnchen, insbesondere das Stachelschwanzhörnchen, und verschiedene Affen.

Bei der relativ geringen Ausdehnung der ostafrikanischen Waldgebiete tritt diese Waldfauna naturgemäß zurück gegenüber der Steppenfauna, der Fauna



Buschsteppe mit Termitenhaufen.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

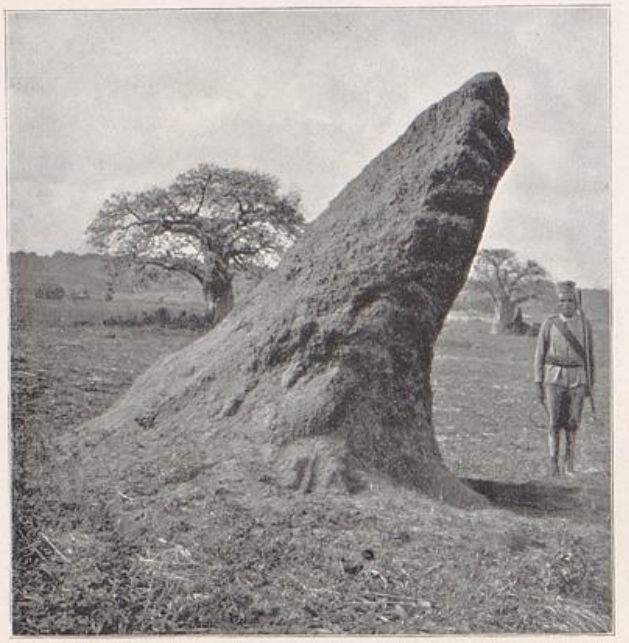
Deutsch-Ostafrikas. Eine ausführliche zoologische Beschreibung der verschiedenen charakteristischen Tierarten der ostafrikanischen Steppenwildnisse erübrigt sich gewiß, denn ein jeder von uns kennt die Mehrzahl von ihnen, wenn nicht aus der Natur, so zum mindesten aus unseren zoologischen Gärten. Zahlreiche Herden von großen Antilopen (Elen- und Kuduantilope), von Gnus und Zebras tummeln sich in den weiten Steppenlandschaften. Scharen von Giraffen durcheilen die endlosen Grasfluren; hier und dort tauchen einige Strauße auf*). Langsam erholen sich jetzt auch wieder die Büffel von den

*) Die Jagd auf Strauße und Zebras ist verboten; zum Schutze des übrigen Großwildes ist eine Jagdschutzverordnung erlassen, die u. a. 13 Wildreservate in verschiedenen tierreichen Bezirken der Kolonie geschaffen hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schweren Seuchen, die ihren völligen Untergang befürchten ließen, und da, wo ihnen der Mensch noch nicht den Garaus gemacht hat, ziehen Elefanten in kleinen Trupps, selten auch in Rudeln bis zu 50 Stück und mehr umher. Schwerfällig trottet das ungefüge Nashorn seinen Weg.

Zahllose große und kleine Raubtiere sind über ganz Deutsch-Ostafrika verbreitet; Löwen und Leoparden, Hyänen und Schakale hört man, besonders in den nordöstlichen Steppengebieten (Massaisteppe) Nacht für Nacht.



Ein Termitenhügel.

Von den Affen, denen wir in den Baumsteppen begegnen, sind besonders die Paviane charakteristisch, die in Scharen die Landschaft bevölkern und sich nicht selten bis in die Nähe der Dörfer wagen.

An den Sümpfen, Teichen und Flußläufen der Steppe treffen wir das weit verbreitete Nilpferd. Hier drängt sich zugleich eine schier zahllose Menge von Vögeln zu Tausenden und Abertausenden zusammen. Gänse, Enten, Reiher, Flamingos, Kibitze, Kraniche, Störche, Strandläufer u. a. m., daneben ein großes Heer von Singvögeln beleben hier die Landschaft. Andere Vögel wiederum bevorzugen die trockenen Grassteppen; außer den bereits genannten Straußen treten hier insbesondere Marabus, Kropfstörche und Trappen sowie die zahlreichen Raubvögel (Adler, Geier u. a. m.) im Landschaftsbilde hervor.

Von den Wirbellosen sind neben der Tsetsefliege und einigen anderen Insekten, die wir hernach als Krankheitsüberträger kennen lernen werden, noch die Wanderheuschrecken und die Termiten von Bedeutung. Erstere treten zeitweilig in ungeheueren Schwärmen auf, in Wolken von mehreren Kilometern Breite und einer solchen Dichtigkeit, daß buchstäblich für einige Momente Dämmerung eintritt. Milliarden von Tieren fallen über Baum und Strauch und Gras her, so daß das häufige Auftreten derartiger Schwärme zu einer völligen Vernichtung der Vegetation führt, und geradezu Hungersnöte zur Folge haben kann. Ganz allgemein verbreitet sind endlich die verschiedenen Arten von Ameisen und Termiten, deren Bauten Höhen von mehreren Metern erreichen und dem Landschaftsbilde auf weite Strecken hin das charakteristische Gepräge verleihen (siehe obige Abbildung).

Häufig macht sich an diesen Termitenhügeln ein Tier zu schaffen, das man

zwar selten zu Gesicht bekommt, dessen niedrigen Höhlen man aber allenthalben in der Steppe begegnet, das Erdferkel.

Unsere Liste der ostafrikanischen Tierwelt ließe sich naturgemäß noch beträchtlich erweitern. Indes, es würde zu weit führen, in diesem Zusammenhang etwa die reiche Fischfauna Deutsch-Ostafrikas zu behandeln oder auf die Kriechtierfauna näher einzugehen, so interessante Probleme sich auch gerade beim Studium der niederen Tierwelt ergeben. Möge vorderhand dieser Überblick genügen, um uns einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Formen und dem ungeheuren Tierreichtum Deutsch-Ostafrikas zu geben.

5. Die farbige Bevölkerung.

Die vorausgegangenen Abschnitte haben uns gelehrt, die heutige Oberflächengestaltung Deutsch-Ostafrikas als das Produkt der geologischen Entwicklung zu betrachten, sie haben uns gezeigt, welch inniger Zusammenhang weiterhin zwischen dem Klima, der Vegetation und der Tierwelt besteht, wie sich das eine aus dem anderen organisch entwickelt. Aber diese Kette von Ursache und Wirkung läßt sich noch weiter verfolgen, denn auch der Mensch ist in hohem Maße von der Natur des Landes abhängig. Boden und Klima, Pflanzen- und Tierwelt bilden die Grundlage für das Verständnis der Verbreitung der Rassen, des Kulturzustandes der verschiedenen Stämme, kurz des gesamten Völkerlebens des Landes.

Da dem weiten Steppenhochland Deutsch-Ostafrikas völkertrennende Gebirgsschranken, schwer passierbare Urwaldzonen und Sümpfe oder ausgedehnte Wüstengebiete so gut wie völlig fehlen, so gehört das ostafrikanische Hochland zu denjenigen Teilen von Afrika, in denen sich die großen Völkerzüge mit Vorliebe bewegten. Infolgedessen gewährt unsere Völkerkarte von Deutsch-Ostafrika (siehe Abb. S. 165) ein recht bunt zusammengewürfeltes Bild. Alle afrikanischen Rassen finden wir hier vertreten: Reste der afrikanischen Urbevölkerung, Neger, Hamiten und Semiten.

Von der wahrscheinlichen Urbevölkerung des Landes wissen wir bis zum heutigen Tage recht wenig: Von den Batua in Urundi haben wir erst durch die Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg einige Mitteilungen erhalten; die Wahi, Wanege und Wakindiga am Ejassisee aber sind bisher überhaupt noch nicht wissenschaftlich studiert worden. Alles was wir von ihnen wissen, verdanken wir den Erkundungen Werthers*), der indes im wesentlichen nur die Berichte seiner Träger wiedergibt. Danach führen diese verstreut wohnenden Völkchen ein echtes Jäger- und Sammlerleben. In kleinen Horden ziehen sie herum, graben im Walde Wurzeln oder liegen in der offenen Steppe der Jagd ob; Ackerbau oder Viehzucht soll vollkommen fehlen. Zur Nacht hausen sie in niedrigen, an die Bäume herangebauten Grashütten. Besonders interessant ist die Sprache dieser Stammessplitter; sie ist, ähnlich wie die der Buschmänner Südafrikas, durch zahlreiche Schnalzlaute ausgezeichnet und wird von keinem der Nachbarvölker verstanden.

Über die anthropologische Stellung der Batua, Wahi, Wanege und Wakindiga läßt sich zurzeit nichts Sicheres aussagen. Nach den Berichten der vom Herzog zu Mecklenburg geführten Expedition haben die Batua ihren ursprüng-

*) W. Werther: Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika. Berlin 1898. S. 70/71.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich zwerghaften Wuchs durch Vermischung mit den umwohnenden Negerstämmen bereits verloren. Zukünftigen Forschungen wird es nun vorbehalten sein, festzustellen, ob wir in den Wahi, Wanege und Wakindiga echte Pygmäen vor uns haben, Verwandte der Zwergvölker Zentral- und Südafrikas, oder ob auch hier bereits eine Vermischung stattgefunden hat.

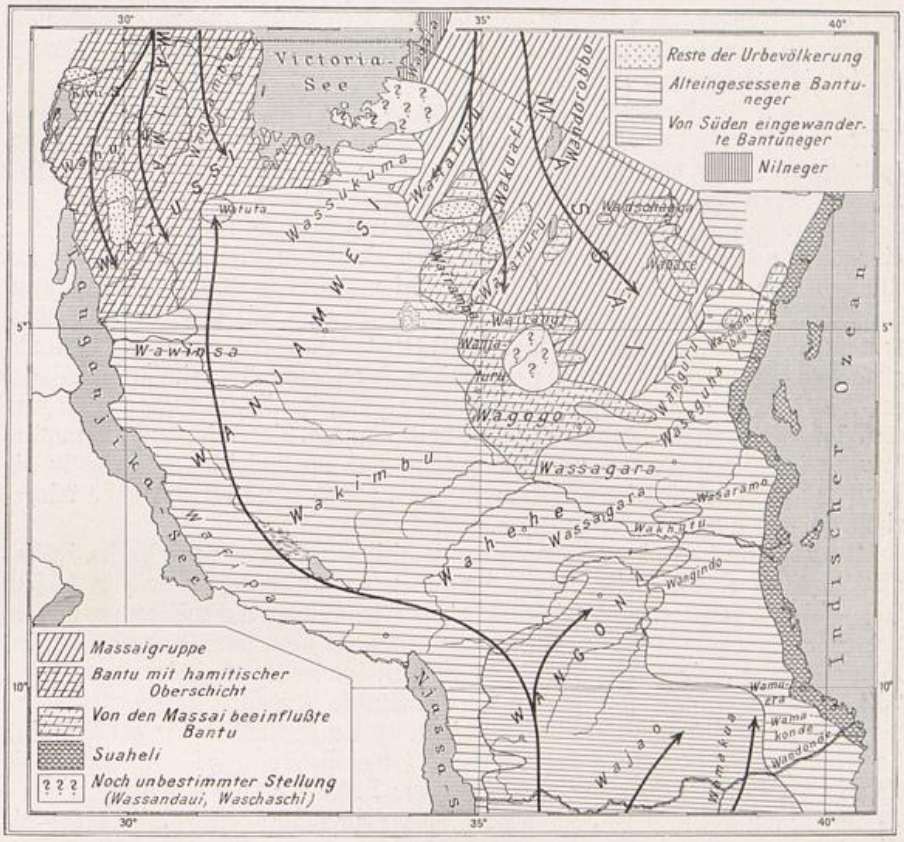
Ob und inwieweit schließlich das kleine Volk der Wassandaui im nördlichen Ugogo, dessen Sprache gleichfalls Schnalzlaute aufweist, mit den Resten der Urbevölkerung im Norden zusammenhängt, werden die Studien Dempwolffs ergeben, der sich seit längerer Zeit der Erforschung der Wassandaui gewidmet hat. Auf jeden Fall handelt es sich hier um ein Mischvolk, das möglicherweise aus dem Zusammentreffen von Pygmäen mit Bantunegern und hamitischen Stämmen hervorgegangen ist.

Woher die ältesten Bewohner Ostafrikas, als deren Reste wir die eben geschilderten Völkersplitter betrachten können, stammen, wann ihre Einwanderung stattgefunden hat, darüber herrscht vorläufig noch völliges Dunkel. Eine Reihe von Anthropologen ist der Ansicht, daß die afrikanischen Pygmäen von Indien und der malaiischen Inselwelt hergekommen seien; die auffallende Ähnlichkeit der afrikanischen Urbevölkerung mit der von Ceylon (Weddah), der der Andamanen und des malaiischen Archipels (Negritos) legt einen solchen Gedanken in der Tat nahe. Ob es sich aber hierbei wirklich um eine einzige Urrasse handelt oder ob man vielmehr verschiedene zwerghafte Rassen anzunehmen hat, muß vorderhand unentschieden bleiben. Das eine aber steht fest: wenn die Urbevölkerung Ostafrikas vom südöstlichen Asien her nach Ostafrika vorgedrungen sein sollte, so muß sich diese Wanderung in grauester vorgeschichtlicher Zeit vollzogen haben, denn wir wissen, daß noch zu einer Zeit, als Klima und Pflanzenwelt Ostafrikas gänzlich anders geartet waren als heutzutage, bereits eine neue Völkerwelle in das östliche Afrika hineinflutete, die Vorfahren der heutigen Bantuneger, die aus ihrer südasiatischen Heimat nach Westen und Südwesten gewandert waren und nunmehr in Ostafrika anlangten. Die Urbevölkerung, die sie hier vorfanden, wurde entweder ausgerottet oder aber in die unzugänglichen Waldgebiete des Kongobeckens hineingedrängt, wo sie sich bis zum heutigen Tage in kleinen Horden erhalten hat. Jahrhunderte-, jahrtausendelang dauerte der Einwanderungsprozeß der Negerrasse. Immer neue Scharen erreichten Afrika und verdrängten die früher eingetroffenen Stammesgenossen nach Westen und Süden.

Kaum waren die Urbantu, wie wir diese Negervölker mit Weule bezeichnen wollen, einigermaßen zur Ruhe gekommen, als sie durch einen neuen Völkerstrom wieder aufgescheucht wurden. Etwa seit dem fünften Jahrtausend v. Chr. drangen hamitische und hamitisch-semitische Völkerschaften, die Vorfahren der heutigen Berber, Galla und Somali, von Asien kommend über das Rote Meer nach Afrika vor. Das fruchtbare Niltal wurde zunächst von ihnen besetzt, dann aber griff die hamitische Invasion immer weiter aus. Hamitische Stämme eroberten das nördliche Afrika bis zum Atlantischen Ozean, andere benutzten den natürlichen Weg nilaufwärts nach Süden. In langen Zeiträumen erfolgten vermutlich immer wieder neue hamitische Einwanderungen; auf dem breiten Steppengürtel Zentralafrikas, der großen Völkerstraße nach West und Süd, trieben die Scharen der hamitischen Nomadenvölker die Bantuneger vor sich her und folgten ihnen allmählich bis in das Herz von Afrika.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für Deutsch-Ostafrika kommen vornehmlich zwei Gruppen dieser von Nordostafrika nach Süden drängenden Hamitenvölker in Betracht: die Wahima oder Watussi im Zwischenseengebiet, die vor etwa 500 bis 600 Jahren hier erschienen sein mögen, und die Massai nebst Verwandten im Osten des Viktoriasees (siehe Abbildung unten). Die Massaiflut, die sich wahrscheinlich erst um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts über den nordöstlichen Teil



Völkerkarte von Deutsch-Ostafrika.
(Nach K. Weule in Meyers „Das Deutsche Kolonialreich", Bd. I.)

unserer Kolonie ergoß, hat sich nach Süden bis in die Landschaften Ussagara und Ugogo erstreckt, wo ihr die Völkerwelle der Suluneger entgegentrat.

Da, wie wir gesehen, auf der großen Wanderstraße des östlichen Afrika, den Hochländern von Britisch- und Deutsch-Ostafrika, Jahrtausende hindurch die Völkermassen nach Süden gezogen waren, so kam es allmählich in der keilförmigen Südspitze Afrikas zu einer gewaltigen Stauung des Völkerstromes, die schließlich ein Zurückfluten der Bantustämme auslöste. Der führende Stamm dieser mächtigen, der gewöhnlichen Wanderrichtung entgegengesetzten Bewegung waren die Sulu, die durch ihren Häuptling Tschakka im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mit einem kurzen Stoßspeer bewaffnet worden waren und sich darin geübt hatten, in geschlossener Masse auf den Feind zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stürmen, ihn über den Haufen zu rennen und niederzumachen*). Dieser bisher gänzlich unbekannten Kampfesweise, dem Nahkampf, vermochte keines der Völker Südafrikas zu widerstehen. Unaufhaltsam rückten die Sulu nach Norden vor; die umliegenden Länder wurden verwüstet, das Vieh geraubt, die Völker zersprengt. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erschienen diese Suluvölker am Rowuma und drangen von hier aus bis in das Herz von Deutsch-Ostafrika vor. Zum größten Teile siedelten sie sich als Mafiti, Masitu und Wangoni in den Landschaften östlich und nordöstlich vom Njassa an; nur ein Sulustamm, die Watuta, drangen weit nach Norden bis in die Gegend des Viktoriasee vor (siehe Abb. S. 165).

Daß es in der Folgezeit nicht zu einem Zusammenstoß zwischen den Suluvölkern mit südnördlicher Wandertendenz und den von Norden her eindringenden hamitischen Massai gekommen ist, ist im wesentlichen auf zwei Ursachen zurückzuführen: zunächst wurde das Gebiet, in dem ein solcher Zusammenstoß hätte stattfinden müssen, gerade zur kritischen Zeit von dem Deutschen Reich besetzt; eine starke politische Macht schob sich zwischen die beiden aufeinander gerichteten Völkerströme. Sodann aber wurde in dieser Zeit der Stolz und Reichtum der Massai, ihre prächtigen Rinderherden, durch eine mit furchtbarer Gewalt wütende Rinderpest fast gänzlich vernichtet (1890/91). Seitdem haben die Raubzüge der durch das Absterben ihres Viehs selbst äußerst dezimierten Massai aufgehört, und auch die Wanderungen der südafrikanischen Bantu sind zum Stillstand gekommen. Nur vereinzelte Bantustämme, die Wajao und Wamakua, dringen in kleinen Trupps noch heutzutage aus Portugiesisch-Ostafrika in die deutschen Gebiete nördlich des Rowuma vor, jedoch ohne irgendwelche kriegerische Verwicklungen hervorzurufen.

Da wir von der Einwanderung der semitischen Araber und Perser in das ostafrikanische Küstengebiet bereits im ersten Abschnitt gehört und in diesem Abschnitt das wenige, was wir über die ostafrikanische Urbevölkerung wissen, vorweggenommen haben, so können wir nunmehr dazu übergehen, die großen Völkergruppen, die Bantu und die Hamiten, sowie die verschiedenen Mischvölker Deutsch-Ostafrikas etwas näher kennen zu lernen.

Die alteingesessenen Negervölker, die Urbantu, bilden die Grundschicht der Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas. Zu ihnen gehören im Küstenland die Waseguha, Wasaramo, Wakhutu, Wangindo, Wamuera, Wamakonde und Wandonde, im Ostafrikanischen Randgebirge die Waschambaa, Wanguru, Wassagara und Waheye, auf dem Hochlande die Wanjamwesi, Wassukuma, Wawinsa, Wakimbu, Wafipa u.a.m., endlich im Zwischenseengebiet die von den Hamiten unterjochten Wahutu und Wapororo, die unter dem Namen Wanjambo zusammengefaßt werden (siehe Abb. S. 165).

Die Verwandtschaft aller dieser Stämme offenbart sich zunächst in der Sprache. Das charakteristische Merkmal der Bantusprachen besteht darin, daß jedes Wort aus einer Stamm- und einer Vorsilbe zusammengesetzt wird, Endungen dagegen fehlen. Alle Hauptwörter zerfallen nun nach ihren Vorsilben (Präfixen) in eine Reihe von Klassen: Menschenklasse, Baumklasse usw. Die Mehrzahl eines Hauptwortes wird in jeder dieser verschiedenen Klassen durch Veränderung des Präfixes gebildet; so heißt z. B. im Suaheli:

*) Eine ausführliche Schilderung der Erhebung der Sulu findet sich in S. Passarge: Südafrika, Leipzig, 1908, S. 179 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

m-thu = ein einzelner Mensch, m-ti = ein Baum,
wa-thu = die Leute; mi-ti = die Bäume;
ki-su = ein Messer,
vi-su = die Messer.

Entsprechend wird in den Bantusprachen der einzelne Mann eines Stammes stets durch die Vorsilbe M- bezeichnet, die gesamte Bevölkerung hingegen durch das Präfix Wa-; z. B. M-hehe und Wa-hehe, während das Land die Vorsilbe U- erhält, also U-hehe = das Land der Wa-hehe. Die Eigenschaftswörter müssen stets dasselbe Einzahl- oder Mehrzahlpräfix annehmen wie das Hauptwort, auf das sie sich beziehen, z. B. m-ganga m-kubwa = der große Arzt oder mi-ti mi-kubwa = die großen Bäume.

Auf die von Meinhof so meisterhaft erforschte Grammatik der Bantusprachen näher einzugehen, würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausführen; nur die eine Bemerkung wollen wir hinzufügen, daß die Grammatik keineswegs so primitiv ist, wie man vielfach glaubt. An komplizierten Konstruktionen fehlt es in den Bantusprachen keineswegs; die Fülle der Verbalformen übertrifft sogar europäische Sprachen bei weitem.

Wie nahe verwandt die infolge ihres Vokalreichtums durchgängig recht wohllautenden Sprachen der einzelnen Bantustämme sind, zeigt besonders deutlich die folgende kleine Tabelle, die ich der Liebenswürdigkeit von Professor Meinhof verdanke.

Deutsch:	drei Leute	Fleisch, Tier	Zwillinge
Suaheli:	wathu watatu	ńama	mapatża
Konde (Njassa):	a'baṇḍu 'baṭhaṭhu	iṅama	amapaṣa
Schambala:	wanthu watatu	ńama	mpaša
Bondëi:	wantu watatu	ńama	pasa

Ein letztes Problem knüpft noch an die Bantusprachen an: die Frage nach dem Zusammenhang mit asiatischen Sprachen. Wenn auch vorläufig noch kein endgültiges Urteil hierüber abzugeben ist, so scheint es immerhin wichtig genug, an dieser Stelle auf die interessanten Studien hinzuweisen, von denen Dr. Friederichsen auf dem letzten Kolonialkongreß Mitteilung machte. Dieser Forscher kommt auf Grund seiner sprachvergleichenden Untersuchungen zu dem Schluß, daß sich in allen Bantusprachen ohne jede Ausnahme Sprachwurzeln in größter Anzahl aufweisen lassen, die mit den Wurzeln der indogermanischen Sprachen (besonders Sanskrit und Zend) nahe verwandt oder identisch sind. Gelingt es, einwandfreie Beweise für die Richtigkeit der Friederichsenschen Anschauung zu erbringen, so würden uns auch die Bantusprachen auf jene uralten Beziehungen zwischen den Bantunegern und dem südlichen Asien hinweisen, die wir schon jetzt auf Grund des Kulturbesitzes annehmen müssen.

Zu der nahen Verwandtschaft der einzelnen Bantusprachen gesellt sich nun fernerhin die auffallende Übereinstimmung der körperlichen Eigenschaften der Bantuneger*). Ihnen allen gemein ist zunächst die dunkle Hautfarbe, die am zweckmäßigsten mit der Farbe einer dunkeln Schokolade verglichen werden kann. Die Bantu gehören zu den dunkelsten Bewohnern Afrikas —

*) Eine sehr inhaltsreiche, dabei kurzgefaßte Übersicht über die Bantuneger, der auch wir mehrfach folgen, veröffentlichte F. v. Luschan in Buschans „Illustrierte Völkerkunde", Stuttgart 1910, S. 383 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reines Schwarz kommt bekanntlich als menschliche Hautfarbe überhaupt nicht vor — und wo man gelegentlich einmal einem Bantu mit heller Hautfarbe begegnet, wird man immer berechtigt sein, irgend eine, manchmal vielleicht recht weit zurückliegende Vermischung mit helleren Elementen anzunehmen.

Die Haare der Bantuneger sind durchweg grauschwarz, grob, kraus und kurz. Ihr charakteristisches Kennzeichen besteht darin, daß sie, besonders in den ersten Wochen oder Monaten nach dem Scheren, zu pfefferkornartigen kleinen Knäueln vereinigt sind. Der Haarwuchs am übrigen Körper ist sehr viel spärlicher als bei uns; bärtige Leute sind selten, Achselhaare fehlen oft fast ganz.

Die Augen sind fast ausnahmslos groß und entbehren nicht einer gewissen Schönheit, die daher rührt, daß Pupille und Iris meist sehr dunkel sind, die harte Augenhaut (Sklera) fast immer rein weiß gefärbt ist.

Die Nase der Bantuneger ist niedrig, breit und flach, die Nasenwurzel fast immer sehr flach, der Abstand zwischen den inneren Augenwinkeln meist sehr groß. Die Nasenlöcher sind sehr breit, von rechts nach links oft zweimal so breit als von vorn nach hinten, während sie beim schmalnasigen Europäer längsoval sind (siehe Abb. S. 169 und 183).

Die Lippen sind dick und fleischig, oft wulstig. Der Schädel ist durchgängig schmal und lang, das Gebiß fast immer etwas vorgeschoben, jedoch sind ausgesprochen schnauzenartige Gebisse (starke Prognathie), wie wir sie z. B. bei den Melanesiern häufig finden, bei den Bantu recht selten. Große und gesunde Zähne sind die Folge der überaus sorgfältigen Zahnpflege, die die Bantu mit fast allen afrikanischen Völkern gemein haben.

Alle Bantustämme Deutsch-Ostafrikas weisen Körperverunstaltungen irgend welcher Art auf. Tätowierung durch Brand- oder Schnittnarben im Gesicht oder an anderen Körperteilen sind ziemlich allgemein verbreitet. Nicht minder häufig sind Zahnverunstaltungen mannigfacher Art. Am ältesten und allgemeinsten scheint die dreieckige Auskerbung an den mittleren oberen Schneidezähnen zu sein, wie es vor allem bei den Wanjamwesi und der Mehrzahl der Bantu des Küstenlandes üblich ist. Im äußersten Süden und Südwesten aber werden sämtliche vier oberen Schneidezähne gefeilt und zugeschärft, im Osten des Rukwasees gar alle oberen und unteren Schneidezähne in dieser Weise zugerichtet. Ganz vereinzelt findet sich endlich die Sitte, die oberen Schneidezähne zwar unverändert zu lassen, dafür aber sämtliche vier unteren Schneidezähne auszuschlagen. Da sonderbarerweise auch in Indonesien ähnliche Verstümmelungen des Gebisses vorkommen, liegt es nahe, an einen gemeinsamen Ursprung dieser an sich so eigenartigen und schwer zu begreifenden Sitten zu denken; jedoch ist Sicheres über die Art eines solchen Zusammenhanges bisher nicht bekannt.

Die Beschneidung ist den Urbantu im allgemeinen fremd. Sie fehlt ganz bei den Bantu des Zwischenseengebiets und bei der Wanjamwesigruppe; bei den der Küste näheren Stämmen ist sie hier und da zu finden.

Wohl die merkwürdigste Körperverunstaltung findet sich im Süden Deutsch-Ostafrikas. Während die Ohren und Nase allenthalben durchbohrt und mit Ringen und Scheiben verziert werden, hat sich hier besonders bei den Wangindo, Wamuëra und Wamakonde ein ganz sonderbarer „Schmuck" eingebürgert, der Lippenpflock oder Pelele. Die Oberlippe wird, und zwar nur bei dem weiblichen Geschlecht, in früher Jugend durchbohrt; anfangs wird ein dünner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stab in diese Öffnung hineingezwängt, später geht man dann zu allmählich immer dicker werdenden weißgefärbten Holzpflöcken bis zu 7 cm Durchmesser über, bis der Mund fast zum Entenschnabel wird, wie unser Einschaltbild zeigt.

Alle Bantustämme Deutsch-Ostafrikas sind in erster Linie Ackerbauer, allein sie sind durchweg auf einer sehr frühen Stufe dieser Wirtschaftsform stehen geblieben. Der Pflug und die Verwendung von Zugtieren sind ihnen gänzlich unbekannt; ihr einziges Gerät bei der Bewirtschaftung der Felder ist eine kurzstielige Hacke, die gelegentlich nur aus Holz, meist aber aus einheimischem Eisen hergestellt wird. Düngung mit Mist ist gleichfalls unbekannt, daher kann die Bebauung nie längere Zeit an ein und derselben Stelle vorgenommen werden, vielmehr muß des öfteren der Platz gewechselt werden. Die ganze Hackarbeit ist Sache der Frau; die Männer beteiligen sich nur dann an der Arbeit, wenn neue Flächen für den Hackbau erschlossen und urbar gemacht werden müssen. Angebaut werden in erster Linie Hirsearten (Kolbenhirse, Eleusine, Durrha u. a. m.), Bohnen und Bananen; daneben finden sich jetzt allenthalben zwei von Amerika importierte Kulturpflanzen, Maniok und Mais.

Wanjamwesi.

Auf den Besitz großer Viehherden legt der ostafrikanische Bantuneger durchschnittlich keinen großen Wert; im kleinen aber wird die Viehzucht bei fast allen Stämmen getrieben. Das kleine Buckelrind (Zeburind), im Norden vielfach auch das weit größere, von den Hamiten des Zwischenseengebiets eingeführte Langhornrind, zwerghaft kleine Ziegen, kaum halb so groß wie unsere europäischen, kleine, auffallend ziegenähnliche Schafe und Hühner werden fast überall gehalten.

Der materielle Besitz der Bantu ist ein ungemein reichhaltiger, wenngleich er allerdings wohl nur zum geringen Teile als das Produkt der Erfindungsgabe der Neger betrachtet werden darf, in der Hauptsache vielmehr aus den

nahen Kulturgebieten im Nordosten stammen mag. Töpferei und Schnitzerei, Flechten und Weben sind ganz allgemein verbreitet, und die Erzeugnisse des Handwerks müssen in Anbetracht des primitiven Werkzeugs geradezu unsere Bewunderung erregen.

Infolge des Reichtums Deutsch-Ostafrikas an großen Säugetieren ist die Kunst, Felle zu präparieren, unter allen Bantustämmen verbreitet. Die Verbesserung der ursprünglich naturgemäß primitiven Technik (Sämischgerberei) durch Einführung des Lohgerbens der Häute ist allerdings erst neueren Datums. Uralt dagegen ist die Kunst, Zeuge aus Rindenbast zu klopfen. An einem geeigneten Baume (Fikus- und Leguminosenarten) werden oben und unten horizontale Kreisschnitte gemacht und die harten Rindenteile dann durch Schlagen mit Knütteln entfernt. Durch einen vertikalen Längsschnitt wird nunmehr das rechtwinklige Baststück abgelöst, kürzere oder längere Zeit in Wasser aufgeweicht und schließlich mit einem Hammer so lange geklopft, bis die gewünschte Größe und Feinheit erreicht ist. Einst weit verbreitet, ist die Rindenstofftechnik durch den Import der europäischen und indischen Baumwollstoffe immer mehr verdrängt worden. Nur in den westlichsten Bantugebieten unserer Kolonie und vor allem im Zwischenseengebiet hat sie sich bis zum heutigen Tage erhalten.

Der hohe Eisengehalt des ostafrikanischen Lateritbodens hat bei fast allen Bantustämmen schon frühzeitig eine hoch entwickelte Eisentechnik entstehen lassen. Überall finden wir denselben Rennprozeß zur Herstellung von Schmiedeeisen, stellenweise sogar primitive Hochöfen, die indes wohl erst von höher kultivierten Einwanderern bei den Bantuvölkern eingeführt sein werden*).

Die ursprünglichen Waffen der ostafrikanischen Urbantu sind Bogen und Pfeil, Keule und Speer. Der typische Bantubogen ist ein an beiden Enden verjüngter, ungefähr drehrunder, einfacher Holzstab mit einer gedrehten Schnur, die in sehr verschiedener Weise befestigt wird. Pfeile werden in solcher Mannigfaltigkeit hergestellt, daß die bloße Aufzählung der wichtigsten Typen allein mehrere Seiten in Anspruch nehmen würde. Wir verweisen daher auf die bahnbrechende Studie Weules**), die mit außerordentlicher Gründlichkeit alle Einzelheiten der Pfeiltechnik behandelt.

Die primitivsten unter den Waffen der Bantuneger sind die Wurfkeulen, die allenthalben anzutreffen sind. Auch einfache Stöcke zum Werfen und zum Schlagen sind sehr verbreitet.

Die Speere der Urbantu sind lange, dünne Wurfspeere im Gegensatz zu den für den Nahkampf berechneten kurzen, derben Stoßspeeren der Sulu, von denen oben bereits die Rede war. Mit dem siegreichen Vordringen dieser südafrikanischen Bantu in Deutsch-Ostafrika hat sich auch ihre Hauptwaffe, der Suluspeer, bei einzelnen Stämmen der Urbantu eingebürgert. Insbesondere führen jetzt die Wahehe und ihre Verwandten, die sogenannten Suluaffen, diesen den ostafrikanischen Bantu ursprünglich fremden Stoßspeer.

In auffälliger Weise zurückgeblieben erscheint die Technik der Bantu Ostafrikas hinsichtlich des Schiffsbaus. Nur selten sind sie über den primitiven Einbaum hinausgekommen, und überall, wo, wie an der Suahelikküste, schnelle und sichere Boote von recht mannigfacher Form zu beobachten sind,

*) Vgl. F. Stuhlmann: Handwerk und Industrie in Ostafrika. Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts, Bd. 1, 1910, S. 59.

**) K. Weule: Der afrikanische Pfeil, Leipzig 1899.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist es leicht, die einzelnen Typen auf ihren indischen, persischen oder arabischen Ursprung zurückzuführen.

Um so mehr haben sich aber die Urbantu als Erfinder von Musikinstrumenten hervorgetan*). Das einfachste und wohl auch älteste Saiteninstrument Ostafrikas und Afrikas überhaupt ist der Musikbogen, ein biegsamer elastischer Stab, der durch eine zwischen seinen Enden ausgespannte Saite gekrümmt wird; durch Schlagen mit einem dünnen Stäbchen wird die Saite zum Tönen gebracht. Ob, wie v. Luschan meint**), dieser Musikbogen und überhaupt alle Saiteninstrumente vom Schießbogen ihren Ausgang genommen haben, mag dahingestellt bleiben; die Form des Musikbogens spricht jedenfalls sehr für diese Vermutung. Gegenwärtig finden wir dieses einst unter den Urbantu Deutsch-Ostafrikas allgemein verbreitete primitive Musikinstrument nur noch in einzelnen Gebieten Unjamwesis und in Usaramo.

Im Prinzip dem eben geschilderten Monochord gleich gebaut, von ihm aber durch die Konstruktion des Saitenträgers verschieden, ist das Hauptsaiteninstrument des südlichen Deutsch-Ostafrika, die Sese. Sie besteht aus einem vierkantigen, platten, unelastischen Stabe, der an jedem Ende zwei Vorsprünge zur Befestigung der Saite besitzt. Ähnlich den Querleisten auf dem Griffbrett der Gitarre befinden sich an einem Ende des meist reich geschnitzten Saitenträgers der Sese drei Erhöhungen, so daß der Spieler durch Verkürzung des schwingenden Teiles der Saite verschieden hohe Töne erzeugen kann. Als Schallverstärker ist schließlich ein Flaschenkürbis an dem Saitenträger befestigt.

Das Verbreitungsgebiet der Sese umfaßt den gesamten Küstenstreifen und die südliche Hälfte Deutsch-Ostafrikas. Im Westen jedoch teilt sie ihre Herrschaft mit einem dritten Saiteninstrument, der Schalenzither, die von Usipa im Süden bis zum Zwischenseengebiet im Norden, vom Tanganjikasee bis nach Ugogo verbreitet ist, mithin als das typische Saiteninstrument des Westens von Deutsch-Ostafrika bezeichnet werden kann. Der Körper der Schalenzither besteht aus einer flachen, rechteckigen oder ovalen Holzschale; die Saiten werden immer durch eine einzige, hin und her gespannte Schnur gebildet, die entweder durch Einkerbungen oder durch Löcher an den beiden Enden der Schale geführt wird.

Übergehen wir einige Musikinstrumente, die nur lokale Bedeutung besitzen (Lyra, Sansa oder Ulimba, Marimba u. a. m.), so bleibt als letztes das Lieblingsinstrument der Neger, die Trommel, übrig, die bei allen Ereignissen des täglichen Lebens ihre Stimme hören lassen muß. „Sie tönt," sagt Burton***), „wenn ein Mann erkrankt, wenn er gesundet oder wenn er stirbt; bei Geburten und bei Hochzeiten, bei Begräbnissen und frohen Festen; wenn ein Fremder ankommt oder abreist, wenn ein Krieg beginnt oder aufhört und überhaupt, sobald es nichts anderes zu tun gibt."

Die Wohnstätten der Bantuneger Deutsch-Ostafrikas sind überaus mannigfach. Als älteste Hüttenform betrachten wir mit Weule die Rundhütte mit aufgesetztem Kegeldach, die zylindrische Kegeldachhütte. Ihre Herstellung verläuft etwa folgendermaßen. Zunächst werden eine Anzahl kreisförmig

*) Ähnlich der Pfeilstudie Weules besitzen wir auch für die afrikanischen Musikinstrumente eine mustergültige Monographie, auf die wir wiederholt zurückgreifen werden; ihr Titel lautet: B. Ankermann: Die afrikanischen Musikinstrumente. Ethnol. Notizblatt, Bd. III, Heft 1, Berlin 1901.

**) F. v. Luschan: a. a. O. S. 400.

***) R. Burton: Zanzibar, City, Island and Coast. London 1872, Bd. I, S. 430.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

angeordneter mannshoher Stangen in den Boden eingeschlagen und die Zwischenräume mit Gras und Lehm ausgefüllt. Daneben ist inzwischen das kegelförmige Dachgestell angefertigt worden, das nun auf den zylindrischen Unterbau der Hütte aufgesetzt wird. Mit großer Sorgfalt wird schließlich das Dach mit Grasmatten, Bananenblättern, Palmblättern oder Schilf eingedeckt und die Spitze durch eine besonders dichte Kappe gegen das Eindringen von Regen verschlossen.

Diese zylindrische Kegeldachhütte ist wahrscheinlich einst allgemein unter den Urbantu verbreitet gewesen, dann aber unter dem Einfluß der von Norden und Osten her eindringenden fremden Völker mehr und mehr verdrängt worden. Von der Küste des Indischen Ozeans wandert besonders auf den großen Karawanenstraßen der wahrscheinlich aus Asien stammende Küstenstil (rechteckiger Unterbau mit Giebeldach) rasch ins Innere, während im Norden die hamitische Bienenkorbhütte, die wir hernach kennen lernen werden, immer größere Verbreitung findet. Im Herzen Deutsch-Ostafrikas aber begegnen wir einer letzten Hüttenform, über deren Herkunft bisher noch recht auseinandergehende Meinungen bestehen, der Tembe, einem soliden Viereckbau mit flachem, feuerfestem Lehmdach.

Von den Urbantu haben die östlichen und südlichen Stämme bis zum heutigen Tage an der Kegeldachhütte festgehalten. Die Wahehe dagegen haben sich der Tembe zugewandt, die sich auch westlich von Uhehe, im größten Teil von Unjamwesi, mehr und mehr einbürgert. Hier pflegt man vielfach eine sonderbare Mischung von Tembe und Kegeldachhütte anzuwenden, indem man in eine große viereckige Tembe mehrere Strohhütten hineinsetzt und auf diese Weise in einem Gebäude Wohnräume für mehrere hundert Menschen schafft.

Die geistige Kultur der Urbantu ist seit langem Gegenstand eines eifrigen und erfolgreichen Studiums gewesen und ist in so zahlreichen Abhandlungen dargestellt, daß wir uns hierüber kurz fassen können. Die Tropen mit ihren im ganzen recht günstigen Lebensbedingungen haben eine stets vergnügte, lebensfrohe und leichtlebige Bevölkerung geschaffen. Ausdauer in der Arbeit, ernstes Pflichtbewußtsein suchen wir bei der großen Mehrzahl der Urbantu Deutsch-Ostafrikas vergeblich; sie kennen keinen Kampf ums Dasein, der allein den Charakter bildet und festigt. Furcht vor Strafe, Hoffnung auf Belohnung sind die Triebfedern ihres Tuns und Treibens. Man möchte sie große Kinder nennen, wenn sie nicht durch schnelles Erfassen der Dinge und eine erstaunliche Pfiffigkeit und Beredsamkeit doch wiederum gänzlich unkindlich wirken würden.

Einen recht hervorstechenden Zug im Innenleben der Bantuneger bildet das stark ausgeprägte Rechtsgefühl. Eine Strafe kann hart sein; ist sie gerecht, so wird der Neger kaum murren, ungerechte Strafen aber erregen ihn ungemein und stimmen ihn sehr leicht kriegs- und fehdelustig.

Die religiösen Vorstellungen unserer ostafrikanischen Urbantu sind ihrem Charakter entsprechend primitiv. Den Grundton ihres religiösen Lebens bildet die Erkenntnis, daß es außerhalb des Menschenlebens höhere Gewalten gibt, die zwar nicht näher bestimmt werden können, deren Wirken aber tagtäglich zu spüren ist. Auch die jüdisch-christliche Religion und jede andere hat von ähnlichen Empfindungen der Seele ihren Ausgang genommen; und wenn das Christentum in Gott den Inbegriff von Allmacht und Liebe und Gerechtigkeit verehrt und ihm den Teufel als Sinnbild des Bösen und Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derbten gegenüberstellt, so ist es im Grunde genommen derselbe Dualismus, der die Bantuneger an gute und böse Geister glauben macht. Der Kampf gegen die bösen Dämonen ist der kennzeichnende Zug im religiösen Leben der Bantu, aus ihm erklären sich Ahnenkult und Fetischismus und alle die zahlreichen übrigen Kultinstitutionen.

Den Einflüssen einer höheren Kultur und Religion steht der Bantuneger ziemlich ablehnend gegenüber. Am ehesten zugänglich ist er dem Mohammedanismus, dessen Glaubensinhalt seinem primitiven Denken am meisten angepaßt ist, und der ihn in jeder Beziehung den Glaubensgenossen, auch den einstigen Herren des Landes, den Arabern, gleichstellt. Das Christentum mit seiner Fülle von abstrakten Begriffen vermag der Neger schwerlich voll und ganz in sich aufzunehmen. Es wird zunächst einer langen, mühseligen Arbeit bedürfen, ehe der Neger in seiner ganzen Kultur soweit gehoben sein wird, daß er für das Christentum reif ist.

Die von Süden her nach Deutsch-Ostafrika eingewanderten Bantuneger, die Wangoni, Wajao und Wamakua, stimmen in anthropologischer und ethischer Beziehung im wesentlichen mit den eben ausführlich geschilderten Urbantu überein; nur in einigen wenigen Punkten finden sich charakteristische Abweichungen. Hierher gehört zunächst als altes Suluerbe das Nutschi der Wangonimänner, mit dem sie die glans penis bedecken. Sodann hatten wir bereits oben den kräftigen, lanzettförmigen Stoßspeer der Suluvölker erwähnt, der durch die Wangonigruppe nach Deutsch-Ostafrika gebracht worden ist. Im Gegensatz zu den Urbantu, deren Hauptwaffe, Bogen und Pfeil, beide Arme in Anspruch nimmt, bot sich den Suluvölkern, je mehr sie den Stoßspeer zur Hauptwaffe erhoben, die Möglichkeit, in der linken Hand eine Schutzwaffe zu tragen. So bildete sich der große, aus Rindshaut verfertigte längliche Suluschild aus, den heute nicht nur die Wangoni, sondern auch die Wajao und Wamakua führen.

Wir wenden uns nun von dem äußersten Süden unserer Kolonie nach dem hohen Norden, dem Invasionsgebiet der nordostafrikanischen Hamitenvölker, und beginnen mit den Beherrschern des Zwischenseengebietes, den Wahima oder Watussi.

An der Hand der Photographie von M. Weiß (siehe das Einschaltbild) verfolgen wir zunächst die Charakteristik, die dieser ausgezeichnete Kenner des nördlichen Deutsch-Ostafrika von den Hamitenvölkern im Westen des Viktoriasees entwirft*). „Die Wahima, die eine große Ähnlichkeit mit Somali, Abessiniern und Galla zeigen, sind von hohem schlanken Wuchse, haben längliche, schmale Schädel, intelligente und edelgeschnittene Gesichter, ein großes, schönes, lebhaftes Auge, schmale, wohlgeformte Nasen und Lippen, zierliche Gelenke, lange, schlanke Finger und eine hellere, zum Teil sogar fast gelbbraune Hautfarbe. Man kann sie kurz als die Aristokraten Zentralafrikas, als den die eingeborene Rasse, die Bantuneger, psychisch und physisch hoch überragenden Hirtenadel bezeichnen. Beim Anblick dieser Wahima fühlt man sich unwillkürlich nach Ägypten versetzt, und bereits ehe man sie näher kennen gelernt hat, allein durch den rein äußerlichen Eindruck, den die 2 m hohen Gestalten in ihrer stolzen, vornehmen, ruhigen, selbstbewußten Haltung, ihrem offenen Wesen und ihrem gewandten Auftreten machen, hat

*) M. Weiß: Die Völkerstämme im Norden Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1910, S. 18 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man ganz unwillkürlich das Gefühl: du stehst hier den Vertretern eines Herren- und Herrschervolkes gegenüber."

Körperverunstaltungen fehlen bei den Wahima mit Ausnahme einer aus recht geschmackvollen Ornamenten bestehenden Tätowierung, vollkommen; auch die Beschneidung wird nicht geübt. Ihr weiches, leichtgewelltes Haar, das sich auf den ersten Blick von dem harten, krausen Wollhaar der Bantuneger unterscheidet, tragen die Wahima entweder halblang gewachsen, oder kurz rasiert, oder in einer recht seltsamen Tracht, in der ein Teil der Haare spiralförmig ausrasiert wird, der stehengebliebene Teil aber senkrecht nach oben gezogen wird.

Schmuck tragen die edelgebauten Wahimagestalten, die zu den längsten Menschen der Erde zählen, nur wenig; einige wenige Ringe aus dünnem Kupferdraht, in die häufig noch einzelne Perlen eingeflochten sind, zieren Hals und Arme, Handgelenke und Knöchel.

Die Wahima — das Wort bedeutet Leute aus dem Norden — sind ein ausgesprochenes Nomadenvolk und zeigen eine Begeisterung und Hingabe für ihre schönen langgehörnten Rinderherden, wie man sie sonst in Deutsch-Ostafrika nur noch bei den Massai findet. Die Zahl der Rinder bedingt die soziale Stellung des Mhima.

Bau einer Bienenkorbhütte.

Die Hauptnahrung der Wahima besteht in Milch, seltener Fleisch. Die wenigen zum Leben erforderlichen Vegetabilien liefern ihnen die unterjochten Bantu, die Wapororo beziehungsweise Wahutu.

Dem unruhigen Nomadenleben der Wahima entspricht es, daß sie, wie alle Hirtenvölker, im Gegensatz zu den ansässigen ackerbauenden Bantunegern, nicht allzuviel Zeit und Sorgfalt auf den Bau ihrer Hütten verwenden. Einige biegsame Äste werden im Kreise in den Boden eingerammt, oben zusammengebogen und festgebunden, das so entstandene reifrockähnliche Gerüst mit Matten, Gras, Bananenblättern oder Buschwerk notdürftig überdeckt, und die primitive bienenkorbförmige, bisweilen halbkugelige Hütte ist fertig (siehe obige Abbildung.) Regnet es durch, so wird ein Rinderfell auf die undichte Stelle gelegt. Nur da, wo sich die hamitischen Stämme, wie in West- und Südmpororo und in Ruanda, daran gewöhnt haben, eher das Vieh täglich stundenweit zu den guten Weideplätzen zu treiben, als ihre Dörfer zu verlegen, finden wir erheblich größere, sauber ausgeführte und einigermaßen behaglich eingerichtete Bienenkorbhütten.

Die Bewaffnung der Wahima oder Watussi besteht neben Bogen und Pfeil, denen nur eine untergeordnete Bedeutung zukommt, vor allem aus

einer Lanze mit schmalem, spitzauslaufendem Blatt und einem etwa 40 bis 50 cm langen und 35 cm breiten Holzschild, der meist mit Rotang oder dergleichen überflochten ist. Die Waffen legt der Mhima (Mtussi) jedoch nur im Kriegsfalle an; im allgemeinen geht er unbewaffnet und begnügt sich auf seinen Wanderungen mit einem langen Bergstock aus Holz oder Bambus.

Zum Schluß noch einige Worte über die geistige Kultur der Wahima, über die wir allerdings bis heute noch recht wenig unterrichtet sind. Mit einer an Naturmenschen Befremden erregenden Selbstbeherrschung bewahren die Wahima in allen Fällen ihre vornehme Ruhe, während die Neger ihrem Erstaunen, ihrer Freude und anderen Gemütsbewegungen sofort durch laute Rufe, Händeklatschen oder lebhafte Gesten Ausdruck verleihen. Auch dadurch

Wagaia im Kriegschmuck.
(Nach Photographie von F. F. Eiffe, Hamburg.)

zeichnen sich die Wahima gegenüber allen anderen Bewohnern Deutsch-Ostafrikas aus, daß sie ihre Frauen — je nach der Vermögenslage eine oder mehrere — mit Achtung und Ehrerbietung behandeln und mit zärtlicher Liebe an ihren Kindern hängen.

Über die Religionsanschauungen der Zwischenseehamiten liegen bisher nur spärliche Mitteilungen vor. Der herrschende Kultus besteht auch hier in der Verehrung von Dämonen, insbesondere eines Nyawingi genannten Geistes; jedoch scheinen daneben noch besondere, an alttestamentarische Überlieferungen erinnernde religiöse Vorstellungen zu existieren.

Eigentümlicherweise hat die hamitische Oberschicht in dem Zwischenseengebiet nicht vermocht, den unterworfenen Bantunegern ihre Sprache aufzuzwingen, vielmehr haben die Wahima umgekehrt die Sprache der unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jochten Völker angenommen. Wir werden den Grund hierfür wohl nicht mit Unrecht darin erblicken, daß die Hamiten den gerade in diesen Landschaften sehr dicht zusammengedrängten Negervölkern gegenüber von jeher bedeutend in der Minderzahl waren und daher keinen tiefgreifenden ethnischen Einfluß auf die große Masse der Bantuneger auszuüben imstande sind. Neben den jetzt allgemein herrschenden Bantusprachen scheint sich aber doch eine eigene hamitische Sprache notdürftig erhalten zu haben, wenigstens berichtet Weiß von einer derartigen Beobachtung*).

Wir begeben uns nunmehr nach dem östlichen Ufer des Viktoriasees und treffen zunächst in den deutschen Randlandschaften (Schiratibezirk) ein neues Völkerelement, die Wagaia, bronzefarbene bis tiefbraune Menschen von hohem, kräftigem Wuchs, deren Nasen-, Lippen- und Kopfform sofort den Neger verrät. In der Tat gehören diese Völker der Negerrasse an; aber ihre Sprache zeigt keinerlei Verwandtschaft mit der der Bantu, sie weist vielmehr auf die im Norden wohnenden Sudanneger hin, die Dinka, Schilluk u. a. m., die wir unter dem Namen Nilneger oder Niloten zusammenfassen (siehe Abb. S. 165).

Die Wagaia haben bis zum Eintreffen der Europäer gar keine Kleider getragen und beschränken sich auch noch heutzutage auf das äußerste Minimum. In Schirati begegnet man noch vielfach Wagaiafrauen und -männern ohne jegliche Bekleidung. Trotz dieser völligen Nacktheit oder vielleicht gerade deswegen stellen die Wagaia das sittsamste Negervolk Deutsch-Ostafrikas dar.

Von der Wagaiabewaffnung gibt uns die umstehende Photographie (siehe Abb. S. 175) einen anschaulichen Begriff. Das Charakteristische sind die riesenlangen Speere, die häufig doppelte Manneslänge erreichen und auf ihrem bisweilen recht krummen Schaft ein kleines lanzettförmiges Blatt tragen. Zu diesem Speer treten als weiteres Charakteristikum der Wagaiabewaffnung riesige schwere Schilde, die an den Seiten umgebogen sind und den Körper nicht nur von vorn, sondern auch von beiden Seiten schützen. Früher wurden diese mit dem Familienwappen bemalten und mit allerhand Gegenständen geschmückten Schilde aus Büffelhaut hergestellt; jetzt, wo der Büffel infolge der großen Rindersterbe fast völlig vernichtet ist, bestehen sie aus Ochsenhaut. Die weniger bemittelten Wagaia führen ovale Lederschilde, die ebenfalls eine beträchtliche Größe erreichen und sehr geschmackvoll mit den Familienwappen geschmückt sind. Auch von dem phantastischen, außerordentlich mannigfachen Kopfputz der Wagaia gibt uns unser Bild eine Anschauung; desgleichen erkennen wir auf ihm die breiten eisernen Ringe, mit denen sie Arm und Bein schmücken. Überhaupt spielen Eisenspiralen einen wichtigen Bestandteil des außerordentlich formenreichen Wagaiaschmuckes.

Die Wagaia sind in gleichem Maße Hirten und Ackerbauer. Sie bewohnen sorgfältig gearbeitete Kegeldachhütten, von denen zehn bis fünfzehn zu einem von Euphorbienhecken umgebenen Dorf zusammenstehen**).

Südlich von den Wagaia wohnen die Waruri und Waschaschi, Völker, die offensichtlich durch Vermischung der Nilneger mit den im Süden angrenzenden Bantu entstanden sind und überdies noch hier und dort Massaiblut in sich aufgenommen haben.

*) M. Weiß: a. a. O. S. 70.
**) Eine ausführliche Schilderung der Wagaia findet sich in M. Weiß: a. a. O. S. 181 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bau einer halbkugelförmigen Rundhütte.

(Evang.-Luth. Mission.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Bau einer halbkugelförmigen Rundhütte.

(Evang.-Luth. Mission.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die weiten offenen Steppenlandschaften im Osten von Ugaia, Ururi und Uschaschi, hinüberreichend bis zu den Randgebirgen von Usambara und Unguru, sind das Einfallsgebiet des zweiten großen Nomadenvolkes Deutsch-Ostafrikas, der Massai und ihrer Verwandten. Soweit die Geschichte, die Erinnerung und Überlieferung dieser Stämme zurückreicht, sind sie einst aus ihrer Urheimat im nördlichen Teile der arabischen Halbinsel nach Afrika ausgewandert und haben sich langsam auf der großen Völkerstraße des östlichen Afrika nach Süden bewegt. In den weiten Steppengebieten Ostafrikas fanden diese Nomadenscharen nicht allein Weideplätze für ihre großen Herden, sondern auch Völker, die schwach genug waren, um dem Ansturm der kriegerischen Massai zu unterliegen, Völker, von denen sie sowohl die notwendigen Vegetabilien als auch frische Zuchttiere erhalten konnten, um ihre Rinderherden vor Degeneration zu schützen.

In drei mächtigen Heerhaufen, die sich in großen Zeiträumen folgten, kam das Massaivolk von Norden zum Äquator gezogen. Der am frühesten eingewanderte Trupp sind die Wandorobbo, die indes durch gegenseitige Kriege und Viehseuchen allmählich so geschwächt wurden, daß es dem zweiten Massaitrupp, den Wakuafi, bei seiner Einwanderung leicht wurde, die heruntergekommenen Wandorobbo ganz zu verdrängen. Sie fanden zum Teil Zuflucht bei den umwohnenden ackerbauenden Negervölkern, zum anderen Teil wurden sie bei den Wakuafi als Stammesgenossen aufgenommen; der Rest aber zog sich in die Wälder und Büsche der Steppen zurück, wo er noch heute in großer Dürftigkeit durch Jagd ein armseliges Leben fristet*).

Das Schicksal der Wandorobbo sollte aber auch den Wakuafi nicht erspart bleiben. Zu mehreren Malen stellte sich wieder die verheerende Rinderpest ein und brachte wie damals Armut und Tod. Und wieder wie damals blieb das eine Unglück nicht allein. Von Norden her wanderte der dritte Trupp, die Massai, ein, und es schien, als wolle er schnell durch blutige Kämpfe das Vernichtungswerk der Seuchen vervollständigen. Mit außerordentlicher Erbitterung geführte Kriege zwischen Massai und Wakuafi füllten die ganze erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aus. Die Massai blieben Sieger und vertrieben die Wakuafi in Gebiete, die ihnen nicht begehrenswert erschienen. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten waren die Massai die unumschränkten Herren der ausgedehnten Steppen in Deutsch- und Britisch-Ostafrika, bis auch ihnen wiederum in erneuten Viehseuchen und durch die europäische Okkupation Gegner erstanden, denen sie nach verzweifeltem Widerstand erliegen mußten.

Daß alle drei dieser nach Deutsch-Ostafrika vorgedrungenen nordischen Nomadenstämme einer Rasse angehören, beweisen zunächst die übereinstimmenden anthropologischen Eigentümlichkeiten dieser Völkerschaften. Ihre charakteristischen Merkmale sind die folgenden: die Körper sind groß und schlank, erscheinen indes nicht wie bei den Wahima überschlank und mager, gewähren aber doch den Eindruck eleganter, elastischer Beweglichkeit. Die dünnen, feinen Knochen sind mit gut entwickelten Muskeln umgeben, die zwar deutlich, aber der Schlankheit entsprechend nicht aufdringlich, hervortreten. Besonders schöne Formen sieht man bei jungen Mädchen; sie sind graziöse, schlanke Gestalten, deren Glieder nur gerade so viel Rundung aufweisen, um sie an-

*) Wir folgen in der Schilderung der Massai dem leider so früh verstorbenen Massaiforscher M. Merker, dessen umfangreiche Monographie „Die Massai" in zweiter Auflage erschienen ist (Berlin 1910).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mutig erscheinen zu lassen. Ungegliederte, unschöne Fülle findet man eigentlich nur bei älteren Frauen.

Die Hautfarbe variiert zwischen tief dunkelbraun und hellem Schokoladenbraun. Die Köpfe sind hoch und schmal, das ovale Gesicht hat oft feingeschnittene, sympathische Züge. Die hohe, schmale Stirn ist gut gewölbt, die Augen sind mandelförmig, gerade oder etwas schräg. Die Nase ist gestreckt, schmal und an der Wurzel flach oder sehr mäßig tief gegen die Stirn abgesetzt; die Flügel sind dünn, die Nasenlöcher rundlich bis längsoval, seltener queroval. Der Nasenrücken ist gerade, manchmal leicht konvex. Die Lippen sind voll, ohne direkt wulstig zu erscheinen. Wulstige, dicke Lippen sind etwas so Seltenes und Auffallendes, daß sie ihrem Besitzer den Namen Lebeleb = Dicklippe eintragen. Das Haar ist leicht gewellt (siehe das Einschaltbild). Die Arme und besonders die Beine sind sehr lang; Hände und Füße, besonders bei weiblichen Individuen, schmal und zart. Die Finger sind schlank und oft auffallend lang und schmal und tragen lange, leicht gewölbte Fingernägel.

Von den Körperverunstaltungen fällt die recht bescheidene Tätowierung der Massai dem flüchtigen Beschauer kaum auf. Die gebräuchlichsten Formen der kleinen Ziernarben sind hufeisen- oder lyraförmige Ornamente auf dem Oberarm und dem Bauche.

Um die Ohren zur Aufnahme des aus zahlreichen Drahtspiralen bestehenden Schmuckes geeignet zu machen, werden die Ohrläppchen in früher Kindheit mit einem starken Akaziendorn durchstochen und durch Einsetzen immer größerer Holzpflöcke ausgedehnt. Ohrlappen, die, in dieser Weise gedehnt, bis auf die Schultern herabhängen, sind nicht selten. Gleichzeitig wird auch der obere Ohrrand an einer oder zwei Stellen durchlocht zur Aufnahme ähnlichen Schmuckes.

Eine weitere „Verschönerung" besteht in der Entfernung der zwei mittelsten unteren Schneidezähne. Die Zähne werden bei Knaben und Mädchen mit einem Messer gelockert und dann mit der Hand entfernt, und zwar sowohl in der frühesten Kindheit als auch beim Zahnwechsel. In der Regel wird mit diesem Ausbrechen der beiden mittleren unteren Schneidezähne ein Vorbiegen der oberen verbunden.

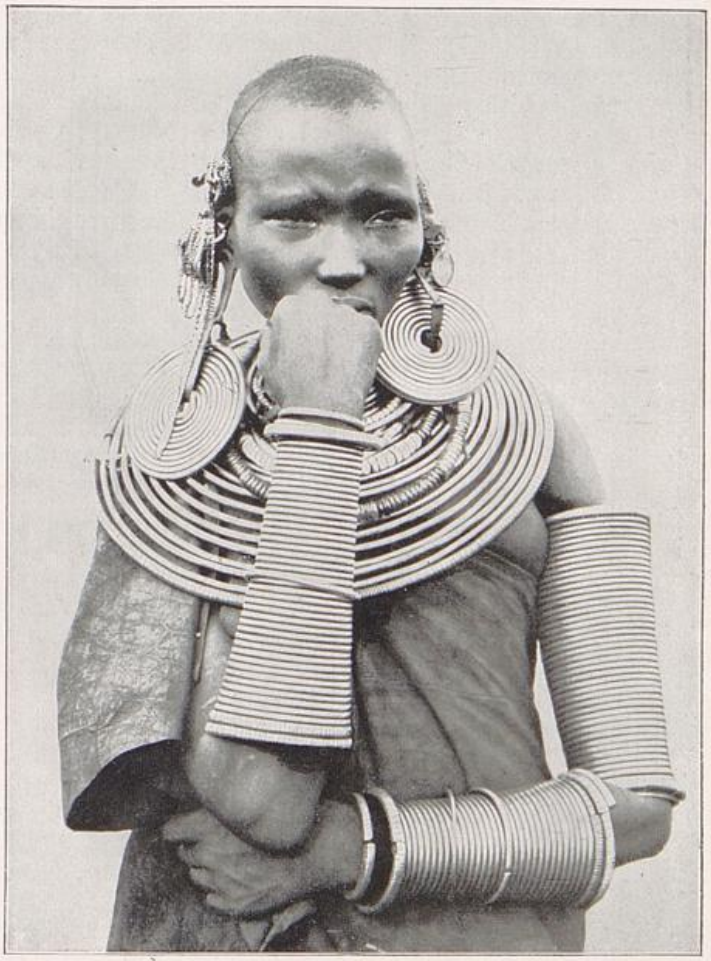
Die Beschneidung ist nach dem Glauben der Massai durch ein Gebot ihres Gottes Ngai, von dem wir später ausführlich hören werden, bei ihnen eingeführt, und zwar werden beide Geschlechter beschnitten, die Knaben im Alter von zwölf bis sechzehn Jahren, die Mädchen zwischen dem zwölften und vierzehnten Lebensjahre. Hinsichtlich der Einzelheiten dieser Operation, die von der Beschneidung der Mohammedaner abweicht, sei auf Merker (a. a. O. S. 60 bis 67) und Weiß (a. a. O. S. 336 bis 337 und 366 ff.) verwiesen.

Die Bekleidung der Massai besteht aus Tierfellen, und zwar tragen die Krieger außer dem allgemein üblichen Umhang aus nicht enthaartem Kalbfell noch ein aus Rind- oder Kalbleder hergestelltes Sitzleder. Die Weiber bekleiden sich mit zwei großen Fellschürzen, die meist aus zusammengenähten Ziegenhäuten bestehen. Die Fußbekleidung bildet bei allen Massai ohne Unterschied von Geschlecht und Alter eine aus der dicken Rückenhaut der Stiere gefertigte Sandale.

Ganz besondere Sorgfalt verwendet der Massai, insbesondere der Krieger, auf die Haartracht. Während Achselhaare und Augenbrauen sorgfältig rasiert oder ausgerissen werden, läßt der junge Krieger das Kopfhaar wachsen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dreht es, wenn es die nötige Länge hat, in Strähnen zusammen. Durch Einflechten von Fasern der Rinde des Baobabbaumes werden diese Strähnen verlängert. Nunmehr scheitelt man das Haar quer über dem Kopf von Ohr zu Ohr und teilt dann das der vorderen Kopfhälfte in drei Teile, einen über Stirn, die beiden anderen an den Schläfen, worauf die Spitzen der Strähnen zollang mit Bast umwickelt werden. Das bis zu 50 cm verlängerte hintere Haar wird um einen fußlangen Stock gelegt und auf diesem mit Bast oder dünn geschabtem Ziegenleder festgewickelt, so daß es einen bis zur Taille reichenden steifen Zopf bildet. Nur selten sieht man bei den Massaikriegern auch einmal ganz kurzes Haar, das sie dann, wie die Massaiweiber, mindestens jeden Monat einmal rasieren.



Massaiweib in vollem Schmuck.
Aus „Gutmann, Dichten und Denken der Dschagga-Neger".
(Verlag der Evang.-Luth. Mission, Leipzig.)

Außerordentlich reich ist der Schmuck der Massai, der hier natürlich nur ganz kurz behandelt werden kann. Vornehmlich verstehen es die jungen Massaifrauen, ihren Körper mit zahlreichen Schmuckgegenständen von recht bedeutendem Gewicht zu „zieren". Besonders auffallend sind große, schwere eiserne Drahtspiralen, die um den Hals, um Arme und Beine getragen werden (siehe obige Abbildung). Diese werden von besonderen Künstlerinnen um die betreffenden Stellen gelegt und nur während der Schwangerschaft abgenommen. Zu den um den Hals gelegten Eisenspiralen kommen noch unzählige Ringe, Ketten und Kettchen, wie sie unsere Abbildung zeigt. Ganz besonders reich ist ferner

der Ohrschmuck, der aus vielerlei Eisen- und Messingketten besteht, und seine Krönung in den beiden großen Doppelspiralen aus Messingdraht findet (siehe Abb. S. 179). Da das Ohrläppchen allein naturgemäß nicht imstande wäre, diese schweren Doppelspiralen zu tragen, so werden sie durch einen schmalen über den Scheitel gelegten Lederriemen gehalten. Da auch um die Fußgelenke noch Ringe aus Eisen-, Messing- oder Kupferdraht getragen werden, und zwar um so mehr, je schöner und vornehmer die Frau ist, so sind die Massaiweiber häufig derartig mit Schmuck beladen, daß sie sich nur mühsam vorwärtsbewegen können.

Bilden die vielen Schmuckgegenstände den Stolz des Massaiweibes, so sind die Waffen der des Massaikriegers. Die Hauptwaffe ist ein schöner, langer, eiserner Speer mit schlankem, etwa 80 bis 90 cm langen und 2 bis 3 cm breitem Blatt, einem höchstens 10 bis 15 cm langen Holzschaft und einem etwa 1 m langen eisernen Schuh. Spitze sowohl wie Schuh sind mittels eiserner Tüllen auf den kurzen Holzschaft aufgesetzt. Mit großem Stolz und überraschender Geschicklichkeit führt der Massai diese seine Lieblingswaffe, von der er sich nur höchst ungern trennt.

Naturgemäß bedingt der Speer als Schutzwaffe einen Schild. Wie der Speer, so hat auch der Schild im Laufe der Zeit seine Form sehr wesentlich geändert. In früheren Jahren führten die Massai kleine Rundschilde von etwa 30 cm Durchmesser; die heutige Form zeigt eine Höhe von 1,00 bis 1,20 m und eine Breite von 50 bis 60 cm. Sie bestehen in der Regel aus sehr widerstandsfähiger Büffel- oder Giraffenhaut, seltener aus Rinderfell. Ähnlich wie wir es schon an den Schilden der Wagaia gesehen haben, bemalen auch die Massai die Vorderseite ihrer Schilde recht geschmackvoll mit dem Kriegerzeichen, ihrem Familienwappen usw.

Von den übrigen Waffen der Massai erwähnen wir das etwa 75 cm lange, in einer Lederscheide getragene zweischneidige Schwert und die aus hartem Holz gefertigte schwere Keule. Bogen und Pfeil führen in der Regel nur die älteren Massai. Feuerwaffen sind in den Augen der Massai keine ritterlichen Waffen. Trotzdem sich ihnen in zahlreichen Kämpfen mit der Schutztruppe wiederholt Gelegenheit bot, haben es die Massaikrieger stets verschmäht, sich mit Feuerwaffen zu versehen.

Die Massai sind ebenso wie die Wahima des Zwischenseengebiets ausschließlich Nomaden; Ackerbau ist ihnen völlig fremd. „Ihr ganzer Stolz", sagt Weiß, „sind ihre prächtigen Rinderherden, sie zu mehren ist der Hauptzweck ihrer zahlreichen Kriegszüge."

Ihre Hauptnahrungsmittel erhalten die Massai von ihren Rindern: Milch, Fleisch und Blut. Das den lebenden Rindern abgezapfte Blut wird frisch oder geronnen genossen; sehr beliebt ist eine Mischung von Milch und Blut. Wild, Vögel und Fische verschmähen die Massai gänzlich. Neben dem Buckelrind, dessen Zucht die Massai in erster Linie mit großer Liebe betreiben, finden wir als weitere Haustiere Ziegen, Schafe und Esel. Hühner werden nicht gehalten.

Sobald ein Weideplatz abgegrast ist, wandern die Massai mit ihrem Vieh weiter. Aus diesem unsteten Hirtenleben ergibt sich ohne weiteres, daß, genau wie bei den nomadisierenden Wahima, auch bei den Massai auf den Hüttenbau nur wenig Zeit und Mühe verwandt wird. Haben die Massai auf ihren Wanderungen in der Nähe eines kleinen Baches den geeigneten Boden für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Niederlassung (Kraal) gefunden, so wird zunächst ein kreisrunder Dornenverhau angelegt, groß genug, um etwa zwanzig bis fünfzig Hütten zu fassen und das Vieh in ihm unterzubringen. Alsdann beginnt der eigentliche Hüttenbau, der wie jede Arbeit im Massaikraal den Weibern obliegt. Nachdem der Platz für die einzelne Hütte im Kraal von Gras und Gestrüpp gesäubert und dann geebnet ist, wird der ovale Grundriß festgelegt, indem ihn das Weib mit den Füßen in den Erdboden kratzt (etwa 4 m lang, 3 m breit). In diesen Grundriß werden nun in fußlangen Abständen ungefähr 1½ m lange biegsame Stangen (Äste oder auch Schilf) in den Erdboden gesteckt und mit daumendicken Querruten bis zu Meterhöhe gitterartig verbunden. Dann werden die Seitenstangen über eine in der Längsachse der Grundrißellipse angebrachte Stange herübergebogen, je zwei gegenüberstehende Enden mit Papyrusgras zusammengebunden und das so entstandene gitterartige Gestell durch Zwischenflechten fingerdicker Ruten dichter gemacht. Zum Eindecken dienten, bevor die Rinderpest unter dem Vieh wütete, hauptsächlich Rinderhäute. Jetzt wird das Rutengestell zuerst mit einer 15 bis 20 cm dicken Schicht von trockenem, langhalmigen Gras bepackt und dies dann zolldick mit frischem Rindermist bestrichen*).

Jeder Kraal der Massai faßt, wie bereits erwähnt, zwanzig bis fünfzig derartiger länglicher Hütten. Man unterscheidet Kraale für die Verheirateten und solche für die Krieger; im ersteren wohnen die verheirateten Männer mit ihren Familien, im letzteren die Krieger mit ihren Müttern und den halberwachsenen, unbeschnittenen Mädchen. Die Aufnahme in den Kriegerstand geschieht nach erfolgter Beschneidung. Alle Krieger müssen so lange unverheiratet bleiben, bis sie im Alter von zwanzig bis dreißig Jahren aus dem Kriegerstand austreten. Sie verloben sich jedoch bereits im Alter von etwa zwanzig Jahren mit einem zehn- bis zwölfjährigen Mädchen.

Über das geistige Besitztum des Massaivolkes hat uns Merker eine Reihe wichtiger Beobachtungen mitgeteilt, deren Richtigkeit allerdings von verschiedenen Seiten angezweifelt wird. In schroffem Gegensatz zu der Anbetung der Geister von Verstorbenen und dem in allen Formen und Graden vorkommenden Polydämonismus der Neger steht der einfache, schlichte Monotheismus der Massai. Ihr Gott heißt Ngai und ist ein körperloses Wesen, ein Geist, über dessen Aussehen die Massai nicht eben viel nachdenken. Die Anfertigung figürlicher Darstellung ihres Gottes hat dieser selbst den Massai verboten. Gott ist der Schöpfer der Erde mit all ihren Lebewesen; er ist allmächtig, allgegenwärtig, allwissend, gütig, unendlich, ewig.

Die Massai fühlen sich als das auserwählte Volk Ngais. Ihnen sollen alle Völker untertan sein, alle Schätze der Welt gehören ihnen, den Lieblingen Ngais. Der Krieg gegen die benachbarten Stämme, die von Ngai nichts wissen, ist gottgewollt, und kein Massai wird in diesem Kampfe fallen, wenn es nicht der Wille des großen Gottes ist.

Die Seelen aller Verstorbenen, auch der Nicht-Massai, kommen zunächst in das Wolkenland, wo Ngai über ihr weiteres Schicksal bestimmt. Die Seelen guter Menschen erhalten Einlaß im Paradies, wo üppige Weiden mit großen, fetten Rindern mit Seen, Flüssen und kühlen Hainen abwechseln, und wo die guten Seelen ein Leben voller Genuß, ohne Sorge, Mühe und Arbeit leben. Schlechte Menschen aber sind vom Paradies ausgeschlossen; sie werden in eine öde, wasserlose Wüste gejagt.

*) Vgl. M. Merker: a. a. O. S. 23|24.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im engsten Zusammenhang mit den religiösen Anschauungen der Massai steht ihr Charakter. Gott hat die Welt nur für sie geschaffen und alles, was auf der Welt ist, ihnen als ihr Eigentum zugesprochen. Im Vollbewußtsein dieser bevorzugten Stellung als das auserwählte Volk Gottes, blicken die Massai mit Verachtung auf alle fremden Völker herab, die Ngai nicht kennen und keinen Anteil an den von ihm erschaffenen Gütern haben. Dieser Nationalstolz der Massai bildet den hervorstechendsten Zug ihres Charakters.

Gegen alle Nicht-Massai, die Ungläubigen, ist jede List, jeder Betrug erlaubt. Freundschaft und Treue gegen den Europäer, Dankbarkeit für genossene Wohltaten sind dem Massai unbekannt. Mit Stolz und Freimut, die bisweilen an Hochmut und Frechheit grenzen, tritt er dem Fremden entgegen, ein krasser Gegensatz zu der kriechenden Unterwürfigkeit der Neger.

Im Verkehr der Massai untereinander fällt vor allem das Gefühl innigster Zusammengehörigkeit auf, das alle Massai beseelt; geschlossen stehen sie gegen alle Fremden. Die einzelnen Familienmitglieder verbindet eine aufrichtige Anhänglichkeit und Liebe. Am engsten ist das Band zwischen Eltern, besonders der Mutter, und den Kindern, sowie zwischen Geschwistern, lockerer zwischen Eheleuten, da die Frau nur eine sehr niedrige Rolle spielt, eigentlich nur als das Objekt angesehen wird, an dem der Massai seine sinnlichen Begierden stillen kann. Nicht selten kommt es vor, daß die Massai untereinander ihre Weiber zeitweilig oder für immer austauschen. Die rechtlose Lage der Frau gegenüber dem Mann zeigt sich übrigens schon am Hochzeitstage, denn es ist üblich, daß der Mann einem oder auch zweien seiner alten Kampfgenossen das jus primae noctis gewährt.

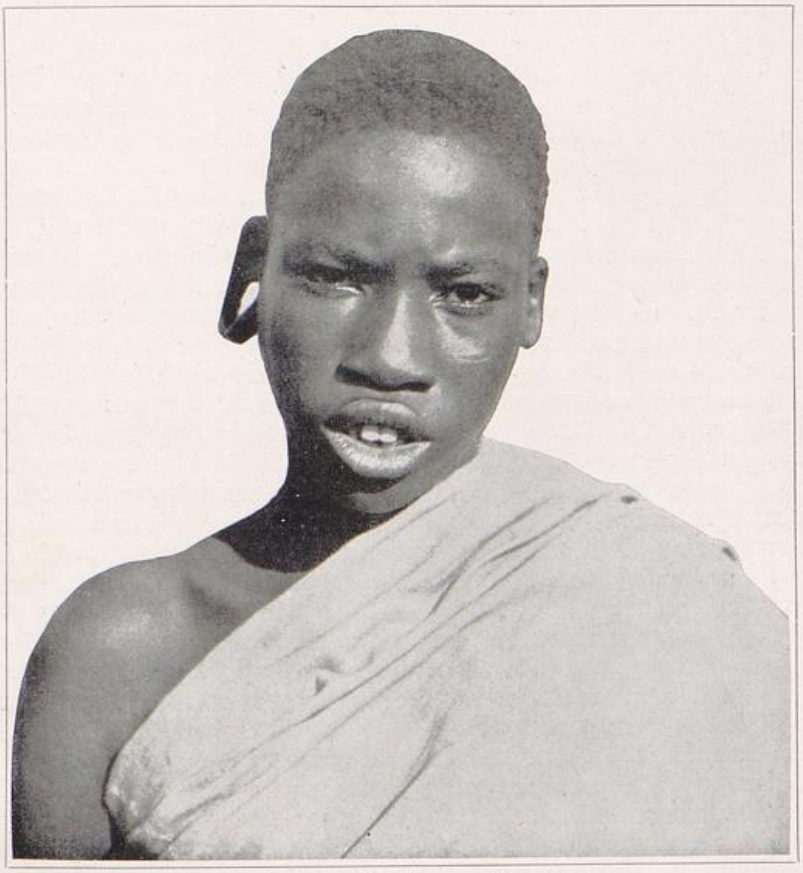
Die Sprache der Massai ist außer von Merker von dem Engländer A. C. Hollis u. a. studiert worden. Es handelt sich fraglos um eine von der der Neger grundverschiedene Sprache, die gewisse Anklänge an die Sprache der Galla und Somali zeigt. Ob man auf Grund dieser Ähnlichkeit und auf Grund der Urgeschichten der Massai auf eine Zugehörigkeit dieses Volkes zur semitischen Rasse schließen darf, wie es Merker getan, lassen wir dahingestellt. Hervorragende Afrikaforscher, z. B. der bekannte Linguist C. Meinhof, Hamburg, u. a. haben sich dagegen ausgesprochen und erblicken in den Massai Verwandte der Wahima, Angehörige des großen hamitischen Völkerstammes.

Der Einfluß, den die Massaistämme auf die ansässigen Ackerbauervölker an der Peripherie der von ihnen beherrschten Steppen ausgeübt haben und noch ausüben, ist sehr groß. Die kühnen Raubzüge der Massai imponierten den Negern gewaltig und bewogen sie, bei ihren eigenen Kriegszügen die Tracht der fremden Eroberer anzunehmen, um selbst für Massai gehalten und als solche gefürchtet zu werden. Der unfreiwillige Eintritt erbeuteter Massaiweiber und -kinder in die hier und dort einmal siegreichen Negerstämme, sowie der notgedrungene Verkehr derjenigen Massai, die bei den angrenzenden Ackerbauern Hilfe und Unterschlupf fanden, wenn ihnen die Seuchen ihren Viehstand dahingerafft hatten, alles dies wirkte im Sinne einer allgemeinen Massaisierung der angrenzenden Bantustämme. Den jungen Negern schien das freie, faule, nur dem Krieg und den Raubzügen gewidmete Dasein der Massaikrieger höchst erstrebenswert, und die Mädchen fanden die schönen schlanken Massaigestalten begehrenswerter als die Männer ihres eigenen Stammes, deren bisweilen recht plumpe Negerhaftigkeit in krassem Gegensatz zu den oft feingeschnittenen Zügen und den gut geformten Gliedern der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Massai stehen. So gaben die Massai viel von ihrem Blut an andere Stämme ab, und man findet heute beinahe in allen Völkerschaften, die mit ihnen in engere Berührung gekommen sind, Negergestalten, die den Einfluß fremden Blutes auf den ersten Blick erkennen lassen. Daß auch verschiedene Sitten der Massai und einzelne Worte ihrer Sprache bei diesen Negern Eingang fanden, ergibt sich von selbst*).

Unsere Völkerkarte (siehe Abb. S. 165) faßt diese Bantu mit hamitischem Einschlag als „von den Massai beeinflußte Bantu" zusammen.



Dschagga-Jüngling vom Meru.
Aus „Gutmann, Dichten und Denken der Dschagga-Neger". (Verlag der Evang.-Luth. Mission, Leipzig.)

Es gehören zu dieser Gruppe von metamorphischen Bantu, wie sie Weule nennt, die Wapare und Wadschagga, die Wagogo, Wakaguru, Wairangi, Wanjaturu, Wairamba u. a. m.

Die Wapare ahmen zwar in der Tracht ihre Bedrücker, die Massai, nach, beweisen aber zugleich ihre Bantuabstammung durch die Sitte des Zuspitzens der oberen Schneidezähne. Ihre Weiber haben den Eisenspiralschmuck der

*) Vgl. M. Merker: a. a. O. S. 10/11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Massaiweiber nicht angenommen; sie hüllen sich jedoch wie jene in Fellschürzen.

Stärker tritt die Beeinflussung durch die Massaivölker bei den Bewohnern des Kilimandscharo und Meru, den Wadschagga, hervor. Der Mdschagga ist schlank und geschmeidig, seine Nase oft schmal, die Lippen selten stark gewulstet; die Augen sind vielfach mandelförmig und ein wenig schräg gestellt. Nur an diesem oder jenem Individuum treten die Merkmale des reinen Negertypus gelegentlich hervor (siehe Abb. S. 183). Haartracht, Schmuck, Kleidung und Waffen sind offensichtlich den Massai nachgebildet. Wir finden hier die mit Bastfasern durchflochtenen Zöpfe, Ohrschmuck genau wie bei den Massai, Stoßspeere und Schilde aus Rinds- oder Büffelleder, sogar die zweischneidigen in Lederscheiden steckenden Schwerter nach Massaiart. In allem versuchen die Wadschagga, ihren gefürchteten Feinden, den Massai, ähnlich zu werden. Man bezeichnet sie daher analog der Bildung „Suluaffen" (Wahehe) als „Massaiaffen".

Auch die übrigen Bantuvölker an den Grenzen der Massaisteppe, die Wagogo, Wanjaturu u. a. lassen die physische und kulturelle Beeinflussung durch die Massai deutlich erkennen. Tracht und Bewaffnung gleichen bei fast allen diesen metamorphischen Bantustämmen denen der Massai aufs genaueste. Ganz besonders trifft dies bei den Wagogo zu, die deswegen gleichfalls als „Massaiaffen" bezeichnet werden.

Nur in einem Punkte unterscheiden sich alle von den Massai physisch und psychisch beeinflußten Bantu von ihren kriegerischen Vorbildern: im Hüttenbau. Da sie, wie alle Bantu, in erster Linie Ackerbauer sind, legen die metamorphischen Bantu auf sorgfältig gearbeitete, dauerhafte Hütten großen Wert. Die Wadschagga bewohnen halbkugelige oder bienenkorbförmige Rundhütten (siehe das Einschaltbild), die Wagogo, Wanjaturu, Wairangi, Wairamba u. a. m. sind zur Tembe übergegangen, die hier sogar zum Teil etwas in die Erde versenkt wird, wahrscheinlich zum Schutze gegen die unaufhörlich wehenden starken Ostwinde.

Es bleibt uns nunmehr noch übrig, einen Blick auf die Küstenbevölkerung Deutsch-Ostafrikas zu werfen. Weitaus die größte Zahl der Küstenleute gehört zu dem Stamm der Wasuaheli oder kurz Suaheli, der heute die ganze Küste von Deutsch- und Britisch-Ostafrika bevölkert (siehe Abb. S. 165).

Die Suaheli sind im wesentlichen das Produkt der jahrhundertelangen Bastardierung der Küstenbantu mit Inlandstämmen und landfremden Elementen, Arabern, Persern, Indern und Europäern. In anthropologischer Beziehung zeigen sie durchweg den Bantutypus, indes tritt besonders in den Gesichtszügen und der Hautfarbe die Blutmischung mit höherstehenden Rassen hervor. Die Hautfarbe dieses mit afrikanischem Maßstab gemessen recht hübschen Menschenschlages variiert zwischen lichtem Gelbbraun und tiefem Dunkelbraun. Ihr Körper ist verhältnismäßig schlank, die Brust gewölbt, die Gliedmaßen wohl proportioniert, Hände und Füße meist auffallend zierlich. Körperverunstaltungen fehlen mit Ausnahme der Beschneidung, zu der sie als Mohammedaner verpflichtet sind.

In der Bekleidung ahmt der Msuaheli den Araber nach. Der lange nachthemdartige, meist weiße Kansu hüllt seinen schlanken Körper ein, dazu trägt er ein weißes Mützchen oder den roten Fes. Die Suahelifrauen tragen einen großen Umhang aus buntbedrucktem Kattunstoff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter dem Einfluß der arabischen Kultur hat sich bei den Suaheli eine reiche Fülle von Geschichten und Liedern, Tierfabeln, Märchen, Sprichwörtern usw. entwickelt, wie sie sonst kein Volk Deutsch-Ostafrikas aufweist. Zu einer eigenen Schrift haben es die Suaheli allerdings nicht gebracht; sie benutzten früher ausschließlich das arabische Alphabet, haben sich aber seit der europäischen Okkupation allmählich immer mehr daran gewöhnt, die lateinischen Schriftzeichen zu gebrauchen. Ihre Sprache, das Kisuaheli, ist eine echte Bantu-Präfixsprache; sie ist infolge der langen und engen Berührung der Wasuaheli mit der großen Mehrzahl der Inlandstämme und den zahl-

Araber.

reichen fremden Nationen an der Küste zu der Verkehrs- und Handelsprache Deutsch-Ostafrikas geworden.

Von den landfremden farbigen Bewohnern des ostafrikanischen Küstenlandes spielen vornehmlich die Araber und Inder eine Rolle; die Comoroleute, die Somali, Beludschen, Parsi u. a. m. treten infolge ihrer geringen Zahl mehr oder weniger in den Hintergrund.

Die vornehmen Omanaraber (siehe obige Abbildung), die einstigen Herren des Landes, ziehen sich seit der Aufhebung des Sklavenhandels und der Einführung geregelter Handelsverhältnisse durch die Deutschen mehr und mehr auf ihre Kokos- und Zuckerrohrpflanzungen im Küstenlande zurück, wo sie als stille Farmbesitzer von der Erinnerung an die große politische und wirtschaftliche Rolle, die ihr Geschlecht einst spielte, zehren. Nur ein kleiner Teil von ihnen lebt noch heute vom Karawanenhandel. Ausschließlich vom Handwerk und der Kleinkrämerei fristen die Hadramautaraber ihr meist nichts weniger als glänzendes Dasein.

Von den Indern begegnen wir an der Küste Deutsch-Ostafrikas zwei Gruppen, den brahmanischen und buddhistischen Banjanen (siehe das Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaltbild) und den mohammedanischen Kojas. Beides sind geriebene Kaufleute, die durch skrupellose Geschäftigkeit den größten Teil des Binnenhandels an sich gerissen haben. Wie sich die deutsche Regierung dieses seit einem Jahrzehnt immer mehr erstarkenden Elementes erwehren soll, bildet ein Problem für sich, dessen Lösung um so schwieriger ist, als fast alle Inder britische Untertanen sind und bleiben.

Indischer Abstammung sind endlich auch die weit redlicheren Goanesen, die aus der kleinen portugiesischen Kolonie Goa in Ostindien stammen und als Schneider, Köche, Gastwirte und dergleichen in allen Küstenstädten Deutsch-Ostafrikas zu finden sind.

6. Wirtschaft und Verwaltung.

Die Grundzüge der Kulturbedingungen Deutsch-Ostafrikas haben wir in der vorausgegangenen physischen Geographie behandelt. Allein es tritt noch ein Moment hinzu, das die Produktion der Eingeborenen und der Europäer in der einschneidendsten Weise beeinflußt: die gesundheitlichen Verhältnisse des Landes. Sie bilden die Grundlage des gesamten Wirtschaftslebens unserer großen ostafrikanischen Kolonie und bedürfen füglich an dieser Stelle einer kurzen Beleuchtung.

Deutsch-Ostafrika zerfällt hinsichtlich der Gesundheitsverhältnisse in zwei Provinzen: Küstenland und inneres Hochland. Das Küstenland ist infolge der gleichmäßig hohen Lufttemperatur und Luftfeuchtigkeit und der hierdurch bedingten Herabsetzung von Puls und Atmung, Verminderung der roten Blutkörperchen usw. für Europäer wenig zuträglich. Intensive körperliche Arbeit vermag der Europäer in diesem Gebiet nicht zu leisten. Viel günstiger liegen die Verhältnisse auf dem den größten Teil der Kolonie umfassenden Hochlande und seinen Randgebirgen. Hier ist der Feuchtigkeitsgehalt der Luft weitaus geringer, und die Temperatur weist eine relativ starke tägliche Schwankung auf. Die schwülen, erschlaffenden Nächte des Küstenlandes fehlen auf dem Hochlande völlig, da die Nachttemperatur infolge der größeren Meereshöhe und Meeresferne meist auf wenige Grade über Null sinkt.

Neben diesen vor allem für den Europäer wichtigen, rein klimatischen Einflüssen herrschen nun aber in Deutsch-Ostafrika noch eine Reihe von Tropenkrankheiten, die, wie die moderne Forschung ergeben hat, dem Neger fast ebenso gefährlich sind wie dem Europäer. Die am weitesten verbreitete Krankheit in Deutsch-Ostafrika ist die Malaria*). Ihr Verbreitungsgebiet umfaßt hauptsächlich das Küstenland; insbesondere sind die heißen, sumpfigen Niederungen der Flußdeltas wahre Malariaherde. Auf dem Hochland ist die Anophelesmücke, die die Malaria überträgt, nicht in dem Maße verbreitet, wie in dem feuchtwarmen Küstengebiet; die Randgebirge sind sogar zum großen Teil so gut wie malariafrei. Nur die Flußniederungen (Wembäre, Kagera, Mlagarassi, Ugalla usw.) sind wie im Küstenlande gefürchtete Brutplätze der tückischen Malariamücken.

*) Die Malaria ist eine mit schweren Fieberanfällen verbundene Infektionskrankheit, die durch Übertragung der Malariakeime beim Stich der Anophelesmücken hervorgerufen wird. Durch möglichsten Schutz gegen Mückenstiche (Moskitonetze) und vor allem durch Einnahme von Chinin in regelmäßigen Zwischenräumen (Chininprophylaxe) ist es möglich, sich der Malaria mit einiger Sicherheit zu erwehren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fast alle Karawanenstraßen Deutsch-Ostafrikas sind mit einer zweiten schweren Infektionskrankheit verseucht, dem afrikanischen Rückfallfieber. Es wird verursacht durch unendlich feine, schraubenzieherförmig gewundene Fädchen, die durch blutsaugende Zecken übertragen werden. Die Hütten der Eingeborenen und die von ihnen benutzten Rasthäuser an den Karawanenstraßen sind der Schlupfwinkel der infizierten Zecken. Meidet man diese verseuchten Lagerplätze, so wird man mit einiger Sicherheit vom Rückfallfieber verschont bleiben.

Wohl die furchtbarste Seuche, der wir in Deutsch-Ostafrika begegnen, ist die Schlafkrankheit, die bis vor wenigen Jahrzehnten auf einige bekannte Herde Westafrikas beschränkt war, jetzt aber im tropischen Afrika in entsetzlicher Weise um sich greift und namentlich das zentralafrikanische Seengebiet heimsucht. Der größte Teil der deutschen Uferlandschaften des Viktoriasees und in neuerer Zeit auch schon die Küste des Tanganjikasees sind von dieser furchtbaren Krankheit ergriffen, die leider allen Künsten der europäischen Ärzte Hohn spricht und trotz umfangreicher und kostspieliger Gegenmaßregeln immer mehr an Ausdehnung gewinnt. Hunderttausende von Eingeborenen sind dieser durch den Stich einer bestimmten Art der Tsetsefliege (Glossina palpalis) verbreiteten Seuche bereits zum Opfer gefallen; aber auch Weiße werden keineswegs von der Schlafkrankheit völlig verschont.

Berücksichtigt man fernerhin die vielen übrigen, besonders unter den Eingeborenen vorkommenden Krankheiten: Ruhr (Dysenterie), Wurmkrankheiten, Elefantiasis, Pocken, Aussatz, Pest*), schwere rheumatische Erkrankungen und die erst durch die Europäer eingeschleppten, jetzt aber bereits leider ungemein häufigen Geschlechtskrankheiten, so werden wir Deutsch-Ostafrika im ganzen als wenig gesund bezeichnen müssen. Es darf jedoch anderseits in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt bleiben, daß die Volksepidemien unserer Breiten: Schwindsucht, Scharlach, Diphtheritis u. a. m. in Deutsch-Ostafrika völlig unbekannt sind, und daß zum anderen die in Ostafrika endemischen Krankheiten in den hochgelegenen Gebirgen unserer Kolonie (Usambara, Kilimandscharo, Ussagara, Uhehe, Zwischenseengebiet usw.) entweder gänzlich fehlen oder doch nur mit sehr verminderter Heftigkeit auftreten. Für die eventuelle Besiedlung dieser Gebiete mit europäischen Pflanzern oder Farmern ist diese Tatsache naturgemäß von grundlegender Bedeutung.

Bevor wir dazu übergehen, die pflanzlichen und tierischen Produkte der Eingeborenen- und Europäerkulturen näher kennen zu lernen, verweilen wir zunächst mit einigen Zeilen bei denjenigen Rohprodukten, die die gütige Natur des Landes dem Menschen gleichsam zur Ernte darbietet, ohne daß er gesäet hat, und beginnen diese Betrachtung der natürlichen Reichtümer Deutsch-Ostafrikas mit der Frage, was für Bodenschätze unsere ostafrikanische Kolonie in sich birgt, und in welchem Umfange die nutzbaren Lagerstätten ausgebeutet werden.

Bereits im vorigen Kapitel haben wir des öfteren der primitiven Eisenindustrie der Eingeborenen gedacht. Die Eisenerze, die sie in ihren flachen Schmiedegruben mit Hilfe von Holzkohle verhütten, stammen von verwitterten eisenhaltigen Gesteinen und werden meistens aus den Fluß-

*) Da die Pest in der Regel durch pestinfizierte Ratten verschleppt wird, so hat man sich in Deutsch-Ostafrika sehr energisch der Bekämpfung der Rattenplage zugewandt. Allein an den Küstenplätzen der Kolonie wurden 1908 19957 Ratten getötet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sanden ausgewaschen oder in den tiefen Stellen der Flußbette gesammelt. Obwohl derartige eisenhaltige Gesteine (Raseneisenstein, Brauneisenstein, Quarziteisenschiefer u. a. m.) auf dem ostafrikanischen Hochlande vom Südufer des Viktoriasees bis zum Njassa allgemein verbreitet sind, werden die ostafrikanischen Eisenerze wohl auch in Zukunft nur dazu dienen, das Inland mit Eisengeräten, Waffen u. dgl. zu versorgen; für europäische Unternehmungen kommen sie schwerlich in Betracht, weil der Preisaufschlag infolge der Transportkosten zu hoch sein würde, als daß sie mit dem an und für sich billigen Eisen auf dem Weltmarkt erfolgreich konkurrieren könnten.

Außer dem Eisen ist bis zum Erscheinen der Europäer kein anderes Metall in Deutsch-Ostafrika gewonnen worden. Erst der Schürfarbeit der deutschen Geologen ist es gelungen, abbauwürdige Lagerstätten wertvoller Mineralien: Gold, Kohle, Glimmer usw. aufzudecken. Von den zahlreichen Goldlagerstätten, die bisher bekannt geworden sind, kann leider nur eine einzige, das Goldvorkommen von Sekenke in der Wembäresteppe, als wirklich ergiebig bezeichnet werden; alle übrigen*) haben den ursprünglich in sie gesetzten Erwartungen nicht entsprochen. Der Goldgehalt des bei Sekenke**) abgebauten Erzes ist ein recht erheblicher, durchschnittlich 50 g per Tonne. Die Goldproduktion belief sich z. B. im Juni 1909 auf 32 000 Mark und wurde für das ganze Jahr 1909 auf 300 000 bis 400 000 Mark geschätzt.

Glimmerbruch bei Mombo (Westusambara).
(Nach Photographie von Prof. Dr. Voigt, Hamburg.)

Über die Aussichten des Goldbergbaus in unserer ostafrikanischen Kolonie sprechen sich Fachleute wie Kuntz***) und andere recht günstig aus. Es ist durchaus möglich, daß in Deutsch-Ostafrika in der Zukunft große und reiche Goldlagerstätten entdeckt werden, denn bisher sind nur geringe Teile des Landes von Geologen und Bergingenieuren untersucht, und Transvaal wurde jahrzehntelang von Hunderten und Tausenden von Prospektoren überflutet, ehe man die ergiebigen Goldfelder in der oberen Witwatersrandformation entdeckte.

Von großer wirtschaftlicher Bedeutung werden einst, wenn das Land

*) Bismarck-Reef in der Landschaft Usindja südlich vom Emin-Pascha-Golf, Augusta-Viktoria-Reef südlich davon, Goldquarzgänge von Samuje, Ikoma, Iramba.

**) Das Goldvorkommen bei Sekenke ist an die Kontaktzonen dioritischer Gänge in einem granitartigen Gestein gebunden.

***) J. Kuntz: Beitrag zur Geologie der Hochländer Deutsch-Ostafrikas mit besonderer Berücksichtigung der Goldvorkommen. Zeitschrift für praktische Geologie XVII, Heft 5. Berlin 1909.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch den Bau von Eisenbahnen genügend erschlossen sein wird, die Kohlenvorkommen im Nordwesten des Njassasees werden. Im Gebiet der Flüsse Songwe und Kiwira (siehe S. 134) hat Bornhardt in einem der Karrooformation angehörenden Schichtenkomplex Kohlenflöze von einer Gesamtmächtigkeit von 11 m und einer Längserstreckung von mindestens 15 km festgestellt. Leider gestatten die jetzigen Transportverhältnisse einen Abbau dieser reichen Lager nicht.

Einen starken Aufschwung hat in den letzten Jahren die Glimmergewinnung in Deutsch-Ostafrika genommen. Dieses von der Elektrotechnik immer stärker begehrte Mineral findet sich vor allem in den Pegmatitgängen des Ulugurugebirges *), wird aber auch an verschiedenen Stellen im Usambara-

Kautschukgewinnung.

gebirge gewonnen (siehe Abb. S. 188). Die Ausfuhr von Glimmerplatten ist von 23461 kg im Werte von 68024 Mark im Jahre 1907 auf 77661 kg im Werte von 211111 Mark im Jahre 1908 gestiegen. Die Mehrproduktion ist nicht allein auf vermehrten Abbau, sondern vornehmlich darauf zurückzuführen, daß heute nach Fertigstellung der Bahn Daressalam—Morogoro—Mpapua viel Glimmer verarbeitet werden kann, der früher, wo die Trägerlöhne den Verkauf unrentabel machten, als Abfall weggeworfen werden mußte**).

Von den übrigen mineralischen Produkten sind die Granaten von Luisenfelde südwestlich von Lindi und die zur Salzfabrikation verwandten Solquellen am unteren Mlagarassi zu erwähnen. Beide Vorkommen

*) Die Gewinnung geschieht in der Art, daß man größere Stücke des Pegmatits mit Dynamit heraussprengt und aus diesen sodann durch Zerschlagen die Glimmerplatten herausschält.

**) Vgl. Amtliche Denkschrift über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete 1908/09. Bd. Ostafrika, S. 51.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besitzen indes keine große wirtschaftliche Bedeutung. In Luisenfelde wurde der Betrieb im Jahre 1909 wegen Überproduktion vorläufig eingestellt, und die Saline Gottorp am Mlagarassi, die einen großen Teil der Randlandschaften des Tanganjikasees mit Salz versorgt*), setzte infolge des allgemeinen Geschäftsniederganges am Tanganjika ihre Produktion von 32 000 Zentnern im Jahre 1907 auf 14 860 Zentner im Jahre 1908 herab.

Von den pflanzlichen Produkten, die die freie Natur darbietet und die durch die Sammeltätigkeit der Eingeborenen oder durch europäische Unternehmungen gewonnen werden, sind Kautschuk und Kopal, Nutz- und Edelhölzer und Gerbstoff liefernde Pflanzen die wichtigsten. Der Kautschuk, der milchige Saft von Pflanzen, die zu der Familie der Wolfsmilchgewächse gehören, wird durch die Eingeborenen verschiedenen wildwachsenden Lianen, hauptsächlich Angehörigen der Gattung Landolphia, abgezapft (siehe Abb. S. 189). Die Ausfuhr dieses von wildwachsenden Pflanzen gewonnenen Kautschuks, der hauptsächlich aus dem südlichen Küstenland, den Landschaften Mahenge und Donde-Liwale stammt, belief sich im Jahre 1908 auf 123 535 kg im Werte von 575 766 Mark.

Kopal, das für die Lackfabrikation überaus wichtige, dem Bernstein ähnelnde Harz des gleichnamigen Baumes, wird teils von lebenden Bäumen gezapft, zum größeren Teile jedoch in fossilem Zustand ausgegraben. Es findet sich fossil im Gesamtbereich des ostafrikanischen Küstenstreifens und auf den benachbarten Inseln. Die Kopalausfuhr betrug 1908 118 864 kg im Werte von 138 532 Mark.

Recht beträchtliche Ausfuhrwerte erreichen im letzten Berichtsjahre die zahlreichen ostafrikanischen Nutz- und Edelhölzer, die in allen küstennahen Gebirgen gedeihen und vor allem in Usambara gewonnen werden. Es handelt sich in erster Linie um die sogenannte Usambarazeder (Juniperus procera), eine Wacholderart, die ein sehr wertvolles Holz liefert, und deren prächtige Bestände im Schume-, Schagei- und Magambawalde (Westusambara) durch die Firma Wilkens u. Wiese im großen Stile ausgebeutet werden**). Daneben werden zahlreiche dem Mahagoni und Nußbaum ähnelnde Hölzer (Mwule, Queo u. a. m.) exportiert (siehe Abb. S. 191). Die Gesamtausfuhr an Bau-, Nutz- und Edelhölzern erreichte 1908 den Betrag von 1 718 576 kg im Werte von 81 566 Mark.

Unter den Gerbstoff liefernden Pflanzen kommen zunächst die vielen in Ostafrika anzutreffenden Akazien mit ihren besonders gerbstoffhaltigen Rinden in Betracht. Sie spielen jedoch im Export keine Rolle, da man in den am ostafrikanischen Strande allenthalben massenhaft vorkommenden Mangroven einen bequemen Ersatz hat. Zur Ausfuhr gelangen fast nur Mangroven aus dem Rufijidelta, dessen Mangrovenbestände von Stuhlmann auf etwa 15 700 ha geschätzt werden. Der Wert der Ausfuhr von Gerbhölzern und Gerbrinden bezifferte sich 1908 auf 32 938 Mark (1 893 065 kg).

Farbhölzer, Orseilleflechten und pflanzliche Farbstoffe wurden im Jahre 1908 für 3231 Mark ausgeführt, Brennholz und Holzkohle für 5736 Mark.

*) Der ostafrikanische Neger bereitet sich sein Salz hauptsächlich selbst aus Pflanzenasche. Seit dem Bestehen der Salinenwerke am Mlagarassi zieht er jedoch das hier produzierte Salz vor und zahlt auch gerne dafür. (Vgl. Stuhlmann: a. a. O. S. 49.)

**) Zur Beförderung der geschlagenen Hölzer hat die Firma ihre auf der Höhe gelegenen Sägewerke durch eine 9 km lange Drahtseilbahn mit der Usambarabahn verbunden. Diese Anlage allein kostete 1⅓ Millionen Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von den Produkten der Tierwelt kommen als Naturreichtum des Landes in Betracht:

1. das lebend eingefangene Wild;
2. Produkte der Jagd und Fischerei;
3. Bienenwachs.

Der Export des von Eingeborenen oder Europäern eingefangenen lebenden Wildes ist von geringer kolonialwirtschaftlicher Bedeutung. Zwar werden für die eingefangenen Tiere (Nashörner, Zebras, Gnus usw.) recht ansehnliche Preise gezahlt, aber der Bedarf schwankt außerordentlich und eine große Zahl der Tiere geht ein, ehe sie ihr Ziel erreicht haben. Die Ausfuhr lebenden Wildes ist in der letzten Denkschrift mit 32 943 Mark angegeben.

Transport der Usambarazedern im Schumewald (Westusambara).
(Nach Photographie von Prof. Dr. Voigt, Hamburg.)

Ungleich höhere Ausfuhrwerte finden wir naturgemäß bei den Produkten der Jagd, vor allem bei dem hochwertigen Elfenbein. Elefanten finden sich heutzutage noch einigermaßen zahlreich in der Massaisteppe, am Kilimandscharo, im Schiratibezirk, in Ussukuma, Ruanda, Urundi, ferner in Uhehe, Ussangu und in den Steppen Ungonis. Im Gegensatz zu Kamerun, wo der Stamm der Bagielli der hauptsächlichste Elfenbeinlieferant ist, werden in Ostafrika weitaus die meisten Elefanten von europäischen Jägern erlegt. Der Export von Elfenbein betrug 1908 27 889 kg im Werte von 605 829 Mark; der größte Teil hiervon ging nach Sansibar*). Durch die am 1. Januar 1909 in Kraft getretene Jagdschutzverordnung ist ein starker Rückgang dieses wichtigen tierischen Rohproduktes zu erwarten. Der zur Elefantenjagd nunmehr notwendige große Jagdschein kostet allein 750 Rupien; außerdem ist den Elefanten durch Erklärung weiter Gebiete zu Wildreservaten eine Freistatt geschaffen worden.

Von anderen Jagdprodukten sind zu erwähnen: Flußpferd- und Wildschweinzähne als Elfenbeinersatz, Nashornhörner, die zu Drechslerarbeiten verwandt werden, und Hörner von Büffel, Antilope usw. Es wurden 1908 ausgeführt

Flußpferd- und Wildschweinzähne . .	11 214 kg . . .	30 929 Mark
Nashornhörner	7 926 kg . . .	115 401 „
Hörner von Büffel, Antilope usw. . .	9 070 kg . . .	17 086 „

*) Deutschlands Bedarf an Elfenbein betrug 1908 205 000 kg im Werte von 4 720 000 Mark.

Trotz des großen Fischreichtums der ostafrikanischen Gewässer, und obwohl getrocknete Fische im Binnenlande eine vielbegehrte Delikatesse bilden, bürgert sich die Fischerei nur sehr langsam unter den Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas ein. Nur an der indischen Küste scheint sich in neuerer Zeit das

Elfenbeinkarawane.

Interesse der Neger dem Fischfang in höherem Maße zuzuwenden (siehe Abb. S. 193); am Tanganjika und an den fischreichen Flüssen des Küstenlandes (Rufiji!) liegt die Fischerei noch ganz im argen. Wie sehr ein von Eingeborenen oder Europäern geleitetes Unternehmen zum Salzen, Trocknen und Räuchern von Fischen sich rentieren müßte, erhellt mit großer Deutlichkeit aus den Handelsziffern. Der Ausfuhr von 33 563 kg im Werte von 25 577 Mark steht gegenüber eine Einfuhr von gesalzenen und getrockneten Fischen, Haifischflossen usw. in Höhe von 591 686 kg mit 200 877 Mark Wert!

Als letztes animalisches Rohprodukt möge an dieser Stelle das Bienenwachs angeführt werden. Noch vor wenigen Jahren warfen die Eingeborenen das Wachs achtlos beiseite; heute steht es in der Liste der Exportgüter an einer der ersten Stellen. Nicht weniger als 552 520 kg Wachs wurden im Jahre 1908 von den Eingeborenen gesammelt; der Wert betrug 1 168 128 Mark. Die am meisten Wachs liefernden Gebiete sind die Bezirke Mpapua und Tabora und das südliche Küstenland.

Wir wenden uns nunmehr, nachdem wir die natürlichen Reichtümer Deutsch-Ostafrikas und ihre Bedeutung für die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes kennen gelernt haben, zu den Feld- und Baumkulturen der Eingeborenen und der Europäer und schließen daran einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Viehzucht in Deutsch-Ostafrika an.

Die große Mehrzahl der nur von den Eingeborenen angebauten Früchte spielen ausschließlich auf dem Lokalmarkt eine Rolle, kommen jedoch für den Weltmarkt nicht in Frage. Hierher gehören in erster Linie Mais und Hirse, Reis und Hülsenfrüchte, Maniok und Bataten, Bananen und Ananas.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Banjanen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Banjanen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Mais, der, wie Stuhlmann annimmt, erst nach 1500 von Amerika nach Ostafrika gelangt ist, ist jetzt über das ganze Land verbreitet und wird besonders im Küstenland und im Zwischenseengebiet mit viel Erfolg von den Eingeborenen angebaut. Trotzdem genügt die einheimische Maisproduktion noch nicht, um den Gesamtbedarf Deutsch-Ostafrikas zu decken. Einer Ausfuhr von 261 770 kg im Werte von 20 423 Mark stand 1908 eine Einfuhr von 370 734 kg im Werte von 52 793 Mark gegenüber.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Hauptkulturpflanze des ostafrikanischen Negers, der Hirse. Die verschiedenen Hirsearten: Sorghum (siehe Abb. S. 194), Eleusinehirse und Kolbenhirse werden allenthalben angebaut, und die Produktion an Hirse ist infolgedessen sehr groß. Trotzdem genügt sie dem enormen Verbrauch im Lande noch nicht, verträgt also noch sehr wohl eine weitere Steigerung. Im Jahre 1908 standen sich gegenüber:

Ausfuhr	204 117 kg	. . . .	27 517 Mark
Einfuhr	457 087 kg	. . . .	63 331 „

Den beiden bisher durchaus vorherrschenden Volksnahrungsmitteln Deutsch-Ostafrikas, Mais und Sorghum, die entweder zu Brei (Ugali) gekocht oder

Fischer am Strande von Daressalam.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

zur Bereitung von Eingeborenenbier (Pombe) verwandt werden, beginnt in neuerer Zeit der Reis immer mehr den Rang streitig zu machen. Leider haben die Eingeborenen noch keine große Neigung zum Anbau von Reis gezeigt, offenbar weil er große Ansprüche an Bodenbearbeitung und Wasser-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

versorgung stellt und schwerlich in das dem Neger nun einmal in Fleisch und Blut übergegangene Wirtschaftsystem des Hackbaus hineinpaßt. Nur am Rufiji, in der Ulangaebene und im Süden des Viktoriasees findet sich augenblicklich der Reisbau als Volkskultur. Sie vermag natürlich nicht annähernd den Bedürfnissen des Landes zu genügen. Die Ausfuhr mit 840 959 kg im Werte von 140 241 Mark verschwindet gegenüber der Einfuhr von 11 100 654 kg im Werte von 2 696 122 Mark. Für europäische Unternehmungen wäre daher der Reisanbau sehr zu empfehlen. Man darf jedoch nicht außer acht lassen, daß es ohne die einiges Kapital erfordernden künstlichen Bewässerungsanlagen nicht abgehen würde, und daß weiterhin der Reis nur in den meist ungesunden, feuchtheißen Flußniederungen gedeiht.

Hülsenfrüchte werden in großer Zahl von den Eingeborenen angebaut; die wichtigsten sind: Vignabohne, Strauchbohne, Helmbohne, Mungobohne

Sorghumfeld.

und europäische Bohnen und Erbsen. Auch hier müßte die Produktion erheblich gesteigert werden, wenn das Land nur mit einheimischen Produkten versorgt werden sollte. Die Ausfuhr betrug 1908 147 263 kg im Werte von 12 473 Mark; eingeführt wurden 985 298 kg im Werte von 111 986 Mark.

Völlig anspruchslose, daher durch ganz Deutsch-Ostafrika verbreitete Nährpflanzen sind die beiden Knollengewächse, der Maniok und die Batate (Süßkartoffel). Der intensivste Anbau dieser beiden Pflanzen findet sich im Küstenland und im Zwischenseengebiet. Fast die gesamte im Lande produzierte Menge dieser Knollengewächse wird auch im Lande verbraucht. Ein- und Ausfuhr sind gering und halten sich das Gleichgewicht.

Ausfuhr 1908	25 741 kg	. . . .	2009 Mark
Einfuhr 1908	21 860 kg	. . . .	2156 „

Bananen werden in fast allen Bezirken Deutsch-Ostafrikas, vorzugsweise in den Gebirgsgegenden, angebaut. Am Kilimandscharo und am Njassa

(Oberkonde) bilden sie ganze Haine und sind dort vielfach das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung. An der Ausfuhr beteiligt sich die leicht verderbliche Banane ebenso wie die im Küstenland allenthalben angebaute Ananas so gut wie gar nicht. (1908 161 Mark.)

Noch zwei Produkte müssen in diesem Zusammenhang genannt werden, weil sie wie alle vorangegangenen ausschließlich Produkte des Ackerbaus der Eingeborenen sind: Zucker und Hanf.

Das Zuckerrohr, das, wie Stuhlmann meint, gegen das Jahr 1000 n. Chr. aus dem Persischen Golf eingeführt worden ist, wird heute allenthalben im Küstenland angebaut. Der größte Teil davon aber wird nicht zur Gewinnung von Zucker verwandt, sondern wird seines angenehmen Geschmacks wegen ausgekaut. Nur einige Araber und Inder produzieren und exportieren Rohrzucker und Sirup. Auf die Dauer werden sich aber diese Betriebe kaum halten können, da der europäische Rübenzucker weit billiger ist und jede Konkurrenz aus dem Felde schlagen wird.

Ausfuhr 1908 von Zuckerrohr, Zucker, Sirup	35 627 kg	. . .	10 059 Mark
Einfuhr 1908 „ „ „ „	1 205 621 kg	. . .	400 590 „

Der Hanf endlich wird von den Eingeborenen Ostafrikas lediglich als Narkotikum gebaut. Die jungen Blätter werden getrocknet und geraucht.

Eine zweite Gruppe von Produkten umfaßt alle diejenigen pflanzlichen Erzeugnisse, die auch für den Weltmarkt bereits von Bedeutung sind. Von ihnen betrachten wir zunächst diejenigen, die sowohl auf Eingeborenen- wie auf Europäerpflanzungen gewonnen werden: den Kaffee, den Tabak, die Ölfrüchte und die Baumwolle.

Als Volkskultur wird der Kaffee bisher nur im Bukobabezirk am Westufer des Viktoriasees in 1200 bis 1400 m Höhe ausgeübt. Die Ausfuhr von Bukobakaffee erreichte im Jahre 1908 die ansehnliche Höhe von 284 445 kg im Werte von 90 944 Mark. Die entsprechenden Ziffern des Vorjahres lauten 182 371 kg und 64 713 Mark. Der erfreuliche Aufschwung, den die Kaffeekultur unter den Eingeborenen dieses Bezirks genommen hat, ist also nicht zu verkennen.

Die Kaffeepflanzungen der Europäer liegen auf den Bergen Usambaras und am Kilimandscharo und Meru (siehe Abb. S. 196). Nach mannigfachen Mißerfolgen der ersten Jahre ist man jetzt zu leidlich günstigen Resultaten gekommen. Besonders am Kilimandscharo und am Meru wirft der Kaffeeanbau, dank der Ergiebigkeit der jungvulkanischen Böden, einen guten Gewinn ab. Die Ausfuhr des auf europäischen Pflanzungen gewonnenen Kaffees ist von 442 214 kg im Werte von 471 689 Mark im Jahre 1907 auf 722 585 kg im Werte von 848 910 Mark im Jahre 1908 gestiegen. Auch hier also eine ganz bedeutende Zunahme*).

Der Tabak ist als Eingeborenenkultur durch ganz Deutsch-Ostafrika verbreitet. Das Produkt ist starkrippig, sehr schwer und infolge unsachgemäßer Aufbereitung der Blätter schlecht im Geschmack. Der Eingeborenentabak wandert — soweit er nicht im Inlande verbraucht wird — fast gänzlich auf den alten Hauptmarkt des Negertabaks, Sansibar. Die Ausfuhr betrug 1908 103 549 kg im Werte von 50 017 Mark.

*) Deutschland führte im Jahre 1908 192 791 000 kg Kaffee im Werte von 163 401 000 Mark ein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Tabakbau durch Europäer hat sich bisher als wenig lohnend erwiesen. In Lewa und am Rufiji hat man den Tabakbau versucht; jedoch sehr bald stellte sich heraus, daß die Qualität des Tabaks zu schlecht war, um in Zukunft irgend einen nennenswerten Gewinn damit zu erzielen. Die Pflanzungen wurden daher aufgegeben. Man wird vermutlich auch die Tabakkultur besser auf jungvulkanischem Boden versuchen müssen; kleine Tabakpflanzungen am Kilimandscharo und in Oberkonde haben zufriedenstellende Ergebnisse gezeitigt.

Blühender Kaffeestrauch.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

Von den ölliefernden Produkten sind die Kokosnuß, die Erdnuß und Sesam die wichtigsten. Die Kokospalme gedeiht nur in Küstenstreifen, wo sie seit sehr alten Zeiten von den Eingeborenen kultiviert worden ist; Mitte der Neunzigerjahre haben dann auch verschiedene europäische Gesellschaften Kokospflanzungen angelegt. Da unsere heimische Kerzen- und Seifenindustrie Pflanzenöl als eines der unentbehrlichsten Rohprodukte braucht und dafür alljährlich Riesensummen an das Ausland zahlt, so ist es von hoher wirtschaftlicher Bedeutung, daß der Anbau der Kokospalme in Deutsch-Ostafrika von Jahr zu Jahr zunimmt. Zur Ausfuhr gelangen sowohl die Kokosnüsse als auch die zerschnittenen und getrockneten Kerne der Kokosnuß, die Kopra. Die Ausfuhr im Jahre 1908 bezifferte sich auf:

Kokosnüsse	151 174 kg	. . .	5845 Mark
Kopra	3507 550 kg	. . .	806 202 Mark*)

Die Abnahme der Kopraausfuhr gegenüber 1907 (3 891 028 kg, 1 344 781 Mark) ist neben dem Rückgang der Koprapreise auf partielle Trockenheit zurückzuführen. Es ist anzunehmen, daß es sich nur um eine vorübergehende

*) Im Jahre 1908 importierte Deutschland insgesamt 83 669 000 kg Kopra im Werte von 30 203 000 Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erscheinung handelt, die durch die Erträge der nächsten Jahre wieder ausgeglichen wird.

Erdnüsse und Sesam werden zum größten Teil von Eingeborenen kultiviert. Die Ernte beider Ölpflanzen hat in den letzten Jahren infolge vermehrten Anbaus und günstiger Witterungsverhältnisse einen steten Aufschwung genommen. In Muansa z. B., dem Hauptproduktionsgebiet der Erdnuß, hat der Export allein im letzten Jahre um mehr als 100 Prozent zugenommen. Ausgeführt wurden im Jahre 1908:

Schnittreifes Agavenfeld.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam).

Erdnuß	1908	1913031 kg . . .	344279	Mark
„	1907	1505172 kg . . .	282444	Mark*)
Sesam	1908	849132 kg . . .	199199	„
„	1907	493149 kg . . .	131367	„

Die Baumwolle findet dank der Bemühungen von Behörde und Privaten unter den Eingeborenen des Küstenlandes immer weitere Verbreitung. Trotzdem ist, wie die Denkschrift 1908/09 berichtet, noch kein abschließendes Urteil über den endgültigen Ausfall der Versuche zu ihrer Einbürgerung möglich. Die Eingeborenen haben zwar vielfach den Wert der Baumwollkultur erkannt, sind aber infolge starker Preisschwankungen, sowie des vereinzelt ungünstigen Ernteausfalls hier und dort, zu ihren sonstigen Ackerbauprodukten zurückgekehrt.

Bei den europäischen Baumwollbetrieben in Deutsch-Ostafrika ist dagegen in den letzten Jahren eine markante Vorwärtsbewegung zu verzeichnen.

*) Erdnüsse wurden im Jahre 1908 in Deutschland importiert: 23619000 kg im Werte von 5972000 Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im ganzen Küstenland und im Bezirk Muansa nimmt der Anbau der Baumwolle im Plantagenbetrieb von Jahr zu Jahr erfreulich zu. Zur Bearbeitung des Bodens für Baumwollkulturen sind zurzeit fünf Dampfpflüge (drei in Sadani, einer in Kilossa und einer in Kilwa), zur Entfernung des Samens aus der Wolle fünfzehn Entkernungsanstalten in Betrieb. Die gesamte mit Baumwolle bepflanzte Fläche umfaßt gegenwärtig 6144 ha, die hierzu in Aussicht genommene etwa 85 000 ha. Angebaut werden vorzugsweise ägyptische Sorten.

Die auf den europäischen Pflanzungen gewonnenen Baumwollmengen sind vorläufig allerdings noch sehr gering und verschwinden fast ganz gegenüber den gewaltigen Mengen, die die deutsche Textilindustrie alljährlich verbraucht (1908 etwa 449 000 t im Werte von rund 477 Millionen Mark). Der Export aus Deutsch-Ostafrika ist von 9292 kg im Jahre 1903 auf 270 149 kg im Werte von 249 438 Mark im Jahre 1908 gestiegen. Bei der großen Zahl der in den nächsten Jahren ertragsfähig werdenden Pflanzungen ist eine starke Zunahme der Baumwollausfuhr durchaus wahrscheinlich.

Das größte Hindernis für die Baumwollkultur in Deutsch-Ostafrika ist die Unsicherheit in den meteorologischen Verhältnissen. Ob es sich lohnen wird,

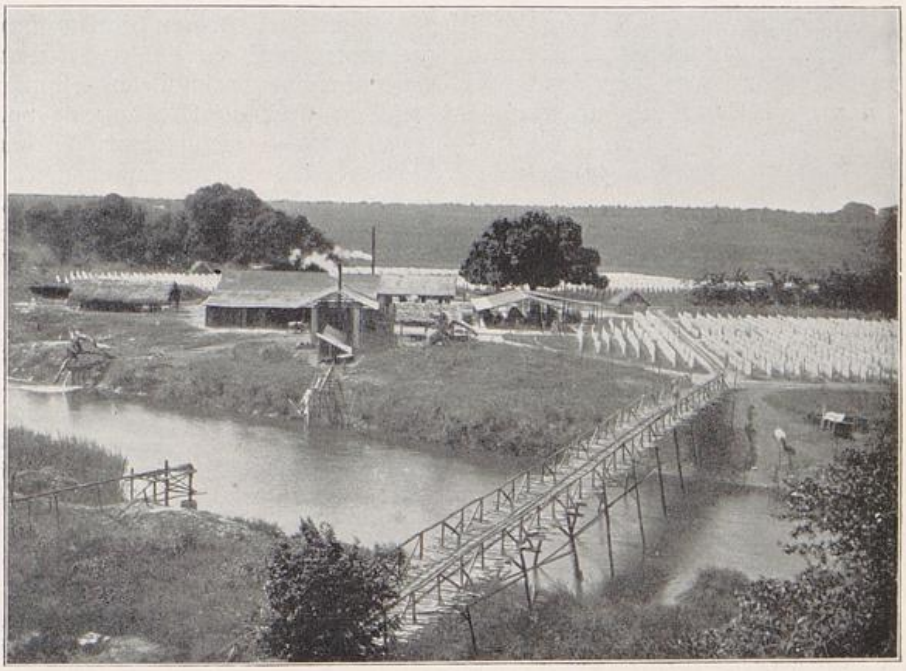
Entfaserung der Sisalblätter.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

diese durch künstliche Bewässerung auszugleichen, wie man neuerdings vielfach plant, ist zum mindesten zweifelhaft. Gegen die unzeitgemäß einsetzenden Niederschläge, die die Ernte gefährden, wenn sie nach Öffnen der Kapseln kommen, nutzt künstliche Bewässerung jedenfalls auch nichts*).

*) Vgl. F. Stuhlmann II: Die Pflanzungsunternehmungen der Europäer in den deutschen Schutzgebieten. Jahrbuch über die deutschen Kolonien, III. Jahrgang, S. 133.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausschließlich in europäischen Plantagenbetrieben werden schließlich die beiden letzten wichtigen pflanzlichen Produkte Deutsch-Ostafrikas kultiviert: die Sisalagave und der Pflanzungskautschuk. Die Sisalagave, jene Faserpflanze, die in enormer Ausdehnung in Yucatan angepflanzt wird und von der die ersten Pflänzchen 1893 von dort nach Deutsch-Ostafrika gebracht wurden, findet sich heute in zahlreichen Pflanzungen innerhalb des Küstenstreifens



Trocknen und Bleichen des Sisalhanfes.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

und im Muansabezirk. Gegen 14 200 ha mit insgesamt 40 642 561 Sisalpflanzen waren im Jahre 1908 in Kultur, davon 4376 ha mit 7 868 406 Agaven bereits ertragsfähig.

Die Aufbereitung der Sisalagave führen uns die vier Bilder vor Augen, die wir wie eine große Anzahl der übrigen Abbildungen der Liebenswürdigkeit des Photographen W. Dobbertin, Daressalam, verdanken. Das erste Bild (siehe Abb. S. 197) zeigt uns ein schnittreifes Agavenfeld, das zweite führt uns in die Maschinengebäude, wo die wertvollen Fasern, der Sisalhanf, von den Fleischteilen des Blattes getrennt werden. Auf dem nächsten Bilde sehen wir die sorgfältig von allen fremden Bestandteilen gereinigten Fasern zum Trocknen und Bleichen aufgehängt, und das letzte Bild endlich (S. 201) zeigt uns die hydraulische Presse, mit Hilfe derer der Sisalhanf für den Transport zu großen Ballen gepreßt wird.

Die Ausfuhr von Sisalhanf belief sich im Jahre 1908 auf 3 896 749 kg im Werte von 2 865 633 Mark*).

*) Deutschlands Einfuhr an Sisalhanf betrug 1908 7502900 t im Werte von 3923000 Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von den Aussichten der Sisalkultur sagt Stuhlmann*) folgendes: „Wenn nicht hohe Gründergewinne die Rentabilität einer Sisalpflanzung unmöglich machen, wird sie im allgemeinen gute Gewinne abwerfen. Für die Ausdehnung der Kultur dieser verhältnismäßig anspruchslosen Pflanze ist geeigneter Boden völlig unbeschränkt vorhanden, doch wird man gut tun, die Pflanzungen nicht noch viel zu vermehren, da auch in anderen Kolonien, wie Britisch-Ostafrika, Java usw. die Sisalagaven jetzt kultiviert werden."

Einen ungeheuren Aufschwung haben in den letzten Jahren die Anpflanzungen von Kautschukbäumen genommen, und zwar kultiviert man nach vielfachen Versuchen jetzt ausschließlich Manihot glaziovii, die Stammpflanze des Cearakautschuks von Nordbrasilien. Für die Anpflanzung von Manihot spricht neben seiner einfachen Kultur seine relative Anspruchslosigkeit an den Boden und schließlich der Umstand, daß der Baum schon sehr früh, oft schon nach drei Jahren, zapfreif ist. Leider fließt der Saft des Manihot so spärlich, daß es unmöglich ist, ihn in größeren Mengen zu sammeln und dann zum Koagulieren zu bringen, wie es z. B. beim Heveakautschuk der Fall ist. Der am Stamm selbst zum Gerinnen gebrachte und dann zu Knäueln aufgewickelte Gummi enthält begreiflicherweise stets Verunreinigungen, die schwer zu beseitigen sind und den Marktpreis ungünstig beeinflussen. Die Ausfuhr von ostafrikanischem Pflanzungskautschuk betrug 1908 118 126 kg im Werte von 537 297 Mark und wird vermutlich in den folgenden Jahren ganz erheblich ansteigen**).

Manihot glaziovii-Pflanzung in Ostusambara.
(Nach Photographie von Prof. Dr. Voigt, Hamburg.)

Auf die zahlreichen, meist über das Versuchstadium noch nicht hinausgekommenen Kulturen anderer Pflanzen können wir an dieser Stelle nicht näher eingehen. Wir beschränken uns daher auf eine bloße Aufführung: Gerberakazie, Kampferbaum, Chinarindenbaum, schwarzer Pfeffer, Kordomom und Zimt.

Was die Zukunft des europäischen Plantagenbetriebes in Deutsch-Ostafrika angeht, so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß bei ruhiger Fortentwicklung der gesamten Kolonie auch diese Unternehmungen einen weiteren, stetigen Aufschwung nehmen werden; insbesondere gilt dies von den Hauptkulturen Deutsch-Ostafrikas: Sisal, Kautschuk, Kaffee und Baumwolle. Der einzige wunde Punkt in der europäischen Plantagenwirtschaft, der sich jetzt

*) Stuhlmann II: a. a. O. S. 128.

**) Der Kautschukbedarf Deutschlands bezifferte sich 1908 auf 14741 t im Werte von 89¼ Millionen Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bereits recht empfindlich bemerkbar macht, ist die Beschaffung von Arbeitskräften. Im allgemeinen wird zwar im Augenblick weder in Usambara noch an der Küste über Arbeiternot geklagt. Die Art und Weise aber, wie die Arbeiter gegenwärtig angeworben und herangeschafft werden (Pombefeste usw.), weist schwere Mängel auf und birgt ernste Gefahren für die Zukunft.

Als Abschluß unserer Betrachtung der Feld- und Baumkulturen Deutsch-Ostafrikas sei des Kaiserlichen Biologisch-Landwirtschaftlichen Instituts in Amani (Ostusambara) gedacht, das, bis 1908 unter der Leitung F. Stuhlmanns, sich zu einem Institut von höchster wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Bedeutung entwickelt hat. Seine Hauptaufgabe besteht darin, die Eingeborenenkulturen zu studieren und zu fördern, dem europäischen Pflanzer wertvolle Landesprodukte zu empfehlen, einwandfreies Saatgut zu beschaffen und die Krankheiten und Schädlinge der Pflanzen zu erforschen und zu bekämpfen.

Pressen des Sisalhanfes zu Ballen.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

Im Gegensatz zu dem intensiven Anbau von Kulturpflanzen aller Art haben die Europäer in Deutsch-Ostafrika der Viehzucht im Lande bisher weder Arbeit noch Kapital in nennenswertem Maße zugewendet. Zwar sind sich alle kolonialen Kreise darüber einig, daß die Viehzucht einst für das Wirtschaftsleben unserer ostafrikanischen Kolonie sicherlich von mindestens derselben Wichtigkeit werden wird, wie der Ackerbau, aber doch eben erst in Zukunft.

Der Mangel einer schnellen Verbindung zwischen dem Hochland und der Küste macht gegenwärtig eine intensive Viehzucht in Deutsch-Ostafrika für europäische Betriebe unmöglich. Denn die fruchtbarsten Weideländereien liegen auf dem küstenfernen Hochlande; solange keine Eisenbahnen die Möglichkeit bieten, das Vieh in kurzer Zeit zur Küste zu schaffen, ist man also ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nötigt, es auf den Karawanenstraßen zu den Küstenmärkten zu treiben. Hiermit aber sind für das Vieh große Gefahren verbunden, da das Küstenland, vor allem der Küstenstreifen, mit einer großen Zahl von Tierkrankheiten: Surra, Küstenfieber, Texasfieber, Milzbrand, Rauschbrand, Katarrhalfieber u. a. verseucht ist, die zum Teil auf den Karawanenwegen auch schon in die Hochländer eingeschleppt worden sind. Zwar wendet neuerdings die Regierung erfreulicherweise beträchtliche Mittel zur Bekämpfung der Viehseuchen auf*), und die Viehzucht der Eingeborenen wird in hohem Maße davon profitieren; europäischer Zuchtbetrieb in großem Stile wird jedoch erst dann in den weiten Steppenlandschaften des ostafrikanischen Hochlandes eingerichtet werden können, wenn die Bahnen das Innere durchschneiden und die Züchter hierdurch in die Lage gesetzt werden, ihr Vieh möglichst rasch durch die ungesunden Gebiete des Küstenlandes hindurch zu befördern.

Buckelrinder im Schiratibezirk.
(Nach Photographie von F. F. Eisse, Hamburg.)

Augenblicklich liegt — von einigen wenigen Kreuzungsversuchen mit europäischen Rassen abgesehen — die Viehzucht noch ausschließlich in den Händen der Eingeborenen. Gezüchtet werden, wie wir bereits im fünften Abschnitt hörten, in erster Linie Rinder, daneben Ziegen, Schafe und Hühner. Die beiden ostafrikanischen Rinderrassen sind uns bereits von früher her bekannt: das kleine, höchstens mittelgroße, feinknochige Buckel- oder Zebu-rind (siehe obige Abbildung) und das Langhornrind oder Watussi-rind (siehe Abb. S. 203) ein großes, starkknochiges Tier mit gewaltigen Hörnern von bisweilen mehr als 2 m Auslage.

Das Buckelrind stellt die seit langem in Ostafrika heimische Rasse dar. Es war einst in beträchtlichen Herden in ganz Deutsch-Ostafrika, vor allem bei den Massai, verbreitet. Die Bestände wurden jedoch durch die furchtbare Rinderpest von 1890/91 stark verringert und beginnen erst in neuester Zeit sich allmählich wieder von dem schweren Schlage zu erholen. Das Langhornrind

*) Im Berichtsjahre 1908/09 wurde die Zahl der vorhandenen beiden Regierungstierärzte um drei weitere vermehrt, so daß jetzt die Bezirke Daressalam, Tabora, Kondoa-Irangi, Muansa und die Nordbezirke über je einen Regierungstierarzt verfügen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist das jüngere in Ostafrika; es wurde erst von den Wahima-Watussi aus Nordostafrika in das deutsche Gebiet eingeführt und ist vorläufig auf das Zwischenseengebiet und die nördlichen Randlandschaften des Tanganjika beschränkt.

Der wirtschaftliche Wert der ostafrikanischen Rinderzucht ist gegenwärtig kein bedeutender. Es hat dies seinen Grund einmal in der geringen Erträglichkeit der beiden durch Inzucht degenerierten Rinderrassen, die nur mäßiges Fleisch aufweisen und wenig Milch geben, zum anderen in der Tatsache, daß — auch die nomadisierenden Hamiten mit einbegriffen — die Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas nach europäischen Begriffen keine rationellen Viehzüchter sind. Ihnen allen ist die Rinderzucht eher ein Liebhabervergnügen, denn ein

Langhornrinder aus der nördlichen Tanganjikagegend.

geschäftliches Unternehmen. Bei den Hamiten geht dies sogar so weit, daß sie es nur selten über das Herz bringen, eines der Tiere zu schlachten; sie töten in der Regel nur krankes Vieh. Die Ausfuhr von lebendem Rindvieh erreichte trotz alledem im Jahre 1908 den Betrag von 71 501 Mark.

Mit dem Kleinvieh steht es ähnlich wie mit den Rindern. Auch die ostafrikanischen Ziegen und Schafe sind degeneriert und müßten durch Zufuhr frischen Blutes, durch Kreuzung mit anderen Rassen veredelt werden. Die Ausfuhr von lebendem Kleinvieh belief sich 1908 auf 6361 kg im Werte von 50 048 Mark. Berücksichtigen wir zum Schluß noch den Export von Haushühnern und sonstigem lebenden Geflügel in Höhe von 1762 kg im Werte von 9328 Mark, so erhalten wir als Wert der gesamten Ausfuhr lebenden Viehs aus Deutsch-Ostafrika den Betrag von 9631 kg mit einem Werte von 130 877 Mark. Dem gegenüber steht eine Einfuhr von Fleisch und Fleischkonserven in Höhe von 71 697 kg mit 173 979 Mark Wert. Deutsch-Ostafrika vermag also in der Gegenwart noch nicht annähernd seinen eigenen Bedarf an Fleisch im Lande zu decken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von ungleich größerer Bedeutung als der Export lebenden Viehs ist augenblicklich die Ausfuhr von Häuten und Fellen. Sie betrug 1908 976 803 kg im Werte von 841 469 Mark. Der größte Teil hiervon wird über Sansibar nach Amerika verkauft und dort zur Handschuhfabrikation verwandt*).

Die Ausfuhr von Milch, Butter, Käse, Eiern usw. erreichte 1908 127 647 kg im Wert von 86 316 Mark. Wie groß aber die Aussichten für europäische Betriebe auch hinsichtlich der Gewinnung dieser animalischen Nahrungsmittel sind, erhellt aus den entsprechenden Einfuhrziffern: 207 027 kg im Werte von 373 426 Mark.

Pferdezucht ist in Deutsch-Ostafrika so gut wie ausgeschlossen. Die Tiere gehen sehr bald an Tsetsekrankheit, Rotz oder Pferdesterbe ein. Dagegen finden immer weitere Verbreitung Esel und Maultier. Auch hier wieder zeigen uns Einfuhr- und Ausfuhrzahlen, wie rentabel eine europäische Zuchtanstalt sein müßte. Der kaum nennenswerten Ausfuhr im Werte von 1562 Mark steht eine Einfuhr im Werte von 90 058 Mark gegenüber.

Auf die Frage, ob in den Steppengebieten Deutsch-Ostafrikas eine einträgliche Straußenzucht möglich ist, läßt sich zurzeit eine definitive Antwort noch nicht geben. Die Versuche, die die „Kilimandscharo-Straußenzuchtgesellschaft" unternommen hat, sind gescheitert. Es ist aber durchaus wahrscheinlich, daß erneute Versuche vielleicht in einem anderen Teil des Hochlandes und mit größerem Kapital gute Resultate liefern würden.

Auf die Versuche, den afrikanischen Elefanten und das Zebra zu zähmen, brauchen wir nicht ausführlich einzugehen. Derartige Experimente sind angestellt worden, haben aber selbstverständlich stets nur zu negativen Ergebnissen geführt. Die Umwandlung wildlebender Tiere in Haustiere läßt sich eben nicht in kurzer Zeit bewerkstelligen. Die Kulturgeschichte lehrt vielmehr in jedem einzelnen Falle, daß Tausende von Jahren hierzu erforderlich sind.

Überblicken wir jetzt zum Schluß noch einmal die gesamte Produktion Deutsch-Ostafrikas, so ergibt sich folgende Anordnung bezüglich der Ausfuhrwerte **):

Produkt	Gewicht in Kilogramm	Wert in Mark
1. Sisalhanf	3896749	2865633
2. Wachs	552520	1168128
3. Kautschuk	241661	1113063
4. Kaffee	1007030	939854
5. Häute und Felle	976803	841469
6. Kopra	3507550	806202
7. Elfenbein	27899	605829
8. Erdnuß	1913031	344279
9. Baumwolle	270149	249438
10. Glimmer	77661	211111
11. Sesam	849132	189199
12. Kopal	118864	138532
13. Nashornhörner	7926	105401

*) Deutschland importierte 1908 an Häuten und Fellen: 154000 t im Werte von etwa 228 Millionen Mark.

**) Berücksichtigt wurden nur die Produkte, deren Ausfuhr 100 000 Mark übersteigt. Von den übrigen wichtigeren Produkten gilt hinsichtlich des Exports diese Reihenfolge: Bau-, Nutz- und Edelhölzer, Negertabak, Gerbhölzer und Gerbrinden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die wichtigsten Einfuhrartikel sind in der folgenden Tabelle zusammengestellt *):

Artikel	Gewicht in Kilogramm	Wert in Mark
1. Baumwollgewebe	2175388	6549614
2. Reis	11100654	2696122
3. Metallfabrikate	6120862	2635096
4. Instrumente, Maschinen, Fahrzeuge	984968	1645323
5. Geld	103989	1528170
6. Roheisen, eiserne Schienen, Stangen, Blöcke usw.	6161642	1166122
7. Baumwollene Bekleidungsgegenstände aller Art	148339	690073
8. Tabakfabrikate	143460	450424
9. Drogen- und Apothekenwaren	236522	422671
10. Mehl und Backwaren	999233	416433
11. Zucker	1188260	389434
12. Milch, Butter, Käse, Eier, Honig usw.	207027	373426
13. Petroleum	1759526	357612
14. Bau- und Nutzholz	2112047	323569
15. Glas und Glaswaren	208619	323111
16. Zement	4218313	317322
17. Waffen und Munition	62232	309071
18. Garne, Zwirne, Leinen usw.	212090	303394

Die Bilanz des Gesamthandels Deutsch-Ostafrikas zeigt einen erfreulichen Aufschwung:

Jahr	Einfuhr Mark	Ausfuhr Mark	Gesamthandel Mark
1897	9043666	4939252	13982698 (Rup.)
1898	11852656	4332945	16185601 (Rup.)
1899	10822586	3937150	14759736
1900	12030540	4293645	16324185
1901	9510766	4623471	14134237
1902	8858463	5283290	14141753
1903	11188050	7054207	18242257
1904	14338888	8950565	23289453
1905	17665350	9949661	27605011
1906	25152851	10994712	36147563
1907	23806369	12500179	36306548
1908	25786771	10873856	36660627

Die Verteilung von Ein- und Ausfuhr über die beiden Grenzen von Deutsch-Ostafrika gestaltete sich im Jahre 1908 folgendermaßen:

	Einfuhr:	Ausfuhr:
Küstengrenze	23070888	8808619
Binnengrenze	2715883	2065237

In welchem Umfange und in welchen Gebieten Deutsch-Ostafrikas eine Besiedlung mit europäischen Pflanzern und Farmern möglich ist,

*) Berücksichtigt wurden nur Artikel mit einem Einfuhrwert von mehr als 300000 Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bis zu welchem Grade also das Ziel der einstigen „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" erreicht werden kann (siehe S. 112), ist ein vieldisputiertes Thema. Gegner der Kolonialbewegung wollen von einer solchen Hinlenkung des deutschen Auswandererstromes nach Ostafrika nichts wissen und behaupten, daß das gesamte Gebiet unserer ostafrikanischen Kolonie allein aus klimatischen Gründen als Auswanderungsziel nicht in Betracht kommen dürfe. Kolonialschwärmer wiederum vertreten die Meinung, daß in den Bergländern der Kolonie der Weiße mit seiner Familie dauernd leben könne, ohne daß er oder seine Nachkommenschaft Schaden litte. Beide Extreme sind natürlich zu verwerfen. Zweifellos gibt es weite Ländereien, die infolge ihrer Höhenlage (mindestens 1500 bis 2000 m) als ziemlich malariafrei anzusehen sind und die sich sehr wohl zur Besiedlung mit Europäern eignen. Ob aber ein ununterbrochener, Generationen überdauernder Aufenthalt weißer Familien in diesen doch immerhin tropischen Siedlungsgebieten Deutsch-Ostafrikas möglich ist, ohne daß die physische und psychische Beschaffenheit der Nachkommenschaft leidet, darüber läßt sich vorläufig ein abschließendes Urteil nicht fällen, weil keine Erfahrungen vorliegen. Halten wir uns darum zunächst an das, was erwiesen ist: es gibt weite, hochgelegene, gesunde Strecken Landes in Deutsch-Ostafrika, die sich zur Ansiedlung von deutschen Pflanzern und Farmern eignen und in denen er und seine Familie mehrere Jahre leben können. Nach Ablauf dieser Zeit ist ein längerer Erholungsaufenthalt in subtropischem oder gemäßigtem Klima meist notwendig.

Ein weiterer Punkt, der vielleicht noch von größerer Bedeutung als das Klima ist, darf in diesem Zusammenhange nicht unerwähnt bleiben: die Frage der Reinhaltung der weißen Rasse. Die Erfahrung aller Kolonialvölker lehrt uns, daß das kolonisierende Volk nur dann die politische und wirtschaftliche Herrschaft über die großen Massen der Eingeborenen auszuüben imstande ist, wenn eine Vermischung der Herrenrasse mit der unterworfenen vermieden wird. Von diesem Standpunkt aus muß nach Möglichkeit von der Einwanderung deutscher Kleinsiedler abgeraten werden; die Wirtschaftsform der Kleinbauern führt unabwendbar zu mehr oder minder intensiver Blutmischung, zu einer Deklassierung der herrschenden weißen Rasse.

Es bliebe nunmehr noch übrig, die zur Besiedlung mit kapitalkräftigen europäischen Pflanzern und Farmern geeigneten Gebiete namhaft zu machen. In der Gegenwart kommen streng genommen nur in Betracht: Usambara, Pare, Kilimandscharo, Meru und anderseits Uluguru und Ussagara. Die zahlreichen übrigen gesunden Hochländer Deutsch-Ostafrikas: Uhehe, Njassarandgebirge, Usipa, Urundi, Ruanda scheiden vorläufig aus; denn der Pflanzer oder Farmer will nicht nur produzieren, sondern sein Produkt auch auf den Markt bringen, und hierzu fehlt es in den zuletzt genannten Siedlungsgebieten an Verkehrswegen und wird leider auch in den nächsten Jahren noch daran fehlen. Da, wie wir im zweiten Abschnitt sahen, die Flüsse des ostafrikanischen Küstenlandes wegen der sehr bald auftretenden Schnellen als Zugangstraßen in das Innere nicht in Betracht kommen, so muß Deutsch-Ostafrika durch Eisenbahnen und Straßen erschlossen werden. Die bis jetzt gebauten Eisenbahnen, die Usambarabahn, die von Tanga ausgeht und am Kilimandscharo-Meru voraussichtlich enden wird, und die von Daressalam nach Tabora projektierte, bis Mpapua bereits vollendete Zentralbahn, reichen zu diesem Zwecke keineswegs aus, und es wird eine der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wichtigsten Aufgaben der Regierung in Heimat und Kolonie sein, das Bahnnetz in Deutsch-Ostafrika ständig und zweckmäßig zu erweitern. Nur dann kann unsere ostafrikanische Kolonie sich in vollem Maße entwickeln, nur dann kann sie die Zinsen für das in ihr investierte Kapital voll und ganz zahlen und jenen wirtschaftlichen Aufschwung nehmen, den wir von ihr erhoffen.

Die Verwaltung von Deutsch-Ostafrika untersteht seit 1891 (siehe S. 121) einem Kaiserlichen Gouverneur, dessen Sitz die Hauptstadt des Landes, Daressalam, ist. Die gesamte Kolonie ist in zweiundzwanzig Verwaltungsbezirke eingeteilt, in sechzehn Bezirksämter mit Zivilverwaltung, in drei Militärstationen und drei Residenturen (siehe die Übersichtskarte).

An der Spitze jedes Bezirksamtes steht ein Bezirksamtmann mit mindestens einem Sekretär und mehreren Assistenten. Für die Aufsicht über die farbigen Arbeiter sind besondere Distriktskommissare ernannt. — In den Militärstationen besorgt der militärische Kommandant die Verwaltung. Die Residenturen endlich sind teils mit Zivilbeamten, teils mit Offizieren der Schutztruppe besetzt.

In mehreren Bezirken, besonders des Küstenlandes, bedient sich die Regierung außerdem besonderer eingeborener Hilfsbeamten, der Jumben (Ortsvorsteher), Großjumben oder Akiden, deren Amt meistens unbesoldet ist. Sie haben für die Durchführung der Polizeiverordnungen zu sorgen und werden überdies als Steuereinnehmer und Bagatell- und Polizeirichter verwandt*).

Die folgende Tabelle bringt eine Zusammenstellung dieser zweiundzwanzig Verwaltungsbezirke mit den zugehörigen Bevölkerungsziffern. Die Zahlen der weißen Bevölkerung sind für den Stand am 1. Januar 1909 angegeben. Die beiden anderen Rubriken enthalten die Zahlen, auf die man die fremden Farbigen und die Eingeborenen im Jahre 1906 schätzte; seitdem ist leider kein neues Zahlenmaterial darüber veröffentlicht worden.

	Bezirke	Weiße Bevölkerung (Stand 1. I. 1909)	Fremde Farbige (Inder usw.) (1906)	Eingeborene (1906)
Bezirksämter	1. Tanga	329	879	72 000
	2. Pangani	69	910	70 000
	3. Bagamojo	67	1530	77 000
	4. Daressalam	588	2946	170 000
	5. Mohoro (Rufiji)	33	221	60 000
	6. Kilwa	52	1437	108 000
	7. Lindi	94	1061	250 000
	8. Wilhelmstal	387	270	75 000
	9. Morogoro	383	189	100 000
	10. Langenburg	132	9	140 000
	11. Songea	28	?	75 000
	12. Moschi	573	82	100 000
	13. Kilimatinde	57	16	250 000
	14. Mpapua	41	46	125 000
	15. Tabora	89	157	1 000 000
	16. Muansa	121	38	500 000
		3043	9791	3 172 000

*) Vgl. Dr. E. Nadlauer: Finanzielle Selbstverwaltung und Kommunalverwaltung der Schutzgebiete. Abh. aus dem Staats- und Verwaltungsrecht. 20. Heft. Breslau 1910.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bezirke		Weiße Bevölkerung (Stand 1. I. 1909)	Fremde Farbige (Inder usw.) (1906)	Eingeborene (1906)
	Übertrag:	3043	9791	3 172 000
Militärstationen	17. Iringa . . .	81	78	152 000
	18. Mahenge . .	23	65	56 000
	19. Udjidji . . .	84	105	345 000
Residenturen	20. Usumbura . .	42	11	3 000 000
	21. Ruanda . . .	48	50	330 000
	22. Bukoba . . .	66	?	?
	Summa	3387	10 100	7 055 000

Nach ihrer Staatsangehörigkeit zerfallen die 3387 Weißen in 2384 (im Vorjahre 2014) Deutsche, 304 (273) Kolonialengländer, Buren usw., 204 (132) Griechen, 97 (95) Franzosen, 79 (67) Russen, 76 (65) Engländer, 57 (56) Österreicher, 54 (40) Italiener, 53 (46) Holländer und 79 sonstige Europäer.

Hinsichtlich des Berufes ergibt sich folgende Zusammenstellung:

Ansiedler, Pflanzer, Farmer	514 (479)
Geistliche und Missionare	374 (349)
Regierungsbeamte	353 (322)
Kaufleute, Händler usw.	261 (227)
Ingenieure, Techniker usw.	221 (110)
Schutztruppenangehörige	213 (180)
Handwerker, Arbeiter usw.	136 (148)
Ärzte	14 (8)
Sonstige Berufe	228 (231)

II. Die natürlichen Landschaften.

Als natürliche Landschaften faßt die moderne Geographie, ungeachtet irgendwelcher politischer Grenzen, diejenigen Teile eines Landes zusammen, die in allen oder wenigstens der Mehrzahl der im vorhergehenden besprochenen Faktoren: Oberflächengestaltung, Geologie, Klima usw., Übereinstimmung zeigen.

Versuchen wir in Deutsch-Ostafrika eine solche Gliederung in natürliche Landschaften durchzuführen, so ergibt sich sehr bald eine erhebliche Schwierigkeit: Die Geomorphologie bedingt infolge der im wesentlichen meridional verlaufenden, im Landschaftsbilde, wie wir gesehen, deutlich hervortretenden tektonischen Linien eine Gliederung in ost-westlicher Richtung in Küstenland, Randgebirge und Hochland; das Klima aber, das in erster Linie von dem Stand der Sonne abhängig ist, zerlegt Deutsch-Ostafrika in zwei von Norden nach Süden sich erstreckende Teile, die beiden nördlichen Klimaprovinzen mit zwei Regen- und zwei Trockenzeiten und die südliche Passatprovinz mit einer Regen- und einer Trockenzeit im Jahre. Um zu einer endgültigen Gliederung zu gelangen, ist es also notwendig, diese beiden Faktoren gegeneinander abzuwägen und sich für einen von beiden zu entscheiden. Wir werden in unserer Darstellung die orographisch-morphologischen Verhältnisse als Grundlage für die Herausarbeitung der natürlichen Landschaften annehmen und dem Klima

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Karawane, reisefertig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Karawane, reisefertig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch weitere Zerlegung der großen Landschaften gerecht zu werden versuchen. Es ergibt sich daher für die folgenden Ausführungen die oben bereits erwähnte Dreiteilung: 1. das Hochland; 2. die Randgebirge; 3. das Küstenland.

1. Das Hochland.

Das charakteristische Merkmal dieser größten natürlichen Landschaft Deutsch-Ostafrikas sind die gewaltigen Grabenbrüche, die das weit ausgedehnte ostafrikanische Hochland durchziehen. Sie zergliedern die ursprünglich einheitliche Hochfläche in eine Reihe von orographisch-geologischen Einheiten. Das Zentrum bildet das Tafelland von Groß-Unjamwesi, an dessen Peripherie sich die verschiedenen übrigen Unterprovinzen des Hochlandes von Deutsch-Ostafrika angliedern: Viktoriasee, Zwischenseengebiet, Zentralafrikanischer Graben, Rukwasenke, Njassagraben, Ruahagraben und Großer Ostafrikanischer Graben.

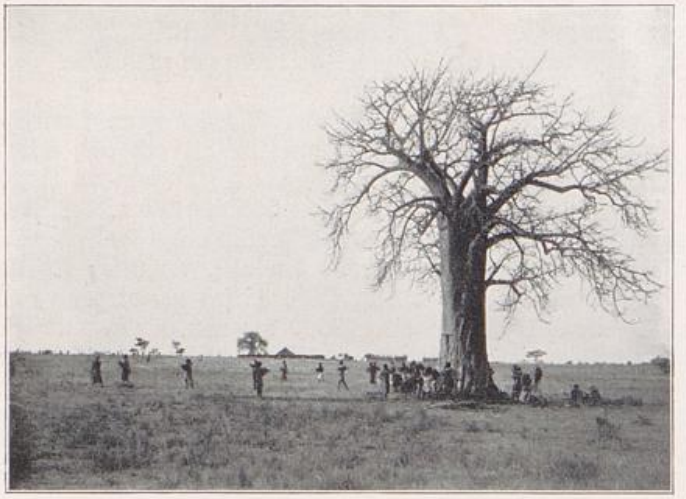
Groß-Unjamwesi stellt die einfachste aller Landschaften Deutsch-Ostafrikas dar; es umfaßt denjenigen Teil des Hochlandes, der von tektonischen Störungen unberührt blieb. Eine ungeheure, leicht gewellte Hochebene mit vereinzelten Bergen und Bergrücken von 200 bis 300 m relativer Höhe dehnt sich von Ukimbu im Süden bis nach Ussumbwa im Norden, von Ujansi im Osten bis zu den Randlandschaften, Uwinsa, Ukumbi, Ugalla und Ukonongo im Westen aus. Die mittlere Höhe dieses vorwiegend aus Granit aufgebauten Tafellandes beträgt etwa 1200 m; nur im Nordwesten erreichen einige Berge Höhen bis zu 2000 m. Weitaus der größte Teil der riesigen Rumpffläche ist in eine Decke meist rot gefärbten, lehmigen oder sandigen Verwitterungsschuttes eingehüllt, aus dem nur hin und wieder Haufwerke von mächtigen runden Granitblöcken, sogenannten Wollsackfelsen, aufragen. Ständig fließende Gewässer fehlen auf dem zentralen Hochlande so gut wie vollkommen. Sowohl die zur atlantischen Abdachung gehörigen Bäche und Flüsse des Malagarassisystems, wie die in der Rukwasteppe endenden Flüsse Rungwa und Lupa und die nordwestlichsten Quellbäche des Rufijisystems trocknen fast in jedem Jahre längere oder kürzere Zeit gänzlich aus, um in der Regenzeit ihre Betten in wenigen Tagen oder Stunden anzufüllen. In vielfachen Schlangenlinien winden sich dann die Flüsse zwischen flachen Ufern durch das leichtgewellte oder ebene Gelände; erst an der Grenze des zentralen Hochlandes, da wo durch die gewaltigen tektonischen Störungen größere Niveauunterschiede geschaffen worden sind, finden sich jugendliche Talformen, tiefe Erosionsschluchten, Wasserfälle und Stromschnellen.

Hinsichtlich der klimatischen Verhältnisse bildet das zentrale Tafelland von Unjamwesi ein einheitliches Ganzes. Mit Ausnahme eines schmalen Streifens im äußersten Norden gehört das gesamte Gebiet zur Passatprovinz, deren Eigentümlichkeit wir oben ausführlich besprochen haben. Vom Oktober und November bis zum April dauert der Sommer, dauert die eine große Regenzeit des Landes. Die Temperatur steigt in dieser Jahreszeit erheblich an, erreicht aber das Maximum in der Regel schon im Oktober oder November. Die täglichen Temperaturschwankungen sind relativ gering, da es fast täglich zu Niederschlägen kommt. Sobald diese jedoch seltener werden und mit dem Mai die sechsmonatige Trockenzeit beginnt, werden die täglichen Temperaturschwankungen bedeutender und erreichen an manchen Tagen des Südwinters

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

(Mai bis Oktober) Extremwerte von mehr als zwanzig Grad. — Die gesamte Niederschlagsmenge, die das zentrale Hochland im Laufe eines Jahres erhält, ist für afrikanische Verhältnisse überaus gering; sie bleibt allenthalben unter 1000 mm und sinkt in den östlichen Landschaften sogar unter 750 mm (Tabora etwa 830 mm, Mpapua etwa 740 mm).

Daß diese geringen Regenmengen und die langanhaltende Trockenzeit kein üppiges Pflanzenkleid aufkommen lassen, versteht sich ohne weiteres. Über 60 Prozent des gesamten Geländes nimmt der einförmige Miombowald ein, der in den westlichen und südlichen Landschaften des zentralen Hochlandes, in Uwinsa, Ukonongo und Ukimbu durchaus vorherrscht. In den zentralen und nördlichen Teilen dagegen ist der Steppenwald zum großen Teil von den Eingeborenen niedergebrannt worden. Weite Grasfluren, die Viehweiden der Eingeborenen, wechseln hier mit fruchtbaren Ackerländereien ab. An den Flußläufen endlich finden sich vielfach Palmenhaine von außerordentlicher Pracht oder üppiger hochstämmiger Uferwald, der häufig die Bäche und Flüsse meilenweit flankiert.



Landschaftsbild aus dem nördlichen Unjamwesi.
(Nach Photographie der Neuen Photogr. Ges. Steglitz-Berlin.)

Dem Reisenden, der das zentrale Hochland und vor allem dessen südliche Teile durchwandert, bietet die Landschaft das Bild größter Einförmigkeit. Einförmig ist das Relief der Landschaft, einförmig ihr Pflanzenkleid, und nur selten beleben Herden äsenden Wildes oder menschliche Siedlungen das Landschaftsbild.

Die Völkerschaften des zentralen Tafellandes gehören sämtlich der großen Gruppe der Wanjamwesi an. Auch die Nachbarn der eigentlichen Wanjamwesi, die Wassumbwa, Wawinsa, Wagala, Wakonongo, Wakimbu usw. sind Glieder der Wanjamwesigruppe. Sie alle sind Urbantu, zeigen in Körperbau, Tracht und Sitte große Übereinstimmung und sprechen eine gemeinsame, nur lokal differenzierte Bantusprache, das Kinjamwesi.

Ursprünglich bewohnten alle Wanjamwesi Rundhütten mit weit überstehendem Kegeldach, und auch heute noch trifft man hier und dort diese Rundhütten, die regellos beisammenstehen und meist mit einer Euphorbienhecke eingezäunt sind. Daneben aber bürgert sich die weit weniger feuergefährliche Tembe mehr und mehr ein; sie hat in den östlichen Landschaften des zentralen Tafellandes die Strohhütten bereits vollkommen verdrängt und

breitet sich im Westen und Süden immer mehr aus. Die eigenartige Vermischung von Tembe- und Hüttenbau, wie sie sich in Unjamwesi herausgebildet hat, erwähnten wir bereits an früherer Stelle.

Wie alle Bantuneger sind auch die Wanjamwesivölker ausgesprochene Ackerbauer. Kolbenhirse und Eleusine, Bataten, Maniok und Yams und vor allem Sorghum und Mais sind die wichtigsten Kulturpflanzen, deren Anbau die Wanjamwesi mit großem Eifer und Erfolg betreiben. Sobald im Oktober und November die ersten Regen fallen, zieht die gesamte Familie hinaus auf die Felder. Die Männer hacken den harten Boden auf oder roden im Wald oder Busch, um neues Ackerland zu gewinnen; die Aussaat und die Pflege der Felder ist dann Sache der Weiber und Kinder. Die Männer ziehen, sobald die Felder bestellt sind, zur Küste und lassen sich dort als Lastenträger oder Plantagenarbeiter anwerben. Erst mit dem Beginn der nächsten Regenzeit kehren sie zu ihren Familien zurück, um im folgenden Jahre von neuem auf Wanderschaft zu gehen.

Kein anderer Volkstamm Deutsch-Ostafrikas liefert so vorzügliche Plantagenarbeiter, so ausdauernde, wanderlustige Karawanenträger wie die Wanjamwesi; kein anderer Bantustamm schickt alljährlich so viele und tüchtige selbständige Kolonisten in die benachbarten Landschaften wie sie. „The coming race" hat schon Stanley die Wanjamwesi genannt, und in der Tat birgt das zentrale Tafelland in seiner Bevölkerung eine mächtige Fülle von Kraft, die der Kolonie in hohem Maße nutzbar gemacht werden kann, sobald durch den Bahnbau eine schnelle Verbindung mit den Küstengebieten ermöglicht ist.

Die wichtigste Siedlung des zentralen Hochlandes ist die von arabischen Händlern um 1820 gegründete Stadt Tabora, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Zentrum des gesamten Elfenbein- und Sklavenhandels im Innern Ostafrikas einen gewaltigen Aufschwung genommen hatte. Mit der deutschen Okkupation, dem allmählichen Verfall der Araberherrschaft verlor Tabora schnell an Bedeutung, bis vor wenigen Jahren die Eröffnung der britischen Ugandabahn eine neue Blütezeit vorbereitete. Ein großer Teil der für die Tanganjikaländer und den Kongostaat bestimmten Güter erreicht heute sein Ziel über Mombasa—Ugandabahn—Muansa—Tabora, und ebenso werden viele der Ausfuhrprodukte dieser Länder über Tabora zur Ugandabahn geschafft. Wie in vergangenen Zeiten herrscht infolgedessen in Tabora auch jetzt wieder ein ständiges Kommen und Gehen. Inder und Europäer beginnen sich in der wieder aufblühenden Handelszentrale in immer wachsender Zahl anzusiedeln. Durch Errichtung eines neuen Forts, einer Gerichtshalle, durch Post- und Telegraphenamt und Hospital sichert die deutsche Regierung die Ruhe und Sicherheit in dem bunten Getriebe des von Karawanen tagtäglich passierten Taborabezirkes. — Daß der durch die Ugandabahn hervorgerufene Aufschwung Taboras auch in Zukunft anhalten wird, kann billig nicht bezweifelt werden. Als vorläufiger Endpunkt der von Daressalam nach dem Hochlande führenden Zentralbahn wird Tabora in Zukunft einen großen Teil des Handels des ostafrikanischen Seengebietes nach Osten statt wie bisher nach Norden zur britischen Bahn leiten und wird als Stapelplatz für die Einfuhrgüter dieser weiten Länder von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnen.

Wenn wir von Tabora aus der vielbegangenen Karawanenstraße nach Muansa folgen, so durchqueren wir zunächst die weiten Steppen des nördlichen Unjamwesi (siehe Abb. S. 210) und gelangen alsdann, ohne daß sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Landschaftsbild wesentlich verändert hätte, nach Ussukuma, der südlichen Randlandschaft des gewaltigen Viktoriaseebeckens. Die für das Granitplateau charakteristischen Wollsackfelsen ragen hier und dort aus der einförmigen Busch- oder Grassteppe auf. Niedrige Höhenzüge lassen erkennen, daß wir die Wasserscheide zwischen Atlantik und Mittelmeer überschreiten. Der Boden ist offenbar recht fruchtbar, denn unser Weg führt uns stundenlang an wohlbestellten Feldern vorbei, auf denen die ungemein fleißigen Wassukuma

Wollsackfelsen bei Muansa.
(Nach Photographie von F. F. Eisse, Hamburg.)

Sorghum und Maniok, Erdnüsse, Reis, Bohnen, Tabak, Hanf u. a. m. gepflanzt haben. Je mehr wir uns der Station Muansa nähern, um so dichter bevölkert wird das Land; hier und dort erscheint ein mit hohen Euphorbienhecken umgebener Komplex von Kegeldachhütten, auf deren Besichtigung wir jedoch gern verzichten, da die Wassukumahütten zugleich Wohnstätte und Stall sind und daher von Schmutz förmlich starren.

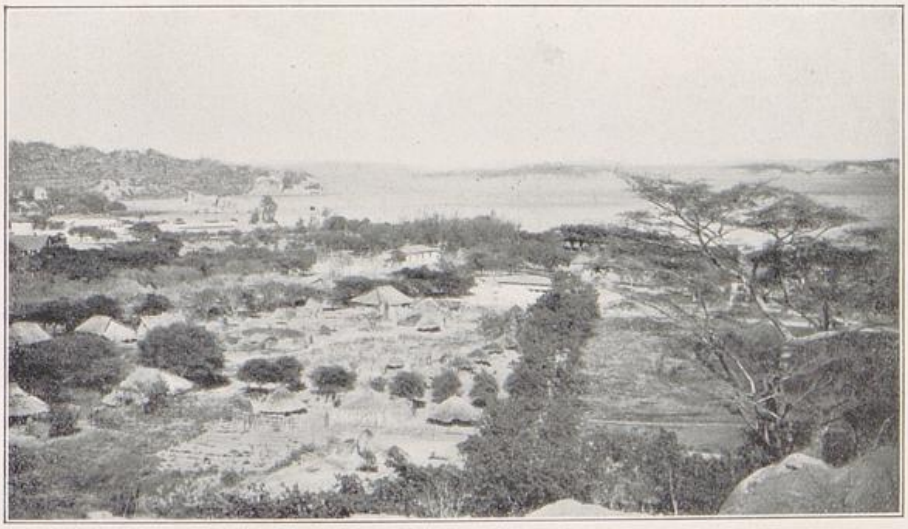
Noch einige Stunden Marsches und wir haben Muansa, die wichtige deutsche Station am Südgestade des Viktoriasees erreicht (siehe Abb. S. 213). Von mächtigen Felsen allseitig umgeben, gewährt der Anblick dieser schmucken Handelstadt ein ungemein reizvolles Bild. Leider aber ist der Smithsund, an dessen Nordostküste Muansa gelegen ist, eine recht ungesunde Gegend. Die Nähe des großen Binnenmeeres schafft eine sehr gleichmäßige Temperatur, und die vielen moskitoreichen Sümpfe in der Umgebung Muansas bilden einen unausrottbaren Fieberherd. Malaria, Rückfallfieber und Dysenterie sind daher im Muansabezirk leider weit verbreitet. Trotzdem hat dieser Platz seit der Eröffnung der Ugandabahn einen ungeahnten Aufschwung genommen. Seine günstige geographische Lage hat Muansa zum Mittelpunkt des Warenaustausches zwischen dem zentralen Plateau Deutsch-Ostafrikas nebst seinem Hinterlande und der Küste des Indischen Ozeans gemacht: Muansa ist der wahre Endpunkt der Ugandabahn; ihr allein verdankt die Stadt ihre große wirtschaftliche Bedeutung.

Die östlichen Randlandschaften des Viktoriasees gleichen Ussukuma in vielen

Punkten. Ein hügeliges, mit vielen Felsklippen besetztes Grassteppenland steigt allmählich vom Spiegel des Viktoriasees (1132 m) nach Osten zu den Randlandschaften des Großen Ostafrikanischen Grabens an. Die Bewohner dieses ungemein regenarmen Landes, die Wagaia, Wasoba, Waruri und Waschaschi, sind jedoch keine Urbantu wie die Wassukuma, sondern metamorphosierte Stämme, Mischvölker zwischen Urbantu und den von Norden her eingedrungenen Fremdlingen, den Nilnegern und den Massai. Sie alle treiben neben dem Anbau von Sorghum, Bataten, Maniok usw. viel Viehzucht.

Den Stützpunkt der deutschen Verwaltung in den östlichen Randlandschaften des Viktoriasees bildet die Grenzstation Schirati im äußersten Norden, die als Bezirksnebenstelle dem Bezirksamt von Muansa untersteht.

Die westlichen Randlandschaften des Viktoriasees sind von den östlichen in vielen Punkten verschieden. Sobald wir den Smithsund (Bukumbigolf) überschreiten und die Landschaft Usindja betreten, fällt uns in erster Linie der üppigere Pflanzenwuchs auf. Mehr und mehr weicht die Buschsteppe offenen Miombowäldern; an einzelnen küstennahen Stellen begegnet uns sogar üppiger hochstämmiger Regenwald; wir sind aus dem Trockengebiet im Osten und Süden des Viktoriasees in die niederschlagsreicheren westlichen Randlandschaften eingetreten. Auch die Bewohner sind jenseits des Smithsundes andere geworden. Zwar finden wir unter den Wasindja gelegentlich noch echte



Muansa am Viktoriasee mit Blick auf den Shmitsund.
(Nach Photographie von Dr. Lohmeyer.)

Negertypen, Verwandte der Wassukuma, aber daneben beobachten wir zugleich schlanke, hochgewachsene Menschen mit edlem Gesichtschnitt, in denen wir unschwer Angehörige der hamitischen Völker des Zwischenseengebiets erkennen. Sie stellen in Usindja wie im Zwischenseengebiet die herrschende Oberschicht dar, deren Beschäftigung ausschließlich die Viehzucht bildet; die unterjochten Neger dagegen treiben hauptsächlich Feldbau auf Sorghum, Bataten, Mais, Maniok, Bananen usw.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von hamitischen Wasindja scheinen auch die beiden Uschaschi vorgelagerten Inseln Ukerewe und Ukara erobert worden zu sein. Die Wakerewe und Wakara gleichen den Wasindja nicht nur in anthropologischer Beziehung, sondern bewohnen auch die typische Bienenkorbhütte der Wasindja und nähren sich wie diese in erster Linie von Bananen.

Im Westen wird das Becken des Viktoriasees von der hügeligen Scholle von Jhangiro-Kisiba begrenzt. Klimatisch noch ein Stück des Viktoriaseegebiets gehört diese Landschaft ihrem geologischen Aufbau, ihrer Flora, Fauna und Bevölkerung nach bereits jenem riesigen Tonschieferplateau an, das sich zwischen Viktoriasee und Zentralafrikanischem Graben ausdehnt; es ist der Ostabfall des Zwischenseengebiets.

Steil aufgerichtete Tonschiefer, Quarzite und Sandsteine, durch den Kagera und seine zahlreichen Nebenflüsse vielfach zerfurcht, nehmen das ge-

Landschaft bei Dsinga (Ruanda).
(Nach Photographie der Ev. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika.)

samte Gebiet zwischen den beiden größten ostafrikanischen Seen ein. Die Erosion der Flüsse in Verbindung mit tektonischen Störungen haben einen Stufenbau geschaffen, der dem Landschaftsbilde das charakteristische Gepräge aufdrückt: von 1200 bis 1400 m reicht die Stufe von Jhangiro-Kisiba, hierauf folgt von 1400 bis 1600 m die Scholle von Karagwe, von 1800 bis 2800 m Hoch-Ruanda und im Süden in annähernd derselben Durchschnittshöhe die Stufe von Hoch-Urundi.

Trotz mannigfacher Unterschiede in Einzelheiten bilden die Landschaften des Zwischenseengebiets: Karagwe, Mpororo, Ruanda und Urundi, in orographischer, hydrographischer, klimatologischer und ethnographischer Beziehung ein einheitliches Ganzes. Auf einer Basis von Granit und Gneis lagern, wie bereits erwähnt, steil nach Westen einfallende Tonschiefer und Quarzite, in die sich die Flüsse des Kagerasystems tief eingeschnitten haben. Sanfte, runde Formen bestimmen die Eigenart der Oberflächengestaltung (siehe obige Abbildung), nur einzelne Stufenwände steigen schroff und wenig modelliert aus dem Hochplateau auf.

Die Niederungen der meist meridional gerichteten Flüsse sind vielfach mit schwarzen Schlammböden erfüllt, denen schwer passierbare, das Landschaftsbild geradezu kennzeichnende Papyrus- und Schilfsümpfe entsprießen. Zahl-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reiche, zum Teil abflußlose Seen und Sümpfe sind über das ganze Tonschieferhochland verteilt.

Überblicken wir die klimatischen Verhältnisse des Zwischenseengebiets, so haben wir drei Provinzen zu unterscheiden. Die östlichste Scholle, das Hügelland von Ihangiro-Kisiba, steht durchaus unter dem Einfluß der vom Viktoriasee hereinwehenden feuchten Seewinde. Reichliche Niederschläge (Bukoba etwa 1900 mm) und ungemein häufige, schwere Gewitter bilden die klimatische Eigentümlichkeit dieses gleichmäßig warmen und feuchten Küstenstriches. — Die mittlere, höhere Partie des Tonschieferplateaus, den größten Teil von

Watussihirten.
(Nach Photographie der Gesellschaft der Missionare von Afrika.)

Karagwe und die östlichen Bezirke von Ruanda umfassend, liegt außerhalb des Bereichs der feuchten Südostwinde. Die täglichen Temperaturschwankungen sind daher beträchtlich höher als im Osten, die Niederschläge geringer und ungleichmäßig. — Die westlichste Provinz endlich, d. h. Hoch-Ruanda und Hoch-Urundi, ist hinsichtlich der Temperaturverhältnisse, und zwar sowohl der Mitteltemperaturen wie der Extremtemperaturen, am günstigsten gestellt, besitzt im übrigen ausgesprochenes Äquatorialklima mit zwei scharf geschiedenen Regenzeiten (Maximum im April und November) und zwei Trockenzeiten (Minimum der Niederschläge im Januar und Juli).

Das gesamte Zwischenseengebiet ist ein riesiges Grasland, in dem die Wahima-Watussi ihre prächtigen Langhornrinder zur Weide treiben. Reste von üppigem Regenurwald in einigen abgelegenen Schluchten und auf den Gipfelpartien von Mpororo, West-Ruanda und Urundi lassen jedoch erkennen, daß einst große Waldbestände vorhanden gewesen sind. Die viehzüchtenden „Männer aus dem Norden" sind es gewesen, die den Wald im Laufe der Jahr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hunderte mehr und mehr zerstört haben, wenn es galt, neues Weideland für ihre ständig anwachsenden Herden zu gewinnen.

Die Bewohner des schönen und größtenteils sehr gesunden Zwischenseenhochlandes haben wir bereits in einem der früheren Kapitel kennen gelernt. Eine eigentümliche Fügung hat es mit sich gebracht, daß hier Menschen, die zu den längsten der Erde zählen, Gestalten von etwa 1,8 bis 1,9 m Durchschnittshöhe, mit kleinwüchsigen, pygmäenartigen Menschen zusammentrafen: die hamitischen Wahima-Watussi, die Herren des Landes, und die Batua, die als scheues Jägervolk in den Wäldern des westlichen Ruanda ihr Wesen treiben. Hierzu gesellt sich als drittes Völkerelement die breite Grundschicht der von den hamitischen Fremdlingen unterjochten Urbantu, die Wahutu und Wapororo, die als Hörige der Wahimafürsten die Felder bestellen.

Viele interessante Einzelheiten ließen sich noch anführen über das Leben und Treiben am Hofe der Wahimasultane und ihrer Häuptlinge (Watuales)*), aber die Zeit mahnt zum Aufbruch, wollen wir auch die übrigen Teile des Hochlandes auf unserer Wanderung durch Deutsch-Ostafrika kennen lernen. Dankbaren Herzens nehmen wir Abschied von dem schönen, gesunden und fruchtbaren Ruanda, das so sehr zu einer Besiedlung mit deutschen Pflanzern und Farmern geeignet erschiene, wenn nicht gerade hier die Bevölkerung so außerordentlich dicht zusammengedrängt säße. Ruanda und Urundi sind die dichtest bevölkerten Gebiete Deutsch-Ostafrikas.

Ein kurzer Ausflug führt uns nach Norden zu den gewaltigen Kirungavulkanen im äußersten Nordwesten Ruandas und dem malerischen, buchten- und inselreichen Kivusee. Dann folgen wir dem Russissi und marschieren im Tale dieses Flusses nach Süden. Intensiv bebautes Land wechselt mit herrlichen, üppigen Ölpalmenhainen ab, bis wir schließlich in der Nähe der Station Usumbura das zweite große Wasserbecken Deutsch-Ostafrikas, den Tanganjikasee, erreichen.

In Usumbura, der Regierungstation für die Landschaft Urundi, haben wir Gelegenheit, eine der zahlreichen Segeldaus zu mieten und so an der deutschen Ostküste des Sees entlang kreuzend, die Randlandschaften des Tanganjika kennen zu lernen.

Steil und schroff ragt die Westwand des Tanganjikagrabens aus den Fluten empor; ein schmaler Sandstrand zieht sich an dem Ufer entlang. Die Höhen sind fast ausschließlich Grasland, nur hier und dort erkennen wir auf den höchsten Kammpartien einige Waldparzellen.

Die Bevölkerung dieser ausgedehnten Hochweidegebiete, die Warundi und Wadjidji, sind wie in Ruanda Urbantu mit hamitischer Oberschicht. Ihre Watussifürsten halten oben auf den Bergen, abseits von der vielbesuchten Handelstadt Udjidji, ihren Hof.

Die alte Araberniederlassung Udjidji, die noch in der Mitte der Siebzigerjahre dicht am Strand gelegen war, ist jetzt infolge andauernder Senkung des Seespiegels fast 1,5 km vom Ufer entfernt. Fieberschwangere Strandsümpfe breiten sich zwischen Stadt und See aus und machen die Umgebung Udjidjis zu einer höchst verrufenen Malariagegend. Seit 1906 ist überdies noch die furchtbare Schlafkrankheit hier erschienen, die trotz möglichster Iso-

*) Vergl. hierüber Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg: Ins innerste Afrika, Leipzig 1909. S. 98—125.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lierung der Kranken und trotz Atoxylbehandlung noch immer an Ausdehnung gewinnt.

Die Bedeutung Udjidjis ist in den letzten Jahren ungemein gesunken. In früheren Zeiten war Udjidji einer der größten Sklavenhandelsplätze; nach Unterdrückung des Sklavenhandels ging jahrzehntelang ein großer Teil des Handels des östlichen Kongostaats über Udjidji, bis der Kongostaat eines Tages die Grenze nach Osten sperrte, um den Handel seiner Riesenkolonie allein auszubeuten. Gegenwärtig besteht daher kaum noch irgend ein legaler Handelsverkehr zwischen der Ost- und Westküste des Tanganjika, aber um so lebhafter blüht der Schmuggelhandel, insbesondere der Kautschukschmuggel, der mehr als zehntausend Manjema aus dem Kongostaat nach Udjidji gezogen hat.

Strand bei Udjidji.

Jenseits des Mlagarassi, der die Landschaft Udjidji im Süden begrenzt, schließen sich die Randlandschaften Utongwe, Ukawende und Usipa an. Das Landschaftsbild bleibt im wesentlichen dasselbe. Fruchtbare Berg- und Hügelländer von hoher landschaftlicher Schönheit rahmen den gewaltigen Schlauchsee des Tanganjika ein. Die Bewohner, die Watongwe, Wakawende und Wafipa sind Bantuneger, Verwandte der großen Wanjamwesifamilie. Die Herrschergeschlechter hingegen sind auch bei ihnen überwiegend Watussi, die sorgfältig auf Reinhaltung ihres Blutes achten. Ackerbau und Viehzucht stehen bei dem arbeitsamen, fleißigen Volk der Watongwe, Wakawende und Wafipa in hoher Blüte; die Watongwe und Wafipa liegen überdies fleißig dem Fischfang ob, wagen sich aber der vielen Stürme wegen nicht weit auf den See hinaus.

Unsere Tanganjikareise endet nach einer Fahrt von mehr als 600 km in Bismarckburg, der deutschen Station an der Usipaküste. Von hier aus er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

klimmen wir den steilen Westabfall des Ufipahochlandes, marschieren durch die wohlbebauten Ländereien der Wafipa und stehen nach einigen Tagesmärschen vor einem mauerartigen, wohl 1500 m betragenden Absturz.

Unser Auge schweift über eine langgestreckte, gänzlich ebene Fläche, die auch auf der gegenüberliegenden Seite in etwa 40 bis 50 km Entfernung von steilen Wänden eingefaßt ist: die Niederung des Rukwagrabens. Mühsam steigen wir den Osthang von Ufipa herunter. Die Temperatur, die auf den Bergen von Ufipa nur einige Grad über Null betrug, steigt ganz erheblich an. Die Rukwasenke gehört zu den heißesten und trockensten und — wie wir gleich hinzufügen wollen — ungesundesten Gebieten von ganz Deutsch-Ostafrika. Die Vegetation ist äußerst dürftig; weite Strecken sind völlig kahl oder mit einer spärlichen Grasnarbe bedeckt. Erst wenn wir in die Nähe des in seinem Niveau außerordentlich unbeständigen Rukwasees gelangen, bringen einige Schirmakazien oder Dornenbüsche etwas Abwechslung in die einförmige Steppenlandschaft der Grabensohle (siehe Abbildung unten). Um so reicher aber ist das Tierleben in der Rukwaniederung; nur wenige Gebiete Deutsch-Ostafrikas können sich in ihrem Tierreichtum mit dem der Rukwasteppe messen.

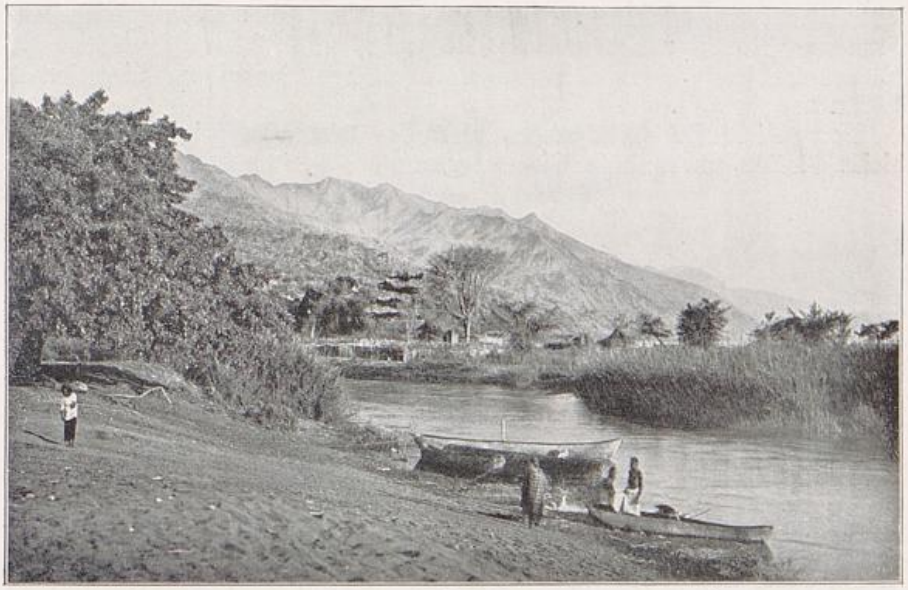
Die Bewohner der Rukwasenke sind die Wasafua im Flußgebiet des Rukwa-Songwe, die Wabungu am Südufer des Sees und die Wuanda-Wakuruë im Westen. Alle diese Völkchen sind fleißige Ackerbauer und geschickte Vieh-

In der Rukwasteppe nahe der Songwe-Rjambanamündung.
(Nach Photographie von F. Fülleborn.)

züchter und werden für zukünftige Kolonisationsarbeiten einen brauchbaren Menschenschlag abgeben.

Unser Weg führt vom Rukwasee weiter nach Südwesten. Ein langgestreckter, im Graben stehengebliebener Horst, das Gneishochland von Unjika-

Malila, teilt die Rukwasenke nunmehr in zwei Arme; der nordöstliche, der Usafua-Ubungugraben, führt auf die Kondeberge hinauf, der viel schmälere südliche Unjamangagraben, den wir benutzen, führt in das Flußgebiet des die Grenze bildenden Ujassa-Songwe, dem wir bis zu seiner Einmündung in den



Lumbiramündung bei Alt-Langenburg mit dem südlich vom Fluß gelegenen Teile des Livingstonegebirges im Hintergrunde.
(Nach Photographie von F. Fülleborn.)

Njassasee folgen. Ein kleiner Missionsdampfer erwartet uns hier, um mit uns eine Fahrt längs der deutschen Njassaküste zu unternehmen.

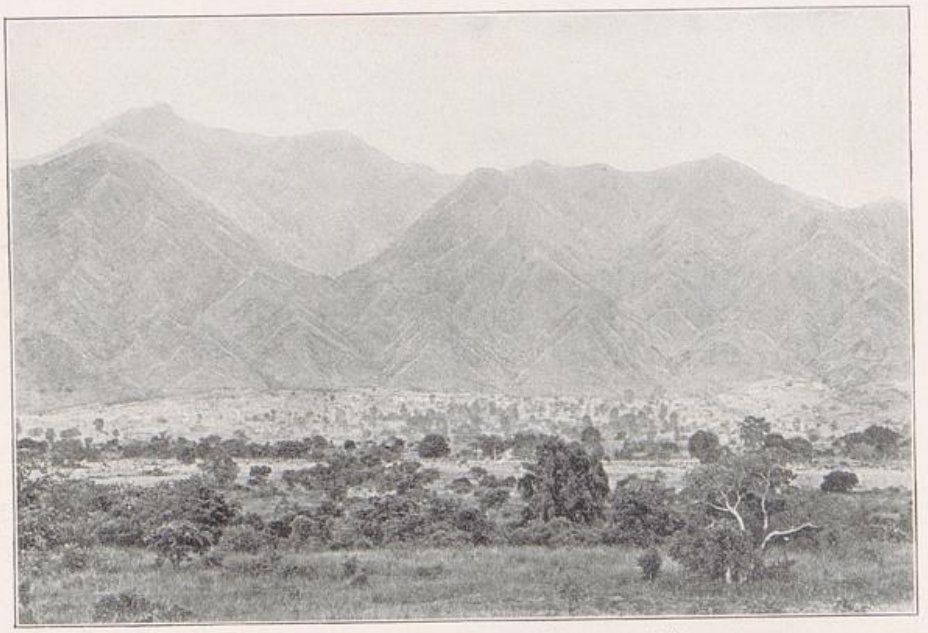
Das Bild, das sich uns bei Annäherung an die Ostküste des Njassasees vom Wasser aus bietet, ist von geradezu überwältigender Großartigkeit. Wie eine fast schnurgerade, von Nordwest nach Südost ziehende Mauer starren die zackigen und wild zerrissenen Wände des Livingstonegebirges weit über tausend Meter aus den klaren Fluten des Sees empor. Der geologische Aufbau, der uns von früher her bekannt ist, bestimmt auch hier in erster Linie das Landschaftsbild. — Brauchbare Häfen, die gegen die schlimmen Südstürme Schutz gewähren könnten, fehlen mit Ausnahme von Alt-Langenburg an diesem Teil des deutschen Njassaufers vollkommen; erst wenn wir am Südende des Livingstonegebirges die Bucht von Wiedhafen erreicht haben, kann unser Dampfer ohne Gefahr vor Anker gehen.

Das Livingstonegebirge, das wir in einem mehrtägigen Ausflug von Wiedhafen aus kennen lernen, besteht aus einer Reihe paralleler Gneisketten. Die steil aus dem See emporsteigende westlichste Randkette ist fast unbewohnt; nur am Ufersaum begegnen wir einigen Niederlassungen der hauptsächlich von Fischerei lebenden Wakissi. Auf beschwerlichem Gebirgspfad geht es nun nach Osten. Eine neue, höhere Bergkette türmt sich vor uns auf. Aber die schroffen, zackigen Formen der Küstenkette sind verschwunden. Breite,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

runde Rücken herrschen vor, auf deren Abhängen die fleißigen Wakinga ihre Felder angelegt haben. Der rotgefärbte Gneisboden ist hier stellenweise außerordentlich reich an Eisenerzen, die von den Eingeborenen verhüttet werden. Wakinga-Feldhacken werden weithin verhandelt. Östlich von Ukinga beginnt das Auf und Ab der Gebirgswanderung von neuem, bis wir die dritte Parallelkette erreicht haben. Von den Gipfeln der fast 2500 m hohen Kidugalaberge schauen wir dann auf eine weite, nach Osten sich abdachende Steppenlandschaft, dem allmählichen Abfall des Livingstonegebirges nach Ubena und Ungoni.

Nach Wiedhafen zurückgekehrt, verweilen wir noch einige Stunden in dieser Station, um uns über die Bedeutung des Platzes ein Bild zu machen.



Das Livingstonegebirge nahe Alt-Wangemannshöhe.
(Nach Photographie von F. Füllebornn.)

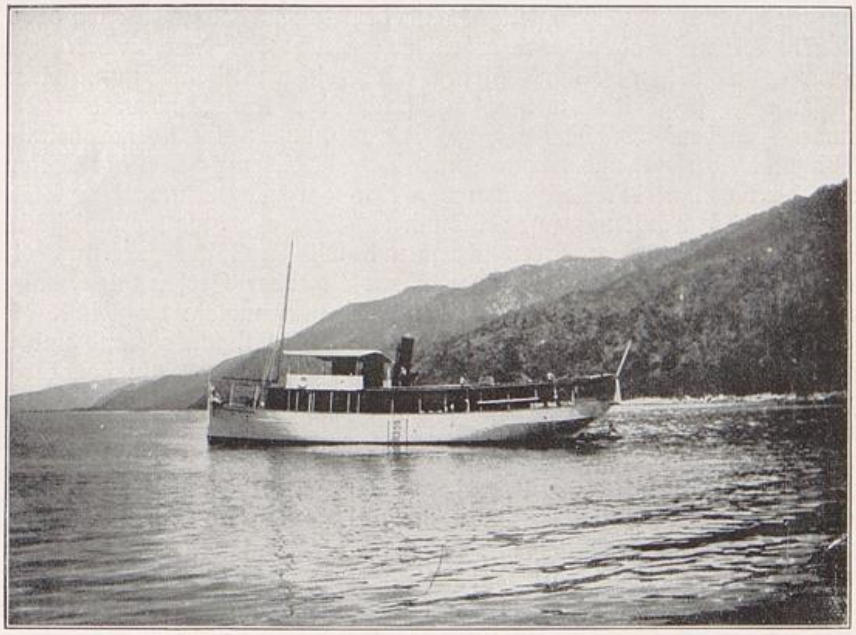
Der Ruhuhu-Einbruch, von dem wir in dem Abschnitt Geologie hörten, hat in der unmittelbaren Nähe von Wiedhafen eine klaffende Lücke in das Njassa-Randgebirge gerissen. Hierdurch ist ein bequemer Zugang von Ungoni zum Njassa geschaffen, den eine größtenteils fahrbar gemachte Karawanenstraße bereits benutzt. Auch für eine eventuelle Südbahn Kilwa—Wiedhafen zur wirtschaftlichen Erschließung des Ungoni- und Njassagebietes wäre das Ruhuhutal die natürliche Pforte.

Südlich des Ruhuhu beginnt der zweite Hauptabschnitt des deutschen Njassaufers. Die Steilabfälle des nord-südlich streichenden Gebirgsmassivs reichen hier nicht bis unmittelbar an den See heran, sondern sind durch einen 5 bis 10 km breiten Streifen niederen Berg- und Hügellandes davon getrennt. Das Hochland, das sich dahinter erhebt, wird nach seinen Bewohnern, den Wamatengo, als Matengohochland bezeichnet. Es ist ein sehr fruchtbares,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gut bewässertes Bergland, in dem die Wamatengo mit vielem Erfolg Feldbau auf Mais, Hanf, Bohnen, Erbsen, Tabak usw. treiben. „Das Matengoland," sagt Busse*), „ist das am besten bebaute Bergland, das ich in Ostafrika gesehen habe, und nirgends in der Kolonie fand ich die Landwirtschaft auf einer so hohen Stufe wie hier. Die sinnreichen Bewässerungsanlagen, die zweckmäßigen Vorrichtungen, um die Äcker an steilen Hängen gegen Verwüstung durch starke Regengüsse zu schützen, nötigen dem Europäer aufrichtige Bewunderung ab."

Unser Dampfer führt uns nun von der südlichen Njassaküste wieder hinauf nach Norden. Unser nächstes Ziel ist die nördliche Randlandschaft des Sees,



Landschaftsbild aus dem nördlichen Njassasee mit dem Dampfer „Hermann v. Wißmann".

das Kondeland. Bei dem flachen Wasser kann sich der Dampfer nur auf einige hundert Meter Entfernung dem Lande nähern; ein Boot nimmt uns auf und bringt uns durch die brandenden Wogen des Njassa an die einförmig flache Küste von Kondeunterland. Haben wir die wenig einladende, mit Röhricht bewachsene Uferzone passiert, so verändert sich das Bild mit einem Schlage. „Die herrlichsten Bananenhaine, deren beispiellose Üppigkeit die Reisenden aller Nationen von jeher in Entzücken versetzt hat, nehmen uns auf; auf peinlich sauber gehaltenen Pfaden — denn Unkraut und Schmutz wird nirgends geduldet — schreiten wir an reizenden, mit minutiöser Sorgfalt gebauten, zwischen den Bananen zerstreut liegenden Bambushäuschen vorüber. Schön gewachsene, heiter und sorglos blickende Menschen (Wanjakjussa) in fast paradiesischer Nacktheit ruhen im Schatten herrlicher alter Bäume und erwidern

*) W. Busse: Bericht über eine im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements von Deutsch-Ostafrika ausgeführte Forschungsreise nach dem südlichen Teile dieser Kolonie. Berlin 1902.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

freundlich unseren Gruß; behaglich drehen und wenden sich die Rinder an den schmauchenden Feuern, deren Rauch ihnen die Fliegen abwehrt. Alles in diesem Arkadien scheint Frieden, behagliche Wohlhabenheit, Ordnungsliebe und heitere Lebenslust zu atmen" *).

Der Weg beginnt nun langsam anzusteigen. Wir durchqueren zunächst ein mit Buschwald bedecktes Hügelland, das Unter- und Oberkonde trennt, und treten dann in das fruchtbare, vulkanische Oberland ein; erfrischende, kühle Bergluft umfängt uns hier oben. Die Landschaft, die sich unseren Augen darbietet, ist von geradezu hervorragender Schönheit, und es gibt wohl nicht viele Gebiete auf der Erde, wo sich eng zusammengedrängt so viele Naturschönheiten vereinigt finden. „Alle benachbarten Gipfel überragend, steigt majestätisch in ruhiger, stetiger Linie der Rungwevulkan zu etwa 3175 m Seehöhe an; mehr als 1500 m erhebt er sich über das Plateau des Kondeoberlandes als dessen weithin sichtbares Wahrzeichen; in seiner unmittelbaren Nachbarschaft steigt der zweitgrößte Vulkan des Kondelandes, der Kiejo, empor. — An den Südabhängen des Kiejo glauben wir uns in liebliche heimische Gebirgstäler versetzt, und wenn abends die zahlreichen Herden der Wakonde unter dem Geläut der Kuhglocken von den Bergmatten nach den Ställen ziehen, ist diese Täuschung fast vollkommen. Dort aber, wo die majestätische Mauer des Livingstonegebirges schroff und wild zerklüftet zu den Wolken emporragt, ist die Landschaft von so überwältigender Großartigkeit, daß sie der weitgereiste Elton mit Szenerien aus dem Himalaja vergleicht. Der Blick von den Vulkangipfeln über das bergumrahmte, reiche Land und auf den weiten Spiegel des Njassa, aus dessen Fluten das Livingstonegebirge emporstarrt, und dann rückwärts gewendet in die finsteren Kraterschlünde mit ihren mächtigen Lavaströmen, oder auf die stillen Wasser eines märchenhaften Kratersees, ist von wunderbarem Reize" **).

Jenseits des bis zu 1600 m Höhe reichenden Kulturlandes der Wakonde beginnt eine Zone echten tropischen Regenurwaldes, der bei etwa 2000 m einem üppigen Bambusgehölz und Höhenwald Platz macht. In etwa 2700 m Höhe findet der Hochwald sein Ende; offenes Grasland tritt dann an seine Stelle.

In der Wirtschaft der Wakonde spielen die Bananenkultur und die Rinderzucht die Hauptrolle. Wenige Stämme Deutsch-Ostafrikas verwenden auf die Zucht und Pflege ihres Viehs so viel Sorgfalt wie die Wakonde. Ihre peinlich sauberen, großen Viehställe erregen die Bewunderung jedes europäischen Reisenden. — Möge die Zeit nicht mehr ferne sein, wo durch Wege- und Bahnbau der Reichtum dieses herrlichen Kondelandes zum Nutzen der gesamten Kolonie erschlossen wird.

Von Oberkonde steigen wir nun nach Nordosten hinab in das Tal des Ruaha-Mpangali, den Ruahagraben. Die langgestreckten Steilwände des Gneishochlandes von Ukimbu rahmen die heiße, sehr niederschlagsarme und ungesunde Grabenlandschaft Ussangu im Westen ein, während im Osten mit einer viel weniger ausgeprägten Steilstufe die Westabhänge von Uhehe aus der Grabensohle aufsteigen. Eine unabsehbare Busch- und Grassteppe, in der sich ungeheure Wildherden tummeln, dehnt sich über die ebene Niederungslandschaft aus. Menschliche Siedlungen suchen wir vergeblich. Der größte Teil Ussangus ist eine menschenleere Wildnis. Nur in den Randbergen

*) F. Fülleborn: Das deutsche Njassa- und Rowumagebiet. Berlin 1906. S. 272.
**) F. Fülleborn: a. a. O. S. 275.

des Ruahagrabens finden wir einige Tombendörfer der Ackerbau und Viehzucht treibenden Wassangu.

In ihrem nördlichen Teile verliert die Ruahasenke ihre typische Grabengestalt. Die Grabenwände werden flacher, die Sohle mehr und mehr hügelig, bis schließlich der Grabenbruch in der Nähe des westöstlich verlaufenden Kisigotales anscheinend sein Ende erreicht. Nördlich hiervon treten wir in die Landschaft Ugogo ein, in die südliche Randlandschaft des Großen Ostafrikanischen Grabens.

Ugogo breitet sich als welliges Hochland von etwa 1000 m mittlerer Höhe wie eine flache Schüssel zwischen den Randbergen Ussagaras und dem zentralen Hochland von Unjamwesi aus. Die Grenze gegen Unjamwesi ist der westliche Bruchrand des Großen Grabens, der sich hier in der Umgebung der Station Kilimatinde in eine Reihe von Bruchstufen zersplittert. Eine östliche Grabenwand tritt im Landschaftsbilde nicht hervor; langgestreckte Hügelzüge führen uns ganz allmählich zu den Abhängen Ussagaras im Osten.

In klimatischer Beziehung ist Ugogo überaus ungünstig gestellt. Ganz im Regenschatten Ussagaras gelegen, erhält es nur geringe Niederschlagsmengen, die allenthalben unter 750 mm bleiben (Mpapua etwa 740 mm). Fast die gesamte Regenmenge, die Ugogo im Laufe des Jahres empfängt, fällt in der einen Regenzeit, die vom November-Dezember bis zum April dauert. Dann folgen sieben Monate größter Trockenheit und Dürre, während denen das Land im Zeichen der roten Farbe steht. „Auf felsigem Untergrunde, wo überall Gneis und Gneisgranit ansteht, liegt brennend rote Erde oder roter und weißer, das Auge blendender Sand. Seltsame Felsgruppen, ungeheure Blöcke und mächtig anstehende Platten wechseln mit breiten, versandeten Betten der Regenflüsse und roten staubigen Flächen, auf denen die Windhosen ihr Spiel treiben. Dann geht es wieder über Hunderte, durch Regen tief ausgerissene, schmale Rinnen oder meilenweit durch engverschlungenen, halbdunklen Busch. Alles rot, kahl und öde. Das Auge kann sich an keinem schattigen Wald, keiner schönen Baumgruppe, keinem wogenden Feld erfreuen. Nur riesige Affenbrotbäume mit unförmigem Stamm und wenig Blättern, verkrüppelte Palmen, Akazien und Dornen. Keine Quelle, kein immerfließender Bach, nur grünlich schillernde, oft natronhaltige Tümpel in den Tälern und ängstlich gehütete Wasserlöcher, in denen das Regenwasser oft acht Monate halten muß. Kein Dorf schimmert freundlich aus dem Grün hervor, einzeln stehen die niedrigen, kaum vom Erdboden zu unterscheidenden Temben weit voneinander entfernt auf den Halden oder ganz oben auf den steinigen Bergen"*). In der Regenzeit freilich erkennt man das ehemals rote Ugogo kaum wieder. Ein wogendes Grasmeer bedeckt dann den Boden, die Büsche schmücken sich mit frischgrünen Blättern, der Affenbrotbaum treibt seine großen, weißen Blüten, kurzum die ganze Landschaft ist saftig grün, voller Lebenskraft; man kann kaum begreifen, daß diese Pracht nur allenfalls fünf Monate dauern und dann alles wieder so wüstenhaft sein soll.

Die Bevölkerung dieser Landschaft, die Wagogo, sind Bantuneger mit hamitischem Einschlag, Mischlinge zwischen Urbantu und Massai, die sie in Sitte, Tracht und Bewaffnung nachahmen (Massaiaffen). Scheu und mißtrauisch stehen sie allen Fremden gegenüber. Nach langer persönlicher Bekannt-

*) Leutnant Hermann: Ugogo, das Land und seine Bewohner. M. a. d. D. Sch. 1892. S. 191/92.

schaft können sie allerdings freundlich und anhänglich sein, aber auch dann vermögen sie ihr größtes Laster nicht abzulegen: die Verlogenheit. Der Mgogo ist der Vater der Lüge, heißt es bei den Karawanenträgern. Und in der Tat ist es dem Mgogo unmöglich, die Wahrheit zu sagen; er fühlt sich nicht wohl, wenn er nicht lügen kann.

Die beiden Verwaltungstationen in Ugogo sind Mpapua, die Zentrale eines Bezirksamtes, und die Militärstation Kilimatinde. Beide werden in Bälde Stationen der Ugogo durchschneidenden Zentralbahn nach Unjamwesi sein.

Das nördlich von Ugogo gelegene Invasionsgebiet der Massaivölker gliedert sich in drei Provinzen: 1. Ostmassailand zwischen Pangani, Usepuhu und Unguru einerseits und dem Großen Ostafrikanischen Graben anderseits, 2. das eigentliche Grabengebiet und 3. das westlich vom Großen Graben gelegene Gebiet, Westmassailand.

Massaifamilie.

Ostmassailand, die eigentliche Massaisteppe, ist eine weite, ebene oder schwachwellige Gneisrumpffläche mit zahlreichen Inselbergen. Sehr große tägliche Temperaturschwankungen und große Regenarmut — das Gebiet liegt im Regenschatten von Usambara und Unguru — sind die charakteristischen klimatischen Eigentümlichkeiten dieser riesigen, schon zur Monsunprovinz gehörigen Fastebene.

Das Pflanzenkleid des östlichen Massailandes ist allenthalben sehr dürftig. Im Süden sind weite Gebiete fast vegetationslose Wüsteneien; weiter nach Norden breitet sich schwer passierbarer Dornbusch aus, der den größten Teil des Geländes bedeckt. Nur im Nordwesten finden sich hier und dort Grasflächen mit Schirmakazien, Baobabs oder Dumpalmen (siehe Abb. S. 225).

Der wirtschaftliche Wert von Ostmassailand ist ein sehr geringer. Feldbau ist naturgemäß infolge der großen Wasserarmut und Unfruchtbarkeit des Bodens völlig ausgeschlossen. Aber selbst als Viehweide ist nur ein verschwindend kleiner Teil der großen Steppe zu gebrauchen. So wird auch in Zukunft das östliche Massailand eine menschenleere Wildnis bleiben, und nur der sportsfreudige Jäger wird sich dieses Gebiet zum Ziel nehmen, denn das Tierleben in diesen Buschsteppen ist ein außerordentlich reiches.

Den Großen Ostafrikanischen Graben und die ihn begleitenden Vulkane haben wir an früherer Stelle bereits ausführlich besprochen (siehe S. 129 u. 130). Als deutlicher Grabenbruch mit zwei wohlausgebildeten Bruchrändern reicht die große tektonische Störung von der Nordgrenze unserer Kolonie nur bis $2\frac{1}{2}^{0}$ südlicher Breite. Von hier ab wird die Ostwand stetig niedriger

Der Kibogipfel des Kilimandscharo (6010 m), von Uru (1800 m) aus Südosten gesehen.

(Nach Photographie von Prof. Dr. Hans Meyer.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Der Kibogipfel des Kilimandscharo (6010 m), von Uru (1800 m) aus Südosten gesehen.

(Nach Photographie von Prof. Dr. Hans Meyer.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und verschwindet schließlich gänzlich im Landschaftsbilde*). Statt ihrer aber rahmen zunächst eine große Anzahl stattlicher Vulkane: Gelei, Kitumbeine, El Burko und Essimingori, weiter südlich das Usiomi-Uassihochland und das Hügelland von Ussandaui die Grabensohle im Osten ein.

Das Klima des Grabengebietes wird in der Gegenwart durch große Trockenheit und starke östliche Winde gekennzeichnet (Kondoa-Irangi etwa 610 mm Niederschlag im Jahre). Der nördliche Teil des Grabens gehört der Aquatorialprovinz an und hat demgemäß zwei Regenzeiten (Maximum im November und April); die größere Südhälfte dagegen besitzt Passatklima mit einer Regenzeit vom November bis April.

Mannigfaltig wie die Oberflächengestaltung ist das Pflanzenkleid des Landes. Die Grabensohle und ein großer Teil insbesondere der südlichen Randland-

Dumpalmen in Ost-Massailand. Im Hintergrund das Paregebirge.
(Nach Photographie von Dr. Lohmeyer.)

schaften wird von grasarmen vielfach dornigen Buschsteppen eingenommen. „Keine Waldung," berichtet Stadlbaur**) aus der Landschaft Turu, „fast kein Baum und Strauch bedeckt die weiten Flächen, nur die vielen von Sonne und Regen zerrissenen, grotesken Granitfelsgruppen unterbrechen einigermaßen die Einförmigkeit des Geländes. — Tausende von Antilopen aller Art, Zebras und Gnus weiden in der von Menschen nur wenig betretenen Wildnis, Nashorn, Büffel und Elefant durchkreuzen die Wege zu den weit entfernten Wasserstellen der einsamen Savanne."

Günstiger wie der Süden ist der Norden, insbesondere der Nordwesten des großen abflußlosen Grabengebietes gestellt, da die starken Ostwinde beim Aufsteigen auf die hochgelegenen westlichen Grabenlandschaften starke Steigungsregen erzeugen. Hochstämmiger Regenwald oder saftige Hochweiden

*) Ob hier eine östliche Verwerfungslinie völlig fehlt oder die ursprünglich vorhandene Grabenwand durch irgend welche Kräfte zerstört worden ist, werden zukünftige Forschungen in diesem Gebiet festzustellen haben.

**) Leutnant Stadlbaur: Turu. M. a. d. D. Sch. 1897. S. 169.

sind daher die charakteristischen Vegetationsformationen in den Landschaften Iraku und Mutjek, im Winterhochland sowie in den nördlichen Randlandschaften Salek und Sonjo.

Das Gebiet, das sich westlich an diese Grabenrandlandschaften anschließt, Westmassailand, ist eine riesige, sanft gewellte und von flachen Talrissen durchzogene Grassteppe, in der einst die stolzen Massai ihre Herden zur Weide trieben. Nach der furchtbaren Rinderpest von 1890/91 sind die Massai aus diesem Gebiet fast völlig verschwunden. Nur einige Völkersplitter, armselige Wandorobbo und pygmäenartige Völkchen (Wahi, Wanege, Wakindiga), bewohnen die außerordentlich wildreichen Grassteppen von Iramba, Issansu und der Serengetiebene.

Wandorobboweiber.

Über den wirtschaftlichen Wert des Massailandes läßt sich zurzeit ein abschließendes Urteil noch nicht fällen. Von den Massai abgesehen, treiben fast sämtliche Bewohner des Grabengebietes: die Wassandaui, Wasiomi und Waniraku ebenso wie die Bantuhamiten, die Wanjaturu, Warangi, Waniramba und Wanissansu neben der Viehzucht intensiven Feldbau hauptsächlich auf Hirse, Bataten und Mais. Landwirtschaftliche Unternehmungen von Europäern fehlen zurzeit in diesem Gebiet mit Ausnahme einiger Farmversuche im Ngorongorotal so gut wie vollkommen. Zwar sind die Aussichten insbesondere für Viehzucht großen Stils die denkbar günstigsten, aber es fehlt hier wie in so vielen Landschaften unserer Kolonie an der schnellen Verbindung mit der Küste, an Eisenbahnen. Erhebliche Fortschritte hat dagegen bereits der Goldbergbau auf dem Irambaplateau (Sekenke) und im Ikomadistrikt gemacht, und es ist zu wünschen, daß in Bälde weitere Kapitalien zu einer intensiven bergmännischen Durchsuchung dieses aussichtsvollen Gebietes aufgebracht werden möchten.

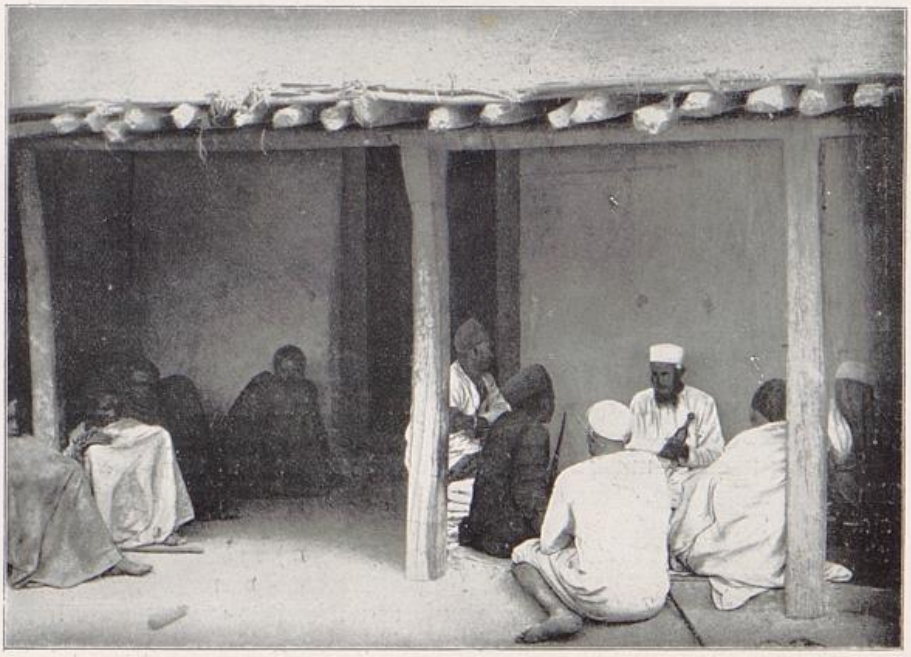
Der Hauptpunkt der deutschen Verwaltung im Gebiet des Großen Ostafrikanischen Grabens ist die Bezirksnebenstelle Kondoa in Irangi (1410 m). 1893 zur Zeit der Baumannschen Expedition (siehe S. 122) noch eine unbedeutende Araberniederlassung, hat sich Kondoa-Irangi in dem letzten Jahrzehnt zu einer ansehnlichen kleinen Stadt mit Schutztruppenkompanie, Post und katholischer Mission entwickelt.

In mehr als 100 km Entfernung von dem Großen Ostafrikanischen Graben,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seinem geologischen Bau nach aber durchaus ein Glied der großen Störungszone, erhebt sich zwischen dem Großen Graben und dem Randgebirge das jungvulkanische Massiv des Kilimandscharo-Meru. Beide Vulkanriesen, der 6010 m hohe Kilimandscharo, der höchste Berg des afrikanischen Kontinents, und der 4630 m hohe Meru, liegen in einer vom Großen Graben nach Osten streichenden Senke, zwischen deren zertrümmerten und in die Tiefe gesunkenen Schollen das basaltische und porphyrische Magma in die Höhe gedrungen ist.

Die schöne Kegelform des erst vor wenigen Jahrzehnten erloschenen Meruvulkans zeigt die Abbildung auf Seite 228, die von der Militärstation Aruscha am Südfuße des Berges (1440 m Höhe) aufgenommen wurde. Da in der Umgebung des Meru das ganze Jahr hindurch östliche und südöstliche Passatwinde vorwiegen und infolgedessen die Südostseite die reichlichsten Niederschläge empfängt, so findet sich hier auf den Süd- und Südosthängen üppiger, hochstämmiger Regenwald. Auf dem Ost- und Westhang dagegen ist der Hochwald stark gelichtet, auf der Nordseite fehlen geschlossene Waldbestände überhaupt. Bei etwa 2200 m Höhe hört der Regenwald auf und macht einem mächtigen Bambusgehölz Platz, das sich bis zu 2700 m Höhe hinaufzieht. Jenseits der Bambusregion beginnt dann eine Zone mit großen, schönen



Das Innere eines Hauses in Kondoa-Irangi.

Erikazeen, die schließlich in eine dürftige alpine Vegetation mit ausgeprägter xerophiler Struktur übergeht.

In Kultur genommen sind naturgemäß vor allem die unteren Partien des südöstlichen und südlichen Abhanges, wo reichliche Niederschläge und äußerst fruchtbarer jungvulkanischer Boden die günstigsten Bedingungen für den Ackerbau liefern. Bis zu 1800 m Höhe ziehen sich hier die Felder der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wameru hinauf. — Die Ansiedlungen der landfremden farbigen Merubewohner, der Wakuafi und Massai, liegen zum Teil in der Umgebung von Aruscha, zum Teil am Kratersee Ngongo-Ngare am Ostmeru. Neben der Viehzucht, die den Hamitenvölkern im Blute liegt, haben sich Wakuafi sowohl wie Massai auch dem Ackerbau zugewandt; angebaut werden in erster Linie Bataten, Maniok, Mais, Hülsenfrüchte, Bananen und europäische Kartoffeln.

Seit einigen Jahren ist der Meru auch das Ziel zahlreicher weißer Ansiedler geworden. Buren, Deutsch-Russen, Griechen, Italiener, Engländer und Deutsche haben am Südwestfuß Land erworben und sich vorzugsweise der Viehzucht gewidmet. Auch der Ackerbau (Getreide, Obst, Gemüse, Kartoffeln, Kaffee) wirft bereits recht ansehnlichen Gewinn ab. Leider aber ist die Ansiedlung am Meru und die Vergrößerung der landwirtschaftlichen Betriebe mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, da ein großer Teil gerade des hoch-

Der Meru, von Aruscha aus gesehen.

gelegenen, gesunden Berghanges zu einem Reservat für die Eingeborenen gemacht worden ist.

Wenden wir uns nun zu der dem Meru benachbarten, ungleich größeren Kilimandscharogruppe. Aus dem fast 4000 m hohen schildförmigen Unterbau basaltischer Deckenergüsse ragen die beiden stolzen Gipfel, der östliche, ältere und daher schon stark verwitterte Mawensi (5355 m) und der weit jüngere, wohlerhaltene Kibo (6010 m) empor. Der Mawensi vermag infolge seiner steilwandigen, scharfgratigen Oberflächenformen keine Firn- und Gletscherkappe zu tragen; vom Kibo hingegen reichen die Zungen des Gletschereises im Norden bis etwa 5500 m, im Süden bis etwa 4500 m hinab.

Dieselbe Gliederung des Gebirges in einzelne vertikal angeordnete Klima- und Vegetationszonen, wie wir es beim Meru bereits kennen lernten, finden wir auch beim Kilimandscharo nur in noch mehr differenzierter und stärker ausgeprägter Form. Die unterste bis etwa 1000 m Höhe reichende Zone ist die das jungvulkanische Gebirge allseitig umgebende Grassteppe mit vereinzelten Bäumen und Sträuchern und üppigen Galeriewäldern in den Tälern der Bäche und Flüsse. Große tägliche Temperaturschwankungen und geringe

Niederschlagsmengen (750 bis 1000 mm) bilden die klimatologische Eigenart dieser wenig fruchtbaren Steppenebene, in der Taveta, Kahe und Unter-Aruscha die einzigen dauernd von Eingeborenen bewohnten Siedlungen sind.

Bei etwa 1100 m beginnt die erste Flachstufe des Kilimandscharogebirges. Die Niederschläge werden hier reichlicher (Moschi in 1150 m Höhe etwa 1200 mm), die täglichen Temperaturschwankungen geringer. Einzelne Waldparzellen lassen erkennen, daß in diesem Gebiet einst größere Waldbestände vorhanden gewesen sein müssen; die in vergangenen Zeiten vor den Massai immer weiter bergaufwärts zurückweichenden Kilimandscharobewohner, die Wadschagga, haben den Wald mehr und mehr vernichtet. Bis zu 1800 m Höhe ziehen sich besonders auf der regenreichen Südseite die zum Teil künstlich bewässerten Feldanlagen und Bananenhaine der im Ackerbau überaus geschickten Wadschagga hinauf.

Wadschagga aus Moschi.

Von 1800 bis 3000 m reicht die erste Steilstufe, die Zone des Kilimandscharobergurwaldes. Häufige, dichte Nebel, große Luftfeuchtigkeit und große Niederschlagsmengen (2000 bis 3000 mm) charakterisieren diesen häufig in Wolken gehüllten Urwaldgürtel (siehe Einschaltbild). Bei etwa 3000 m beginnt die Steigung wieder geringer zu werden, wir gelangen auf die zweite Flachstufe des Gebirgshanges, die sich bis zu 4400 m hinaufzieht. Jenseits der Region der Kumuluswolken gelegen, ist diese zweite Flachstufe erheblich trockener als das Urwaldgebiet darunter; die Niederschläge werden kaum 1000 mm im Jahr betragen. An Stelle des Regenwaldes treten daher in diesem Gebiet alpine Grasfluren mit vereinzelten niedrigen Bäumen und Sträuchern.

Steigen wir noch weiter hinauf, so müssen wir die zweite und letzte Steilstufe des Kilimandscharomassivs erklimmen (4400 bis 6000 m). Außerordentlich große Temperaturschwankungen, sehr geringe Luftfeuchtigkeit und mäßige Niederschläge, meist in Form von Schnee, lassen nur eine äußerst spärliche Vegetation aufkommen. Ein fast wüstenhaftes Gelände führt uns

zu den Enden der gewaltigen Firn- und Gletscherkappe, die den Kibogipfel krönt.

Der hohe wirtschaftliche Wert des Kilimandscharogebiets ist schon frühzeitig erkannt worden. Deutsche, Engländer, Griechen, Italiener und Buren haben sich seit vielen Jahren bereits am Kilimandscharo angesiedelt und im Kleinbetrieb oder auf Pflanzungen mittlerer Größe den Anbau von Getreide, Obst, Kaffee, Kautschuk usw. versucht. Als ergiebigste Kulturen haben sich die von Kaffee, Mais, Weizen und Kautschuk erwiesen. Leider aber können die Pflanzungen auch hier wie beim Meru nicht in wünschenswertem Maße erweitert werden, da die Regierung den fruchtbarsten Teil des Kilimandscharogebietes, das Dschaggaland und den Urwaldgürtel, für die Besiedlung mit weißen Pflanzern gesperrt und als unantastbares Eingeborenenreservat erklärt hat.

Der Sitz der deutschen Regierung im Kilimandscharogebiet ist die einstige Militärstation Moschi am Südabhang, jetzt Zentrale eines großen bis nach Iraku und Nord-Pare ausgreifenden Bezirksamtes. Moschi hat in den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen, der um so sicherer anhalten wird, als bald die von Tanga ausgehende sogenannte Usambarabahn, die jetzt bis Station Same (252 km) geht, Moschi erreichen wird.

2. Die Randgebirge.

Die Randgebirge Deutsch-Ostafrikas umfassen diejenigen Teile des Hochlandes, die beim Absinken des Küstenlandes längs der großen Randverwerfung aufgewulstet, durch die Erosion und durch tektonische Vorgänge mannigfach modelliert wurden und jetzt als durchschnittlich 1500 bis 2000 m hohe Bergländer das große Hochland unserer Kolonie im Osten begrenzen.

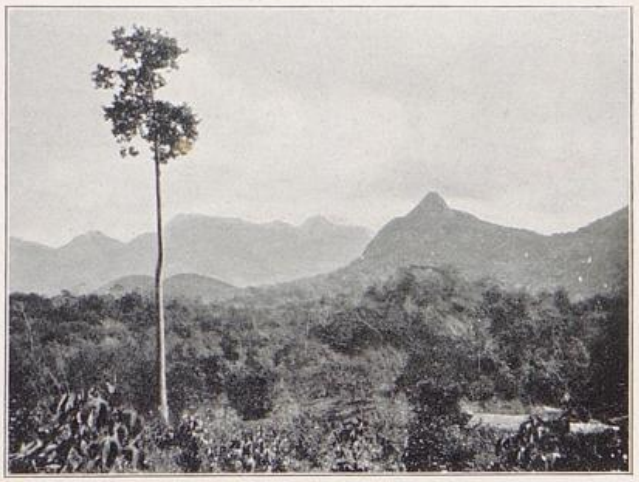
In geologisch-petrographischer Beziehung zwar durchaus ein Stück der weiter östlich sich ausdehnenden Gneishochfläche rechtfertigen die anders gearteten orographischen und klimatischen, pflanzengeographischen und kolonialwirtschaftlichen Verhältnisse dieser Randbergländer die Ausscheidung als besondere natürliche Landschaft. Ähnlich wie wir es bei der Betrachtung des eigentlichen Hochlandes bereits kennen gelernt, bedingt aber auch hier wiederum das Klima eine weitere Zerlegung: die Gebiete nördlich des Rufijidurchbruchs, Usambara-Pare, Unguru und Ussagara, gehören der Monsunprovinz an, die südlichen Teile des Randgebirges, Uhehe, Matumbi und Ungoni dagegen liegen im Bereich des Passatklimas, haben also nur einen „Sommer" und einen „Winter" im Jahre.

Das Usambara-Paregebirge, das zwischen der Tangaküste und dem Kilimandscharo und zwischen dem Pangani und der Nordgrenze unserer Kolonie wie ein langgestreckter, nach Norden zugespitzter Keil allseitig mit scharfem Absatz aus der umgebenden Steppenebene aufragt, wird durch das Quertal des Mkomasi in zwei Teile geteilt, in das südöstlich gelegene Usambara und das nordwestliche Pare. Usambara wiederum wird durch einen weiteren meridional gerichteten Nebenfluß des Pangani, den Luengera, und durch den nördlich von Tanga mündenden Sigi-Musi, in eine Reihe von Einzellandschaften zerlegt. Zwischen Mkomasi und Luengera breitet sich das über 2000 m hohe Bergland von Westusambara aus; daran schließt sich zwischen Luengera und Sigi das weit kleinere und niedrigere Ost-Usambara, und jenseits des Sigi endlich ragen gleichsam als Vorposten des Usambaragebirges die beiden Bergstöcke Mlinga und Ngondja empor.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Klima des Usambara-Paregebirges wird durch die Zugehörigkeit dieser Landschaften zur Monsunprovinz gekennzeichnet.

Im Südsommer überweht das Gebirge ein starker Nordostwind, der von Asien und dem Indischen Ozean herüberreichende Nordostmonsun. Je mehr diese horizontale Luftbewegung an Stärke gewinnt, um so geringer werden die Niederschläge. Von Anfang Dezember bis zum Februar dauert die erste, die sogenannte kleine Trockenzeit, die zugleich die heißeste Zeit des ganzen Jahres ist und infolge des ständig klaren Himmels hohe tägliche Temperaturschwankungen aufweist. — Wenn der Nordostmonsun abflaut, und mit dem Monat März schwache wechselnde Winde einsetzen, dann beginnt in Usambara-Pare die große Regenzeit, die bis zum Mai-Juni reicht und meist im Mai ihren Höhepunkt erreicht. — In den Monaten Juni bis September, dem Südwinter, gewinnen in Usambara-Pare südliche oder südöstliche Winde die Oberhand, die dem übrigen Nordosten unserer Kolonie die große Trockenzeit bringen, beim Aufsteigen auf die südlichen Abhänge des Usambaraberglandes jedoch häufig Steigungsregen erzeugen (dritte Regenzeit meist im Juli).



Szenerie aus dem Sgonda-Lukindo, Ost-Usambara.
(Nach Photographie von Prof. Dr. Voigt, Hamburg.)

Hinsichtlich der jährlichen Regenmengen sind naturgemäß die küstennahen östlichen Berglehnen Usambaras am günstigsten, die nordwestlichen Abhänge und das im Regenschatten Usambaras liegende Paregebirge am ungünstigsten gestellt. Über 1500 mm beträgt die durchschnittliche Regenmenge der Osthälfte Usambaras, während der Westen und Pare größtenteils nur 1000 mm oder noch weniger empfangen. Auch bezüglich der Nebelbildungen, die im Osten sehr stark sind und in der trockenen Jahreszeit den Pflanzen viel Feuchtigkeit spenden, ist Usambara gegenüber Pare wesentlich im Vorteil.

Das Pflanzenkleid des Usambara-Paregebirges spiegelt die klimatische Teilung des Landes deutlich wider. An den niederschlagsarmen Nord- und Westabhängen zieht sich die einförmige Steppenvegetation meist als Buschsteppe bis zu dem Hochweideland der Gipfelregion hinauf. An den regenreichen Süd- und Ostlehnen dagegen finden wir wiederum eine zonare Anordnung der verschiedenen Vegetationsformationen, wie wir es ähnlich bereits beim Kilimandscharo und Meru kennen lernten. Die Buschsteppe steigt an den Ost- und Südhängen Usambaras nur bis etwa 500 m hinauf. Von hier ab nimmt uns üppiger tropischer Regenurwald auf, der sich wie eine ungeheure grüne Wand bis zu etwa 1600 m Höhe hinaufzieht. Von 1600 bis 1900 m Höhe lichtet

sich der Urwald mehr und mehr und macht schließlich einer Farn-, Gebirgsbusch- und Hochweideformation Platz. Bei etwa 1800 bis 1900 m Höhe, der unteren Grenze der täglich sich bildenden Haufenwolken, beginnt dann endlich der moos- und flechtenreiche Höhenwald, der den größten Teil der Hochflächen Usambaras mit Ausnahme der kahlen Gipfel von über 2000 m Höhe bedeckt. — Die Vegetation des Pare-Gebirges ist, den geringeren Niederschlägen entsprechend, ungleich xerophiler als die von Usambara. Fast in seiner ganzen Ausdehnung ist das durch niedrige Sättel in drei Teile gegliederte Pare,

Landschaft bei Wilhelmstal, West-Usambara.
(Nach Photographie von Dr. Lohmeyer.)

Süd-, Mittel- und Nord-Pare (Ugueno), von Busch- und Euphorbiensteppe überzogen. Tropischer Urwald fehlt fast gänzlich; der einst weit verbreitete Höhenwald ist größtenteils gerodet und in geschlossenen Beständen nur auf dem welligen Zentralplateau Süd-Pares (Buambua, Schengela) erhalten.

Die Bewohner des Usambara-Paregebirges sind die Waschambaa und die Wapare. Beides sind Bantustämme, die sich jedoch an den Randgebieten mit den von Norden her eindringenden Massai vermischt und vielfach Tracht und Sitte der gefürchteten Fremdlinge angenommen haben. Neben der Viehzucht, die mit dem Vordringen der räuberischen hamitischen Nomadenvölker mehr und mehr zurückging und erst in neuester Zeit wieder auflebt, treiben die Waschambaa sowohl wie die Wapare intensiven Feldbau vor allem auf Bohnen und Mais, Bataten, Maniok, Bananen, Kürbisse usw.

Die hohe landschaftliche Schönheit, die große Fruchtbarkeit des Bodens und die für wirtschaftliche Unternehmungen aller Art so wichtige küstennahe Lage von Usambara-Pare hat schon frühzeitig europäische Kolonisten ins Land

geführt. Das üppige Regenwaldland Ost-Usambaras, die Landschaft Handëi, ist heute bereits zum großen Teil in Kultur genommen. Wohlgepflegte Kaffee- und Kautschukplantagen unterbrechen hier und dort die majestätische Ruhe des prächtigen Urwaldes, dessen teilweise Erhaltung im Interesse der günstigen klimatischen Verhältnisse nicht dringend genug angeraten werden kann.

Das Siedlungsgebiet par excellence ist das von der Natur so reich ausgestattete West-Usambara. Eine große Anzahl europäischer Pflanzungen kultiviert in dem regenreichen, kühlen Osten West-Usambaras mit vielem Erfolg fast alle tropischen Kulturgewächse, in erster Linie Kaffee, Manihotkautschuk, Bastbananen, Mais, Tabak u. a. m. Im Steppenvorland der südlichen Abhänge dehnen sich Sisalpflanzungen über viele Quadratkilometer aus, und in dem von europäischen Kolonisten am meisten bevorzugten trockenen, gesunden Grasland des südwestlichen West-Usambara gedeihen europäisches Gemüse und Obst, Getreide und Kartoffeln, Kaffee, Mais, Hirse, Maniok usw. vorzüglich, und auch die Zucht von Rindern, Pferden, Ziegen, Schafen und Schweinen wirft recht erhebliche Gewinne ab und bürgert sich daher mehr und mehr ein. — Eine bequeme Fahrstraße führt von der Station Mombo der Usambarabahn hinauf nach Wilhelmstal, dem Sitz des Bezirksamtes, und weiter nach der Domäne Kwai, der Missionsstation Gale und dem Schumewald, dessen prächtige Bestände von Juniperus procera (Usambarazeder) durch die Firma Wilkens u. Wiese ausgebeutet werden.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Pare-Berglandes ist gegenwärtig noch eine geringe. Zwar fehlt es besonders in Süd-Pare keineswegs an fruchtbarem Boden, und die Eingeborenen verstehen es vorzüglich, der mangelnden Bodenfeuchtigkeit durch künstliche Bewässerungsanlagen abzuhelfen, aber wie alle Neger begnügen sich die Wapare damit, ihre Bodenfrüchte (Bohnen, Mais, Bataten, Maniok, Yams, Bananen usw.) nur für den eigenen Bedarf anzubauen. Auch hier wird die von Tanga ausgehende Bahn, die noch im Jahre 1911 am Südfuß des Gebirges entlang laufen wird, Wandel schaffen; für europäische Unternehmungen, insbesondere für Viehzucht, bietet dann das gesunde Pareland sehr günstige Bedingungen.

Jenseits der breiten Panganiniederung, die Usambara-Pare im Südwesten abgrenzt, steigt als nächster Abschnitt des Ostafrikanischen Randgebirges mit scharf ausgeprägter Steilstufe das Bergland von Unguru-Ussagara empor. Im Süden durch das tiefe Durchbruchstal des Ruaha begrenzt, wird dieser Teil des Randgebirges durch den Mukondokwafluß und die Mambojasenke in drei Landschaften gegliedert: in das über 2000 m hohe, stark zerschluchtete Gneis-Bergland von Unguru zwischen Pangani und der Mambojasenke, in Nord-Ussagara mit den Itumbabergen (Nord-Rubehobergen) und in das jenseits des Mukondokwa gelegene Süd-Ussagara mit den Süd-Rubehobergen.

Unguru wie Ussagara, vor allem aber das erstere, gehören zu den schönsten Gebirgslandschaften, die Deutsch-Ostafrika aufzuweisen vermag. Der steile, gipfelreiche Ostrand und der östliche Teil des Zentralmassivs ist infolge der reichlichen Niederschläge durch Steigungsregen mit prächtigem Regenurwald, lieblichem Bergbuschwald und Höhenwald und saftigem Hochweidegrasland überzogen. Auf der klimatisch ungünstiger gestellten allmählichen Abdachung nach Westen zu der Massaisteppe und dem Ugogolande dagegen herrschen xerophile Vegetationsformationen vor, anfangs Busch- und Miombowald,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

später offene Baumgrassteppe mit Baobabs, Dumpalmen, Schirmakazien und Dorngesträuch. Zahlreiche klare Gebirgsbäche eilen in felsigen Betten dem Mukondokwa oder einem der vielen anderen Nebenflüsse des Wami zu, nach dem der größte Teil des Unguru-Ussagaragebirges entwässert.

Die Bewohner dieser schönen Gebirgsländer, die Wanguru und Wassagara, sind in erster Linie Ackerbauer. Sie pflanzen mit Vorliebe Sorghum und Mais, Zuckerrohr, Tabak und Bananen, haben jedoch in ihrer Landwirtschaft die benachbarten Waschambaa und Wapare keineswegs erreicht; künstliche Bewässerung z. B. fehlt vollkommen. Auch die Viehzucht der Wanguru und Wassagara ist bislang sehr primitiv. Trotz der vorzüglichen Hochweidegebiete ist die Zahl der gehaltenen Rinder, Ziegen und Schafe eine auffallend geringe.

Kolonialwirtschaftlich ist Unguru wie Ussagara infolge des Mangels an Verkehrswegen bisher wenig entwickelt. Nur an der Zentralbahn, in der Umgebung der Station Kilossa finden sich bemerkenswerte europäische Unternehmen: die Baumwollpflanzungen der Stuttgarter Firma Heinrich Otto und des Ingenieurs Scutari, sowie einige kleinere Baumwoll-, Sisal- und Manihotpflanzungen anderer europäischer Kolonisten.

Den südlichen Teil des Ostafrikanischen Randgebirges, den Abschnitt zwischen dem Ruahadurchbruch und der Südgrenze unserer Kolonie, bilden die Landschaften Uhehe, Ubena, Matumbi und Ungoni. Ähnlich wie Unguru-Ussagara steigt der Gebirgsklotz von Uhehe im Norden und Osten schroff und unvermittelt aus der Ruaha- beziehungsweise Ulanganiederung empor, stürzt jedoch auch nach Westen in drei Stufen steil zum Ruaha-Mpangaligraben, der Niederungslandschaft Ussangu, herab. Seiner Oberflächengestaltung und Höhenlage nach gliedert sich Uhehe in drei verschiedene Landschaften: „1. Das aus der Ussanguniederung allmählich von etwa 1000 bis zu 1500 m aufsteigende Hügelland des langgestreckten nordwestlichen Plateauabfalls; 2. das zentrale Hochplateau, die durchschnittlich 1500 bis 1700 m hohe ‚gewellte Hochsavanne', die von weiten Bachtälern und niedrigen, felsbesäten Hügelrücken durchzogen ist; 3. die mit der letzteren durch eine sehr hügelige Übergangszone (1700 bis 1900 m) verbundenen östlichen schroffen Randberge, insbesondere das Kalinga- und Utschungwegebirge, das sich bis zu 2500 und mehr Meter Höhe erhebt"*).

Klimatisch am günstigsten gestellt ist naturgemäß der von Südwest nach Nordost verlaufende östliche Steilrand Uhehes, der die Feuchtigkeit der Passatwinde auffängt. In diesem östlichen Teil des Uhehelandes ist der Wasserreichtum sehr groß, ohne indes, wie in der vorgelagerten Tiefebenenzone, übermäßig zu werden. „Bäche und Flüsse fließen klar und hell, vielfach in wiesigen Gründen, und zwar nicht mit den sonst in Afrika üblichen steilen und hohen Ufern, sondern wie Mühlgräben — voll bis zum Rande. Die Hänge sind ausnahmslos bis oben hin mit feuchtem, moosbehängtem, undurchdringlichem Urbusch bedeckt, in dem vielfach stärkere Waldbildung und die Gummiliane vorkommt, oder sie sind unter einer dichten Decke von üppigst wucherndem Kräuterdickicht oder unter Feldern weit über mannshohen Adlerfarnes verborgen. Die Temperatur ist durchaus kühl, abends, nachts und morgens fast kalt; das Wasser wird selten mehr als + 10 bis + 15° R zeigen. Vom November bis Juni herrscht die Regenzeit vor, und in diesen Monaten

*) H. Meyer: a. a. O. S. 182/83.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verschleiern besonders des Vormittags dicke Nebel das Land; im übrigen regnet es hier mehr oder minder das ganze Jahr über. Das Klima ist dementsprechend rauh, feuchtkalt, anscheinend malariafrei und für den Europäer gesund"*).

Das von dem vielgewundenen „kleinen" Ruaha durchflossene hügelige Hochland des zentralen Uhehe ist bereits weniger niederschlagsreich [hinter Tosamaganga**) nur etwa 570 mm] und weist daher eine weit weniger hygrophile Vegetation als der Osten auf. Der größte Teil des Hochlandes wird von offener Grassteppe mit vereinzelten Akazien eingenommen, nur an den Flußläufen ziehen sich geschlossene Baumbestände entlang. — Der äußerste Westen Uhehes endlich, der völlig im Regenschatten des Utschungwegebirges gelegene Abfall zur Mpangaliebene, besitzt echte Steppenvegetation mit Buschwald, Dorngestrüpp, Euphorbien usw.

Die Tierwelt Uhehes ist sehr reich, jedoch auf die einzelnen Landschaften verschieden verteilt. Elefanten, Zebras, Giraffen, Flußpferde, Gnus sind die häufigsten Vertreter des Großwildes; daneben sind allenthalben anzutreffen zahlreiche Antilopenarten, Wildschweine, Hyänen, Schakale, Paviane, Meerkatzenaffen und Nachtaffen, auch Löwe und Leopard sind nicht selten. Zahllos ist endlich die Vogelwelt; an den Gewässern wimmelt es förmlich von Gänsen und Enten, Reihern, Störchen, Rohrdommeln, Ibissen, Strandläufern, Wasserhühnern usw.

Die Bewohner des Uhehelandes, die Wahehe, sind ein vor etwa hundert Jahren aus Ussagara eingewanderter Bantustamm, der unter der Herrschaft tatkräftiger Fürsten schnell zu einem ungemein kriegerischen Volke erstarkte und nicht nur das eigentliche Uhehe, sondern auch Ussangu, Teile der Ulangaebene und Ubena seiner Herrschaft unterwarf. Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war die Macht der Wahehe, die inzwischen die Kampfweise der Suluvölker (Wangoni) angenommen hatten, derartig angewachsen, daß mehr als die Hälfte unseres ostafrikanischen Gebietes unter dem direkten oder indirekten Einfluß dieses Volkes stand und Handel und Wandel unter den fortwährenden Raubzügen der Wahehe zu stocken begann. Die erste Expedition, die das deutsche Gouvernement unter v. Zelewsky zur Unterwerfung der unbotmäßigen Wahehe aussandte, wurde durch die Unachtsamkeit ihres Führers am 17. August 1891 völlig aufgerieben. Erst v. Schele gelang es im Jahre 1894 mit der für afrikanische Verhältnisse ganz ungeheuren Macht von über fünf Kompanien und vier Geschützen das Wahehelager bei Iringa zu stürmen und das Ansehen der deutschen Regierung wiederherzustellen; v. Prince vollendete alsdann 1896 bis 1898 die völlige Unterwerfung der Wahehe, die sich seitdem zu einem friedlichen, Ackerbau und Viehzucht treibenden Volke umgebildet haben. Scharfer Verstand, Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit heben die Wahehe hoch über die große Mehrzahl der übrigen Bantustämme und lassen sie als eins der fähigsten Völker für die Zukunft Deutsch-Ostafrikas erscheinen.

Eine sehr wichtige und vielumstrittene Frage ist es, wie weit sich Uhehe zur Besiedlung durch deutsche Kolonisten eignen würde. Zweifellos besitzen wir im zentralen Uhehe weite Strecken, die infolge ihrer Höhenlage, des Klimas und der Bodenbeschaffenheit als gute Siedlungsgebiete für Europäer in Betracht kommen. Was dem Lande fehlt, ist auch hier wiederum die schnelle

*) Prince: Uhehe. Deutsches Kolonial-Blatt, Berlin 1897, S. 653 ff.
**) Katholische Missionstation bei Iringa.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verbindung mit der Küste. Bisher ist der Handelsverkehr fast gänzlich auf die eine große Trägerstraße angewiesen, die Uhehe in der Richtung Südwest—Nordost durchquert und den Hauptort Uhehes, die Militärstation Neu-Iringa, mit der Station Kilossa der Zentralbahn verbindet.

Im Südwesten schließt sich an Uhehe die kleine Landschaft Ubena an, ein durchschnittlich 1500 bis 1600 m hohes Plateauland mit flachen Höhenzügen, das Uhehe mit dem Njassarandgebirge und der großen Landschaft Ungoni verbindet und zugleich die Wasserscheide zwischen dem Ruhudje-Ulanga und dem Ruaha-Mpangali bildet. Auch an der niederschlagsreichen, bergigen Ostseite Ubenas findet sich vielfach Gebirgsregenwald, während auf der Hochfläche im zentralen und westlichen Teile Ubenas Grasland oder lichter Steppenwald vorwiegen. Die Bewohner Ubenas, die den Wahehe nahe verwandten Wabena, sind kräftige, fleißige Leute, die neben der Viehzucht, für die das Land besonders geeignet ist, intensiven Feldbau vor allem auf Bataten, Erbsen und Mais treiben.

Die beiden kleinen Landschaften Matumbi und Nord-Hanga, die uns von Ubena nach Ungoni hinüberleiten, sind ein stark zerrissenes Gebirgsland mit einer durchschnittlichen Höhe von 800 bis 1300 m. Hohe landschaftliche Schönheit und außerordentliche Fruchtbarkeit des reichbewässerten Bodens vereinigen sich hier, so daß jeder Reisende, der dieses Gebiet durchzog, von der großen wirtschaftlichen Zukunft dieser Gebiete spricht. „Das Land gleicht meiner Allgäuer Heimat," berichtet P. Maurus Hartmann*). „In dem nordöstlichen Vorlande sind weitgedehnte Ebenen mit dem fruchtbarsten Plantagenboden von mittelhohen, stark bewaldeten Höhenzügen umkränzt; beinahe alle zwei Stunden ist ein Fluß oder wenigstens ein Bächlein oder eine schmale Sumpfniederung zu überschreiten, die in der Regenzeit den Marsch nicht gerade angenehm machen. Je näher man zu Jfinga, der ehemaligen Residenz des Häuptlings Saggamaganga, kommt, um so enger werden die Täler, um so steiler und unzugänglicher die Berge, um so verschlungener und verwachsener die Wege. Die Bevölkerung ist spärlich, so daß es einem leid tut um das herrliche Land, das unbebaut liegt. Regen fällt das ganze Jahr sehr reichlich. Matumbi dürfte eine Zukunft haben als europäisches Plantagenland, da die landschaftliche Lage dem Europäer den Aufenthalt angenehm und zuträglich machen dürfte, der fette, wasserreiche Boden reiches Erträgnis verspricht und der weit schiffbare Ulanga leichte Verkehrsmittel herstellt."

An die Landschaft Matumbi schließt sich nach Süden das Land der Sulu-Wangoni an, das ungefähr das Gebiet zwischen dem 35. und 36. Grad östlicher Länge und dem 10. und 11. Grad südlicher Breite umfaßt. Im Osten bis nach Massassi hin und im Süden bis zu den ersten Siedlungen der Wajao am Rowuma wird Ungoni von einem Grenzpori, einer völlig menschenleeren Wildnis, umgeben; was einst dort wohnte, ist durch die Raubzüge der von Südafrika hereinbrechenden Sulu-Wangoni vertrieben oder vernichtet worden.

Ungoni ist ein leicht gewelltes, etwa 1000 bis 1200 m über dem Meeresspiegel gelegenes Gneisplateau mit vereinzelten Bergrücken und Inselbergen von 100 bis 500 m relativer Höhe. Es wird entwässert nach Süden

*) P. Maurus Hartmann: Die Reise des apostolischen Präfekten in das Innere der Präfektur Süd-Sansibar. Missionsbl. der St. Benedict.-Gen. 1898. S. 28.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch den Rowuma, der in der Nähe der Station Songea auf den Matogorobergen entspringt, nach Westen durch den zum Njassasee strömenden Ruhuhu, und im Norden und Osten durch den Luwegu und einige andere Quellflüsse des Rufijisystems.

Dem ausgesprochenen Passatklima Ungonis mit einer großen Regenzeit vom Dezember bis April (jährliche Regenmenge in Ungoni durchschnittlich 1000 mm, Songea etwa 1080 mm) und einem fast regenlosen Winter, der vom Mai bis November dauert, entspricht das Pflanzenkleid des Landes. Baum- und Buschsteppe, Miombowald und Gebirgsbusch herrschen in dem größten Teil des Wangonilandes vor; nur in den höher gelegenen nördlichen Landschaften finden sich leider in nicht sehr großer Ausdehnung Hochweidegebiete. Geradezu erstaunlich ist die Regenerationskraft des Bodens. „In kürzester Zeit werden die verlassenen Äcker wieder von den Vertretern der einheimischen Baum- und Strauchflora in Besitz genommen, und nach wenigen Jahren schon hält es schwer, die Vegetation ehemaligen Kulturgeländes von den benachbarten primären Beständen zu unterscheiden. Nur die Reste der ehemaligen tiefen Ackerfurchen geben über die Natur des ‚Schambenporis'*) Aufschluß. Unter diesen Umständen sind die Folgen der Entwaldung hier in Ungoni weniger verhängnisvoll als in anderen Gebieten der Kolonie. Nur auf den Gebirgen, so z. B. auf den Matogorobergen bei Songea, wo man in den Einschnitten noch spärliche Reste einstiger großartiger Hochwälder findet, ist der Baumbestand unwiederbringlich verloren. Adlerfarn und niedriges Gestrüpp bekleiden jetzt die kahlen Kuppen und Hänge"**).

Der Reichtum Ungonis an jagdbaren Tieren ist nicht bedeutend. Nur kleines Raubzeug ist in Menge vorhanden; auch Löwen und Leoparden sind nicht selten. Elefant und Büffel aber, die einst hier in großen Herden lebten, finden sich heute nur in geringer Zahl.

Das Herrenvolk Ungonis sind die anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hier erschienenen Wangoni, deren Zugehörigkeit zu dem großen südafrikanischen Sulustamm wir bereits an früherer Stelle kennen lernten (siehe S. 165/166). Es sind im allgemeinen große und wohlgestaltete Leute, als deren hervorstechende Charaktereigenschaften Klugheit, Tapferkeit und Selbstbewußtsein, Arbeitsamkeit und Zugänglichkeit gerühmt werden. Die von den Wangoni (Mafiti) unterjochten Ureinwohner des Landes, die Wamatschonde, haben sich seit dem Einfall der Sulu mit den durch die Raubzüge nach Ungoni gelangten übrigen Bantu stark vermischt, so daß jetzt ein buntes Gemisch die Grundschicht der Bevölkerung Ungonis bildet. Fülleborn fand bei den Wangoni unter anderem Wajao, Wangindo, Wandonde, Wabena, Wamakua, Wamakonde, Wahehe und Njassaleute***). Aus dieser starken Mischung erklärt es sich auch, daß wir in Ungoni die verschiedensten Hüttenformen antreffen. Neben der typischen Kegeldachhütte der Wangoni, dessen hohes Spitzdach bis zur Erde hinabreicht und den zylindrischen Unterbau völlig verdeckt, finden sich vereinzelte Temben, wie sie die Wahehe bewohnen, die eigentümlichen viereckigen Scheunenhäuser der Wamatumbi u. a. m.

Die Landwirtschaft steht in Ungoni dank der guten Qualität des roten Gneisbodens und der unverkennbaren landwirtschaftlichen Begabung der

*) Schambenpori = Busch auf ehemaligen Feldern (Schamben).
**) Busse: a. a. O. S. 11/12.
***) F. Fülleborn: a. a. O. S. 141.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bevölkerung in hoher Blüte. Neben der Viehzucht, die infolge der nicht allzu großen Weideländer auf ein gewisses Maß beschränkt bleiben muß, treiben die Bewohner Ungonis mit vielem Fleiß und Erfolg Feldbau auf Eleusinehirse, Mais, Bohnen, Maniok, Tabak, Hanf, Erdnüsse, Sesam usw. Nur in wenigen Landschaften Deutsch-Ostafrikas wird auf den Ackerbau so große Sorgfalt verwendet wie in Ungoni, sogar künstliche Düngung wenden die Wangoni an, um die Ertragsfähigkeit ihrer Felder zu steigern.

Über die Möglichkeit einer Besiedlung Ungonis mit deutschen Pflanzern sind die verschiedensten Meinungen geäußert worden. Während Fülleborn das kühle, gesunde Höhenklima Ungonis preist und die Ansicht vertritt, daß gerade hier der Europäer Spannkraft und Arbeitsfrische auch auf die Dauer bewahren kann*), steht H. Meyer dem Plane einer europäischen Besiedlung Ungonis recht skeptisch gegenüber, da die Malaria überall vorkomme und die Tageshitze den Weißen erschlaffe**). Wie dem auch sei, selbst wenn der Optimismus Fülleborns das Richtige trifft, so gilt dennoch auch hier das alte Lied: Gegenwärtig ist an eine intensive Ausnutzung des so fruchtbaren Ungoni nicht zu denken, da eine schnelle Verbindung mit der Küste fehlt und den kostspieligen Transport über den Njassa—Schire—Sambesi naturgemäß nur einige wenige hochwertige Produkte vertragen.

3. Das Küstenland.

Die Bezeichnung „Küstenland" für das im Norden allerdings nur 30 bis 40 km breite, im Süden aber über 300 km westwärts reichende Niederland Deutsch-Ostafrikas ist streng geographisch genommen nicht ganz zutreffend. Da aber die übrigen Bezeichnungen „Küstenhinterland" oder „Küstenvorland" zu vielfachen Verwechslungen Anlaß geben, und der schmale korallinische Küstensaum schwerlich den Namen „Küstenland" verdient, so sei an obiger Zusammenfassung der Landschaften zwischen Indischem Ozean und dem Ostabfall der Randgebirge als Küstenland festgehalten.

Das so definierte Gebiet gliedert sich nach seinem geologischen Aufbau und seiner Oberflächengestaltung in drei beziehungsweise vier Abschnitte:

1. der aus rezenten Korallenkalken (im Süden außerdem tertiären Mergeln und Kalken) gebildete, nur wenige Kilometer breite Küstenstrich, der nach Westen zu fast allenthalben durch eine Terrasse abgegrenzt ist;
2. die aus marinen Jura-Kreideschichten und den wahrscheinlich als jungmesozoisch-alttertiäre Wüstenbildungen anzusprechenden sogenannten Makondeschichten aufgebauten Randplateaus;
3. die mit lockeren jüngeren Deckschichten und den Alluvionen der Flüsse bedeckte Inselbergplatte, die besonders im Süden weite Strecken einnimmt;
4. das nur im Süden vorhandene, zwischen dem Ostabfall der Randgebirge und der Inselbergplatte eingeschaltete Gebiet der zu den Makondeschichten zu stellenden mürben Sandsteine.

Wie wir es bei den Randgebirgen bereits kennen lernten, zerfällt das Küstenland außerdem in zwei große klimatische Provinzen: in das von der Nordgrenze bis zum Rufiji reichende Monsungebiet und das den ganzen Süden umfassende Passatgebiet. Wir beginnen im Anschluß an die soeben

*) Fülleborn: a. a. O. S. 130.
**) H. Meyer: a. a. O. S. 179.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dargestellten Landschaften Uhehe, Ubena, Matumbi und Ungoni unsere nähere Schilderung mit dem südlichen Küstenland.

Am Fuße des mauerartigen Ostabfalls Uhehes dehnt sich die etwa 30 bis 50 km breite Niederungsebene des Ulanga-Kilombero und seiner zahlreichen Zuflüsse, die Landschaft Mahenge aus. Hohe Temperaturgrade (im Jahresmittel etwa 21°), geringer Temperaturgegensatz zwischen Tag und Nacht, sehr reichliche Niederschläge in der vom Dezember bis April dauernden Regenzeit (Mahenge etwa 1870 mm im Jahr) und große Dürre und Trockenheit in den Wintermonaten Mai bis November bilden die klimatische Charakteristik des wegen der allgemein verbreiteten Malaria höchst ungesunden Mahengetieflandes.

In der Regenzeit von den Wassermassen des Ulangasystems meilenweit überschwemmt, in der Trockenzeit ein mit Gräben, Tümpeln und Sümpfen bedecktes Grasland, ist die heiße Ulanganiederung ein geradezu ideales Gelände für den Anbau von Reis, Mais, Zuckerrohr, Bataten und vieler anderer Feldfrüchte, von denen die Eingeborenen, die Wandamba, Wabena und Wabunga, bereits erhebliche Mengen produzieren. In vollem Maße aber ist eine Ausnutzung des höchst fruchtbaren Schwemmbodens der Ulanganiederung naturgemäß erst dann denkbar, wenn durch eine Eisenbahn die Möglichkeit geboten ist, die Massenprodukte des Feldbaus dieser Gebiete schnell und billig zur Küste zu schaffen. Auch hier also wie im ganzen Südwesten unserer Kolonie der dringende Ruf nach einer Eisenbahn, sei es einer von Kilwa ausgehenden Südbahn oder einer von der Zentralbahn etwa bei Kilossa abzweigenden Seitenlinie.

Den südlichen und südöstlichen Abschluß des Ulangatieflandes bildet das nach Ost-Ungoni hinüberführende Bergland Upogoro, auf dessen nordöstlicher Abdachung die Station Mahenge in etwa 1025 m Seehöhe gelegen ist.

Die Niederung um durchschnittlich 700 bis 800 m überragend, hat das etwa 120 km lange Upogorogebirge ein unverhältnismäßig gesünderes Klima als das benachbarte Tiefland. Die tägliche Temperaturkurve weist bereits recht erhebliche Amplitüden auf, die Niederschläge sind zwar noch immer beträchtlich, erreichen aber nicht derartig hohe Beträge wie in der Ulangaebene. Malaria soll nicht häufig sein.

Wirtschaftlich ist das mit Buschgehölz und Steppenwald bestandene, felsbesäte Upogoro-Bergland noch völlig unentwickelt. Es ist das Rückzugsgebiet der von den Wangoni und Wahehe aus der Ebene verdrängten trägen, scheuen und hinterlistigen Wapogoro, die von Hirse, Bataten, Bohnen, Kürbissen, Gurken nur eben so viel anbauen, wie zur Befriedigung des täglichen Bedarfs notwendig ist.

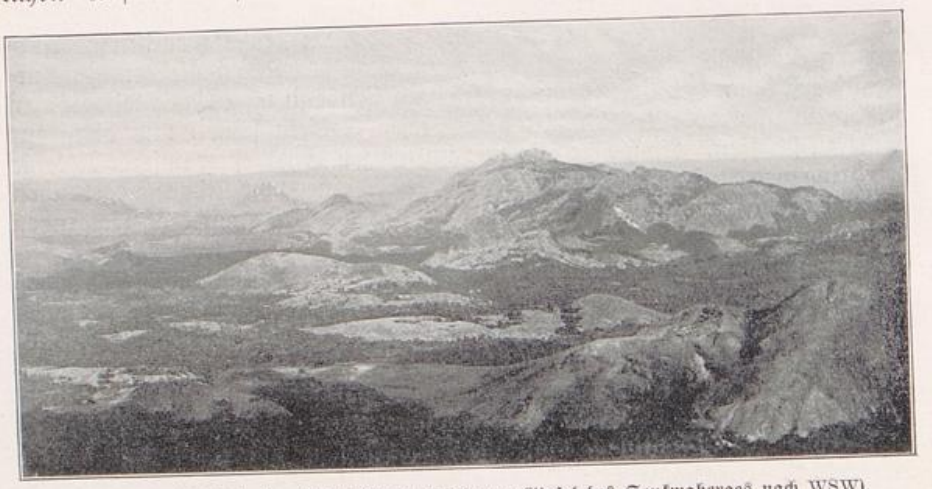
Das Gebiet, das sich zwischen Mahenge-Upogoro-Ungoni und den küstennahen Randplateaus, zwischen dem Rufiji im Norden und dem Rowuma im Süden ausbreitet, gehört zu den ödesten und hoffnungslosesten ganz Deutsch-Ostafrikas. Unabsehbare, unendlich einförmige Ebenen mit gelegentlichen sanften Bodenwellen und vereinzelten Inselbergen ziehen sich bis zum Horizont hin; Steppenwald, lichter Buschwald und Baumsavannen vervollständigen das Bild grenzenloser Eintönigkeit. Nur schnellfüßige Steppentiere, Elefant, Büffel, Gnu, Antilopen, und die ihnen folgenden Raubtiere, Löwe, Leopard, Hyäne, Schakal usw., bevölkern die weite, zum größten Teil menschenleere Wildnis.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während im Süden diese Steppenwüsteneien bis an die Anhöhen der Randgebirge heranreichen, schiebt sich im Norden als Übergang zwischen Mahenge-Upogoro und der menschenarmen Einöde die Landschaft Donde ein, ein vorwiegend aus Makondesandstein aufgebautes Hügelland mit genügender Bewässerung und leidlich fruchtbarem Boden. Lichter Buschwald, hier und dort in Busch- und Baumgrassteppe übergehend, bildet die vorherrschende Vegetationsformation des zum größten Teil zum Matandu-Diengera entwässernden Dondelandes. Im Gestrüpp verborgen liegen die Kegelhütten der Wandonde, die nach Niederwerfung des Aufstandes von 1905 emsig dem Feldbau auf Maniok, Sorghum, Bataten, Bohnen, Kürbisse usw. nachgehen.

Die Zentrale der deutschen Verwaltung ist die Bezirksnebenstelle Liwale im südlichen Dondeland.

Wenige Kilometer östlich von Liwale beginnt die Inselbergplatte des südlichen Küstenlandes, die wir oben bereits charakterisiert haben. In



Inselberglandschaft in der Makuasteppe (Blick vom Gipfel des Senkwaberges nach WSW).
(Nach Photographie von F. Fülleborn.)

wechselnder Breite ziehen sich diese Inselbergsteppen vom Rowuma (Makua- oder Mlahisteppe) an Donde vorbei bis zum Rufiji hinauf. Kein Reisender darf es wagen, diese Ödländer in der Trockenzeit ohne ortskundigen Eingeborenenführer zu durchwandern; nur allzu knapp ist die Zahl der Wasserlöcher in der glühend heißen Wildnis.

Den Abschluß der zentralen Steppenebenen nach Osten bildet die Reihe der sedimentären Randplateaus, deren Entstehung wir im geologischen Abschnitt ausführlich behandelt haben: Makonde- und Muëraplateau, Noto-, Litschihu-, Likonde-, Maleberge usw., endlich Matumbi- und Kitschiberge. Alle diese Erhebungen haben einst eine geschlossene Plateaumasse gebildet und sind erst in verhältnismäßig junger geologischer Vergangenheit durch die Wühlarbeit der Küstenflüsse in einzelne Plateaulandschaften und Bergmassive aufgelöst worden. Die höchsten Erhebungen dieser vielfach zernagten Randschwelle finden sich im Süden, wo sich der Plateaucharakter zugleich am reinsten erhalten hat. Das Makondeplateau besitzt eine Durch-

schnittshöhe von über 700 m, das Muëraplateau sogar über 800 m bei einer durchschnittlichen Breite von 80 bis 100 km.

Klimatisch sind diese südlichen Randplateaus nicht eben günstig gestellt. Die Niederschläge, die fast ausschließlich in der von Dezember bis April währenden Regenzeit fallen, sind zwar verhältnismäßig reichlich (750 bis 1000 mm), aber der lockere, sandige Boden läßt das Regenwasser schnell versickern. Erst da, wo die mürben Sandsteine auf dem Gneissockel auflagern, d. h. etwa 300 m tiefer, treten zahlreiche Quellen zutage.

Die Vegetation der Plateauflächen ist infolgedessen eine ausgesprochen xerophile. Den größten Teil der Oberfläche bedecken schwer passierbare Buschdickichte, in denen ganz versteckt die Felder und Wohnstätten der scheuen, widerspenstigen und hinterlistigen Eingeborenen liegen. Die Wamakonde und Wamuëra und die mehr in den angrenzenden Steppengebieten wohnhaften, aus dem Süden zugewanderten Wamakua und Wajao haben wir an früherer Stelle bereits kennen gelernt. Sie alle treiben in erster Linie Feldbau, vorwiegend auf Mais und Sorghum, und liegen mit großer Leidenschaft und Geschicklichkeit in der Steppe der Jagd ob.

Für die Kolonialwirtschaft sind die südlichsten Randplateaus fast völlig wertlos. Etwas besser liegen die Verhältnisse in den zu einzelnen Rücken und Kuppen zerfurchten Matumbi-Kitschibergen, wo die jährlichen Regenmengen bis auf 1000 und 1500 mm ansteigen und auf der von den feuchten Passatwinden getroffenen Ostlehne Plantagengelände zur Genüge vorhanden ist. Die große Küstennähe würde auch zweifellos den Absatz sicherstellen — aber leider haben wir auch hier mit einer trägen, von jeher dem Trunke ergebenen Bevölkerung zu rechnen, die für intensive Arbeit nicht zu gebrauchen ist. Die Eingeborenenproduktion an Maniok, Mais, Bataten, Bohnen usw. ist für den Handel völlig belanglos; nur der Matumbitabak bildet einen auch außerhalb des Landes begehrten Handelsartikel.

Steigen wir von den Randplateaus nach Osten hinab, so gelangen wir in den überall nur wenige Kilometer breiten Küstensaum. In geologischer Beziehung wird dieser schmale Streifen — die allgemeinen Bemerkungen sind auch für den nördlichen Küstenstrich gültig — durch das Vorwalten rezenter Korallenkalke gekennzeichnet. Der gesamte gegenwärtige Küstenstrich muß noch vor kurzer Zeit unter Wasser gestanden haben, denn die Korallenkalke und -sandsteine, die wir hier antreffen, sind nichts anderes als landfest und fossil gewordene Korallenriffe, die eine einst weiter landeinwärts gelegene Küstenlinie einsäumten. Auch die zahlreichen kleinen Koralleninseln und -felsen, die in 4 bis 5 km Entfernung die heutige Küste begleiten, sind Reste eines abgestorbenen, fossilen Strand- oder Saumriffs, wie wir es lebend längs der gesamten Küstenstrecke beobachten können. Die großen dem ostafrikanischen Festlande vorgelagerten Inseln Pemba, Sansibar und Mafia dagegen sind im wesentlichen aus demselben Gestein wie die Randplateaus aufgebaut, mit denen sie einst zusammengehangen haben. Seitdem dieser Zusammenhang zerstört ist, sind die nunmehrigen Inseln von zahlreichen Korallenbauten umgeben und überzogen worden, die sich heute genau wie auf dem Festlande als fossile Korallenkalke am Aufbau der Inseln beteiligen. — Die wiederholte Schwankung des Meeresspiegels, die wir bei der Erklärung des geologischen Baues voraussetzen, hat auch heute noch nicht ihr Ende erreicht. In der Gegenwart rückt das Meer offenbar von neuem gegen das

Festland vor. Dafür sprechen die vielfach aufgefundenen, jetzt nicht mehr zu benutzenden Brunnenbauten innerhalb der gegenwärtig bereits vom Meere periodisch überfluteten Zone, dafür spricht ferner die starke Abrasion an der korallinischen Küstenstufe und endlich das Vorhandensein der zahlreichen Krieks, jener sich noch auf dem heutigen Meeresboden fortsetzenden Talfurchen, die von den Gezeitenwellen hier und dort zu geräumigen Buchten erweitert worden sind.

Das Klima des Küstenstreifens weist trotz der Verschiedenheit der Regenzeiten und -mengen — der Norden hat typisches Monsunklima mit zwei beziehungsweise drei Regenzeiten und empfängt 1000 bis 1500 mm Regen im Jahr, der Süden hat ausgesprochenes Passatklima mit einer einzigen großen Regenzeit und eine jährliche Niederschlagsmenge von 750 bis 1000 mm — doch eine Reihe gemeinsamer Züge auf. Hierher gehören in erster Linie die durch die ausgleichende Wirkung des Meeres hervorgerufenen überaus geringen täglichen und jahreszeitlichen Temperaturunterschiede. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt durchschnittlich 25 bis 26°; wärmster und kühlster Monat unterscheiden sich um 3 bis 4°, Tag- und Nachttemperatur vielfach nur um denselben Betrag, jedenfalls selten um mehr als 8 bis 10°. Eine weitere dem gesamten Küstenstreifen gemeinsame klimatische Eigentümlichkeit ist die durch die starke Verdunstung des Meeres bedingte hohe relative Luftfeuchtigkeit, die selbst in der Trockenzeit nicht unter 70 Prozent herabsinkt, während sie im Inland häufig bis auf etwa 40 Prozent fällt. Für die Vegetation ist dieser ständige hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft insofern von großer Bedeutung, als gerade in der Trockenzeit bei kühlen Nächten ein ungemein starker Taufall eintritt, der in seiner Wirkung einem leichten Sprühregen gleichkommt.

Die Vegetation des Küstenstriches haben wir in großen Zügen bereits in einem früheren Abschnitt kennen gelernt. An fast allen Krieks, insbesondere an den Mündungen von Rowuma und Rufiji, finden sich ausgedehnte Mangrovendickichte, deren einförmiges Dunkelgrün dem Seefahrer schon auf große Entfernung hin die Nähe der Küste verkündet. Dahinter erheben sich die herrlichen Kronen üppiger Kokospalmenhaine, mächtiger Mangobäume und der schönen, rotblühenden Akazien. Aber diese echt tropische Vegetation hat nur eine äußerst geringe Breite. Wenige Kilometer landeinwärts beginnt der immergrüne Küstenbusch, der dann bald in die Buschgehölze des Innern übergeht.

Die Fauna der dicht besiedelten und ständig von Menschen durchzogenen Küstenzone ist keine ursprüngliche mehr. Die größeren Säugetiere sind fast ganz verschwunden; nur das Wildschwein und kleines Raubzeug kommen noch in Menge vor, auch Löwe und Leopard sind keineswegs selten. Ungemein zahlreich dagegen sind die Vertreter der Vogelwelt, die insbesondere die Umgebung der Flüsse und Teiche in ungeheuren Scharen bevölkern und dem ganzen Küstenstreifen sein charakteristisches faunistisches Gepräge verleihen.

Die Wasuaheli, die das Gros der Küstenbevölkerung bilden, sind uns von früher her bereits bekannt. Zu ihnen gesellen sich die verschiedenen landfremden Elemente, die Araber, Parsi, Beludschen, Inder und Goanesen, die wir gleichfalls in einem früheren Abschnitt geschildert haben (siehe S. 184 bis 186).

Von den Handelsplätzen der südlichen deutsch-ostafrikanischen Küste spielen neben der Zollstation Kionga nahe der deutsch-portugiesischen Grenze und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Zollamt Kiswere nördlich der Mbemkurumündung vornehmlich die folgenden eine Rolle: Mikindani, Lindi, Kilwa Kissiwani und Kilwa Kiwindje.

Mikindani, die südlichste der größeren Küstenniederlassungen, verfügt über einen ausgezeichneten, fast kreisrunden Kriekhafen, in dem selbst die großen Ozeandampfer genügend tiefen Ankergrund finden könnten. Daß die Stadt trotzdem keinen bedeutenden Aufschwung genommen hat, erklärt sich durch den Mangel eines Hinterlandes. Das Makondeplateau sperrt den südlichsten Teil des Küstenstreifens völlig vom Innern ab. Unter diesen Umständen beruht die wirtschaftliche Zukunft Mikindanis fast ausschließlich auf der Ausdehnung der schon jetzt recht zahlreichen europäischen Baumwoll- und Sisalpflanzungen in der Umgebung der Stadt. Auch die Kultur von Manihot glaziovii und von Kokospalmen verspricht reichen Erfolg.

Suaheliweib.

Die Suaheli liefern vornehmlich zwei Ausfuhrprodukte: Kopra und Erdnüsse. — Administrativ gehört Mikindani und Umgebung zum Bezirksamt Lindi, jedoch hat man in Mikindani eine Bezirksnebenstelle mit Zoll- und Postamt errichtet.

Lindi, der nächste Hafenort, besitzt gleich Mikindani einen sehr geschützten Hafen in dem Kriek des Lukuledi. Grünbewaldete Höhen umgeben die 5 bis 6 km breite Lindibucht und verleihen der Landschaft den Reiz anheimelnder Lieblichkeit. H. Fonck nennt Lindi mit seinen ständig von frischer Seebrise umrauschten Bergen den idyllischsten Platz der ganzen deutschen Ostküste*). Die Stadt selbst, die zugleich als gesündester Küstenplatz unserer Kolonie gilt, macht mit ihren wohlgepflegten Alleen, ihren großen weißen Verwaltungsgebäuden und zahlreichen Geschäftshäusern einen ungemein freundlichen Eindruck, nur die Indergasse ist schmierig und schmutzig wie in allen übrigen Küstenstädten.

Zahlreiche deutsche Gesellschaften haben im Lindi-Hinterland weit ausgedehnte Sisal-, Baumwoll- und Manihotpflanzungen angelegt, deren steigende Rentabilität mit Sicherheit zu erwarten ist. An der stetig größer werdenden Ausfuhr Lindis beteiligen sich außer den genannten Produkten vor allem Elfenbein, Wachs, Sorghum, Mais, Erdnüsse und Sesam. — Für die gesunde Weiterentwicklung Lindis ist in erster Linie eine direkte Verbindung mit Europa erforderlich. Bisher laufen die Europadampfer der Deutsch-Ostafrikalinie keinen der Südhäfen an, so daß Lindi, wie die übrigen Handelsplätze der Südküste, auf die Bombaylinie und die Küstendampfer des Gouvernements angewiesen ist und alle nach Europa bestimmten Ausfuhrgüter Lindis in Daressalam umgeladen werden müssen.

Von Lindi führt uns der Gouvernementsdampfer an der buchtenreichen, von Korallenriffen begleiteten Küste entlang nach Norden zu der durch die

*) H. Fonck: Deutsch-Ostafrika, Heft 3. Berlin 1908. S. 257.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schirasi-Invasion (siehe S. 100) und die spätere Besetzung durch die Portugiesen (siehe S. 104) bekannt gewordenen Kilwa-Insel. Ein geräumiger, mit tiefem Fahrwasser ausgestatteter Hafen nimmt uns auf. Trümmer ehemaliger Befestigungen und Moscheen, der letzte Rest der Macht und Pracht vergangener Zeiten, krönen das Nord- und Ostufer der Insel. Ein armseliges Fischerdorf, Kilwa-Kissiwani, steht heute an der Stelle, wo sich einst die reichste und mächtigste Stadt der ganzen Ostküste erhob.

Die Handelszentrale dieses Küstenabschnittes ist in der Gegenwart die weiter nördlich auf dem Festlande gelegene Stadt Kilwa-Kiwindje. Trotz des höchst minderwertigen Hafens und trotz des ungesunden Klimas hat sich Kilwa-Kiwindje dank der durch den Diengera-Matandufluß geschaffenen bequemen Zugangsstraße nach dem Innern zu der bedeutendsten Handelsstadt an der Südküste entwickelt. Über Mawudje—Liwale(Donde)—Songea (Ungoni) erstreckt sich das kommerzielle Hinterland Kilwas bis nach Wiedhafen am Njassasee. — Ausgeführt werden über Kilwa vor allem Kopra und Baumwolle, die auf europäischen Plantagen in der Nachbarschaft der Stadt in immer wachsender Menge gewonnen werden, und aus dem Hinterland in erster Linie Kautschuk.

Die Küstenstrecke von Kilwa bis zur Rufijimündung ist eine ausgesprochene Flachküste mit einer häufig vom Meere überfluteten Strandzone. Größere Siedlungen fehlen infolge des Mangels eines auch nur einigermaßen brauchbaren Ankerplatzes vollständig. Nur einige wenige Dörfer, deren Bewohner

Dampfer auf dem Rufiji.

zum Teil von Feldbau auf Maniok, Bataten, Sesam usw., zum Teil von der Herstellung und dem Verkauf von Seesalz leben, finden sich an diesem Teil der Küste.

Nach fast zehnstündiger Fahrt erreichen wir von Kilwa aus das Deltagebiet des Rufiji. An einer der Mündung vorgelagerten Sandbank wirft unser kleiner Küstendampfer, der hier seinen Bedarf an Heizmaterial aus trockenen Mangrovenstämmen deckt, Anker; ein Zollkutter nimmt uns auf und führt uns einen toten Arm des Stromes hinauf zu der Zentrale des Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zirksamtes Rufiji, nach Mohoro. Viel Sehenswürdigkeiten vermag Mohoro nicht aufzuweisen; die Boma des Bezirksamtes, einige Beamtenhäuser und nur sehr wenige Privathäuser machen das ganze Europäerviertel aus. Die Bedeutung dieses kleinen Platzes ist eine rein administrative: es ist die Hauptzollstation des Rufijibezirks, dessen Ausfuhr an Baumwolle, Mangrove, Rohzucker, Reis, Sorghum, Mais, Maniok und Hülsenfrüchten von Jahr zu Jahr immer bedeutender wird. Nur wenige Gebiete unserer Kolonie eignen sich

Im Hafen von Daressalam.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

für die Kultur von Baumwolle, Reis und Zucker so vorzüglich wie die Alluvialländereien des Rufiji oberhalb seines Deltas.

Annähernd 17 km vom Festland entfernt, steigt im Osten der Rufijimündung die Insel Mafia aus den Fluten des Indischen Ozeans empor, die einzige größere ostafrikanische Insel, die bei der Aufteilung des östlichen Afrika an Deutschland gefallen ist. Die gegen 50 km lange Insel besitzt einen Flächeninhalt von etwa 434 qkm. Maniok-, Sorghum- und Sesamfelder bedecken einen großen Teil ihrer Oberfläche. Die Hauptkulturpflanze jedoch ist die Kokospalme, die hier auf dem sandigen Boden und in dem ausgesprochen ozeanischen Klima vorzüglich gedeiht. Die Verwaltungsstation für die Insel Mafia befindet sich gegenwärtig auf dem benachbarten kleinen Eiland Tschole. Mafia selbst verfügt jedoch über einen weit besseren Hafen, Kisimani Mafia, der voraussichtlich in Bälde Sitz der Verwaltung werden wird. Schon jetzt laufen die Gouvernementsdampfer neben Tschole auch Kisimani an.

Der nächste Küstenplatz im Norden von Mohoro-Mafia ist Daressalam, die Hauptstadt der Kolonie, mit der wir das nördliche Küstenland erreicht

Panorama von Daressalam.
(Nach Photographie von Dr. Lohmeyer.)

haben. In mehrfachen Wendungen passieren die großen Dampfer die schmale Fahrtrinne, ehe sie den wie ein Binnensee anmutenden riesigen Innenhafen von Daressalam erreichen (siehe obiges Bild). Herrliche Palmenwälder, aus denen die Türme der evangelischen und katholischen Kirche emporragen, schließen das Panoramabild, das sich uns bei der Einfahrt darbietet, im Norden und Nordwesten ab. Die Stadt selbst macht mit ihren sauberen Straßen und Alleen, den zahlreichen zum Teil prunkvollen, öffentlichen und privaten Gebäuden einen unvergeßlich schönen Eindruck. Eine Fahrt in der Rikscha, der flinken, von Suaheliboys gezogenen Menschendroschke, durch die Akazienstraße, die Hauptgeschäftsstraße, dann

Akazienstraße in Daressalam.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

Inderladen in Daressalam.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

an den Gouvernementsgebäuden vorbei zum Gouvernementskrankenhaus und den Gebäuden der Kulturabteilung, und von hier durch die mit großen rotblühenden Akazienbäumen eingefaßte Stuhlmannstraße zum Hafen zurück, erregt das Erstaunen und die Bewunderung selbst des verwöhnten Globetrotters. Daressalam ist nicht nur das wirtschaftliche und geistige Zentrum Deutsch-Ostafrikas, sondern zugleich die schönste Stadt im ganzen tropischen Afrika. — Ehemals vorwiegend Residenzstadt des Gouverneurs, vornehme Beamten- und Soldatenstadt, hat sich Daressalam in den beiden letzten Jahrzehnten zu einer der bedeutendsten Handelsstädte Ostafrikas entwickelt. Alle großen ostafrikanischen Firmen: Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Hansing, Oswald u. a. m. sind hier vertreten

Gouvernementskrankenhaus in Daressalam.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

oder haben gar die Leitung ihres Unternehmens von Sansibar nach Daressalam verlegt. — Nicht zum wenigsten verdankt Daressalam seinen großen wirtschaftlichen Aufschwung der ungeheuren Erweiterung seines kommerziellen Hinterlandes durch die Zentralbahn, zu der am 1. Februar 1905 der erste Spatenstich getan wurde, und die nach sechs Jahren mit der Gleisspitze bereits Sarranda auf dem Westrand des Großen Ostafrikanischen Grabens erreicht hat. Die Vorarbeiten zur Weiterführung bis Tabora sind kräftig im Gange, so daß im Jahre 1913 ein ununterbrochener Schienenstrang von Daressalam aus fast 1000 km ins Innere führen wird.

Maisstampfende Wasaramofrauen.

Die jenseits des Daressalamer Küstenstrichs gelegenen Landschaften des nördlichen Küstenlandes, Usaramo, Khutu, Ukami und Uluguru, sind heutzutage durch die Bahn leicht zu erreichen. Versuchen wir daher, uns von dem landschaftlichen Charakter dieser Gebiete durch einen Ausflug von Daressalam aus ein Bild zu machen.

Die ersten 15 km, die wir mit der Bahn in westlicher Richtung zurücklegen, führen uns durch eine langsam ansteigende Ebene, die in ihrer ganzen Ausdehnung in Kultur genommen ist. Eine Kokospflanzung grenzt an die andere, nur hin und wieder unterbrechen einige Suahelischamben oder kleine Sisal- oder Gummipflanzungen die majestätische Ruhe des Palmenwaldes. Bei der Station Pugu beginnt sich das Landschaftsbild plötzlich zu verändern. Mit steilem Anstieg erheben sich aus der Küstenebene die Puguberge, deren dickbankige Sandsteine durch mehrere Eisenbahneinschnitte aufgeschlossen sind. Die mit kräftigem Bergbuschwald bewachsenen Puguberge sind die nördlichsten Ausläufer des vom Ruwu-Kingani entwässerten Usaramoplateaus, das sich als welliges, durchschnittlich 300 bis 400 m hohes Steppenland von den Pugubergen bis zum Rufiji hinzieht. Die Bewohner dieses Plateaulandes, das den Randplateaus des südlichen Küstenlandes entspricht, sind die Wasaramo, ein friedlicher, fleißiger, aber furchtsamer Menschenschlag, der fast ausschließlich vom Ackerbau lebt. Angepflanzt werden neben Mais, Sorghum, Maniok und Bohnen auffallend viel indische Fruchtbäume, die auf dem fruchtbaren lehmigen Sandboden Usaramos sehr gut gedeihen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An Usaramo schließt sich nach Westen zu die Landschaft Khutu an, die vom Rufiji im Süden bis zum Südostabfall der Uluguruberge und von Usaramo bis nach Süd-Ussagara reicht. Einförmige Akaziensteppe, hier und dort in Grassteppe übergehend, bedeckt das weite, im Osten völlig ebene, im Westen hügelige und bergige Khutuland, dessen Baumsteppen der Tummelplatz ungeheurer Wildscharen sind. — Die Bevölkerung der Landschaft Khutu setzt sich aus den alteingesessenen, völlig degenerierten Wakhutu und einer Reihe fremder Eindringlinge: Wangoni, Wahehe, Wambunga und Wandongwe zusammen. Da die Tsetsefliege Viehzucht unmöglich macht, haben sich alle Bewohner Khutus dem Feldbau zugewandt, und zwar bauen sie mit Vorliebe Mais, Sorghum, Bataten und Sesam an.

Zentralmassiv des Ulugurugebirges.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

Die nördliche Fortsetzung der Khutuebene bildet die zwischen dem Ussagaraberglan und dem Ulugurumassiv eingeschaltete, von der Zentralbahn durchquerte Mkataebene, eine riesige mit Akazien- und Dorngestrüpp bedeckte, wildreiche Steppenniederung, die von dem Mkata, einem Nebenfluß des Mukondokwa, durchflossen wird.

Bahnhof Morogoro.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

Aus dieser etwa 400 m hoch gelegenen Ebene steigt im Osten mit allseitig scharf ausgeprägter Steilwand das mehr als 2000 m hohe Ulugurugebirge empor, dessen nördliches und nordöstliches Vorland von der Landschaft Ukami ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genommen wird. Außerordentlich reiche Gliederung des ganzen Gebirges, große Mannigfaltigkeit der Bergformen, erstaunlicher Wasserreichtum besonders in den Tälern der niederschlagsreichen Ostseite, hohe Ertragsfähigkeit des auf weite Strecken hin in Kultur genommenen Gneisbodens und vielfach wechselnde üppige Vegetation (siehe S. 153 bis 154) machen Uluguru zu einem der schönsten und wirtschaftlich wichtigsten Gebirgsländer Deutsch-Ostafrikas.

Die Bewohner Ulugurus sind teils Wakami, die aus den nördlichen Buschsteppen ins Gebirge heraufgekommen sind und sich hier als tüchtige, intelligente Ackerbauer angesiedelt haben, teils nicht minder arbeitsame Wakaguru, und schließlich die in die unwirtlichen Hochtäler und Gipfellandschaften verdrängten Waluguru. Sie alle treiben intensiven Feldbau auf Mais, Sorghum, Maniok, Sesam, Erdnüsse usw., haben sich aber auch mit vielem Geschick dem vom kolonialwirtschaftlichen Komitee angeregten Baumwollbau zugewandt. Für europäische Unternehmungen bietet sich in Uluguru-Ukami mannigfach Gelegenheit. Der überaus fruchtbare, reichbewässerte Boden gestattet den Anbau fast aller tropischen Kulturgewächse, vor allem von Baumwolle, Kautschuk, Zuckerrohr, Reis, Mais und Bananen. Überdies aber birgt das Gebirge in seinen glimmerreichen Pegmatitgängen einen hohen mineralischen Schatz, dessen Ausbeute von Jahr zu Jahr höheren Gewinn abwirft. — Die

Morogoro.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

bedeutendste Niederlassung in Ukami-Uluguru ist die an der Zentralbahn gelegene Stadt Morogoro, der Sitz eines Bezirksamtes mit mehr als dreihundert europäischen Ansiedlern. In 520 m Seehöhe gelegen, gewinnt das malerische und fast malariafreie Bergstädtchen als Stapelplatz für die zur Küste

zu befördernden pflanzlichen und mineralischen Ausfuhrprodukte ständig an Bedeutung.

Nördlich von Ukami bis hinauf zur Panganisenke und vom Küstenstreifen nördlich von Daressalam bis zum Steilabfall des Unguru-Ussagara-Gebirges

Markt in Morogoro.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

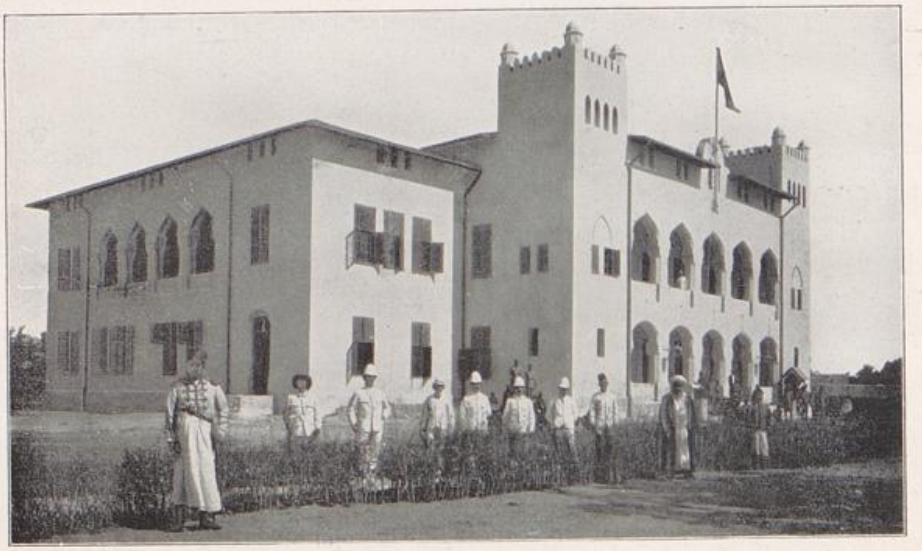
breitet sich die weite, leichtgewellte Inselberglandschaft Useguha aus, das Hinterland der Hafenstädte Bagamojo, Sadani und Pangani. Der südliche, etwa 250 bis 500 m hohe, vom Wami und seinen zahlreichen Nebenflüssen entwässerte Teil Useguhas ist klimatisch am besten gestellt und daher auch am dichtesten besiedelt, aber auch in dem etwa 500 bis 800 m hohen Nord-Useguha ziehen sich die Getreidefelder (Sorghum, Mais) der fleißigen, intelligenten Waseguha stundenlang dahin, so daß von der natürlichen Vegetation, einer ausgesprochen xerophilen Busch- und Baumgrassteppe, meilenweit nichts zu sehen ist; nur Schamben, Schamben und wieder Schamben.

Die Bewohner Useguhas bilden einen der fähigsten Urbantustämme. Fleiß, Ausdauer und Unternehmungslust, schnelles Begriffsvermögen und hoher persönlicher Mut zeichnet sie gegenüber vielen anderen Bantuvölkern aus. Ihre relativ höhere Kultur offenbart sich schon dadurch, daß sie weit über den eigenen Bedarf Getreide produzieren und einen schwunghaften Handel mit den Küstenstädten, aber auch mit weit entfernten Binnenstationen unterhalten.

Von den Hafenplätzen des zu Useguha gehörigen Küstenstreifens haben wir die drei wichtigsten bereits genannt: Bagamojo, Sadani und Pangani. Bagamojo, einst der größte Verkehrsplatz an der Küste Ostafrikas, der

Ausgangspunkt vielbenutzter Karawanenstraßen, ist nach der deutschen Besetzung der Küste schnell zurückgegangen, da es seines schlechten Ankerplatzes wegen — es besitzt nur eine völlig ungeschützte, seichte Reede — den Wettstreit mit dem vorzüglichen Hafen von Daressalam nicht aushalten konnte. Immerhin aber hat Bagamojo auch in der Gegenwart noch einen recht erheblichen Handelsverkehr, da das Umland neben Sisal und Baumwolle große Mengen von Kopra zur Ausfuhr liefert.

Sadani, der nächstnördliche Küstenplatz, weist die gleichen Mängel einer offenen Reede auf wie Bagamojo. Sein Schiffsverkehr beschränkt sich daher vollständig auf die kleinen zwischen den einzelnen Häfen und Sansibar verkehrenden Dhaus, die bei Flut auf den flachen Sandstrand Sadanis auflaufen. Neben Baumwolle, für deren Anbau die lehmig-sandigen Alluvial-



Kaiserliches Bezirksamt in Bagamojo.

niederungen des Wami in hohem Maße geeignet scheinen, wird aus Sadani vor allem lebendes Vieh exportiert, weil die von hier nach dem Innern führende Straße weder mit Tsetse noch mit Küstenfieber verseucht ist.

Mit Pangani erreichen wir den nördlichsten Hafenplatz Useguhas. Das gleiche Schicksal, das das südliche Bagamojo nach der Besitzergreifung Ostafrikas durch das Deutsche Reich widerfuhr, ereilte auch Pangani, als die deutsche Regierung den weit besseren und überdies wesentlich gesünderen Hafen von Tanga zum Hauptstützpunkt der Verwaltung und später zum Ausgangspunkt der Usambarabahn auserkor. Einst der wichtigste Küstenplatz für alle nach dem Massailand gerichteten Karawanen ist Pangani seitdem zu einer Hafenstadt mittlerer Bedeutung herabgesunken. Ausgeführt wird aus Pangani vor allem Sisalhanf, der in dem trockenen Hinterland Panganis von der „Deutschen Agavengesellschaft“ und einigen anderen Plantagengesellschaften in großem Umfange angebaut wird und vorzüglich gedeiht.

Der nördlichste Abschnitt des Küstenlandes, das Gebiet zwischen dem Pangani und der Nordgrenze unserer Kolonie, zwischen der Küste und dem

Bergland von Usambara, umfaßt die kleinen Landschaften Bondëi und Digo mit dem Hafenplatz Tanga. Bondëi und Digo bilden die Fortsetzung der Gneistafel von Useguha, nur haben sich hier in dem östlichen Teile dieser Landschaften Jura-Kreideschichten und Ablagerungen der Karrooformation erhalten, die als flache Hügelwellen im Landschaftsbilde hervortreten und den Gneissockel um mehr als 150 m überragen. Wirtschaftlich ist insbesondere das mit jährlichen Niederschlagsmengen von fast 1500 mm ausgestattete Bondëi von Bedeutung, da die fleißigen, gutmütigen Wabondëi ausgezeichnete Ackerbauer sind und bedeutende Mengen von Mais, Sorghum und Reis zur Ausfuhr nach der Küste schaffen. In der klimatisch weniger günstig gestellten nordöstlichen Grenzlandschaft Digo gedeihen Sorghum, Mais, Bohnen usw. zwar auch sehr gut, aber die Felder sind schlecht gehalten; von einem nennenswerten Export kann nicht die Rede sein. Die einst als geschickte Viehzüchter bekannten Wadigo sind zu einem völlig dem Trunke ergebenen, trägen Ackerbauvolke degeneriert.

Landungsbrücke in Tanga.
(Photograph W. Dobbertin, Daressalam.)

Der Hafenplatz Tanga, der durch den gewaltigen Handelsverkehr von und nach Usambara—Pare und dem Kilimandscharo—Merugebiet einen ungeahnten Aufschwung genommen hat, zählt zu den besten Häfen der ostafrikanischen Küste. Die geräumige, mangrovenumsäumte Bucht von Tanga mit ihren malerischen, palmengekrönten Korallenkalkhügeln gewährt den größten Ozeandampfern genügend tiefen Ankergrund. Die Stadt selbst aber mit ihren breiten, sauberen Straßen, den zahlreichen deutschen Geschäftshäusern, herrlichen, wohlgepflegten Blumenanlagen vor den schmucken Verwaltungsgebäuden und dem sauberen, freundlichen Eingeborenenviertel ist die lieblichste Küstenstadt, die Ostafrika aufzuweisen vermag. Ein Spaziergang durch die weiten Kokospalmenwälder, die sich im Süden der Stadt hinziehen, ein Konzert der Schülerkapelle unter dem Sternenhimmel der Tropen, all dies wird jedem unvergeßlich bleiben, der Tanga zu besuchen Gelegenheit hatte. Ungern nimmt man Abschied von dem deutschen Tropenland, um auf einem der bequemen Woermanndampfer über Mombasa—Aden—Suez nach der Heimat zurückzukehren.

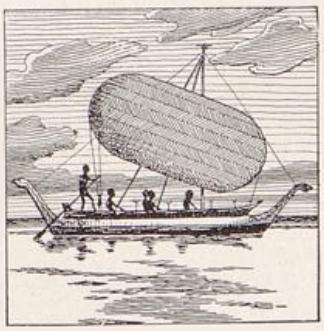
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

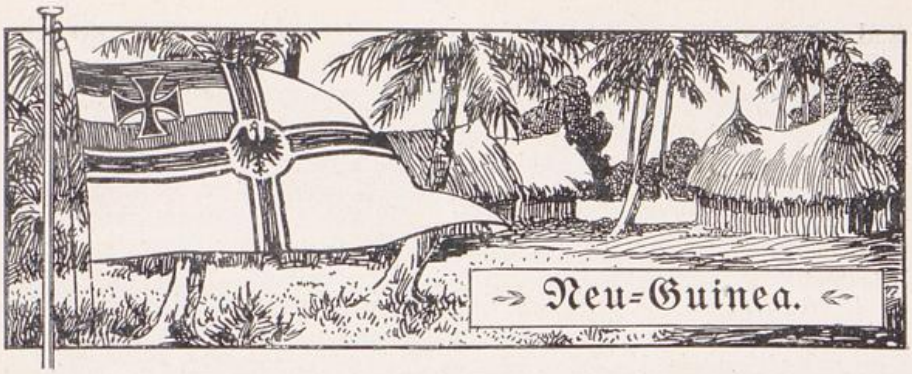
Neu-Guinea.

Von

C. v. Beck.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



Neu-Guinea.

I. Geschichte der Entdeckung und Besitzergreifung Neu-Guineas.

Die Entdeckung Neu-Guineas fällt in die Zeit der kühnen Entdeckungsfahrten, welche von den abenteuerlustigen Seefahrern Portugals und Spaniens Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts unternommen worden sind. In dem Kampfe zwischen den Spaniern und den Portugiesen um den Besitz der Molukken wurde der portugiesische Seeheld Don George de Meneses bei Ausführung eines Handstreiches im Jahre 1526 an die Nordküste Neu-Guineas verschlagen, wo er als erster Europäer im Hafen von Warsai landete. Wenn auch die Insel in früheren Berichten anderer Seefahrer erwähnt wird, so geschah dies nur in unbestimmter Form und nicht auf Grund eigener Wahrnehmung. Don George de Meneses ist daher als der Entdecker der Insel, die er „Papua" nannte, anzusehen. Im sechzehnten Jahrhundert wurde die Insel noch von spanischen und portugiesischen Seefahrern wie Alvarez de Saavedra, Grijalva de la Torres, Juan Galtan betreten und den alten neue Entdeckungen von Häfen, Inseln, Meeresstraßen usw. zugefügt. 1546 erhielt sie von dem Spanier Ortiz de Retes den Namen Nueva Guinea, der bis heute beibehalten worden ist.

1567 wurden von dem Spanier Mendoña die südlichen Salomonsinseln entdeckt. Mit dem Niedergang von Spanien und Portugal als Seemächte treten in den folgenden Jahrhunderten die zur See vorherrschenden Holländer, Franzosen und Engländer in den weiteren Entdeckungen in den Vordergrund. Praktischen Wert bekamen aber diese Entdeckungsfahrten erst im achtzehnten Jahrhundert, in welchem man einige Kenntnisse der Umrisse Neu-Guineas und der Inseln des Archipels gewann. In diese Zeit fallen die wichtigen Entdeckungen Dampiers (Dampierinsel und -straße, Neu-Britannien) und die erfolgreiche Expedition des holländischen Schiffes „Geelvink" (Geelvinkbai). Philipp Carteret entdeckte 1767 das heutige Neu-Mecklenburg, durchfuhr zum ersten Male den St. Georgskanal und stellte dadurch fest, daß Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg selbständige Inseln eines Archipels sind. Nach ihm trugen die Engländer Forrest, Edwards, Bligh, die Franzosen Bougainville und d'Entrecasteaux zur Erweiterung der Kenntnisse Neu-Guineas bei, ohne daß indessen eine Besitzergreifung von irgendeiner der Mächte erfolgte.

Erst das neunzehnte Jahrhundert wurde für die großartige Inselwelt Neu-Guineas bezüglich der Besitzverhältnisse von ausschlaggebender Bedeutung.

Im Jahre 1824 wurde zwischen den Niederlanden und England ein Abgrenzungsvertrag geschlossen, in welchem sich die Niederländische Regierung die Insel Neu-Guinea bis 141° 47′ vorbehielt. Im Jahre 1828 nahmen die Niederlande tatsächlich von dem Vertragsgebiete Besitz. Von diesem Zeitpunkt ab ging die Erforschung des Landes rascher vorwärts. Die Franzosen Duperrey, Lesson und Dumont d'Urville besuchten Neu-Guinea, letzterer als Admiral auf der Korvette „Astrolabe", nach der die größte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausbuchtung des heutigen deutschen Besitzes „Astrolabebai" benannt wurde. Von Süden her drangen die Engländer in das Land vor. 1845 entdeckte Kapitän Blackwood auf dem Kriegschiffe „Fly" den ersten großen Fluß in Neu-Guinea und benannte ihn „Flyriver". Kapitän Moresby legte an seiner Mündung Port Moresby an. Die Kapitäne Owen Stanley und Moresby befuhren die Südostküste und machten Aufnahmen von ihr bis zum Huongolf hinauf.

1855 erschienen die ersten Missionare der Utrechter Mission im Lande, denen bald englische und australische Missionare nachfolgten. Gleichzeitig kamen Forscher wie 1858 Wallace, einige Jahre später Bernstein, 1872 d'Albertis und Dr. Beccari und Dr. Bernhard Meyer, welcher als erster Neu-Guinea zwischen dem Mc. Cluergolf und der Geelvinkbai durchquerte.

Im Jahre 1871 erschien Miklucho-Maklay, ein Russe, an der Astrolabebai, wo er sich etwa ein Jahr aufhielt, um Studien über die Sitten und die Sprache der Eingeborenen, unter denen er sich wie ihresgleichen bewegte, obzuliegen. Er wurde zum begeisterten Bewunderer des Landes und kehrte daher 1876 dahin zurück, um zu versuchen, sich anzusiedeln. Miklucho ist somit der erste Ansiedler von Kaiser-Wilhelmsland. 1877 kehrte er nach Rußland zurück, um Freunde und Mittel für eine Ansiedlung größeren Stiles an der Astrolabebai zu gewinnen und um die russische Regierung für den Erwerb des Landes zu interessieren. Durch seinen bald darauf erfolgenden Tod wurde seinen Plänen ein Ziel gesteckt.

Auch auf deutscher Seite begann man etwa Mitte des vorigen Jahrhunderts den Südseegebieten Aufmerksamkeit zu schenken.

Um 1850 ließ die Firma Godeffroy & Sohn in Hamburg die zahlreichen Inseln des westlichen Stillen Ozeans durch eigene Schiffe zum Zwecke des Handelsbetriebes besuchen. Sie errichtete in Apia auf der zu den Samoainseln gehörigen Insel Upolu eine Faktorei mit zahlreichen Agenturen. Bis zum Jahre 1879 hatte sie allmählich etwa 100000 Acres Land als Grundbesitz auf Upolu erworben. Von der deutschen Regierung hatte das Unternehmen dadurch Unterstützung gefunden, daß in Apia ein deutsches Konsulat errichtet, und daß mit dem King George der Tongagruppe und 1879 mit Häuptlingen der Samoagruppe ein Freundschafts- und Handelsvertrag geschlossen wurde. Nachdem die Firma sich 1878 in eine Aktiengesellschaft unter der Firma „Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln" umgewandelt hatte, geriet sie 1879 auf Andrängen englischer Gläubiger in Schwierigkeiten, die sie vor die Notwendigkeit stellten, das Südseeunternehmen zu liquidieren. Die Liquidation würde dieses Unternehmen in englische Hände gebracht und die Stellung, die der deutsche Handel sich in der Südsee mühsam erobert hatte, vernichtet haben. Um diese Gefahr abzuwenden, bildete sich unter Führung der durch den Geheimen Kommerzienrat Adolf v. Hansemann vertretenen Diskontogesellschaft zu Berlin eine Südseehandelsgesellschaft, die sich bereit erklärte, das Unternehmen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft fortzuführen, wenn dagegen das Deutsche Reich eine gewisse Garantieleistung der Verzinsung des aufzuwendenden Kapitals übernähme. Der Reichskanzler Fürst v. Bismarck trat dem Projekte näher. Der von ihm eingebrachte Gesetzentwurf, als „Samoavorlage" bekannt, war damit motiviert, daß der Verzicht auf die Erhaltung der Ländereien auf den Samoainseln in deutschen Händen eine schwer zu verwindende Schädigung Deutschlands, seines Ansehens und seiner kommerziellen Stellung in der ganzen Südsee zur Folge haben würde. Der Bundesrat nahm die Vorlage fast einstimmig an. Dagegen fand sie im Reichstage eine heftige, hauptsächlich von dem Abgeordneten Dr. Bamberger vertretene Opposition; sie wurde in zweiter Lesung am 27. April 1880 abgelehnt. Nach Ablehnung der Vorlage trat die Südseehandelsgesellschaft in Liquidation und es schien, als ob die Gegner den Freunden der Kolonisationsbestrebungen in Deutschland eine tiefe Niederlage bereitet hätten. Deren Bestrebungen schienen gelähmt, wenn nicht ein für allemal zu Grabe getragen. Allein gerade diese Niederlage schuf größere Pläne. Der Fall Samoas gab dem deutschen Neu-Guinea das Leben.

Die preisgegebenen deutschen Interessen schienen den Hauptbeteiligten der Südseehandelsgesellschaft doch so wichtig, daß sie sich entschlossen, die Verfolgung des Zieles, das sie in Voraussetzung der Unterstützung des Reiches sich gesteckt hatten, in anderer Form aufzunehmen und davon dem Reichskanzler Kenntnis zu geben (1880). Fürst v. Bismarck erwiderte darauf in einem das patriotische Bestreben der Männer, die sich durch die öffentliche Kundgebung abfälliger Ansichten nicht hätten irre machen lassen, höchst anerkennenden Schreiben, durch das die weitergehenden Pläne des Südseekonsortiums gebilligt wurden.

Durch diese Kundgebung ermutigt, entschloß sich der Verwaltungsrat der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln zu einer Rekonstruktion des Unternehmens, die mit Unterstützung der Südseehandelsgesellschaft auch derart durchgeführt werden konnte, daß das Unternehmen sich nicht allein als lebensfähig behaupten, sondern sich im Laufe der Jahre gedeihlich entwickeln konnte. Ohne diese glücklich durchgeführte Intervention würden die deutschen Unternehmungen in der Südsee zusammengebrochen und das ganze Gebiet in englische Hände übergegangen, somit also jeder anderen auf die Kolonisation durch Deutsche gerichteten Unternehmung in der Südsee der Boden entzogen worden sein.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Kreise der Mitglieder des Verwaltungsrates der Südseehandelsgesellschaft, die nach ihrer Liquidation als Seehandelsgesellschaft wieder ins Leben trat, wurden nunmehr, wiederum unter Führung des Geheimen Kommerzienrats v. Hansemann, weitergehende Pläne zum Erwerb von Kolonien verfolgt.

Man war von dem Gedanken durchdrungen, daß es nicht genüge, Handelsunternehmungen in fremden Ländern oder unter fremder Landeshoheit zu fördern, daß man vielmehr auf die Begründung eigener Kolonien Bedacht nehmen müßte. Der unter den obwaltenden Verhältnissen zu beschreitende Weg wurde darin erblickt, daß wenige Teilnehmer sich in irgend einer gesellschaftlichen Form vereinigten und auf ihre Gefahr für eine nationale Sache die erforderlichen Mittel hergäben. Für den Fall des Erfolges sollte das Unternehmen an eine zu bildende Gesellschaft übergehen. Schon im September 1880 wurde dem Reichskanzler durch Herrn v. Hansemann von der Bereitwilligkeit eines Konsortiums, sich für solche Zwecke zu konstituieren, in einer Denkschrift Kenntnis gegeben und als erstes Ziel die Südsee hingestellt, wo allein noch Kolonien mit der Produktionskraft der heißen Zone und dem Vorteil der insularen Lage zu erlangen wären und wo die vorhandenen deutschen Interessen einen bestimmten Anhalt gewährten.

Man richtete bezüglich der Erwerbung von zum Kolonisieren geeignetem Land in der Südsee auf die Nordostküste der Insel Neu-Guinea den Blick, weil die niederländische Oberhoheit westlich vom 141. Grad östlicher Länge, obgleich nur nominell, zu respektieren und weil die Süd- und Südostküste bis etwa zum Ostkap wegen der dort vorwaltenden englischen Interessen unnehmbar war. Diese 1880 gefaßten Pläne sind um so bemerkenswerter, als sie später in den schon zu dieser Zeit skizzierten Umrissen zur Ausführung gelangten. Vorerst mußten sie aber auf sich beruhen bleiben. Der Reichskanzler ließ den Beteiligten eröffnen, daß er bei voller Sympathie für das Projekt es doch ablehne, dem Reichstag eine neue Vorlage zu machen, da er sich durch dessen Votum in der Samoavorlage gehemmt sehe. Er könne nur den Schutz deutscher Interessen, wo solche vorhanden seien, verheißen.

Nach dem Jahre 1880 vollzog sich indessen rasch ein Umschwung. Die Erkenntnis der Notwendigkeit von Kolonien und der Wille zum Handeln erstarkten in der Nation mehr und mehr, so daß die Reichsregierung Unterstützung bei einer kraftvolleren Kolonialpolitik erhoffen durfte. Dies trat durch die Erklärung des Fürsten Bismarck in der Sitzung der Budgetkommission des Reichstages am 26. Juni 1884 zutage, die dahin ging, daß die Erwerbungen des Kaufmanns Lüderitz an der Südwestküste von Afrika unter dem Schutz des Reiches stehen und daß dies der großbritannischen Regierung eröffnet worden sei.

Auch für die Südsee war nun die Zeit gekommen — ja es war die höchste Zeit. In England und Australien zeigte sich bereits ein aktuelles Interesse für das ganze Südseegebiet. Insbesondere hatte ein solches sich neuerdings in den Verhandlungen des Royal Colonial Institute in London geregt, nachdem schon 1874 die Aufmerksamkeit des englischen Kolonialministers auf Neu-Guinea gelenkt worden war, in Australien aber dadurch sich praktisch betätigt, daß die Kolonie Queensland im Jahre 1883 Neu-Guinea und die benachbarten Inseln schlichtweg als annektiert proklamiert hatte. Eile tat daher not. Auf Anregung und unter Führung des Geheimen Kommerzienrats v. Hansemann bildete sich nunmehr aus den Kreisen der Seehandelsgesellschaft ein Konsortium zur Vorbereitung und Errichtung einer Südseekolonie. Ein Projekt, in dem die Einzelheiten des Vorgehens dargelegt waren, wurde dem Reichskanzler vorgelegt, fand dessen Zustimmung und mit Allerhöchster Genehmigung die Verheißung des Schutzes. Infolgedessen konnte die praktische Arbeit in jenen Gegenden beginnen.

Dadurch, daß der high Commissioner for the western Pacific das Vorgehen der Queensländer Heißsporne desavouiert hatte, indem er jede Verantwortung für Landerwerb auf den nicht englischen Inseln ablehnte, war die öffentliche Meinung in Australien eine heftig erregte geworden. Es war daher ein Gebot der Vorsicht, daß das Südseekonsortium nicht direkt den Plan

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Angriff nahm, sondern die bereits im Archipel seßhafte Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft für die Südseeinseln für sich handeln ließ. Durch deren Vermittlung und auf deren Namen wurde für das Konsortium in unauffälliger Weise der Dampfer „Samoa" in Sydney erworben und eine Expedition für Neu-Guinea ausgerüstet, an deren Spitze zwei bewährte Männer, Dr. O. Finsch und Kapitän E. Dallmann, gestellt wurden. Die „Samoa" versegelte am 11. September 1884 von Sydney und erreichte Mioko, die Niederlassung der Handels- und Plantagengesellschaft, am 26. September 1884. Von dort aus wurden bis Ende Januar 1885 fünf Fahrten nach der Nord- und Ostküste von Neu-Guinea ausgeführt, auf denen bedeutende Flüsse und gute Häfen entdeckt und zur Vorbereitung der Flaggenhissung zahlreiche Landerwerbungen gemacht wurden. Inzwischen war auch das deutsche Kriegschiff „Elisabeth" in den Gewässern Neu-Guineas eingetroffen (1. November 1884), das am 7. August die deutsche Flagge in Angra Pequena gehißt hatte und direkt von dort über Sydney nach Matupi gefahren war. „Elisabeth" stellte zunächst Neu-Britannien, Neu-Irland und die Yorkgruppe unter deutschen Schutz, etwas später auch die Nord- und Nordostküste Neu-Guineas durch Flaggenhissung in der Astrolabebai und in dem von Dr. Finsch entdeckten Finschhafen. In Anerkennung der Bedeutung der von ihm vorgenommenen Besitzergreifungen erteilte Se. Majestät der Kaiser dem Konsortium, das sich inzwischen als Neu-Guinea-Compagnie konstituiert hatte, unter dem 15. Mai 1885 einen Schutzbrief, durch den ihr gegen Übernahme bestimmter Verpflichtungen die Rechte der Landeshoheit mit dem ausschließlichen Recht auf Grunderwerb verliehen wurde. Das Gebiet, auf das sich der Schutzbrief erstreckte, umfaßte zuerst den nordöstlichen Teil der Insel Neu-Guinea, dem mit Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers der Name Kaiser-Wilhelmsland beigelegt wurde, den Bismarckarchipel, früher Archipel von Neu-Britannien mit etwa 200 Inseln, darunter die größten, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Neu-Lauenburg; es wurde später auch auf die nördliche Gruppe der Salomonsinseln, Bougainville mit Buka, Choiseul und Ysabel, mit einem Flächeninhalt, der auf etwa 250 000 Quadratkilometer geschätzt wird, ausgedehnt.

Während der Entdeckungsfahrten der „Samoa" hatte die großbritannische Regierung auf Andrängen der australischen Kolonien sich ebenfalls Neu-Guinea zugewendet und durch ihre Kriegschiffe das britische Protektorat nicht allein über die Südküste von Neu-Guinea, sondern auch über einen Teil der Ost- und Nordküste erklären lassen. Die dadurch entstandene Kollision der auf die Gebiete der letzteren Küste beiderseits erhobenen Ansprüche wurde im Wege diplomatischer Verhandlungen durch die Deklaration vom 6. April 1886 dahin beglichen, daß die deutsche Machtsphäre in den vorangegebenen Grenzen anerkannt wurde.

Die Übertragung der Landeshoheit an die Neu-Guinea-Compagnie konnte jedenfalls von vornherein nur als vorübergehend gedacht sein. Sie erschien unter den damaligen Verhältnissen als die zweckmäßigste Form des Regiments, um politische Verwicklungen zu vermeiden und der Reichsregierung freie Hand zu lassen. Würde das Konsortium damals nicht diese Last und die große Verantwortlichkeit durch sein Vorgehen auf sich genommen haben, so dürfte Neu-Guinea schwerlich heute eine deutsche Kolonie sein.

Nach der Auseinandersetzung mit England über die beiderseitigen Interessensphären kam für die Reichsregierung die politische Rücksichtnahme in Wegfall; allein es verblieb zunächst bei den geschaffenen Verhältnissen, die eine Verantwortlichkeit in sich trugen, die über die Kräfte einer Privatgesellschaft gehen. In Anerkennung dessen war auch die Reichsregierung zur Übernahme der Landeshoheit bereit, allein die darüber dem Reichstage 1896 gemachte Vorlage fand nicht dessen Zustimmung. Erst im Oktober 1898 kam auf veränderter Grundlage ein neues Abkommen zwischen dem Reiche und den derzeitigen Machthabern — der Neu-Guinea-Compagnie — zustande, das vom Reichstag angenommen wurde. Kraft desselben gingen die durch den Schutzbrief — unter Entkräftung desselben — der Neu-Guinea-Compagnie verliehenen Rechte auf das Reich über; erstere wurde am 1. April 1899 von der Landeshoheit entlastet. Der Vertrag war für das Reich ein sehr günstiger. Durch ihn wurde gegen Gewährung einer im Vergleich zu anderen Erwerbungen kleinen Abfindungsumme, die dazu noch in vollem Umfange auf wirtschaftliche Unternehmungen im Schutzgebiet verwendet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden mußte, eine der aussichtsreichsten Kolonien erworben. Dadurch, daß das Reich nunmehr freie Hand im Südseegebiete bekam, wurde ihm ermöglicht — allerdings zum Nachteile Neu-Guineas — an die Ordnung der Verhältnisse der Samoainseln, die der gemeinschaftlichen Verwaltung dreier Regierungen, Großbritannien, Amerika und Deutschland, unterstellt waren, heranzugehen und so die üblen Folgen der Ablehnung der Samoavorlage vom Jahre 1880, die in fortwährenden Unruhen und anderen Mißständen zutage traten, einigermaßen wieder gut zu machen. — Durch das deutsch-englische Abkommen vom 14. November 1899, betreffend die Interessensphären in der Südsee und in Togo, wurden die zum Schutzgebiete von Deutsch-Neu-Guinea gehörigen Salomonsinseln mit Ausnahme von den Inseln Bougainville und Buka an England abgetreten. Dagegen verzichtete Großbritannien zugunsten Deutschlands auf alle seine Rechte auf die Inseln Upolu und Savaii der Samoagruppe, die dadurch dem deutschen Südseegebiet zugeführt wurden.

II. Politisches und Verwaltung.

Durch den Kaiserlichen Schutzbrief vom 15. Mai 1885 waren der Neu-Guinea-Compagnie mit den Rechten der Landeshoheit auch deren Pflichten übertragen. Sie mußte daher die zur Erfüllung dienlichen staatlichen Einrichtungen, entsprechend der seit 1886 in die kolonialen Verhältnisse in wachsendem Umfange eingreifenden Reichsgesetzgebung sowie den besonderen örtlichen Verhältnissen, treffen. Rechtspflege und Verwaltung mußten von ihr organisiert und für die Ausübung geeignete Beamte angestellt werden. An die Spitze der Verwaltung wurde ein Landeshauptmann gestellt, dessen Ernennung der Bestätigung durch den Herrn Reichskanzler unterlag.

Flagge der Neu-Guinea-Compagnie.

Als erster Landeshauptmann fungierte vom 10. Juni 1886 ab Herr Vizeadmiral a. D. Freiherr v. Schleinitz, der am 1. März 1888 durch den späteren Staatssekretär des Reichspostamts, damals Geheimen Postrat Krätke abgelöst wurde. Am 1. November 1889 trat ein kündbares Sonderabkommen zwischen dem Deutschen Reiche und der Neu-Guinea-Compagnie in Kraft, nach dem die Verwaltung in die Hände eines von dem Herrn Reichskanzler zu ernennenden Reichskommissars zu legen war. Als solcher war der Regierungsrat Rose ernannt worden, der die Amtstätigkeit am 1. November 1889 im Schutzgebiet aufnahm. Das Abkommen mit dem Reiche erlosch nach Kündigung seitens der Neu-Guinea-Compagnie am 1. September 1892, und an die Spitze trat der von der Neu-Guinea-Compagnie ernannte frühere Kanzler im Bismarckarchipel, Herr Assessor Schmiele, nach dessen Tod Herr Korvettenkapitän a. D. Rüdiger, Beamter der Neu-Guinea-Compagnie, interimistisch als Landeshauptmann fungierte (15. Februar 1895 bis 28. August 1896). Auf ihn folgte der preußische Oberleutnant a. D. Kurt v. Hagen, dessen Tätigkeit durch seinen gewaltsamen Tod ein Ziel gesetzt wurde (14. August 1897).

Unter der Herrschaft der Neu-Guinea-Compagnie war die Kolonie in zwei Jurisdiktionsbezirke eingeteilt, in den westlichen von Kaiser-Wilhelmsland und in den östlichen des Bismarckarchipels und der Salomonsinseln mit je einem Richter mit dem Sitze in Friedrich-Wilhelmshafen beziehungsweise Herbertshöhe. Auch die Wahl der Richter war von der Genehmigung des Herrn Reichskanzlers abhängig.

Die gesamten Unternehmungen der Neu-Guinea-Compagnie wurden in Berlin von einem Direktorium, bestehend aus 12 Mitgliedern, die aus ihrer Mitte nach den Satzungen einige geschäftsführende Mitglieder zu wählen hatten, geleitet. Die Geschäfte führten ununterbrochen vom

Jahre 1887 bis 1899 — der Übernahme der Landesoberhoheit durch das Reich — der Geheime Kommerzienrat Adolf v. Hansemann.

Die Organisation, welche durch die vorgenannte Direktion und Verwaltung im Schutzgebiet durchgeführt worden ist, erstreckte sich im wesentlichen auf folgendes: Die Gerichtsbarkeit für das bürgerliche Recht und für das Strafrecht, für das letztere durch spezielle Ordnung in betreff der Eingeborenen, wurde in Wirksamkeit gesetzt und die Grundeigentumsverhältnisse so weit geregelt, daß der Grundbesitz durch Eintragung in Grundbücher gesichert werden konnte. Standesämter und Seemannsämter wurden eingerichtet und dem Eindringen fremder Münzen und der daraus folgenden Unsicherheit des Geldverkehrs durch Einführung der deutschen Münzen und insbesondere dem Kleinverkehr dienender Silber- und Bronzemünzen abgeholfen, dem Einbruch ansteckender Krankheiten von der See her durch Quarantänevorschriften, dem Vordringen der besonders gefährlichen Pockenepidemie vom Lande her durch möglichste Verbreitung der Schutzpockenimpfung begegnet. Für die Schiffahrt wurden durch die notwendigen Seezeichen und die Ordnung des Hafenverkehrs Erleichterungen und Entwicklung geschaffen. Auch die Aufnahme der Schiffahrt nach Neu-Guinea durch den Norddeutschen Lloyd, dessen Dampfer „Schwalbe" in Charter der Neu-Guinea-Compagnie zuerst die Verbindung zwischen Neu-Guinea und Singapore aufnahm, ist auf das Betreiben der damaligen Verwaltung zurückzuführen.

Der Betrieb des Handels durch auswärtige Schiffe, der zu zahlreichen Mißbräuchen den Eingeborenen gegenüber geführt hatte, wurde behufs deren Verhütung ebenso wie die Anwerbung von eingeborenen Arbeitern unter Aufsicht gestellt. Auch gelang es auf Betreiben der Neu-Guinea-Compagnie, der die Reichspostverwaltung bereitwillig entgegenkam, daß das Schutzgebiet in den Weltpostverein aufgenommen und damit an den brieflichen Weltverkehr angeschlossen wurde. Das

Vorder- und Rückseite eines Neu-Guinea-Fünfmarkstückes.

Steuer- und Zollwesen wurde durch Erlaß bezüglicher Verordnungen geregelt.

Auch wurden besondere Schutzmaßregeln durch Erlaß eines Verbotes auf die Einführung von Feuerwaffen und der Abgabe von Spirituosen und Opium an Eingeborene getroffen.

Der Sitz der Landesverwaltung war in Kaiser-Wilhelmsland und zwar zuerst in Finschhafen, alsdann in Stephansort und schließlich in Friedrich-Wilhelmshafen.

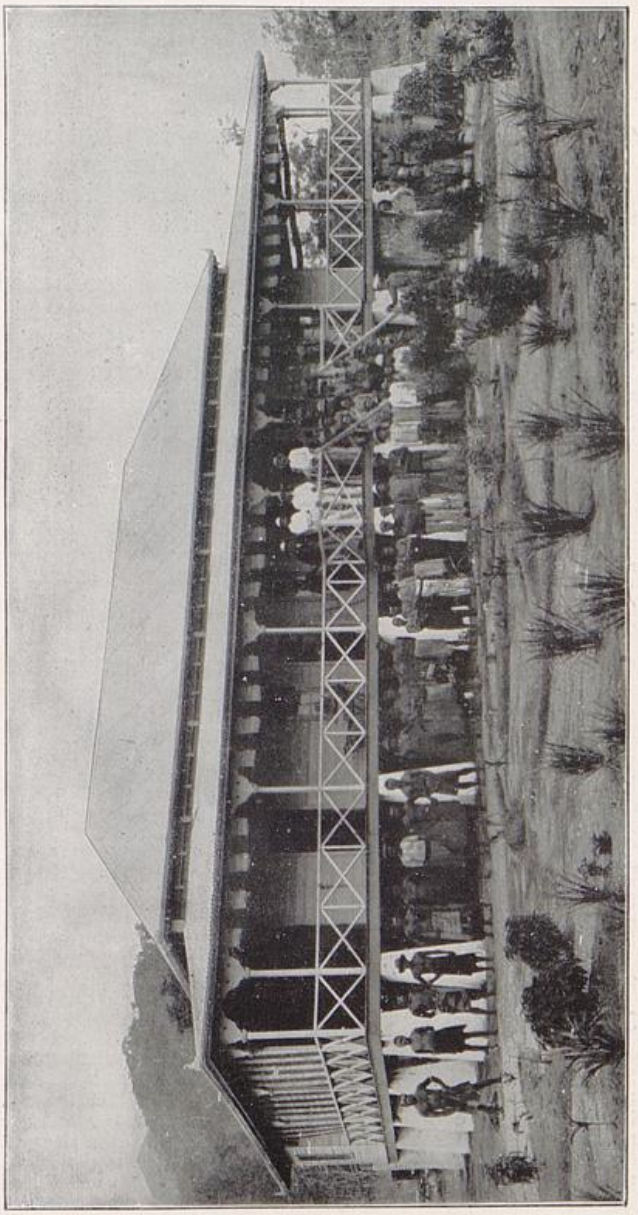
Zur Verfügung der Landesverwaltung wurde eine Polizeitruppe aus Eingeborenen organisiert, die teils in Kaiser-Wilhelmsland, teils in Herbertshöhe stationiert war. Sie rekrutierte sich hauptsächlich aus Einwohnern der Inseln des Archipels.

Diese Grundlage fand am 1. April 1899 der vom Reich ernannte Gouverneur bei Übernahme der Landesoberhoheit über Neu-Guinea vor.

Das Deutsche Reich stellte einen Gouverneur an die Spitze der Verwaltung — zuerst Herrn Rudolf v. Bennigsen — und verlegte den Sitz desselben von Kaiser-Wilhelmsland weg nach Herbertshöhe im Bismarckarchipel. Dies geschah in der richtigen Erkenntnis, daß der Archipel wegen seiner zugänglicheren Lage, seiner zahlreicheren Ansiedlern, seines besseren Klimas und anderer wichtiger Gründe rascher entwicklungsfähig sei, als Kaiser-Wilhelmsland. Allein auch Herbertshöhe erwies sich nicht als der richtige Platz für den Hauptsitz der Verwaltung und des wirtschaftlichen Lebens. Schon der Umstand, daß es nur eine ungeschützte Reede besitzt, mußte hemmend auf den Handel und Verkehr einwirken. Als auch durch die Angliederung der Karolinen- und der Marschallinseln an Neu-Guinea sich der Umfang der Verwaltung vergrößerte,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Platz Herbertshöhe aber — eingeengt durch die sich mächtig entfaltenden Pflanzungen — damit nicht Schritt halten konnte, wurde der Plan gefaßt, den Regierungsitz nach Rabaul, an dem großen und sicheren Simsonhafen, zu verlegen. Dieser Plan gelangte, eifrig betrieben von dem Gouverneur Herrn Dr. Hahl, anfangs 1910 zur Ausführung.



Das Regierungsgebäude in Rabaul.

Dem Gouverneur ist ein Gouvernementsrat beratend zur Seite gegeben, der sich Ende 1910 aus vier amtlichen und sieben außeramtlichen Mitgliedern zusammensetzte. Der Gouverneur führt den Vorsitz.

Das Schutzgebiet von Neu-Guinea ist in folgende Verwaltungsbezirke abgeteilt:

1. In den Bismarckarchipel einschließlich der deutschen Salomonsinseln mit dem Sitze des Gouverneurs und des Richters erster Instanz in Rabaul und dem Obergericht in Herbertshöhe, das zugleich als zweite Instanz fungiert.

2. In Kaiser-Wilhelmsland nebst vorliegenden Inseln mit einem Bezirksamtmann in Friedrich-Wilhelmshafen, der zugleich die Gerichtsbarkeit erster Instanz ausübt.

3. In den Bezirk der Ostkarolinen mit dem Sitz des Kaiserlichen Bezirksamtmanns und Richters erster Instanz in Ponape.

4. In den Bezirk der Westkarolinen- und Palauinseln und Marianen

mit dem Sitze des Kaiserlichen Bezirksamtmanns und Richters erster Instanz in Yap.

5. In den Bezirk der Marschallinseln mit dem Sitze des Kaiserlichen Bezirksamtmanns und Richters erster Instanz in Jaluit.

Mit sich ausbreitender Besiedlung wurden im Laufe des ersten Jahrzehnts der Inbesitznahme des Landes durch das Reich in von den Zentralpunkten entfernt liegenden Gebieten Unterbezirke geschaffen, die eine bessere Verbindung und direkte Einwirkung auf die Eingeborenen bezwecken. Die Sitze derselben liegen für Neu-Mecklenburg in Käwiëng mit einem Bezirksamtmann, und Namatanai mit einem Stationschef, für die Salomonsinseln in Kiëta, für Kaiser-Wilhelmsland, Nordküste in Eitapé und Südküste in Morobe, für die Karolinen- und Marschallinseln in Palau, Nauru, Ruck, Angaur und Saipan.

Die Veröffentlichungen des Gouvernements erfolgen in dem von ihm selbst herausgegebenen Amtsblatt für das Schutzgebiet Deutsch-Neu-Guinea, in das auch Berichte über Vorkommnisse, Expeditionen im Schutzgebiet, Verkehrsnachrichten, über den Handel und die Pflanzungen usw. Aufnahme finden. Es erscheint am 1. und 15. jedes Monats und gibt in anerkennenswerter Weise ein Bild von allem, was im Schutzgebiet vorgeht.

Steuern und Zölle.

Die für die Entwicklung einer fast noch im Urzustande befindlichen Kolonie förderlichen, sehr mäßigen Zollsätze, die von der Neu-Guinea-Compagnie eingeführt worden waren, wurden anfänglich auch vom Reiche beibehalten. Als aber die ungünstige Finanzlage des Deutschen Reichs ihre Rückwirkung auf die Etats der Schutzgebiete auszuüben begann, wurde auch in Neu-Guinea ein neuer Zolltarif mit sehr hohen Zollsätzen eingeführt, der insbesondere durch den darin verfügten, in der Kolonialpraxis ungewöhnlichen Exportzoll auf Kopra allgemeine Bestürzung und Verwirrung im Lande hervorrief, um so mehr, als er gegen die Beschlußfassung des Gouvernementsrates und ohne jegliche Übergangsfrist sofort in Kraft gesetzt wurde. Die Zollsätze haben inzwischen eine Ermäßigung gefunden; der von allen Ansiedlern und Firmen aber verworfene Exportzoll ist bestehen geblieben, doch erwartet man mit Sicherheit seine Aufhebung und damit wieder die Einkehr von Ruhe und Frieden im Lande.

Auslandshäfen sind die Verwaltungssitze; alle Schiffe vom Ausland müssen diese Häfen zwecks Zollrevision anlaufen; ebenso müssen daselbst die Lizenzen usw. gelöst werden.

In Deutsch-Neu-Guinea ist die deutsche Reichswährung eingeführt. Es zirkulieren noch von der Neu-Guinea-Compagnie geprägte und in Umlauf gebrachte Neu-Guineamünzen (Goldwährung), welche von dem Reiche jedoch unter Festsetzung einer Einlösefrist außer Kurs gesetzt worden sind.

Die von der Neu-Guinea-Compagnie eingeführt gewesenen Klassen- und Einkommensteuern wurden vom Reiche am 1. April 1905 aufgehoben und dagegen die Gewerbesteuer erhöht. Die Erhebung der letzteren erfolgt nach drei Abteilungen in Beträgen von 40 bis 4000 Mark. Auch an die Besteuerung der Eingeborenen ist der Gouverneur herangegangen, besonders in den schon mehr erschlossenen Teilen der Gazellehalbinsel und in Neu-Mecklenburg. Zuerst mit einem jährlichen Betrag pro Kopf von 5 Mark, der neuerdings auf 7 bis 10 Mark erhöht werden konnte. Die Besteuerung wirkt günstig auf die Leistungen der Eingeborenen ein und es ist zu wünschen, daß das von deren erfahrenem Gouverneur eingeführte System sich bald über das ganze Land verbreitet. 1907 erbrachte der Bezirk Rabaul rund 25 000 Mark Eingeborenensteuer, 1909 bereits 41 000 Mark. Die voraussichtlich noch von Jahr zu Jahr steigerungsfähige Steuer wird also auch finanziell für das Land von erheblichem Nutzen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Postalisches.

Neu-Guinea ist an den Weltpostverein angeschlossen. Die Reichspostverwaltung ist bestrebt, den Postverkehr nach und von den Kolonien ihrer Entwicklung folgend in gleichem Maße auszudehnen. Am Schlusse des Jahres 1909 waren in den Südseekolonien einschließlich Samoa 21 Postanstalten mit 4 Fachbeamten in Tätigkeit, 17 Poststellen wurden von Reichsbeamten oder Privatpersonen verwaltet. Der Postverkehr umfaßte bereits 1909 rund $^1/_2$ Million Briefpostsendungen aller Art, 51 000 Postanweisungen mit 1,8 Millionen Mark und 5000 Postpakete. An diesem Postverkehr ist hauptsächlich der Norddeutsche Lloyd mit seinen ostasiatischen, australischen und Südseelinien beteiligt.

Direkte telegraphische Verbindung bis Neu-Guinea ist noch nicht vorhanden. Telegramme finden bis Hongkong, Manila, Yap oder Sydney mittels Kabel und von diesen Plätzen ab mit Briefpost Beförderung. Geplant ist die Einrichtung von Telefunkenstationen in Yap (Kabelstation), Rabaul, Nauru und Apia. Zwischen Yap und Angaur besteht bereits eine solche Verbindung, die zur Zufriedenheit arbeitet. Dadurch würde der sehr wünschenswerte direkte Anschluß Neu-Guineas an das Kabelnetz der Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft erreicht werden.

Die erste deutsche Poststation in Finschhafen.
Links Staatssekretär des Reichspostamts Krätke, Exzellenz; 1888 Landeshauptmann von Neu-Guinea. Rechts Postrat Ewerlien.

Hygiene.

Von endemischen, mit dem Klima in Verbindung stehenden Krankheiten stehen die Geißeln der Tropen, Malaria und Dysenterie (rote Ruhr), auch in Deutsch-Neu-Guinea in erster Linie. Beide haben zeitweise, insbesondere unter Neuankömmlingen, zahlreiche Opfer gefordert. Von der Malaria, die infolge der fortschreitenden Kultivierung der Stationen, einer regelmäßigeren und zweckmäßigeren Chininnahme, sowie besseren Wohnungsverhältnissen seltener als früher in schweren Formen auftritt, bleiben auch Weiße nur ausnahmsweise ganz verschont. Sowohl im Archipel wie in Kaiser-Wilhelmsland ist man bemüht, durch Anstellung von Ärzten und Heilgehilfen, sowie durch Einrichtung von Krankenhäusern und zweckmäßigere Gestaltung der äußeren gesundheitlichen Verhältnisse die Krankheiten zu bekämpfen; man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hat damit nach und nach eine Verbesserung der Lage erreicht, immerhin bleibt auf diesem Gebiete noch viel zu tun übrig, namentlich für die eingeborene Bevölkerung, wenn deren Rückgang aufgehalten werden soll. Außer den erwähnten sind noch folgende Krankheiten hauptsächlich zu bekämpfen: Beriberi, Anchylostomiasis, Influenza, Tuberkulose, Pocken, Geschwüre und Hautkrankheiten.

Schiffahrt.

Die Verbindung des Schutzgebiets von Deutsch-Neu-Guinea mit der übrigen Welt wird durch Reichspostdampfer der Austral-Japan-Linie des Norddeutschen Lloyd hergestellt, die in vierwöchentlicher regelmäßiger Fahrt von Sydney—Rabaul—Friedrich-Wilhelmshafen—Yap—Manila—Hongkong—Kobe und zurück über diese Häfen wieder nach Sydney Anschluß an die Dampfer der Ostasiatischen Linie des Lloyd in Hongkong und der Austral-Linie in Sydney haben.

Seit dem 1. April 1909 besteht eine weitere, vom Norddeutschen Lloyd unterhaltene Schiffahrtslinie von Singapore via Batavia, Soerabaya, Amboina, Häfen Neu-Guineas bis Rabaul und über dieselben Hafenplätze zurück nach Singapore.

Auch der Lokalverkehr in den Gewässern Neu-Guineas wird durch Schiffe des Lloyd vermittelt.

Durch diese Schiffahrtsverbindungen sind die Beschaffung solcher Lebensmittel, die im Schutzgebiet selbst noch nicht erzeugt werden und daher aus Europa, Niederländisch-Indien, den Straits Settlements, China und Australien bezogen werden müssen, der Import anderer für die Entwicklung des Schutzgebiets notwendiger Waren, die Zuführung der aus dem Schutzgebiet stammenden Produkte auf den Weltmarkt, die Hin- und Herbeförderung der Personen gesichert. Außerdem betreiben noch die größeren Firmen eigene Binnenschiffahrt.

Missionswesen.

In Kaiser-Wilhelmsland wirken drei große Missionsgesellschaften: die Rheinische Missionsgesellschaft, die Neuendettelsauer Missionsgesellschaft (beide evangelisch) und die Gesellschaft des Göttlichen Wortes (katholisch),

im Bismarckarchipel zwei — die Australian Methodist Missionary Society (evangelisch) und die Genossenschaft der Missionare vom Heiligen Herzen Jesu (katholisch).

Die Rheinische Missionsgesellschaft

mit dem Hauptsitz in Bogadjim unterhält sechs Stationen und zwar: Bogadjim, Siar, Bongu, Ragetta, Roborob und Nuo, die im Jahre 1909 von sieben ordinierten Missionaren und drei Missionsbrüdern verwaltet wurden, und besitzt sechs Volksschulen, welche im Jahre 1908 von rund zweihundertachtzig Schülern regelmäßig besucht wurden.

Die Neuendettelsauer Missionsgesellschaft

hat im Laufe der Zeit 12 Hauptstationen und 18 Außenstationen errichtet, die von einem Missionspersonal von 60 Personen besetzt sind. Das europäische Personal setzte sich im Jahre 1908 zusammen aus: 22 Missionaren, 9 Laienbrüdern, 2 Pflegerinnen, 12 Missionarsfrauen und 15 Kindern. Die Mission unterhielt in demselben Jahre 12 Schulen mit 600 Schülern und 36 Gottesdienstlokale mit etwa 4500 regelmäßigen Gottesdienstbesuchern.

Die Katholische Mission vom Göttlichen Wort

hat sich in den Gegenden des Berlinhafens und des Potsdamhafens niedergelassen und unterhält sechs Stationen, nämlich: St. Anton auf der Alyinsel, St. Joseph auf der Insel Tumleo (Tamara), Regina Angelorum auf dem Festlande im Bukaudistrikt, Jud und Monumbo am Potsdamhafen und St. Michael am Alexishafen mit dem Sitze des apostolischen Präfekten. Das Personal besteht aus 24 Priestern, 20 Laienbrüdern und 29 Schwestern. Etwa 1000 Eingeborene besuchen den Gottesdienst, in 10 Schulen werden etwa 500 Kinder unterrichtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Wesleyanische Mission

übt ihre Tätigkeit nur im Archipel aus und besitzt die folgenden Stationen: Ulu, Kukukudu, Omo, Kabakada und Kalnana, welchen 185 Außenstationen unterstehen. Das Personal besteht aus 5 weißen Missionaren, einem Pflanzungsleiter, 10 Missionarinnen, und 158 fidjianischen, samoanischen und eingeborenen Missionsgehilfen. Von denselben werden 168 Dorfschulen, eine Bezirksschule und Seminar zur Ausbildung eingeborener Missionsgehilfen geleitet, die von 3000 Kindern und 2000 Erwachsenen besucht werden.

Die Wesleyanische Mission konnte im Jahre 1900 ihr Jubiläum der 25jährigen Tätigkeit im Archipel feiern. Von den weißen Missionaren wurde das Neue Testament in die Sprache der Neu-Pommern übersetzt.

Die Katholische Mission vom Heiligen Herzen Jesu

beschränkt sich in ihrer Missionstätigkeit gleichfalls auf den Archipel. Der Zentralstation Vuna Pope und 25 Hauptstationen sind 64 Nebenstationen angegliedert, die sich über alle Teile des Archipels verbreiten. Das Personal besteht aus einem Bischof, 27 Priestern, 40 Brüdern, 27 Schwestern, 54 eingeborenen Lehrern und eingeborenen Lehrerinnen. Fast alle Stationen haben Schulen, die stark besucht werden. Die Zahl der getauften Eingeborenen dürfte mit 15000 nicht zu hoch bemessen sein. Die Mission unterhält 70 Volkschulen mit 3500 Schülern, sowie 12 Waisenhäuser mit 450 Waisen.

III. Eingeborene Bevölkerung*).

Herkunft.

Die Eingeborenen Kaiser-Wilhelmslands und des Bismarckarchipels haben keine Gesamtbezeichnung für das Land, das sie bewohnen; sie benennen sich selbst nach ihren Wohnsitzen. Um eine Unterscheidung zwischen Eingeborenen der großen Insel Neu-Guinea — von Kaiser-Wilhelmsland — und der Inseln des Archipels zu gewinnen, ist es gebräuchlich geworden, die Bewohner Kaiser-Wilhelmslands mit dem Namen „Papuas" und die Bewohner des Archipels mit „Melanesier" zu bezeichnen. Es ist unentschieden, ob die Bevölkerung autochthon oder eingewandert ist, ob sie eine selbständige Rasse oder ein Mischvolk bildet. Der Papua ist im Durchschnitt von großer Figur und kräftigem Wuchse, kraushaarig am Kopfe und meist auch am Bart; Arme, Brust und Beine sind stellenweise behaart. Sein Wesen ist heiter, oft ausgelassen, aber auch zudringlich. Seine Körperbeschaffenheit wie sein Benehmen ähneln daher weder denen der Malaien noch der Polynesier. Auch mit dem Afrikaneger hat er wenig Gemeinsames. Dagegen findet sich, wie in Flora und Fauna, auch im Aussehen, den Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung Nordaustraliens und Neu-Guineas manche Übereinstimmung oder Ähnlichkeit. Es dürfte daher der Schluß zu ziehen sein, daß der Australneger nach Norden vorgedrungen, sich in Neu-Guinea festgesetzt und mit den von Westen und von Osten vordringenden Malaien beziehungsweise Polynesiern sich vermischt hat. Unter sich ist daher die Bevölkerung nicht homogen, vielmehr, selbst auf kurze Entfernung, durchaus verschieden. Jede größere staatliche Bildung fehlt. In der Gegend von Hatzfeldthafen und am oberen Augustafluß herrscht ein ausgesprochener semitischer Typus vor; die Leute an der Astrolabebai ähneln in ihrer Gesichtsbildung mehr den Javanern. Das Aussehen der Bewohner der zu Neu-Guinea zu rechnenden Mattyinsel erinnert an die malaiische Rasse. In der Hautfarbe sind sich die Eingeborenen der einzelnen Gegenden völlig ungleich; man findet Variationen vom dunkelsten Schwarzbraun bis zu der hellgelben Farbe; auch Albinos kommen vor.

*) Dr. Krieger, Neu-Guinea, Bibliothek der Länderkunde. Berichte der Missionare der Rheinischen und der Neuendettelsauer Mission.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bezüglich der Körperbildung zeigen die Bewohner der Küste von Kaiser-Wilhelmsland eine gewisse Übereinstimmung im Unterschiede zu den Bergbewohnern. Das Bergsteigen der letzteren schafft kräftigere Beinmuskeln und besser entwickelten Unterkörper. Die Bewegung des Ruderns dagegen läßt den Oberkörper erstarken. Gewöhnlich ist die Frau etwas kleiner und zierlicher im äußeren Habitus, aber sonst vom Manne nicht auffallend verschieden.

Kleidung.

Die Kleidung ist von primitiver Einfachheit und geht nirgends über eine Bedeckung der Hüftengegend hinaus. Sehr ausgebildet ist die Neigung, den Körper mit Armbändern, Fußringen, Nasenpflöcken, Tierzähnen, Blumen, Farben, Kämmen usw. zu schmücken. Wie bei allen Naturvölkern leisten darin die Männer mehr als die Frauen. In einzelnen Gegenden gehen die Bewohner noch völlig unbekleidet, in den meisten tragen aber die Männer einen Schurz aus weichgeschlagener Baumrinde, die Weiber und Knaben Bastschürzen. Der Rindenschurz, der oft sehr hübsch in Schwarz, Weiß oder Rot gemustert ist, wird mehrmals um den Leib geschlungen und dann zwischen den Beinen durchgezogen.

Die Schürze der Frau reicht gewöhnlich bis auf die Knie herab, sie ist oft gefärbt und mit Muscheln verziert. In manchen Gegenden werden mehrere Schürzen übereinander getragen. Das Haar wird von den Weibern kurz gehalten und wenig gepflegt; das Tragen von Kopfbedeckungen ist bei ihnen mit Ausnahme am Huongolf, wo der Kopf mit einer kleinen Kappe bedeckt wird, unbekannt. Der sonstige Frauenschmuck besteht aus Hundezähnen, aus Halsketten von roten Samenkernen, aus Muscheln und allerlei Flechtwerk.

Mehr Pflege verwenden die Männer auf ihr Äußeres, insbesondere aber auf die des Haares. Es wird meist zu einer Perücke aufgebauscht und mit Blumen, Kakadu-, Kasuar-, Hühner- oder Paradiesvogelfedern geschmückt. Häufig wird es mit Kalk — seltener mit gefärbter Erde — bepudert. Als Kopfbedeckung dienen da und dort Röhren aus Pandannsblättern, Kopfbänder aus geschorenen Kasuarfedern oder Kuskusfell, Zylinderhüte aus Baumrinde, und aus Menschenhaar geflochtene Mützen. Auch die Nase, die Arme, die Brust, der Leib und die Beine werden geschmückt. Als vornehmster Schmuck gilt das Tragen von Eberhauern an der Nase, den sich nur die wohlhabenderen Eingeborenen leisten können; die minder Bemittelten tragen Keile aus der Tridacnamuschel, die Ärmeren Holzpflöcke. Zu den übrigen Schmucken werden Perlmutterschalen, Schildpatt, Muscheln, rote, graue und schwarze Fruchtkerne, Hundezähne, Kaurimuscheln verwandt. Erwähnenswert ist die Sitte des Tragens von Beuteln, die von Männern wie Weibern selten abgelegt werden. Sie werden von den Frauen meist an einem Kopfbande befestigt, von den Männern dagegen unter dem Arm getragen und dürften, was ihren Gebrauch anlangt, etwa unserer Hosentasche entsprechen, da auch die Papuas ihre Gegenstände zum Handgebrauch darin tragen. Ein solcher Beutel enthält oft: eine Kalebasse mit Kalk (Betelkauen), ein Messer, eine Bogensehne, Betelnüsse, Tabak, Pfeffer und Färbemittel, kurz die unentbehrlichsten Gerätschaften.

Stammesverbände und Sprachen.

Größere staatliche Bildungen fehlen. Anderseits kommen einzeln lebende Individuen oder Familien selten vor, meist sind letztere in Ansiedlungen, die man etwa Dörfer nennen kann, vereinigt. Als eine Folge dieser Zersplitterung in kleine Gemeinwesen ist die Verschiedenheit der Sprache anzusehen. Sie erstreckt sich nicht bloß auf die Bewohner der Küste und der Berge, sondern untereinander selbst. Dr. Hollrung berichtet, daß ein Sprachbezirk im Durchschnitt nicht über 15 km Küstenlänge reicht und daß nach dem Innern zu die Ausdehnung noch viel geringer sei. Von vier Dörfern an der Astrolabebai, die in höchstens zweieinhalb Stunden nacheinander zu erreichen sind, besitzt ein jedes einen eigenen Dialekt; ebenso herrscht zwischen Junohuk und Kap Croisilles fast in jedem Dorf eine andere Sprache. Diese Vielsprachigkeit erschwert außerordentlich die Verständigung und damit das Vordringen in das Innere. Sie erschwert aber anderseits die Bildung von Verbindungen der Eingeborenen unter sich, die sich gegen die Weißen richten und ihnen gefährlich werden könnten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter diesen Verhältnissen ist eine Zählung der eingeborenen Bevölkerung bis jetzt nur im Archipel und auch da nur bei einzelnen, besonders kultivierten Stämmen möglich gewesen. Im allgemeinen darf man aber nach den bisherigen Erforschungen das Land in seinem überwiegend größeren Teile als dünn bevölkert ansehen. Als Ursache ist wohl neben größerer Sterblichkeit die Abtreibung der Leibesfrucht und der Kindermord zu betrachten; in vielen Gegenden übersteigt daher die Zahl der Todesfälle die der Geburten. Nach den Wahrnehmungen des Dr. Lauterbach und des Gouverneurs Dr. Hahl scheinen einzelne Teile im Innern Kaiser-Wilhelmslands, insbesondere im Ramu- und Augustaflußgebiet, dichtere und wachsende Bevölkerung zu haben, auch die Gegenden von Berlin- und Dallmannhafen dürften aller Wahrscheinlichkeit nach dichter bevölkert sein.

Wohnungen.

In den Küstendörfern pflegt jede Familie ein Haus oder eine Hütte ausschließlich zu bewohnen, dagegen herrscht am oberen Augustafluß die Sitte, daß mehrere Familien in einem Hause zusammenleben. In manchen Gegenden, z. B. bei Berlinhafen, wohnen die unverheirateten Männer in einem „Junggesellen"-Haus, das sich durch Höhe und Umfang auszeichnet. Häufig sind die Häuser von sehr primitiver Bauart und gestatten dem ausgewachsenen Menschen nicht, in ihrem Innern aufrecht zu gehen. Wie überall so findet sich auch in Neu-Guinea bei besseren Wohngelegenheiten eine vorgeschrittenere Kultur vor; schlechte Wohnungen lassen umgekehrt auf Menschen niedriger oder niedrigster Kultur schließen.

Im allgemeinen lassen die auf ebener Erde meist primitiv erbauten Hütten auf den niederen, die kunstvolleren Pfahlbauten auf den höheren Kulturzustand schließen. Erstere, aus Buschmaterial hergestellt, umschließen einen einfachen, nicht besonders geräumigen Wohnraum und haben ein stumpfwinkliges Dach, das bis zum Boden reicht. Durch eine schmale Tür kriecht man in das Innere, das meist sauber gehalten ist. Das Dach ist mit Alang-Alang oder Palmblättern gedeckt. Im Inneren sind Matten oder eine Streu ausgelegt. In der Mitte befindet sich die Feuerstelle, die, da man die Kunst des Feuermachens noch nicht überall kennt, mehr zur Unterhaltung des Feuers als zum Kochen dient. Gekocht wird meist auf dem Dorfplatze. Bei den kunstvolleren Bauten ruht das Gerüst auf starken Pfählen, die Wände bestehen aus durch Stangen gestütztem Flechtwerk von Blättern der Kokospalme. Ein Baumstamm dient als Aufstieg zu der in das Innere führenden Tür, das aus Bodenraum und häufig noch einem Giebelraum besteht.

An den Seiten stehen Bänke aus Bambus, die mit Matten belegt sind und die bei Nacht als Bett, bei Tag als Tisch, um Geräte darauf zu stellen, dienen. Nach den Aufzeichnungen des Dr. Lauterbach schläft man am Ramu in Schlafsäcken, die wie eine Hängematte in der Hütte aufgemacht sind. Zum Schlafen selbst bedient man sich in manchen Gegenden der reich geschnitzten Kopfstützen.

Eine besondere Eigentümlichkeit Kaiser-Wilhelmslands bilden die in der Gegend von Finschhafen und vom Huongolf vorkommenden Baumhäuser. Manche Eingeborene dieser Gegenden haben eine Zufluchtstätte — eine wie üblich gebaute Hütte — in der Krone eines Baumes aufgeschlagen, die sie bei Feindesgefahr aufsuchen.

Geräte.

An Hausgerät findet man in den Hütten vor: Holzschüsseln und Tongeschirre aller Art und Größe, die meist zur Aufbewahrung der vegetarischen Lebensmittel, wie Sago, dienen. Als ein unentbehrliches Gerät wird die Steinaxt angesehen, die heute noch überall da zur Herstellung von Holzgeräten, Kanus, zum Häuserbau und als Waffe benutzt wird, wo noch kein Verkehr mit Europäern ist. Sie besteht aus einem hölzernen Stiel in der Form eines stark gebogenen Knies, dessen längere Seite den Axtstiel bildet. In die kürzere wird die Klinge der Axt, ein der Form unserer Axte ähnlicher harter, so scharf wie möglich abgeschliffener Stein, eingelassen und kunstvoll mittels eigenartigen Geflechts von Rotang oder einem anderen Bindemittel befestigt. In der Art der Befestigung und dem Aussehen der Axte herrscht übrigens eine nicht unbedeutende Mannigfaltigkeit.

Ein nicht unwichtiges Gerät ist der Sagoklopfer, der zum Zerkleinern des Sagos dient. Ferner sind noch zu nennen: kleinere Löffel, meist aus Kokosnußschale, größere aus Holz geschnitzt, Siebe aus dem Gewebe der Kokosnuß, Messer aus Kasuarknochen oder Bambusrohr, nicht selten aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Menschenknochen gefertigt, Raspeln aus Rochenfischhaut, Feilen aus Koralle, Schaber aus Perlmutterschale und Mörser aus Holz.

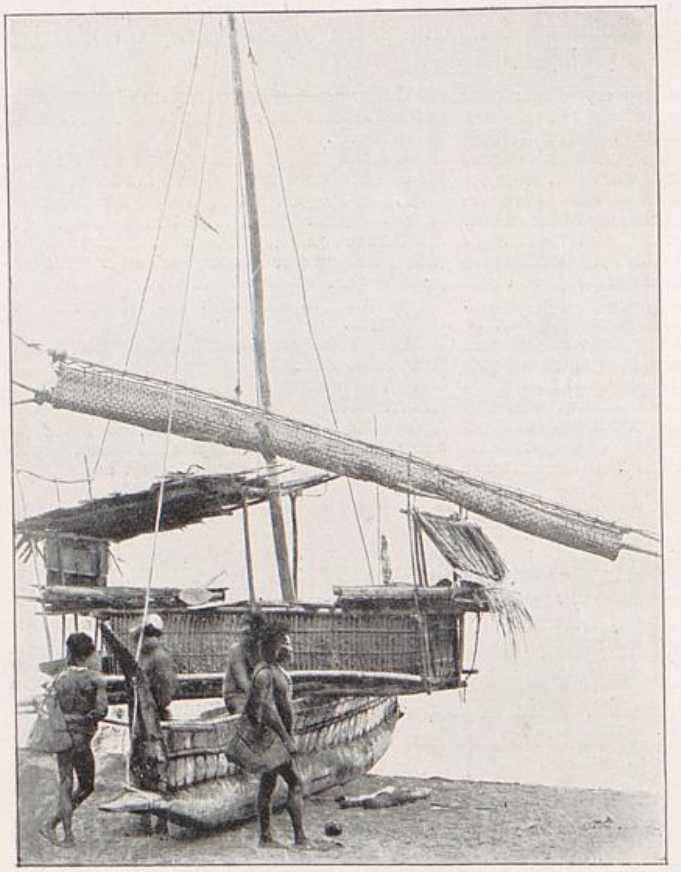
Fast alle Geräte zeugen von sorgsamer Arbeit und sind mit Schnitzereien versehen — menschlichen Typen, Ornamenten (Zickzacklinien), Krokodilen oder Eidechsen usw. Dabei ist die Kunstfertigkeit zu bewundern, zu welcher der Eingeborene in jeder Art seiner Beschäftigung, der er nur mit einem mehr als primitiven Werkzeug nachgehen kann, gelangt ist.

So werden aus Schildpatt (Panzer der Schildkröte) in kunstvoller Weise Ringe und Armreife mittels eines Drehbohrers aus Muschelschale und eines kleinen glühenden Holzscheites angefertigt.

Eine große Kunstfertigkeit wird in der Anfertigung von Schiffen (Kanus) und Schiffsmodellen und insbesondere der bekannten Tanzmasken entwickelt. Der Zweck, dem die letzteren dienen, geht aus dem Namen hervor. Sie sind aus weichem Holz geschnitzt und meist in mehreren Farben bemalt. In den verschiedenen Gegenden herrscht ein großer Unterschied in ihrer Art und Form. In der Gegend des Berlinhafens z. B. sind sie einfacherer Form, ein Gesicht mit weit hervorragender spitzer Nase darstellend, in gelblicher Bemalung. Die Masken der Gegenden von Finschhafen und im Archipel von Neu-Mecklenburg sind kunstvoller und aus kaum zählbaren, geschickt bemalten Teilen und Teilchen geschnitzt.

Schiffsbau.

Das Kanu des Eingeborenen ist ein Schiffchen, das durch Aushöhlung eines mehr oder minder starken und großen Baumstammes hergestellt wird (Steinaxt). Sie sind in ihrer Bauart und Ausrüstung verschieden, je nach der Kunstfertigkeit ihrer Erbauer und nach dem Zwecke, dem sie dienen sollen. Die Fahrt auf dem Meere stellt andere Anforderungen an ein Fahrzeug als die Fahrt auf dem Flusse. In der Regel wird zur Flußfahrt eine einfachere Konstruktion als zur Meerfahrt verwendet. Die größeren Fahrzeuge, insbesondere die, welche zur Fahrt auf dem Meere bestimmt sind, haben eine Länge von 7 bis 13 m, oft vorn und hinten einen Schnabelaufsatz, einen großen Aufbau in der Mitte, der einer Plattform ähnlich ist. Um das Umkippen des Fahrzeugs zu verhindern und dem Druck des Windes zu begegnen, ist auf einer Seite der sogenannte Aus-



Ein Kanu der Eingeborenen von Siar im Prinz-Heinrichshafen.

leger angebracht, meist ein an langen Stangen befestigter, parallel mit dem Kanu im Wasser laufender Balken, dem nicht selten die Gestalt eines kleinen, nicht ausgehöhlten Kanus gegeben ist.

Über der Plattform erhebt sich häufig noch ein kleiner Aufbau, der als Laderaum und zur Unterbringung der Waffen und des Feuerbehälters benützt wird. Als solchen bedient man sich eines Topfes mit einigen glimmenden Kohlen. Im Segelkanu sind ein Mast, höchstens aber zwei Masten angebracht, die je ein einfaches viereckiges Mattensegel führen. Das Tauwerk ist aus Faserbast geflochten; als Anker dient ein schwerer Stein. Die Ruder sind meist mit schönen Schnitzereien versehen und bei den Flußkanus von einer schmalen Form und einer Länge, die abwechselnd Rudern oder Staken — je nach Bedarf — gestatten. Über die Zahl der Leute, welche solche Kanus zu fassen imstande sind, sind die Wahrnehmungen verschieden, doch dürfte mit den Zahlen 25 bis 30 das Höchstmaß angegeben sein. Es handelt sich in Neu-Guinea, da der Schiffsbau mittels Planken völlig unbekannt ist, nur um Schiffe aus ausgehöhlten Baumstämmen, deren Größe durch die Dimensionen der im Lande auffindbaren Baumstämme und der Lenkbarkeit des unbeholfenen, schweren Schiffsrumpfes bestimmt wird.

Mann aus Angail, Gegend des Berlinhafens, Armringe anfertigend.

Kunstfertigkeiten und Gewerbe.

In Deutsch-Neu-Guinea ist das Zuschleifen von Muscheln nicht unbekannt. Die auf den Taschen und Täschchen, den Armbändern und den Brustschmucken angebrachten Muschelperlen werden aus einer kleinen, konisch geformten Meeresschnecke verfertigt; sie sind meist vortrefflich geschliffen. In der Gegend von Berlinhafen werden — aus der Tridacnamuschel — zierliche Armreifen verfertigt. Das zeitraubende Anfertigen des „Divarra"-Geldes im Archipel ist bekannt. Das Kaiserliche Gouvernement hat neuerdings auf dem Wege der Verordnung die Annahme von Divarra als Zahlungsmittel untersagt und damit die Fabrikation von Divarra unterbunden.

Auf einer hohen Stufe steht im ganzen Schutzgebiet die Anfertigung von Flechtarbeiten aller Art — mit und ohne Verzierung: Fischnetze, Fischleinen, Tragnetze, Körbe, Taschen u. a. m. Auch die Gerberei ist nicht unbekannt. Interessant ist die Anfertigung der Hüftentücher mittels derselben. Nach dem in Leiden erscheinenden Internationalen Archiv geht diese Arbeit bei den Kaileuten folgendermaßen vor sich: Der sie verrichtende Eingeborene nimmt ein zurechtgeschnittenes Stück Holz des Stammes eines Kaobobaumes, wärmt es im Feuer, bis es angekohlt ist, schabt hierauf die dünne Rinde ab und schält die zum Vorschein kommende Baftschicht ab, die mit einem Klopfer weich und zu einem Tuche zusammengeklopft wird. Dieses Tuch wird mehrmals über ein Stück Holz geschlungen und wiederholt mit dem Klopfer geklopft, bis es so dehnbar geworden ist, daß es seinen Zweck erfüllen kann. Höchst originell ist seine Färberei. Der betreffende Mann nimmt ein Stück einer farbhaltigen Rinde in den Mund, kaut dieselbe so lange, bis er glaubt, genug Farbe im Speichel aufgenommen zu haben. Dann zieht er das Tuch mehrmals durch den Mund, welches dadurch streifenartig gefärbt wird.

In hoher Blüte steht die Töpferei namentlich auf der Insel Bili-Bili (nahe der Astrolabebai), die daselbst vornehmlich von den Frauen betrieben wird. Obgleich Modelle, Formen oder dergleichen völlig unbekannt sind, verfertigen die Bili-Bililente aus mit den Händen geknetetem Ton Töpfe von schönem, regelmäßigem Aussehen, welche sie längs der Küste von Kaiser-Wilhelmsland absetzen.

Jagd und Fischfang.

Die Fischerei wird überall, wo es Fische gibt, zu Nahrungs- und Sportzwecken betrieben. Als Geräte dienen Fischreusen, Angelhaken nebst Angel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schnüren und Netze. Doch werden die Fische auch gespeert oder mit dem Pfeil erlegt. Die Angelhaken werden aus der Tridacnamuschel oder Schildpatt verfertigt, die Schnüre selbst geflochten. Neuerdings verdrängen jedoch die europäischen Fischhaken und Schnüre, die einen großen Handelsartikel bilden, das ursprüngliche Gerät. Das Geschick der Leute im Fischspeeren ist groß: wenn sie auf der Lauer liegend einen Fisch erspähen, so entgeht er selten seinem Schicksal; gewandt wird der Speer nach ihm geschleudert und mit Jubelgeschrei stürzt der Fischer dem Speere in das nasse Element nach und bringt die Beute sicher an das Ufer. Auch die häufig vorkommenden Krokodile werden, wenngleich seltener, gejagt; ihr Fleisch wird gern gegessen.

Die Jagd ist nicht besonders ergiebig, da es nur wenige kleine Säugetiere gibt und die Vogelwelt zwar zahlreich, ihr aber mit Pfeil und Bogen nur schwer beizukommen ist. Wo sie aber ausgeübt wird, da wird auch ein besonderes Raffinement durch Legen von Schlingen, Fallgruben usw. angewendet. Zu bewundern ist dabei die Geduld und Ausdauer der Leute.

Landwirtschaft.

Wenngleich noch in den vom Einfluß der Europäer unberührten Gebieten gänzlich im Steinzeitalter lebend, steht bei den Eingeborenen Kaiser-Wilhelmslands wie des Archipels die Bebauung des Bodens auf vorgeschrittener Stufe. Dr. Lauterbach, der als Botaniker darüber besondere Beobachtungen in verschiedenen Teilen des Landes angestellt hat, hat seine Erfahrungen im „Tropenpflanzer" niedergelegt. Danach wählt der Eingeborene mit Vorliebe in dem ursprünglich mit Wald bestandenen Lande ziemlich steile Hänge oder auf ebenem Boden mit jungem Wald (Stangenholz) bestockte Strecken zur Anlage seiner Plantagen aus, da diese seinen primitiven Werkzeugen weniger Hindernisse bieten. Mit der Steinaxt werden die Bäume in etwa 1 m Höhe abgehauen, das schwächere Gestrüpp und Unterholz gänzlich entfernt, auf Haufen geschichtet und aus den geraden Stangen, dem Gestrüpp, sowie aus Zuckerrohr und anderen, rasch Wurzel fassenden, lebenden Pflanzen ein Zaun errichtet, der die Schweine abhält. Zugangsöffnungen fehlen; man gelangt in die Plantage durch Übersteigen des Zaunes. Gegen Ende der Trockenzeit wird das unterdessen dürr gewordene Holz und Reisig angezündet. Allenthalben sieht man dann mächtige Rauchwolken emporsteigen, bei Nacht ausgedehnten Feuerschein. Durch das Feuer werden die etwa vorhandenen starken Bäume, die bereits durch tiefes Ringeln dem Absterben nahe gebracht sind, vollends getötet, der Boden aufgeschlossen und mit der Asche gedüngt. Während die bisher beschriebenen Arbeiten von den Männern ausgeführt werden, haben die Weiber mit zugespitzten Stöcken den Boden umgewühlt und soweit möglich von Wurzeln gesäubert. Nun werden die betreffenden Landesfrüchte in bestimmten Abständen gepflanzt, als da sind: Bananen (Kochbanane — Musa paradisiaca L. —, die eßbare Banane — M. sapientum L.), Taros (Colocasia antiquorum Schott), Yams in verschiedenen Arten, Bataten, Zuckerrohr, einige Gemüse- und Gewürzarten.

Die Bananen sind in einer großen Anzahl von Spielarten überall verbreitet. Sie gedeihen bis zu einer Höhe von 1000 m und bilden ein Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen. Die wohlschmeckendsten Arten werden auch von den Europäern kultiviert. Ihre Anpflanzung geschieht in Abständen von 3 bis 5 m. Dazwischen werden in etwa 1 m Abstand Brutknöllchen von

Taro gesteckt, die nach dem Regen mit großer Geschwindigkeit emporschießen. Bereits nach zwei Monaten sind die ersten Knollen genießbar; ausgewachsen mit einem Knollendurchmesser von 10 bis 15 cm sind sie nach fünf bis sechs Monaten. Die Größe und vor allem die Zartheit des Fleisches der Frucht hängt, außer von der Feuchtigkeit und der Güte des Bodens, von der mehr oder minder sorgfältigen Bearbeitung ab. Die Weiber sind daher eifrig damit beschäftigt, den Boden zwischen den Pflanzen

Naturaufnahme von Hans Schmidt, Charlottenburg.

Ein Mann vom Stamme der Jabims.

Junge Kokospalmenpflanzung der Neu-Guinea-Compagnie in Stephansort.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rein von Unkraut und locker zu halten, so daß eine solche Pflanzung durch ihre Sauberkeit auffällt. Der Taro bildet während der Regenzeit bis in die erste Hälfte der Trockenzeit das wichtigste Nahrungsmittel der Eingeborenen. Auch dem Europäer bietet er bei richtiger Zubereitung (in der Asche geröstet) eine gute, bekömmliche Speise. Sein hoher Protëin- und Fettgehalt machen ihn der Kartoffel, die in den Tropen minderwertig und wässerig ist, weit überlegen. Der Taro wird frisch aus der Erde heraus verspeist; durch Aufbewahren verliert er an Qualität.

Die Yamswurzel wird meist für sich allein auf ebenem, tiefgrundigem Boden von etwas sandiger Beschaffenheit in Abständen von etwa 1 bis 2 m gebaut. Den hervorwachsenden Schößlingen wird eine 3 bis 4 m lange Stange, deren oberes Ende häufig doppelt gespalten und auseinander gebogen ist, beigesteckt, welche durch die Pflanze rasch mit einem dichten Rankengewirr bekleidet wird. Nach einigen Monaten reifen die ersten Knollen. Mehrjährig kultivierte Pflanzen entwickeln Knollen von riesigen Dimensionen — nach Kärnbach bis zu 40 kg Schwere. Die Yamswurzel bildet die Nahrung während der Trockenzeit bis zur Taroernte, sowie durch ihre Mehrjährigkeit eine Reserve für Zeiten der Not und von Mißernten. Sie läßt sich auch — im Gegensatz zum Taro — ohne zu verlieren längere Zeit aufbewahren. An Nährwert steht sie dem Taro weit nach und etwa der Kartoffel gleich.

Bataten hat Dr. Lauterbach einheimisch am Ramufluß gefunden und zwar in einer weißfleischigen Abart. Eine rotfleischige Art wird von den Europäern an der Küste kultiviert; sie hat bei den benachbarten Eingeborenen nur wenig Eingang gefunden. Im Innern Kaiser-Wilhelmslands ist sie nicht bekannt.

Zuckerrohr wird in den Taroplantagen in Büschen gebaut. Es dient als Genuß- und Erfrischungsmittel und wird von alt und jung mit Vorliebe gekaut. Eine zweite Art wird ihrer unreifen Blütenstände wegen, die am Feuer geröstet gern gegessen werden, allenthalben angebaut.

Gemüse und Gewürz werden beinahe auf jeder Plantage angetroffen. Es ist dies meist eine Spinatart, die als Gemüse, ebenso wie die Taroblätter, die ähnlichen Geschmack besitzen, hochgeschätzt ist. Ein beliebtes, viel kultiviertes Gewürz ist der Ingwer. Auch

Zierpflanzen fehlen den Plantagen nicht, die ähnlich wie in den Gärtchen unserer Bauern angepflanzt werden.

Nach Aberntung des Taros wird auf die stehengebliebenen Bananen noch einige Sorgfalt verwandt. Nach neun Monaten reifen die ersten Bananenfrüchte, während die um den Mutterstamm emporsprossenden Schößlinge im folgenden Jahre Frucht bringen. Auch diese werden noch geerntet, doch hat sich unterdessen das Land mit Gras und jungem Busch überzogen, der schnell emporwachsend die Bananen erstickt.

Jedes Jahr klären die Einwohner einen neuen Platz, kehren jedoch häufig nach etwa 8 bis 10 Jahren auf denselben Fleck zurück, der inzwischen bereits wieder mit Bäumen von 8 bis 10 cm Durchmesser sich bedeckt hat. Daher braucht jedes Dorf eine ziemlich umfangreiche Kulturfläche, die meist nicht in der unmittelbaren Nähe des Dorfes zu finden ist. Daraus ist zu ersehen, daß die Kulturarbeit keine leichte und die allgemein vorherrschende Ansicht vom Schlaraffenleben der Eingeborenen, wenigstens was die Frauen anlangt, denen der Löwenanteil an der Arbeit zufällt, keine begründete ist. Der Meinung, daß die Überbürdung der Frauen wohl einer der Hauptgründe für die schwache Vermehrung und hieraus folgende dünne Bevölkerung ist, ist nach der Ansicht des Dr. Lauterbach beizupflichten, wozu freilich noch der Kindermord hinzuzuzählen ist. Die Erleichterung des Loses der Frauen würde die Vermehrung einer Rasse befördern, die wohl befähigt ist, die ungeheuren Flächen fruchtbaren Landes der Kultur zu erschließen.

In unmittelbarer Nähe ihrer Hütten, außerhalb der Plantagen, pflanzen die Eingeborenen allerhand nützliche Pflanzen, wovon die wichtigsten die Kokospalme und der Bambus sind. Leider geschieht die Anpflanzung der Kokospalme ohne bestimmte Ordnung und in viel zu nahen Abständen — 2 bis 5 m —, was dem Gedeihen hinderlich ist. Das ist der Grund, warum Eingeborenen-Plantagen bezüglich ihrer Erzeugnisse weit hinter den von erfahrenen Pflanzern angelegten zurückstehen. Nur an der Küste, den Inseln, insbesondere den Inseln des Archipels, und am Unterlaufe der großen Ströme, wie dem Kaiserin Augustastrom, dem Ramufluß finden sich ausgedehnte Kokospalmenbestände, die wohl nur zum kleineren Teil dem Menschen ihr Entstehen zu verdanken haben. Nach dem Innern nimmt ihre Zahl stetig ab, so daß bei einem Dorfe im Innern nur eine geringe Zahl von Palmen zu finden ist. Auch die Größe der Nüsse nimmt nach dem Innern zu ab, da zum Gedeihen der Palme Seeluft erforderlich ist.

Die Kokospalme darf als der wichtigste Faktor für das Leben des Eingeborenen angesehen werden; sie nährt ihn und tränkt ihn mit ihrer Frucht, liefert ihm das Holz zu seinem Haus, seinem Kanu und zu vielerlei Geräten, deckt mit ihren Blättern das Dach seiner Hütte, gibt ihm zu deren Auskleidung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Matten, kleidet ihn mit dem Bast ihrer Rinde und läßt ihn ihr Fasergewebe zu allerhand Arbeiten verwerten. Endlich liefert sie ihm — an der Küste und auf den Inseln — die vielbegehrte Kopra, die er dem weißen Manne zum Eintausch in die Genuß- und Kulturmittel der Zivilisation entgegenbringt.

Der Bambus ist gleichfalls ein steter Begleiter der Dörfer, der mit 5 bis 10 cm starken Halmen emporwuchert. Er findet zu den verschiedensten Zwecken Verwendung.

Tabak wird teils im Dorf, teils in den Plantagen fast überall gebaut und in Form von Zigaretten geraucht.

Weiter findet man in den Dörfern oder in der Nähe derselben die

Betelnuß, deren Früchte im Verein mit Blättern und Blütenständen von Betelpfeffer überall als Erfrischungsmittel gekaut werden, ferner

den Brotfruchtbaum, die Mango, und verschiedene Feigenarten.

Wie aus dem Geschilderten ersichtlich, gebietet der Eingeborene über eine ziemliche Anzahl von Nutzpflanzen. Mit seinen Werkzeugen und seinem Kulturverfahren ist er jedoch kaum imstande, durch Landbau allein für sich und die Seinigen den Lebensunterhalt derart zu erwerben, daß er gänzlich vom Mangel befreit wird oder daß er gar zu einem Überfluß gelangen könnte, der ihm die Abgabe von seinen Produkten gestattete. Hier muß der Europäer Wandlung bringen. Mit der Einführung des Eisens und dem allgemeinen Gebrauch eiserner Werkzeuge wachsen die Plantagen und mehren sich die Häuser. In dem dem Einflusse des weißen Mannes am längsten und intensivsten ausgesetzten Teil des Schutzgebiets, nämlich auf der Gazellehalbinsel (Neu-Pommern, Bismarckarchipel) ist der früher dem Kannibalismus huldigende Eingeborene bereits in der Lage, von dem Überfluß seiner Plantagen einen nicht unbedeutenden Teil an die Ansiedler daselbst abzugeben, er hat sogar schon begonnen, systematisch Kokosplantagen anzulegen. Hoffentlich wird sich auch die Papuarasse den neuen Lebensbedingungen anbequemen, um so dem Schicksal des Verfalls, das so viele stammverwandte Rassen der Südsee dem unvermeidlichen Untergang entgegentreibt, zu entgehen.

Familien- und Rechtsverhältnisse.

Über die Familien- und die Rechtsverhältnisse der Papuas insbesondere des Stammes der Jabims (Gegend von Finschhafen) gibt der Missionar der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft, Herr Konrad Vetter, auf Grund langjähriger Erfahrungen interessante Aufschlüsse*), die ein übersichtliches Bild des papuanischen Lebens veranschaulichen.

Politische Zustände.

Wie schon erwähnt, existieren in Neu-Guinea keine staatlichen Verbände. Es ist weder ein Herrscher oder eine sonstige Obrigkeit noch sind Untertanen zu finden; Rangstufen nach Geburt oder Verdienst oder Berufstände gibt es nicht — es gibt nur einen engeren Verband und das ist die Familie. Einige Familien — meist gleicher Abstammung — bilden eine Dorfgemeinde.

In jedem Dorfe gibt es einen oder mehrere Häuptlinge, je nachdem das Dorf ein einheitliches oder zusammengesetztes ist. Die Macht eines Häuptlings ist eine nur geringe. Er kann nicht über die Leute seines Dorfes oder ihre Güter verfügen, trägt kein Abzeichen seiner Würde, lebt und wohnt nicht besser als die anderen Stammesgenossen. Aber er ist der primus inter pares, der Vertreter des Dorfes nach außen. Je größer sein Anhang, desto größer sein Ansehen, sein Wort ist alsdann tonangebend und ohne seinen Willen wird kein Verhexter totgeschlagen.

Dagegen erwartet man von ihm, daß er bei festlichen Gelegenheiten „etwas drauf gehen" läßt und beim Austeilen der Speisen beim Festschmause, sowie dem Verteilen von Geschenken allen reichlich gibt und sich dadurch das Lob der Freigebigkeit und der Anspruchlosigkeit erwirbt. Geiz gilt als Schimpf. Beim Ableben eines Häuptlings folgt der Sohn in der Würde; ist keiner vorhanden oder der Vorhandene minderjährig, so geht die Häuptlingschaft auf einen Bruder oder Neffen über.

Das Land gehört den einzelnen Dorfschaften oder genauer, wie aus dem später erläuterten Erbrecht zu ersehen ist, denen, die durch ihre Mütter in dem betreffenden Dorf beheimatet sind,

*) Jahrgang 1897 der von der Neu-Guinea-Compagnie herausgegebenen Nachrichten für Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarckarchipel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der einzelne besitzt also kein spezielles Besitzrecht auf Land, und selbst verwandtschaftliche Verhältnisse sind zuweilen nicht so verpflichtend wie der Dorfverband; die Dorfgenossen stehen treu zusammen. Ein Unterschied zwischen reich und arm existiert nicht, ein Gegensatz verschiedener Stände ist nicht vorhanden; nie hat einer Überfluß, während ein anderer Dorfgenosse darbt. In der Sprache gibt es daher weder ein Wort für arm noch eines für reich. Es mag der eine durch sein kluges Wort im Rate, durch seine Gewandtheit im Verkehr und Handel, durch seine Tüchtigkeit als Krieger mehr Ansehen genießen als der andere, aber allein seinen Besitz genießen kann er nicht. Der größte Ruhm besteht in der Selbstentsagung, in dem Bewußtsein, die Genossen zufrieden gestellt und sich selbst mit Geringerem begnügt zu haben. Erlegt z. B. der Jäger ein Schwein, so darf er es weder selbst essen, noch zu seinem Vorteil verkaufen, es wird gemeinschaftlich gegessen oder verwertet. Allerdings wird bei diesen äußerlich rein kommunistischen Verhältnissen von dem einzelnen Individuum wohl nicht aus dem Auge gelassen werden, daß bei anderer Gelegenheit mehr oder weniger ein Ausgleich stattfindet und daß bei demjenigen, der gegen die kommunistische Sitte verstößt, die Verhexung, vor welchem Aberglauben sich alle beugen, hervorgerufen würde.

Eberhauer gelten im Kaiser-Wilhelmsland als die höchsten Wertstücke. Der gesamte Vorrat davon wird meist als Gemeingut angesehen; einen Eberzahn zu zerbrechen, ist ein Vergehen am Gemeindevermögen und dem Eigentümer würde vor Verhexung bange sein.

Dieser krasse Kommunismus ist natürlich ein unüberwindliches Hindernis allen Aufschwungs und jedes Strebens. Niemand hat die Nutznießung des Erworbenen, vielmehr jeder die Verpflichtung auszuteilen, um dem Vorwurfe des Geizes und der Gefahr, verhext zu werden, zu entgehen. Wozu also Güter sammeln und Kraft und Intelligenz auf deren Erwerb zu verwenden, da sie ja doch in unzählige Hände übergehen würden! Dies darf man wohl auch als Grund ansehen, warum Fischfang und Jagd mehr zum Sport als zum Lebensunterhalt ausgeübt werden.

Wenn es bei dieser Lebensanschauung dennoch gelungen ist, in einigen Gegenden Kaiser-Wilhelmslands die Leute zur Arbeit zu bewegen, so dürfte dabei die Anschauung, daß auch der Segen der Arbeit zum größten Teile der Kommune zugute kommt, von besonderer Bedeutung gewesen sein.

Verpflichtet sich ein junger Eingeborener zur Plantagenarbeit, so fällt nicht allein das als Handgeld gegebene Geschenk an die betreffende Dorfgemeinde, sondern nach Rückkehr des Arbeiters in seine Heimat auch alles das, was er durch seiner Hände Arbeit bei den Weißen erworben hat. Über alle größeren Ausgaben, die sich sittengemäß jeweils nur auf einige verteilen können, sowie über sonstige allgemeine Angelegenheiten, beraten zuerst die Männer, die zu dem Zwecke im Dorfhaus (Rathaus) zusammenkommen. Dabei geht es ruhig zu. Man kaut Betel und raucht. Das Wort kann jeder ergreifen. Die Ehrfurcht vor dem Hergebrachten läßt einen Streit zwischen dem Häuptling und seinen Leuten kaum aufkommen. Frauen sind niemals zugelassen, haben überhaupt keinen Einfluß auf das öffentliche Leben.

So lebt jeder Stamm oder richtiger gesagt jedes Stämmchen für sich und aus gegenseitiger abergläubischer Furcht derart voneinander abgeschlossen, daß ohne Zweck und ohne besondere Abmachung niemals eine Zusammenkunft verschiedener Stämme erfolgt. Wanderer sind daher eine beinahe gänzlich unbekannte Erscheinung — ganz Fremde, die man nicht kennt, werden bei Begegnung als Feinde angesehen. Immerhin stehen aber einzelne oder einige Stämme untereinander in einem freundschaftlichen Verhältnis und gegenseitige Besuche sind nicht ausgeschlossen. Solche Besucher beschränken sich, denn so erfordert es der gute Ton, möglichst auf das Dorfhaus und vermeiden, sich neugierig umzuschauen oder umherzulaufen, was das Mißfallen der Dorfbewohner herausfordern würde. Solche Extravaganzen sind nur dem Weißen gestattet. Sie kommen übrigens bei den Papuas kaum in Frage, denn diese verbringen ihre Zeit vorzugsweise mit Sitzen im Dorfhaus oder mit Schlafen. Für Bewirtung und Obdach wird kein Entgelt gefordert.

Dennoch ist Privatbesitz vorhanden, der sich aber meist nur auf die unentbehrliche Kleidung, die Hütten und das Hausgerät erstreckt; aber auch dafür ist die Verwendung nicht uneingeschränkt, meist übt die ganze Familie das Besitzrecht aus. Eine Ausnahme machen Fruchtbäume, die nicht von selbst gewachsen, sondern gepflanzt worden sind. Letztere sind nicht Gemeingut, sondern gehören demjenigen, der sie gepflanzt hat, beziehungsweise im Todesfall dessen Nachkommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Familie.

Das Haupt der Familie ist der Familienvater. Verkauf, Verpfändung oder Verleihung von Angehörigen, wie oft bei anderen wilden Völkerschaften gang und gäbe, sind unbekannt. Die meisten Eingeborenen müssen sich mit einer Frau begnügen, denn der Überschuß an Frauen ist sehr gering. Angesehenere Leute haben zuweilen drei bis vier Frauen, die aber meist getrennt leben, indem sich die und jene einer befreundeten Familie anschließt. Vertragen sie sich, so wird wohl auch ein gemeinsamer Haushalt geführt. Den Frauen fällt fast ausschließlich die schwere Arbeit, insbesondere die Feldarbeit, zu, doch sind sie keine Sklavinnen, wie ihnen auch ihre Familie immer einen Rückhalt gegen schlechte Behandlung seitens des Mannes bietet, zumal wenn die Frau einer einflußreicheren Familie entstammt. Gegenseitige Zuneigung der Familienglieder ist in der Regel vorhanden, wenn es auch wunderlich erscheint, daß manchmal nahe Verwandte ohne jegliche Gefühlsäußerung sich treffen und voneinander scheiden. Der äußeren Wahrnehmung nach geht in der Familie alles ordentlich zu. Die Frauen zeigen meist ein zurückhaltendes Wesen und sorgen in der liebevollsten Weise für ihre Kinder. Letztere erhalten selten, auch wenn sie wohl verdient wäre, Strafe — und diese vorkommendenfalls auch nur im ersten Zorn — denn zur wohlüberlegten, systematischen Bestrafung ist der Papua zu mitleidig. Sämtliche Glieder der Familie nehmen ihre Mahlzeiten gemeinsam ein. Gekocht wird täglich nur einmal und zwar des Abends. Größere Burschen verzehren ihre Portionen häufig im Dorfhaus, wo sie auch schlafen.

Religion. Aberglaube.

Bestimmend für das Leben und Tun sowohl der Melanesier wie der Papuas ist ihr Glaube, beziehungsweise richtiger ihr Aberglaube. Der Glaube an eine einheitliche Gottheit ist nirgends zu finden. Der Melanesier denkt sich die Natur von unzähligen Geistern belebt und faßt die gewaltigen und verderblich hervortretenden Naturkräfte persönlich auf. Jedes Elementarereignis wird einem Geiste zugeschrieben. Die Missionare Kaiser-Wilhelmslands (J. Kunze, Allerlei Bilder aus dem Leben der Papua und: Im Dienst des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden, 1897) berichten von einem ähnlichen Glauben der Papua. Hier wie dort sind diese Geister, sowie die Geister, die dem Menschen jedweden Schabernack antun, die stets auf Unheil sinnen, sehr gefürchtet. Gegen ihre verderbliche Gewalt hilft nur Beschwörung und Zauberei; anderseits teilen sie ihren Auserwählten das Zaubergeheimnis mit.

Der Eingeborene des Archipels kennt auch gute Geister. Sie geleiten den Menschen durch das Leben, geben ihm gute Gedanken und sind die Spender des Schmuckes und Tanzes. Dagegen glaubt der Papua nicht an solche Schutzgeister, wenn er auch überzeugt ist, daß verstorbene Angehörige ihm Glück zu verschiedenen Dingen, z. B. zur Jagd, bringen können. Sind sie aber übel gesinnt, so schreibt man ihnen auch schädliche Einwirkung zu. Besonders ist man der Ansicht, daß der Geist eines Erschlagenen seinen Mörder verfolge und Unglück über ihn bringe; durch Geschrei und Getrommel sucht man ihn zu bannen.

Die Zahl ihrer Geister ist eine Unmenge und so vieler verschiedener Arten, daß es schwer ist, sich unter ihnen zurechtzufinden. Speziell der Papua hat die Meinung, daß alles, was Schatten hat, beseelt ist und nach dem Tode oder der Vernichtung als geistiges Wesen fortlebt. In

jedem eigentümlichen Geruch, Geräusch oder Getön spürt er die Nähe eines Geistes. Den Geistern schreibt man Gutes und Böses zu, nichts kann passieren ohne ihre Einwirkung.

Mit dieser Geisteranschauung steht der Ahnenkultus in engem Zusammenhang. Verstorbene Väter und Brüder oder andere Anverwandte sind die Vertrauenspersonen im Geisterreiche und können auf Anrufen die Vermittlung zur Beschwichtigung der Einflüsse der bösen Geister und ihres Zaubers übernehmen. Liegt ein Verwandter im Sterben, so werden ihm von dem Angehörigen allerhand Versprechungen gemacht, damit er nach seinem Tode als Geist ihren Wünschen stets geneigt sei. Besondere Verehrung nach dem Tode erfahren angesehene Vorfahren, die ehedem als Häuptlinge von Einfluß waren. Ihnen widmet man Schnitzfiguren (bekannt unter dem Namen „Ahnenbilder") und glaubt, der Geist des angesehenen Ahnherrn werde darin einkehren, wenn man ihn durch einen Festschmaus ehrt.

Trennt sich die Seele im Tode vom Leib, so wird sie von den Geistern in Empfang genommen und ins Geisterreich geleitet, wobei es vorkommen kann, daß die guten von bösen Geistern überfallen werden, welche die Seele entführen. Die Geister haben verschiedene Wohnorte, bald einen dunklen, düstern Wald, bald ein auffälliges Felsgebilde, bald Höhlen oder Seen — oft sogar sollen sie in Tieren hausen. Jeder Papuastamm hat außerdem sein eigenes Paradies, immer jenseits vom eigenen Wohnsitze über ein Gebirge oder einen See hinweg.

Die Furcht vor dem Tode ist groß. Davon zeugen die zahlreichen Amulette, die zum Schutz gegen ihn getragen werden. Das Schreien gewisser Vögel — besonders der Eulen — gilt bei den Papua als Ankündigung des Todes. Auch spricht er nicht gern seinen Namen aus, aus Furcht, ein böser Geist könne ihn auffangen und ihm daraus einen Faden des Verderbens „binden", der den Tod zur Folge hat.

Das dunkelste Stück papuanischen Aberglaubens ist die Zauberei. Alle Papua halten sich für Zauberer, wenn auch nicht für gleich große, da jeder mit den Geistern, seien es seine Ahnen, oder seien es andere, in Verbindung steht, mit deren Hilfe er das ausrichten zu können glaubt, was für andere eine Unmöglichkeit ist. So wird alles herbeigezaubert oder bezaubert: Wachstum der Pflanzen, Regen und Sonnenschein, Erdbeben, Wind und Meer, beim Fischfange die Fische, bei der Jagd die Vögel und Tiere. Den gewöhnlichen Zauber nennt die Papuasprache einen Spruch tun — besprechen. Geht der Zauber gegen Gesundheit und Leben, so heißt er: „binden". Der Zauber auf Tod wird durch Anrufung des bösen Geistes, der in der Gegend der Dampierinsel „Nawir" heißt, ausgeübt; der Nawir „bindet" den Bezauberten mit einem feingesponnenen, unsichtbaren Faden, und der also Gebundene verfällt sicher dem Grabe. Auch durch Feuer wirkt der Nawir und macht den Verzauberten erglühen — das ist bei ihnen die Erklärung der Fieberhitze.

Ahnenhaus im Lemiengdistrikt — Festland gegenüber Berlinhafen.

Ein Haupterfordernis für die Ausbringung eines großen Zaubers, dem der Betreffende durch den Tod erliegen soll, ist der Besitz eines ihm gehörigen Gegenstandes, sei es eines Haares, von Tabak, eines Schmuckteils oder dergleichen. Dies wird unter Anwendung von Beschwörungsformeln in das Feuer geworfen — worauf der „Nawir" daraus den Faden „bindet". Daher sind die Papuas sehr vorsichtig und heben Dinge, wie Tabakreste, Betelnußschalen sehr sorgfältig auf, bis sich eine Gelegenheit zu ihrer gründlichen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nichtung bietet. Der Aberglaube, der die Menschen stets wie ein böses Gewissen verfolgt, ist sogar so groß, daß sie nicht wagen, abgeschnittene Fingernägel oder Haare wegzuwerfen; kommen Papuas auf eine Station, um sich ihre Wunden verbinden zu lassen, so geraten sie in die größte Besorgnis, wenn ihnen die abgenutzten Verbandstoffe vorenthalten werden — der „Nawir" könnte sie sonst aufgreifen und ihnen den unheilvollen Faden „binden". Dieses Zauberwesen verbreitet überall Furcht, Ratlosigkeit, Unsicherheit und Todesschrecken. Es ist die Triebfeder für grausige Taten, die in die Familien Zwietracht bringen und die Stämme miteinander in blutige Fehden verwickeln.

Tabu.

Erwähnenswert ist noch eine besondere Sitte, die fast auf allen Südseeinseln herrscht, nämlich die Erklärung von Gegenständen, manchmal auch einer Person, als „tabu". Werden Fruchtbäume, wie Kokospalmen, oder Felder für „tabu" erklärt, so darf niemand von ihren Erträgen Gebrauch machen. Auch über Hütten, heilige Orte, Geräte und dergleichen spricht man das „tabu" aus, wenn sie der Benutzung entzogen werden sollen. Mit einer Person, die „tabu" ist, darf niemand verkehren. Für das weibliche Geschlecht ist überhaupt manches „tabu". Kein weibliches Individuum darf das für Weiber als „tabu" Erklärte sehen, gebrauchen oder genießen, so z. B. an dem Barakfeste, welches für sie „tabu" ist, nicht teilnehmen (barak = Ahne). Vor allem ist „tabu", was mit religiösen Handlungen und Festen oder mit der Zauberei in Verbindung steht.

Wer das „Tabu" verletzt, kann, außer daß er die Rache aller Geister auf sich lenkt, auch sonst hart, selbst mit dem Tode bestraft werden. Diese Tabusitte hat schon manche Kämpfe verursacht.

IV. Geographisches und Klimatologisches. Expeditionen, Forschungen und Entdeckungsreisen*).

Allgemeines.

In dem engen Rahmen dieses Buches können die geographischen Verhältnisse des Landes eine eingehendere Besprechung nicht erfahren; es dürfte den Leser auch weniger interessieren, einige hundert Namen zu erfahren, die im Laufe der Jahre bei den Neuentdeckungen diesen oder jenen Flüssen oder Bergen gegeben worden sind, als eine allgemeine Übersicht über das Land und eine speziellere Kenntnis der Teile zu erhalten, auf die sich die Besiedlung bereits erstreckt oder sich vermutlich bald erstrecken wird. In dem Sinne ist dieses Kapitel behandelt worden.

Deutsch-Neu-Guinea begreift den nordöstlichen Teil der Insel Neu-Guinea, jetzt Kaiser-Wilhelmsland genannt, und die (etwa 200) Inseln des Bismarckarchipels, früher genannt Archipel von Neu-Britannien, sowie die nördlichsten Inseln der Salomonsgruppe, Bougainville nebst Buka, in sich.

*) Das Neu-Guineaschutzgebiet umfaßt nicht allein das eigentliche Gebiet von Deutsch-Neu-Guinea, sondern auch noch die Marschallinseln und die Karolinen-, Palau- und Marianneninseln, die aber hier außer Betracht bleiben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es erstreckt sich vom 141. Grad bis etwa zum 156. Grad östlicher Länge von Greenwich (Bougainville) und zwischen dem 2. und 8. Grad südlicher Breite.

Die Landfläche von Kaiser-Wilhelmsland beträgt rund . . . . . 179000 qkm

Diejenige des Bismarckarchipels mit den Hauptinseln Neu-Pommern (früher Neu-Britannien), Neu-Mecklenburg (früher Neu-Irland), Neu-Lauenburg (früher Duke of York Island), Neu-Hannover, Admiralitäts-

Übertrag:	179000 qkm
inseln, Mathiasinseln u. a. m. . . .	52000 qkm
Diejenigen der Salomonsinseln Bougainville und Buka	9000 qkm
zusammen	240000 qkm

Kaiser-Wilhelmsland grenzt im Süden und Südwesten an den britischen Teil der Insel auf einer zwischen dem 5. und 8. Grad südlicher Breite verlaufenden Grenzlinie, im Westen an den dem Königreich der Niederlande zustehenden Teil, gegen welchen der 141. Grad östlicher Länge die Grenzlinie bildet.

Klima.

Das Klima ist der Lage nahe dem Äquator entsprechend ein tropisches, aber durch die ausgedehnte Küstenentwicklung, den Wasserreichtum des Landes, die großen Bodenerhebungen und die herrschenden Winde derart beeinflußt, daß es vielfach bessere Verhältnisse bietet, als andere gleich nahe am Äquator liegende Länder. Die Temperatur ist eine ziemlich gleichmäßige; an der Küste von Kaiser-Wilhelmsland beträgt das Wärmemaximum etwa 35 bis 36° C., das Minimum etwa 19° C.; die Temperaturschwankung daher nur 16° innerhalb eines Jahres. Die Temperatur fällt aber merklich ab nach der Höhe zu, um sich bei größeren Höhen empfindlich abzukühlen (Ramuexpedition, Zöller).

Die Geringfügigkeit der Temperaturschwankung ist dem Gedeihen üppigen Pflanzenwuchses in hohem Grade günstig; sie erreicht die Höhe von 16° nur in den Monaten Juli und August, während sie in den übrigen Monaten erheblich geringer ist, im Februar und März sogar meist auf 8° heruntersinkt.

Der Regen fällt allenthalben in reichlicher, jedoch nach der Örtlichkeit verschieden großer Menge. Alljährlich regelmäßig wiederkehrende, bestimmt abgegrenzte Trockenzeiten sind bisher noch nicht festgestellt worden. Nach den von der Neu-Guinea-Compagnie und von einzelnen Missionaren in den Küstengebieten angestellten, von Dr. v. Danckelman veröffentlichten Beobachtungen scheint der südlichste Teil Kaiser-Wilhelmslands — das Land am Huongolf — das regenreichste an der Küste zu sein; die Ergebnisse der Messungen, die von der Ramuexpedition im Innern angestellt worden sind (Dr. Lauterbach, Hans Klink), übertreffen jedoch die vorerwähnten Resultate um ein bedeutendes. Günstig für den Pflanzenwuchs und die Erntearbeiten ist der Umstand, daß die Regenfälle meist des Nachts stattfinden.

Den Regenmengen an der Küste von 3000 mm bis 4800 mm stehen solche von 7000 bis 8000 mm im Innern des Landes gegenüber, eine Menge, die das in Neu-Guinea kursierende Sprichwort: „Es regnet das ganze Jahr hindurch, einmal mehr, das andere Mal noch mehr," wohl begreiflich erscheinen läßt.

Der Regen erscheint an der Küste zum Teil in Form von Gewitterregen; die mit letzterem verbundenen Blitzerscheinungen sind jedoch weder besonders stark noch zahlreich. Auch hiervon macht das Innere eine Ausnahme, wo starke und äußerst zahlreiche Erscheinungen wahrgenommen worden sind, was wahrscheinlich mit der nach dem Innern zu schwächer werdenden Einwirkung der Monsune und Seewinde im Zusammenhang steht.

Der Wind weht während des ganzen Jahres mit großer Regelmäßigkeit, als Nordwestmonsun von Oktober bis März, von April bis September als Südostpassat; ihm verdankt das Land zumeist seine günstigen Wärme- und Luftverhältnisse. Heftige Stürme sind selten.

Örtliche Verhältnisse von Kaiser-Wilhelmsland.

Von Norden ausgehend ist zunächst die Humboldtbai, die letzte große Einbuchtung der Küste auf holländischem Gebiet, bemerkenswert. Östlich von ihr liegt die Grenze, nicht weit von dem etwa 900 m hohen Bougain-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

villeberg. Von hier beginnt mit dem von bewaldeten Bergen umschlossenen, nur nach Norden offenen Becken des Angriffhafens die Finschküste, welche dicht bewaldete, hie und da von Grasflächen unterbrochene Hügelketten aufweist, die sich von Ost nach West erstrecken und wenig ebenes Vorland erkennen lassen. Dieser Teil des Landes ist an der Küste wenig, nach dem Innern gänzlich unbekannt. Man sieht im Hintergrunde mäßige und höhere Bergketten aufsteigen, die im Torricelligebirge sich bis 900 m erheben. Eine Reihe von Flüssen strömen von dem letzteren nach dem Meere. Etwa in der Mitte dieser Küste liegt der im Schutze einiger vorgelagerten Inseln stehende Berlinhafen, in dessen Bereich die ersten mit Weißen besetzten Niederlassungen liegen.

Nennenswert davon sind die Inseln Seleo, Tamara, St. Joseph-Tumleo mit den gleichnamigen Niederlassungen der Neu-Guinea-Compagnie und der Katholischen Mission vom Göttlichen Wort. Der Platz besitzt eine Postagentur und ist Dampferstation für den Norddeutschen Lloyd. Auf Seleo besitzt die Neu-Guinea-Compagnie eine Kokospalmenplantage von etwa 7000 Palmen.

Diesen Inseln gegenüber hat die Neu-Guinea-Compagnie im Arrop- und im Salliepdistrikt Händlerstationen angelegt, in deren Nähe die Station Regina Angelorum der genannten Mission im Vokaudistrikt liegt. In Tadji befindet sich eine Kokospalmenpflanzung der Neu-Guinea-Compagnie von rund 290 ha mit 32000 Palmen. In südlicher Richtung von Tadji liegt die Kaiserliche Regierungstation Eitape, auf der ein Stationschef mit einer Polizeitruppe stationiert ist.

Weitere Handelstationen besitzt die Neu-Guinea-Compagnie auf den in der Nähe liegenden Inseln Cham, Suvain, sowie am Dallmannhafen, die Tauschhandel mit den Eingeborenen betreiben. Auf den Inseln Tarawai (Bertrandinsel) und Valise (Guilbertinsel) befinden sich die Pflanzungen gleichen Namens dieser Gesellschaft etwa 140 ha groß mit 16 500 Kokospalmen.

Auf den Berlinhafen folgt östlich die Hansemannküste, die anfänglich bergig ist, dann aber eben wird und ein weites, verschiedene Bewachsung zeigendes Flachland bildet. Vor dieser Küste liegt eine Anzahl von größeren und kleineren Inseln, darunter die Insel Lesson mit einem tätigen Vulkan.

Südlich vom Kap della Torre mündet der gewaltige Kaiserin-Augustafluß, der mächtigste Strom von Deutsch-Neu-Guinea, in das Meer, dasselbe weithin gelblich färbend. Der Augustafluß durchströmt eine ausgesprochene Tiefebene. Seine erste Erforschung geschah 1886 durch die im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie damals tätige wissenschaftliche Expedition der Herren Dr. Schrader, Dr. Hollrung, Dr. Schneider und durch den Landeshauptmann Admiral Freiherrn v. Schleinitz; sie hat ergeben, daß der Strom auf 60 Seemeilen bei einer Tiefe von 12 bis 20 m für Seedampfer und auch noch eine Strecke von 100 Seemeilen von der Mündung für Dampfer mit 4 bis 5 m Tiefgang fahrbar ist. Seine Ufer sind an den der Strömung abliegenden Stellen mit Schilf bewachsen, im übrigen mit Wald bestanden oder mit Grasflächen besetzt. An beiden Seiten liegen häufig Tümpel und Lagunen. Ein Gebirgszug begleitet den Strom auf dem südlichen Ufer in einer Entfernung von 10 bis 40 km fast den ganzen Lauf entlang. Von dieser Seite strömen ihm auch alle bei der Forschungstour bekannt gewordenen Nebenflüsse zu*).

Nicht weit vom Augustafluß, etwa 35 km südöstlich, ergießt sich ein zweiter großer Strom, der Ramu (Ottilienfluß) ins Meer, der weit hinein ins Innere erforscht worden ist (vgl. Entdeckungen).

Zwischen Augustastrom und Ramu liegen Watam, Kajan und Borbor, Handelstationen der Neu-Guinea-Compagnie.

Südöstlich der Ramumündung bildet eine geräumige Einbuchtung den Potsdamhafen mit den Pflanzungen und Handelstationen

Potsdamhafen und Nubia der Neu-Guinea-Compagnie, die

*) Über neuere Expeditionen im Gebiete des Augustaflusses wird auf Kapitel „Expeditionen" verwiesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Koprahandel und das Anpflanzen von Kokospalmen und Kautschuk (Ficus elastica) betreiben. Die Pflanzungen haben einen Umfang von 600 ha mit 52 500 Kokospalmen und 32 000 Kautschukbäumen. Die Mission vom Göttlichen Wort besitzt am Potsdamhafen die Niederlassungen Bogia und Monumbo (Pflanzung und Sägewerk). In der Nähe liegt Awar, Pflanzung und Handelstation der Firma Gramms & Broeker.

In einem großen, nach Süden absteigenden Bogen läuft die Küste, der hier drei große vulkanische Inseln — Vulkaninsel, Krakar und Rich — vor-

Strandbild von Seleo.

gelagert sind, der Astrolabebai zu. Sie ist buchtenreich und mehrere, noch nicht erforschte, allem nach jedoch unbedeutendere Flüsse münden an ihr ins Meer.

Bei Kap Croisilles wendet die Küste scharf nach Süden zur Astrolabebai. Vor der Westseite dieser Bai liegt eine Reihe von vortrefflichen Häfen: der Alexishafen mit der Hauptniederlassung der Mission vom Göttlichen Wort, Friedrich-Karlhafen, Prinz-Heinrichhafen und der Friedrich-Wilhelmshafen, die unter sich ähnlichen Charakter haben; sie scheinen durch Hebung eines unregelmäßig gestalteten Korallenriffs gebildet worden zu sein, da der Strand Kalk- oder Sandboden aufweist. Im Hintergrund erhebt sich ziemlich nahe der Küste der Hansemannberg. Die Bevölkerung ist hier ziemlich dicht. Der geräumigste und geschützteste dieser Häfen ist der Friedrich-Wilhelmshafen, der zahlreichen Schiffen unbedingt sicheren Aufenthalt gewähren kann.

Friedrich-Wilhelmshafen ist der Hauptplatz von Kaiser-Wilhelmsland und als solcher dem Verkehr als Auslandshafen geöffnet. Es befindet sich daselbst das Kaiserliche Bezirksamt, das Bezirksgericht, die Polizeistation, Hospitäler für Weiße und Eingeborene, eine Quarantänestation, die Postagentur, die Agentur des Norddeutschen Lloyd, eine Helgenanlage und Reparaturwerkstätte, die Administration der Neu-Guinea-Compagnie und deren Hauptlager für Kaiser-Wilhelmsland.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Pflanzungen der Neu-Guinea-Compagnie direkt um Friedrich-Wilhelmshafen haben einen Bestand von 34 030 Kokospalmen auf etwa 300 ha.

Etwa 6 km landeinwärts liegt die durch eine Feldbahn mit Friedrich-Wilhelmshafen verbundene Pflanzung

Jomba der Neu-Guinea-Compagnie, 350 ha groß, mit etwa 8000 Kokospalmen und 160 000 Kautschukbäumen.

Dicht beim Friedrich-Wilhelmshafen liegt auf der kleinen, dem Prinz-Heinrichshafen vorgelagerten Insel Siar die Station

Siar der Rheinischen Missionsgesellschaft, als deren Hauptstation

Bogadjim, in der Nähe des großen Papuadorfes gleichen Namens und Stephansorts, anzusehen ist.

Vom Friedrich-Wilhelmshafen zieht sich die Astrolabebai bis zum Kap Nigny hin. Nähert man sich der Südküste derselben, so erblickt man im Süden hinter dem allmählich ansteigenden Ufer zunächst an Höhe zunehmende Hügelketten, hinter denen die gewaltigen, steil emporsteigenden majestätischen Mauern des Finisterregebirges emporragen. An diese schließt sich nach Norden, etwa 20 km landeinwärts gelegen, das Ortzengebirge mit seinem mit einer dreizackigen Felskuppe gekrönten Gipfel. Zwischen seinen nördlichen Ausläufern und dem Hansemanngebirge im Hinterlande von Friedrich-Wilhelmshafen tritt der größte Fluß der Astrolabeebene, der Gogol, durch ein schmales Tal in eine Ebene — die Gogol-Nurnebene — ein, welche sich unmittelbar an die Astrolabeebene anschließt. Gogol- und Astrolabeebene sind mit dichtem Urwald bestanden und besitzen schweren, für Tropenkulturen geeigneten Boden. In dem küstennahen Teil liegt an der südlichen Ausbuchtung die Station

Assistentenhaus in Melamu (Stephansort).

Stephansort der Neu-Guinea-Compagnie, wo die Administration gleichen Namens dieser Gesellschaft ihren Sitz hat. Der Verwaltungsbezirk dieser Administration umfaßt die Pflanzungen Bogadjim, Duai, Erima, Erimahafen und Melamu, zusammen 1350 ha groß.

Auf den Pflanzungen stehen etwa 85 000 Kokospalmen, an Kautschuk liefernden Bäumen etwa 30 000 Castilloa elastica, 65 000 Ficus elastica, 40 000 Hevea brasiliensis und 300 000 Sisal-Agaven im Felde. Stephansort ist bemerkenswert, weil die Neu-Guinea-Compagnie auf dieser Unternehmung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuerst die Kautschukkultur, die in Kaiser-Wilhelmsland erfolgreich zu werden verspricht, eingeführt hat. Auch die Viehzucht macht an der Astrolabebai gute Fortschritte.

Östlich von Kap Nigny beginnt die Maclaykküste, die sich auf etwa hundert Seemeilen bis Kap König Wilhelm erstreckt. Sie bildet zahlreiche mehr oder weniger flache Mulden, die durch ausspringende Landspitzen voneinander geschieden sind. Zu diesem Teil des Landes bildet das wolkenverschleierte Finisterregebirge den Hintergrund. Von Kap König Wilhelm wendet sich die Küste nach Südosten, um vom Festungskap ab direkt südlich zu laufen. Bergzüge begleiten überall die Küste. Charakteristisch sind deren Terrassenbildungen, die ihresgleichen suchen. Die Küstenberge zeigen horizontal verlaufende, 10 bis 15 m hohe Terrassen, von denen eine Anzahl grotesk sich übereinander auftürmen (daher der Name Festungskap). Etwas südlich davon liegt

Finschhafen (Pola), Hauptsitz der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft, die ihre Tätigkeit von Finschhafen aus im Süden Kaiser-Wilhelmslands ausübt. Sie hat im Laufe der Jahre sich hier einen Zentralpunkt von Bedeutung geschaffen, von dem aus auch der Betrieb umfangreicher Pflanzungen geleitet wird.

Dicht bei Finschhafen liegt die Station

Simbang der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft, und davon eine Tagreise entfernt die

Sattelbergstation derselben Missionsgesellschaft.

Galpabrücke in Stephansort.

Südlich von Finschhafen wendet sich die Küste bei Kap Cretin nach Südwest; hier beginnt der Huongolf, der etwa 60 Seemeilen lang und etwa 40 Seemeilen breit ist. Die zunächst ihn begrenzende Küste, die von Ost nach West läuft, ist hafenarm. Im Hinterland derselben liegen die Rawlinsonberge; ihnen sind niedrigere Höhenzüge vorgelagert, doch gibt es auch weite Strecken von Flachland. Die größte Ausbuchtung der Nordseite ist der Hähnischhafen. Weiter westlich liegt Kap Arkona. In der Nähe derselben wendet sich der Lauf der Küste — am Markhamfluß — nach Süden und Südosten bis zum 8. Grad südlicher Breite, der englischen Grenze. Diese Westküste ist buchtenreicher und besitzt durch vorgelagerte Inseln geschützte Häfen — z. B. Samoahafen, Badenhafen, Bayernhafen, Württembergshafen, Adolfhafen u. a. m. Als Ende des Huongolfes ist Kap Longuerue anzusehen. Die meisten der Häfen haben aber eine so große Tiefe, daß kaum in der Nähe des Strandes — der Meeresgrund fällt so steil ab, daß der Anker nicht hält — Ankergrund gefunden werden kann, was ihren Wert beeinträchtigt. Der Samoahafen und der Adolfhafen haben sich jedoch als gute Häfen erwiesen*). Am Adolfhafen wurde die Regierungstation Morobe angelegt und der Hafen als Auslandshafen (Goldsucher) erklärt.

Südlich des Markham erheben sich die dicht bewaldeten Herzogberge. An ihrem Fuße befinden sich ausgedehnte, mit zahlreichen Inseln bedeckte Lagunen, die Herzogseen, mit einer zahlreichen in Pfahldörfern lebenden Bevölkerung. An der englischen Grenze, die etwas nördlich von Mitre Rock beginnt, münden einige Flüsse, insbesondere der Mambare, die in ihren Oberläufen goldhaltige Geschiebe führen, deren Ausbeutung im Gebiet des Skratchleygebirges durch australische Goldsucher im Gange ist.

*) Schon die Untersuchungen der Huongolfexpedition Ende 1901 haben dies festgestellt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bismarckarchipel.

Die zahlreichen größeren und kleineren Inseln, die der Küste von Kaiser-Wilhelmsland nordwärts bis zum Äquator und ostwärts vorgelagert sind, werden, seitdem Neu-Guinea in deutschen Händen ist — unter der Benennung „Bismarckarchipel" — zusammengefaßt. Die Reihe derselben beginnt im Westen mit der kleinen flachen Mattyinsel und setzt sich über die aus 50 Inselchen bestehende Ninigogruppe über die Hermit-, Commerson- und Anachoreteninsel nach den Admiralitätsinseln fort.

An den kochenden Quellen (Geyum) auf Nagara (Frenchinseln).

Die Hauptinsel letzterer Gruppe nennt sich Manus, sie ist etwa 2000 qkm groß. Ihre Küste ist reich mit Kokospalmen umsäumt; die Firma Hernsheim & Co. besitzt eine Handelsniederlassung auf ihr. Südlich von den Admiralitätsinseln liegen in einsamer weltverlorener Lage die der Neu-Guinea-Compagnie gehörigen Purdyinseln, bekannt durch ihre Phosphatlager, deren Ausbeutung zurzeit aber ruht. In nordwestlicher Richtung davon liegt die Gruppe der Hermitsinseln, auf denen die Firma Heinrich Rudolf Wahlen, deren Hauptsitz auf der Insel Maronn liegt, bedeutende Unternehmungen geschaffen hat. Sie erstrecken sich noch auf die Insel Alim (Admiralitätsinseln), mit Pflanzung und Handelstation, Woaffang (Anachoretengruppe), Agisa Tumuvali und Vavala auf der Mattyinsel, Ahaettin, Longan und Awing der Echiquierinselgruppe, Malovaro und Oala auf der Durourinsel. Auch die älteste der Archipelfirmen, Hernsheim & Co., besitzt auf diesen Inseln Niederlassungen, so auf Buke (Anachoreten), Komuli, Norn, Pack und Ponam.

Der Küste von Neu-Pommern lagern sich im Norden die der Neu-Guinea-Compagnie gehörigen Frenchinseln vor, die 1894 bis 1895 durch eine furchtbare Pockenepidemie fast entvölkert worden sind. Auf der größten Insel — Garowe —, welche zwei Häfen besitzt, den Johann-Albrechthafen und den Peterhafen, liegt die Hauptstation dieser Gesellschaft, Peterhafen, mit dem Sitze der Administration über die Frenchinseln. In der Entwicklung der Inselwelt spielt Peterhafen eine bedeutende Rolle. In kurzer Zeit wurden hier die bedeutenden Pflanzungen und Handelstationen Peterhafen, Lama, Bodebodo, Lambe, Naraga Ningau, Bitu und Bali angelegt und zur Entwicklung gebracht. Die Pflanzungen umfaßten im März 1910 600 ha Kokospalmen mit etwa 70000 Palmen, 350 ha Kakao- und Kautschukbäume mit 130000 Kakao- und 50000 Kautschukbäumen (Hevea brasiliensis und Ficus elastica). Vor wenigen Jahren noch ein unwirtliches Eiland, bietet jetzt die Gesamtanlage mit ihren Gebäuden, Stores, den Kopra- und Kakaohäusern, Feldbahn usw. ein erfreuliches Bild wirtschaftlichen Aufschwungs.

Die größte Insel des Archipels ist die Insel Neu-Pommern. 1793 wurden deren Küstenumrisse in rohen Umrissen festgestellt. Erst der

Gazelleexpedition unter Admiral v. Schleinitz war es 1874/76 vorbehalten, die Ostseite der Insel genau zu vermessen und dadurch die Anregung zur Besiedlung dieses Zentralpunktes des heutigen Schutzgebiets zu geben. Sie erhielt nach dem Expeditionschiff Gazelle den Namen Gazellehalbinsel.

Neu-Pommern erstreckt sich der Länge nach von West nach Ost, verläuft schließlich bei den Vulkanen Vater und Sohn in einen schmalen Landstreifen, der im Norden von der Offenen Bucht, im Süden von der Weiten Bucht eingeschlossen wird, an den sich die wichtige Gazellehalbinsel in fast rechtwinkliger Lage anreiht.

Letztere ist von einem Gebirgszug durchzogen und hat im übrigen welliges Hügelland. An der Nordostspitze, dem Kap Stephens, setzt sich die schmale nach Südosten verlaufende Kraterhalbinsel an, die durch ihre Höhe und regelmäßige Kegelform sehr interessante und vielgenannte Vulkane

Gesamtansicht von Rabaul.

besitzt: die Mutter (630 m hoch) und die Tochter (580 m hoch), sowie die Südtochter (470 m).

Die Krater der Kraterhalbinsel entsenden teilweise noch Rauch. Letztere umschließt gegen Osten die weite schöne Blanchebucht (so genannt nach dem englischen Kriegschiff Blanche) mit den beiden guten Häfen Simpsonhafen und Greathafen. In der Mitte des $1\frac{1}{2}$ Seemeilen breiten Zugangs zum Simpsonhafen liegen die aus zahlreichen Abbildungen bekannten Bienenfelsen. Die Szenerie des Ufers ist eine großartige. Auf der Westseite erhebt sich eine Kette bräunlicher Tuffhügel, in deren Schluchten Bananen- und Taropflanzungen liegen und die zuweilen bis zum Gipfel mit graziösen Kokospalmen bestanden sind. Die Hügel begleiten in weitem Bogen den dörfer- und palmenreichen Strand und steigen allmählich zur nördlichen Tochter an. In der Mitte erstreckt sich eine bewaldete und mit Gras bedeckte Ebene zu Füßen der großartigen „Mutter", die sich zwischen beide Buchten schiebt und schließlich an die „Südtochter" anlehnt, an einen vegetationslosen Krater, dessen scharfe Mündung fast beständig Schwefeldämpfe aushaucht; der Krater schließt die großartige Rundsicht ab. Inmitten derselben liegt die palmenreiche Insel

Matupi mit der gleichnamigen Hauptniederlassung der Firma Hernsheim & Co., sowie einer Station der Mission vom Heiligen Herzen Jesu. Der Insel gegenüber nach Norden beginnt der geräumige Simpsonhafen, an dessen Ostseite der nunmehrige Hauptort (früher Herbertshöhe) des Landes

Rabaul, Sitz des Kaiserlichen Gouvernements und der Gerichte, liegt. Der Hafen ist vom Norddeutschen Lloyd ausgebaut und mit einer Landungsbrücke versehen worden, die auch den größten Schiffen das Anlegen gestattet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anlegebrücke des Norddeutschen Lloyd in Rabaul.

Für die großen Schiffahrtslinien des Norddeutschen Lloyd, die Austral-Japan-Linie und die Singapore-Neu-Guinea-Linie ist Rabaul ein wesentlicher Stützpunkt, der dem Verkehr zwischen Japan, Ostasien, den Philippinen und Australien, sowie zwischen den Straitssettlements, Niederländisch-Indien, der Inselwelt der Molukken und Neu-Guinea dient. Das Gelände am Hafen ist

Eingeborenenmarkt an der Lloydbrücke in Rabaul.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vom Gouvernement parzelliert und in Pacht gegeben worden. Durch den Verkehr sind die Firmen des Landes nach Rabaul gezogen worden, zahlreiche Handelsniederlassungen sind im Entstehen begriffen. Die Zahl der weißen Einwohner beträgt bereits über 400.

Von Rabaul führt eine vom Gouvernement angelegte, gute Straße längs der Küste der Blanchebai nach

Herbertshöhe, dem früheren Hauptorte der Kolonie. Herbertshöhe ist, was den Betrieb tropischer Landwirtschaft anlangt, der bedeutendste Platz des gesamten Schutzgebietes von Deutsch-Neu-Guinea. An diesem Platze haben die Zentralverwaltungen der großen Pflanzungsunternehmungen ihren Sitz.

Direkt am oder nahe dem Strande liegen die Verwaltungsgebäude, Verkaufslager, Maschinengebäude usw. der Firmen Neu-Guinea-Compagnie

Lagergebäude, Verkaufsladen und Bureau der Neu-Guinea-Compagnie am Hauptweg in Herbertshöhe.

(Kokopo, Timbur und Vunatali) und E. E. Forsayth (Kalum).

Von hier aus werden die Pflanzungen beider Firmen, die von der Nordküste der Gazellehalbinsel von Massawa bis Birara angelegt sind, davon 26½ km weit in fast ununterbrochener Reihenfolge, direkt administriert.

Unmittelbar bei Herbertshöhe liegen die Pflanzungen Kenabot, 320 ha groß mit 32 000 Kokospalmen, Raniolo, 374 ha mit 39 000 Kokospalmen, Gunaaur, 411 ha — 326 ha mit 32 600 Kokospalmen und 85 ha mit 30 500 Kautschukbäumen, Tobera, 396 ha, davon 364 ha mit 36 400 Kokospalmen und 132 ha mit 45 000 Kautschukbäumen, sämtliche der Neu-Guinea-Compagnie gehörig.

In der Nähe, teilweise direkt angrenzend, liegen die der Firma E. E. Forsayth gehörigen Pflanzungen: Malapão, 200 ha mit 24 000 Kokospalmen, Tokuka, 250 ha mit 25 000 Kokospalmen, Ravalien 450 ha mit 40 500 Kokospalmen (378 ha) und 14 400 Kautschukbäumen (72 ha), Matanatar, 322 ha mit 20 000 Kokospalmen (200 ha) und 24 400 Kautschukbäumen (122 ha), Gire-Gire, 325 ha mit 20 000 Kokospalmen (200 ha) und 25 000 Kautschukbäumen (125 ha).

An der Nordküste westlich von Herbertshöhe besitzt die Neu-Guinea-Compagnie die Pflanzungen: Massawa, 225 ha mit 16 100 Kokospalmen (161 ha) und 37 000 Kautschukbäumen und Kakaobäumen (64 ha), Tovakundum, zugleich Handelsstation mit 18 200 Kokospalmen (180 ha), Wangaramut, ebenfalls Handelsstation, 300 ha mit 32 300 Kokospalmen, Wunawutung-Ronga, Handelsstation und Pflanzung mit 142 ha und 15 100 Kokospalmen.

Bemerkenswert sind noch die beiden Pflanzungen der Firma Forsayth Kabakaul, 430 ha mit 45 000 Palmen und 400 Kautschukbäumen, Arawe, 226 ha mit 19 300 Kokospalmen und 9600 Kautschukbäumen und ferner die Pflanzungen und Handelsstationen der Ansiedler Kaumann und Guyot, Kurakakaul und Kabaira.

Die Pflanzungen entwickeln sich gut und bieten

Hotel Deutscher Hof in Herbertshöhe, Logierhaus.

daher namentlich von der See aus einen prächtigen Anblick dar. Vereinigt doch dieser Zentralpunkt mehr als 700000 Kokospalmen und Kautschukbäume auf über 15000 Morgen Landes.

Östlich von der Station Herbertshöhe liegt Kinnigunan, Sitz der Firma O. Mouton & Co. mit einer dem Inhaber der Firma, Herrn O. M., gehörigen Kokospalmenpflanzung. Der angesehene Chef der Firma ist der Sohn des ver-

Hotel Deutscher Hof in Herbertshöhe, Wirtschaftsräume.

Dorfszene in Bogadjim bei Stephansort.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Dorfszene in Bogadjim bei Stephansort.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

storbenen, mit der berüchtigten Expedition des Marquis de Rays ins Land gekommenen Herrn Mouton sen., der einer der wenig Überlebenden jenes von dem Marquis schwindelhaft in Szene gesetzten Unternehmens war.

Die beiden großen Missionsgesellschaften: die protestantische „Wesleyan Missionary Society" (seit 1875 im Lande) und die katholische Genossenschaft der Missionare vom Heiligen Herzen Jesu (seit 1881 im Lande) haben im Archipel, hauptsächlich auf der Gazellehalbinsel, eine Anzahl von Stationen errichtet, die durch Missionare und Missionsschwestern, sowie durch farbige Lehrer (teachers) besetzt gehalten werden und von denen aus sie nicht ohne Erfolge christliche Kultur verbreiten.

Die Zentralniederlassung der Mission vom Heiligen Herzen Jesu Vuna-Pope, die von ihrem weitblickenden Bischof Couppé angelegt und zu hoher Blüte gebracht worden ist, grenzt direkt an die Ostgrenze der Station Herbertshöhe an.

Das Innere von Neu-Pommern ist mit Ausnahme der Gazellehalbinsel noch fast völlig unbekannt, obwohl der einfachere Aufbau der Gebirge sehr

Bootshafen der Neu-Guinea-Compagnie in Timbur mit der Dampfpinasse „Warangoi", Leichtern und Booten.

Links: Kopradarre; in der Mitte Lagerschuppen; rechts: offene Schuppen für Boote, Holz usw.

wahrscheinlich dem Forschungsreisenden weniger Schwierigkeiten bieten dürfte wie das Innere von Kaiser-Wilhelmsland und obgleich schon die Schilderungen des Admirals v. Schleinitz seiner bei der Erforschung der Küsten gemachten Wahrnehmungen und seine Schlußfolgerungen auf ein reiches, zu allen Kulturen passendes Land im Innern der Insel schließen ließen.

Der Nordostspitze von Neu-Pommern gegenüber liegt in nordöstlicher Richtung die in mancher Beziehung interessante Gruppe der acht Neu-Lauenburginseln, interessant in ihrer Bildung als ein aus Korallen hervorgegangenes Gebilde, das sich mit einer Ausnahme kaum bis zu 20 m Höhe über das Meer erhebt, interessant aber auch in der Geschichte des Landes. Auf diesem Teil der Erde faßte der weiße Mann zuerst Fuß. Die Zweigniederlassung Mioko der samoanischen Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, welche 1871 errichtet worden ist, ist als die älteste Niederlassung Deutsch-Neu-Guineas anzusehen, wie auch die im Jahre 1875 an dem gutgeschützten Hunterhafen gegründete Missionstation der Australasian Wesleyan Mission Society (1898 nach der Insel Ulu verlegt) die älteste Missionsniederlassung sein dürfte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von Mioko aus wird eine Anzahl Zweigstationen der Handels- und Plantagengesellschaft (8), die über den Archipel verstreut sind, geleitet. Wenn diese zur Bestreitung ihrer Unterhaltungskosten auch Tauschhandel mit den Eingeborenen treiben, so verfolgt die geschäftliche Tätigkeit dieser Dependancen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft in der Hauptsache doch nur den Zweck, aus dem Archipel kräftige und fleißige Arbeiter für ihre auf Samoa gelegenen Pflanzungen zu gewinnen, da es weder ihr noch den anderen Ansiedlern in Samoa bis jetzt gelungen ist, die Samoaner als Arbeiter in ausreichendem Maße zu verwenden. Durch alte Privilegien geschützt, ist es der Plantagengesellschaft möglich, auch heute noch aus einem menschenarmen Lande Leute hinwegzuführen.

Auch die Neu-Guinea-Compagnie gründete ihre erste Niederlassung im Archipel in der Neu-Lauenburggruppe auf der Insel Kerawara, die aber, da sie weder guten Boden in dem erforderlichen Umfang, noch Handelsgelegenheit darbot, bereits im Jahre 1890 aufgehoben und nach Kokopo, dem jetzigen Herbertshöhe verlegt worden ist. Die Missionstation Ulu administriert von diesem Sitz aus vierzig bis fünfzig kleinere Missionstationen, die durch farbige Missionare (teachers) geleitet werden.

Der Ostküste Neu-Pommerns gegenüber, nur durch den St. Georgskanal getrennt, erstreckt sich von Südost nach Nordwest die lange, schmale Insel Neu-Mecklenburg in einer Längenausdehnung von etwa 400 km, die in ihrer ganzen Länge von einem 800 bis 1200 m hohen Gebirgszug, der ihr Rückgrat bildet, durchzogen wird.

Die Insel ist stellenweise nur 8 bis 10 und in ihrer höchsten Ausdehnung am Südende nur etwa 30 bis 40 km breit. Die Küsten sind ziemlich hafenlos, nur am Nord- und Südende hat man einige Häfen entdeckt. Port Breton, der südlichste Hafen, war der Schauplatz der bereits erwähnten schwindelhaften Unternehmung des Marquis de Rays. Der Flächeninhalt von Neu-Mecklenburg beträgt etwa 12000 kqm. Dem Nordende ist ein Archipel von zahlreichen kleinen Inseln vorgelagert, auf welchen wichtige Handelsinteressen vertreten sind. Die bedeutenderen dieser Inseln liegen an oder in der Nähe des sogenannten Nusafahrwassers.

Neu-Mecklenburg besitzt zwei Regierungstationen:

Kaewieng (Bezirk Nord-Neu-Mecklenburg) auf der Nordspitze gelegen, mit dem Sitze des Kaiserlichen Bezirksamtmanns, den Handelstationen der Neu-Guinea-Compagnie, Hernsheim & Co. u. a. m., Postagentur, Hospital, Polizeistation und

Namatanai (Bezirk Süd-Neu-Mecklenburg) mit einem Kaiserlichen Stationsleiter, Polizeistation.

Nicht weit von Kaewieng liegt die Handelstation Nusa der Firma Hernsheim & Co. mit den Kokospalmenpflanzungen Nusa und Nusalik. Westlich des Nusafahrwassers liegen die Besitzungen der Neu-Guinea-Compagnie Ungan, Kabotheron, Schröderinsel und Namanne auf den gleichnamigen Inseln, 481 ha groß mit 48 128 regulär gepflanzten und zahlreichen wilden Palmen. Auf Namanne befindet sich eine Fabrik zur Gewinnung ätherischer Öle. Nahe dabei erheben sich aus dem Meere die Forsaythschen Pflanzungen Enuk und Nago, 120 ha groß, mit 14000 Palmen. Auch die Ostküste des Bezirks Nord-Neu-Mecklenburg ist gut besiedelt. Außer kleineren Pflanzungen wie Sogui (55 ha, 5500 Kokospalmen) sind die größeren Pflanzungen der Neu-Guinea-Compagnie, Fissoa — 370 ha, 37 000 Kokospalmen, sowie die auf der Gardnerinsel, dem Festlande gegenüber liegende Pflanzung Teripax-Zigaregare — 260 ha mit 26 000 Kokospalmen bemerkenswert. Zahlreiche Händler haben sich im Nordbezirk, der unter einer geschickten Verwaltung zu großer Bedeutung gelangt ist, angesiedelt.

Weniger entwickelt hat sich der Süden. Der Handel ist nicht von Bedeutung. Die dort angelegten Pflanzungen befinden sich noch im Anfangsstadium.

Nordwestlich des Nusafahrwassers, jenseits der Byron- und Steffensstraße und zahlreichen Inseln schließt sich die Insel Neu-Hannover an, die bisher nur in ihren Küstenumrissen einigermaßen bekannt geworden ist. Ihr Flächeninhalt mag etwa 1400 qkm betragen. Die Küste, deren Nord- und Südseite ziemlich parallel laufen, besteht aus einem etwa 10 bis 15 m gehobenen Korallenriff, das von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem gewöhnlichen Küstenriff, ohne daß es besonders weit ins Meer heraustritt, umsäumt wird. Im Innern erhebt sich ein 300 bis 600 m hohes Gebirge, das im Süden in einen kuppenreichen, über 800 m hohen, wahrscheinlich vulkanischen Bergkomplex übergeht. Alles ist mit dichtem Urwald überzogen und noch unerforscht. Der Nordwesten ist flach. Wenn Neu-Hannover auch dicht bewaldet ist, so umfassen seine Wälder doch meist Bäume mit schwerem, hartem Holz (Calophyllum Inophyllum, Afzelia u. dgl.), weniger Kokospalmen, die auf Neu-Hannover geradezu zu den Seltenheiten gehören. Dies ist auch der Grund, warum sich der Handel bisher wenig mit dieser Insel befaßt hat, da nur wenig Kopra von ihr zu gewinnen ist. Die wenigen Handelstationen befassen sich mehr mit dem Eintausch von Schildpatt, Perlmuscheln, Grünschneckenmuscheln und Trepang, die hier früher in exportfähigen Mengen zu finden waren, neuerdings aber an Ergiebigkeit verloren haben.

Der Handel beschränkt sich in der Hauptsache auf die Niederlassungen: Logos, Ungalabu und Ungalik der Neu-Guinea-Compagnie.

Marktszene bei Ralum, Gazellehalbinsel, Bismarckarchipel.

Das Innere der deutschen Salomonsinseln Buka und Bougainville ist erst neuerdings etwas mehr bekannt geworden. Die Höhe der Gebirge auf Bougainville wird bis auf 3500 m, der Flächeninhalt auf ungefähr 10 000 qkm geschätzt. Die nördliche Hälfte wird von dem Kaisergebirge eingenommen, mit dem noch tätigen Vulkan „Bagama". Am bekanntesten dürfte die Insel Buka mit dem Karolahafen sein. Neuerdings hat das Gouvernement eine Station, Kieta, angelegt, um Ansiedler dahin zu ziehen.

Die Handelsbedeutung der Salomonsinseln ist zurzeit noch eine geringe, namentlich weil die Küstenbevölkerung die Gebirgsbewohner hindert, zum Handel herabzukommen.

Forschungen und Entdeckungen.

Dieser kurzen Skizze der Umrisse des Landes, seiner Lage und der bewohnten Orte wird der Verlauf einiger Forschungsreisen und Entdeckungen, die von besonderer Bedeutung für Neu-Guinea geworden sind, zugefügt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wobei die im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie gemachten Reisen des Dr. Finsch und des Kapitäns Dallmann, sowie die Entdeckungen der gleichfalls von der Neu-Guinea-Compagnie entsandten wissenschaftlichen Expedition der Herren Dr. Schrader, Dr. Hollrung und Dr. Schneider, über welche zahlreiche Veröffentlichungen vorliegen, hier außer Betracht bleiben.

Bis zum Jahre 1890 erstreckten sich die Erforschungen in Neu-Guinea — nach dem naturgemäßen Verlauf der Erschließung eines Landes — auf die Küsten, die Fahrwasser und die Gebiete des unmittelbar an der Küste gelegenen Landes. Von da ab begann die Erforschung sich nach dem Innern zu richten. Den Beginn dieser Ära leitete der um die Erforschung von Kaiser-Wilhelmsland verdiente Botaniker Dr. Karl Lauterbach mit seiner Erforschung des Gogolgebietes ein.

Die Gogolexpedition.

Auch die sogenannte Gogolexpedition des Herrn Dr. Lauterbach, zu der er am 11. Oktober 1890 aufbrach, wurde in Verbindung mit der Neu-Guinea-Compagnie ausgeführt, deren Generaldirektor Wißmann den Beamten Kärnbach zu seiner Begleitung beigab, sowie die Mannschaften stellte.

Die Expedition bestand aus den zwei Europäern Dr. Lauterbach und Kärnbach, die mit Repetiergewehren bewaffnet waren, achtunddreißig Farbigen aus Kaiser-Wilhelmsland und dem Archipel und zwei Malaien. Das Gepäck, Instrumente, Tauschwaren und Proviant für reichlich vier Wochen, wurde zum Schutz gegen Nässe in geölten Säcken transportiert. Am 26. Oktober 1890 wurde die Mündung des Gogol von der Expedition erreicht und die Barre mit einer Barkasse und einem Boote glücklich passiert. 2½ km von der Mündung aufwärts wurde die erste Etappe angelegt und die Barkasse durch eine sinnreiche Ausgrabung hoch oben am Ufer verwahrt und geborgen. Die Etappe wurde beim Weitermarsch von zwei Jabims und drei Melanesiern besetzt gehalten. Der Vormarsch erfolgte langsam, weil die Anzahl der Lasten die Zahl der Träger ums Doppelte überstieg; Dr. Lauterbach war daher gezwungen, mit halben Tagemärschen vorzugehen und dann die Leute zum Nachholen des zurückgelassenen Gepäcks zurückzusenden. — Von der Etappenstation wurde am 6. November 1890 aufgebrochen und während der folgenden Tage der Expedition etwa im ganzen 10 km auf Eingeborenenpfaden marschiert. Sonst mußte sie sich Schritt für Schritt durch das ungeheuer dichte Unterholz durchschlagen. Der Durchschnitt der täglich zurückgelegten Entfernung betrug daher nicht mehr als 5 km. Unter Mühseligkeiten aller Art gelangte die Expedition über den breiten Nebenfluß des Gogol, den Elisabethfluß hinaus, den Gogol aufwärts nach Anlage einer zweiten Etappe. Ein blutiger Kampf mit den Eingeborenen, welche die Etappe überfallen hatten, brachte eine längere Verzögerung, so daß erst am 17. November der Weitermarsch erfolgen konnte, dem schließlich durch die Erkrankung sowohl des Herrn Dr. Lauterbach wie des Herrn Kärnbach an Fieber, beziehungsweise Dysenterie ein Ziel gesteckt wurde. Am 8. Dezember langte die Expedition nach beschwerlichem Rückmarsche an der ersten Etappe an.

Die Resultate der Expedition sind nach Dr. Lauterbach folgende:

Der Gogol bildet den Zugang zu einer südlich und westlich des Stromlaufs gelegenen, großen Ebene, welche Dr. Lauterbach Gogol-Nuruebene benannt hat.

Die Gogolebene hängt mit der Astrolabeebene durch ein schmales Tal zusammen, das durch das dicht an den Fluß herantretende Ortzengebirge und die nördlich den Fluß begleitenden Höhenzüge gebildet wird. Sie ist durchweg mit mächtigem Urwald bestanden und besitzt einen tiefgründigen, lehmigen Boden. Zwischen Gui (dem linkseitigen Nebenfluß des oberen Laufes des Gogol) und Elisabethfluß ist der Gogol ohne weiteres für Fahrzeuge mit 1 m Tiefgang schiffbar. Unterhalb des Elisabethflusses müßte das Flußbett, um es schiffbar zu machen, erst von den festsitzenden Treibholzstämmen gereinigt und eine Fahrrinne geschaffen werden.

Die angewandte Methode des Vordringens mit Etappen und des Nachholens der Lebensmittel von Etappe zu Etappe wurde vorbildlich für spätere Expeditionen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Ehlerssche Durchquerung Neu-Guineas*).

Das Dunkel, das über der unglücklichen Ehlersschen Expedition schwebt, ist nicht ganz gelichtet worden, da kein Europäer von ihr zurückgekehrt ist. Es fanden aber eingehende Vernehmungen der farbigen Expeditionsmannschaften statt, nach welchen man auf den Hergang doch mit annähernder Sicherheit schließen kann. Danach ist der mutmaßliche Verlauf derselben folgender gewesen:

Otto Ehlers war einer jener unerschrockenen Forschungsreisenden, für die es keine Schwierigkeiten gibt, die sie nicht glauben überwinden zu können, und die es nicht über sich bringen können, von einem vorgefaßten Plane Abstand zu nehmen oder ihn wesentlich abzuändern. Durch seine Reisen in vielen Teilen der Erde blickte er auf eine große Erfahrung zurück. Allein seine früheren Reisen geschahen unter ganz anderen Verhältnissen, als den für Neu-Guinea maßgebenden, und sein Entschluß mit den Mitteln, die ihm in der kurzen Zeit, die für seinen Aufenthalt in Neu-Guinea in Aussicht genommen war, zur Verfügung gestellt werden konnten, bewies mehr großen Wagemut, als zielbewußtes, sicheres Abwägen. Jedenfalls ist er von allen erfahrenen Personen des Landes — wie von dem Landeshauptmann Rüdiger, dem Generaldirektor Kurt v. Hagen — auf das eindringlichste gewarnt worden, den Durchbruch auf die von ihm geplante Weise zu unternehmen — leider erfolglos.

Über die Expedition selbst liegen sichere Nachrichten nur bis zu ihrem Aufbruch von den Ufern des Franziskaflusses vor, von da ab beruhen die Angaben, wie schon erwähnt, nur auf der Vernehmung von Eingeborenen und der einzelnen geretteten farbigen Expeditionsmannschaften. Die mißglückte Expedition hatte unheilvolle Folgen für das Land, auch der gewaltsame Tod des Landeshauptmanns v. Hagen steht mit ihr im Zusammenhang.

Die Expedition des Herrn Otto Ehlers hatte sich am 11. August 1895 an Bord des Dampfers „Ysabel" der Neu-Guinea-Compagnie in Friedrich-Wilhelmshafen eingeschifft und war nach der Bayernbucht übergeführt worden.

Sie bestand aus: Herrn Otto E. Ehlers als Leiter, dem Polizeiunteroffizier von Friedrich-Wilhelmshafen Piering als europäischem Begleiter, dem fünfzehnjährigen, farbigen Diener des Herrn Ehlers und dreiundvierzig schwarzen Trägern, die ihre Heimat in Buka, beziehungsweise Bougainville in Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern hatten. An Nahrungsmitteln führte die Expedition mit: Einunddreißig Trägerlasten zu 20 kg Reis in geölten Beuteln und dazu eine kleine Proviantausrüstung für die Europäer.

Die Bewaffnung bestand aus acht Mauserkarabinern mit der nötigen Munition, zwei Jagdgewehren und der persönlichen Revolverausrüstung der beiden Europäer.

Tauschartikel für den eventuellen Einkauf von Nahrungsmitteln waren in beschränkter Zahl mitgenommen worden.

Für die persönlichen Bedürfnisse der beiden Europäer dienten ein größeres und ein kleineres Leinenzelt. Von lebenden Tieren begleiteten die Expedition eine etwa ein Jahr alte Hündin, groß und kräftig, sowie eine kleine Ziege. Von der Mitnahme einer größeren Anzahl lebender Ziegen mußte nach fehlgeschlagenem Versuch, der Schwierigkeit des Treibens wegen, Abstand genommen werden. Herr Ehlers hatte keinerlei Instrumente zur geographischen Ortsbestimmung mitgenommen; außer seiner Uhr trug er, mit einem Riemen um die Hüfte geschnallt, in einem Lederfutteral eine etwa 7 bis 8 cm im Durchmesser große Diopterbussole.

Von einer Anzahl der an der Mündung des Franziskaflusses wohnenden Eingeborenen begleitet, brach die Expedition am Mittwoch den 14. August 1895, nachmittags 2 Uhr, von der Küste auf und begann den Marsch in das Innere. Nach zweieinhalb Tagen, am Sonnabend den 17. August, noch vor Tagesanbruch, hatten die begleitenden Eingeborenen sich von der Expedition getrennt und waren nach der Küste zurückgekehrt. Herr

*) Zusammengestellt nach den an die Neu-Guinea-Compagnie gelangten Berichten der Landesverwaltung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ehlers hatte ihnen keinen Zettel mit irgend einer Notiz zur Beforgung mitgegeben, so daß der Dampfer „Ysabel", der am Sonntag den 18. August die Bayernbucht noch einmal angelaufen hatte, nur aus den Erzählungen der eben heimgekehrten Eingeborenen erfahren konnte, daß die Expedition bis dahin einen erwünschten Verlauf genommen hatte.

Im ganzen wurde dem Flußlauf des Franziskaflusses etwa fünf Tage, d. i. bis zum 19. August gefolgt und dann der Weg nach dem Kompaß durch den Busch eingeschlagen.

Gleich nach Verlassen des Franziskaflusses mußten hohe Gebirgsrücken überklettert werden, die noch von See zu sehen sind und deren Höhe wohl auf 1000 m*) geschätzt werden kann. Alle diese Gebirgsrücken waren von starkem Hochwald bestanden, den dichtes Unterholz sehr mühsam passierbar machte.

Am 23. August wurde ein großes Eingeborenendorf angetroffen, und da die Leute sich sehr freundlich gebärdeten, wurde beschlossen, drei Tage bei ihnen zu rasten. Tabak und Eisen war den Leuten ganz unbekannt, auch Glasperlen erweckten ihre Begierde, und sie verkauften dafür gern alle Nahrungsmittel, besonders auch lebende Schweine und Hunde; die Kokospalme ist nicht mehr vorgefunden worden. Für rote und blaue Farbe, die sonst gern an der Küste zum Schmuck der nackten Leiber verwendet wird, hatten sie kein Verständnis.

Leider hatte Herr Ehlers auf dem Marsche durch den Busch seine Diopterbussole verloren; für die Richtungsbestimmung war die Expedition jetzt nur noch auf einen kleinen Taschenkompaß des Polizeiunteroffiziers Piering angewiesen. Solange der Weg durch den Busch gegangen war, gab der erste Anfang schon ein wenig verlockendes Bild von den Strapazen, welche die Expedition auf dem weiteren Marsche zu erwarten hatte.

Das große Dorf lag auf dem Rücken eines hohen Berges und die der kalten Luft ungewohnten Träger litten sehr durch die oben herrschende Kälte, sowie unter Regen und feuchtem Nebel.

In dem Dorfe starb der erste Mann, ein Neu-Mecklenburger, an Krämpfen, deren Ursache nicht festgestellt werden konnte.

Nach drei Tagen, also am 26. August, verließ die Expedition das gastliche Dorf, noch die letzten Reste der eingehandelten Nahrungsmittel, so viel wie möglich war, mit sich tragend. Es regnete unaufhörlich, und kein Eingeborener des Dorfes hatte seine Begleitung angeboten.

Ein benutzbarer Pfad war von jetzt ab nicht mehr vorhanden, prächtiger Hochwald mit riesenhohen Stämmen und dichter Unterbusch bedeckten unabsehbar die Gebirgshöhen wie die Täler.

Zunächst ging es nun von dem Gebirgsrücken abwärts ins Tal, wo ein ziemlich bedeutender Fluß angetroffen wurde, dessen Gewässer nach Osten liefen und der durch Schwimmen passiert werden mußte. Der Weg war sehr beschwerlich, herumgestreute Steine und riesige Felsblöcke versperrten ihn häufig, dazu kam noch fortwährender Regen und feuchter Nebel, so daß der Fortgang des Marsches ein sehr langsamer war.

Nach viertägigem Marsche wurde in einem Tale wieder ein nach Osten laufender Fluß durch Schwimmen passiert, und nach weiteren drei Tagen war ein dritter größerer, ebenso fließender Fluß zu überschreiten.

Schon gleich nach Abgang von dem oben erwähnten Dorfe trat die Plage der Blutegel ungemein lästig auf. Die Schwarzen mit ihren nackten Leibern waren ihnen schutzlos überliefert. Die tiefen Bißwunden dieser Tiere bluteten nach Abreißen derselben noch sehr lange nach und wurden durch das Durchzwängen der Körper durch den dichten Busch immer wieder aufgerissen. Dazu kam vielfach fast undurchdringliches Dickicht von Rotang, dessen kleine Dornen die Körper der Schwarzen blutig kratzten und den Europäern die Kleidung förmlich vom Leibe rissen.

Der mächtige Hochwald mit seinen riesigen Stämmen und himmelhohen Baumkronen umgab sie bei Tag und bei Nacht in feierlichem Schweigen, das höchstens durch den auf die Blätter der Bäume klatschenden Regen in trübseliger Weise unterbrochen wurde. Der niedere Busch beherbergte kein jagdbares Tier.

Unter diesen Beschwerden waren nach Verlassen des gastlichen Dorfes etwa vierundzwanzig Tage verflossen, da trat das schreckliche Gespenst des Nahrungsmangels an die Expedition heran. Immer waren die Beschwerden des Weges noch dieselben und schienen kein Ende zu nehmen, immer noch strömte der Regen herab, nur zeitweise durch feuchte Nebel unterbrochen.

Mittlerweile war der Nahrungsmangel vollständig geworden, der Hunger plagte die Leute sehr und zusammen mit dem äußerlichen Leiden zeigte die Expedition bald ein sehr trauriges Bild körperlicher Schwäche und moralischer Niedergeschlagenheit. Auch die Europäer hatten über Kleider nicht mehr zu verfügen, der Nässe, den Dornen des Busches und den vielen, fast fortwährend zu überkletternden Felsen hatten sie nicht standhalten können. Immer noch türmte sich ein Waldgebirgszug nach dem anderen vor der ermatteten Expedition auf, die dem Zusammenbruch nahe war.

Eine neue, sehr böse Plage hatte sich allmählich hinzugesellt, die verbunden mit Hunger, mangelhafter und schließlich schlechter Nahrung das Unglück voll machte. In die durch die Blutegel gebissenen Wunden hatten Insekten**) Eier gelegt, aus denen rötliche kleine Maden ausgebrochen waren. Die Wunden gingen in Eiterung über und aus ihnen floß sehr bald ein übelriechender Eiter heraus, der nicht nur physisch recht lästig war, sondern auch die moralische Kraft ungemein lähmte. So waren die Körper nicht nur der Schwarzen, sondern auch der beiden Weißen bald vollkommen durch diese eitrigen Geschwüre bedeckt, und die gesamte Expedition litt furchtbar unter dieser schrecklichen Plage.

Die einzige erhältliche Nahrung war Gras oder die Blätter der Bäume, doch konnten die Schwarzen der großen Nässe wegen kein Feuer bekommen und so mußten sie die vegetabilische Nahrung roh genießen.

Nach etwa fünf Tagen der nahrungslosen Zeit wurde eines Morgens entdeckt, daß drei Leute, Neu-Mecklenburger aus Potmilan, unter Mitnahme eines kleinen Stahlkoffers des Herrn Ehlers

*) Nach den späteren Berichten der Huongolfexpedition bis zu 2600 m.
**) Wahrscheinlich Buschläuse.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

desertiert waren. In diesem hatte sich an Nahrungsmitteln nur ein wenig Mehl und ein Stückchen Mehlkuchen befunden, sonst waren Teller, Messer und Gabeln sein Inhalt. Jedenfalls sind diese Deserteure im Busch gestorben, da die Möglichkeit, sie könnten bewohnte Gegenden erreicht haben, nahezu ausgeschlossen erscheinen muß.

Die Gras- und Blätternahrung hatte auf alle die Wirkung, daß sich ernste Darmleiden neben sonstigen Folgen des Verhungerns entwickelten. Die blutigen Erscheinungen der roten Ruhr (Dysenterie) waren fast überall aufgetreten, einige Schwarze starben auch sehr bald daran, auch die Kräfte der Weißen nahmen sichtbar ab.

Nach acht Tagen der nahrungslosen Zeit war die allgemeine Schwäche so groß geworden, daß das Mitschleppen des noch vorhandenen Gepäckes nicht mehr angehen wollte. Man mußte sich zur Zurücklassung des Gepäckes entschließen, das in der Stammhöhlung eines hohen Baumes verborgen wurde.

Die Waffen mit der nötigen Munition wurden mitgenommen, ebenso alle Papiere, und es ist nach allen Aussagen sicher, daß Ehlers in den Baum keinerlei schriftliche Mitteilung mit hineingelegt hat, denn dazu besaß er weder die geistige noch die körperliche Elastizität mehr. Der Baum wurde auf Ehlers' Befehl durch Arthiebe gezeichnet, um ihn wieder finden zu können. Aus einer Äußerung, welche die als Zeugen vernommenen Farbigen wiedergaben: „Nach zwei Tagen kommen wir nach großen Dörfern mit viel Essen, und wenn wir uns erholt haben, dann holen wir die Sachen 'raus!" tönt noch immer die große Hoffnung, seine Expedition gelingen zu sehen.

Mittlerweile waren den großen Leiden im ganzen zehn Schwarze erlegen, und der Rest befand sich in beklagenswertem Zustand. Beim Überklettern eines der vielen Felsen stürzte Piering herunter und verletzte sich so an beiden Oberschenkeln, daß ihm das Gehen nur mit Unterstützung durch die Schwarzen gelang. Hierbei wurde auch der Taschenkompaß, welcher bis dahin die Richtung angegeben hatte, zertrümmert.

Endlich, am elften Tage der nahrungslosen Leidenszeit, also am 30. September, wurde der große Fluß gesehen, der seine Gewässer nach Westen beziehungsweise Südwesten führte und auf dessen Erreichen Ehlers seine ganze Hoffnung gesetzt hatte.

In durch hohe Berge eingeengtem Flußbett brausten die Fluten stürmisch dahin und wiesen wohl der Expedition den Weg zu ihrer Rettung, aber leider war kein Dorf weit und breit zu erkennen und Ehlers mag wohl innerlich bitter seine wieder getäuschte Hoffnung beklagt haben. Und in welchem Zustande befand sich die Expedition! Ehlers selber litt furchtbar an dem schon erwähnten Darmleiden, seine Kraft war zu Ende; dazu war sein ganzer Körper voll jener übelriechenden eitrigen Wunden, in denen sich zahllose rötliche Maden tummelten, ja bis ins Gesicht hatten sich diese Wunden gezogen. Dem Polizeiunteroffizier Piering ging es nicht viel besser, auch er war mit seiner Kraft zu Ende und daneben mußte er noch an den Folgen seines Sturzes von dem Felsen leiden. Die überlebenden Schwarzen gaben den Europäern in ihrem körperlichen Zustande nur wenig nach, ein großer Teil war sogar noch viel schlimmer daran. Ehlers' kleiner Diener und vieljähriger treuer Begleiter, Tschokea, starb an Entkräftung im Lager.

Einigen Schwarzen war es gelungen, eine Sagopalme zu entdecken, und das Mark derselben gab endlich eine etwas bessere Nahrung, als das früher genossene Gras, das roh gegessen werden mußte. Jetzt gab auch Ehlers seine Genehmigung zum Schlachten der großen Hündin, die die Expedition bis dahin begleitet hatte, doch er, dem die Trennung von dem treuen Tier schwer fiel, lehnte ab, das Fleisch derselben zu essen.

Die beiden Europäer und der größte Teil der Schwarzen schliefen vor Erschöpfung fast fortwährend, und den kräftigeren unter den letzteren trat die Überzeugung auf, daß Ehlers, den alle nicht genug als ihren guten Herrn preisen konnten, dem Tode entgegensehe und in ganz kurzer Zeit, vielleicht schon in wenigen Stunden, sterben müsse.

Von einer Fortsetzung des Fußmarsches konnte für Ehlers und Piering keine Rede mehr sein. Ehlers empfand dies auch selber und trug Ranga und Opia, zwei noch etwas kräftigeren Leuten auf, ein Floß zu bauen, auf dem er, Piering und die zwei Schwarzen den Fluß abwärts fahren konnten. Allen übrigen Leuten sprach er Mut zu und sagte ihnen, sie sollten nur, nachdem sie ausgeruht hätten, den Fluß stromab entlang gehen, sie kämen dann bald nach Dörfern im englischen Gebiet.

Nach dreitägigem Aufenthalt am Flusse war ein Floß am Morgen des 3. Oktober fertiggestellt; es war wohl fest gebaut, aber es hatte den großen Fehler, daß das Holz für ein richtiges Floß zu schwer war. So kam es, daß es schon ohne Belastung unter Wasser schwamm. Mit der Belastung der vier Passagiere: Ehlers, Piering und den beiden Schwarzen Ranga und Opia, sank es noch etwas tiefer. Mit Mühe gelang es, für die Europäer in der Mitte eine Erhöhung zu bauen. Auf diese wurde die Geldkaffette, ein Stahlkoffer mit allen Papieren, Gewehre, Patronen und einzelne Kleinigkeiten geladen und dann wurden durch Stäbe zwei Armsessel konstruiert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ranga, dem schon in Friedrich-Wilhelmshafen seitens Pierings, der ihn seit fünf Jahren kannte, stets großes Vertrauen entgegengebracht worden war, hatte auch auf der Expedition durch seine Eigenschaften das Vertrauen des Herrn Ehlers sich erworben und wurde deshalb immer in besonderer Weise bevorzugt und mit einer Art Aufseherposten betraut. — Am 3. Oktober, vormittags, waren die überlebenden Schwarzen zu neuem Marsch stromab aufgebrochen. Gegen Mittag fand die Abfahrt des Floßes statt. Opia stand vorne, Ranga hinten auf dem Floß. Bis zu diesem Zeitpunkt stimmten die Aussagen fast aller Zeugen überein.

Über die Beweggründe zu der nun folgenden Tat können nur Mutmaßungen ausgesprochen werden. Am wahrscheinlichsten scheint die Annahme zu sein, daß Ranga und Opia — zwei Bukaleute — zu der Überzeugung gelangten, die beiden Europäer seien in einem Zustande, der den Transport auf dem Floß nicht mehr gestatte, daß sie also ans Land gebracht und von ihnen an Land weiter geschleppt werden müßten und daß hierzu ihre eigenen Kräfte nicht mehr ausreichen würden. Rettung für sie wäre also nur ohne die beiden Weißen, denen sie bisher mit Treue und Aufopferung gedient, möglich. Vom Gedanken zur Tat ist bei den energischen und wilden Bukaleuten, denen jede Innerlichkeit abgeht, nur ein Schritt. Von der plötzlichen Eingebung gepackt schoß Ranga Herrn Ehlers und Opia Herrn Piering meuchlings nieder. Auch der einzige Augenzeuge, der Neu-Mecklenburger Maris, der vom Ufer aus die Tat gesehen, wurde aus dem Wege geschafft.

Das Floß ging weiter. Nach mancherlei Irrungen traf man mit dem vorausgegangenen Trupp wieder zusammen, und nun bereits zeigte sich der Fluch der bösen Tat, der weiteres Unheil anrichten mußte. Die in ihren Gefühlen anders gearteten Neu-Mecklenburger ahnten das Verbrechen, das ihnen zur Gewißheit ward, als Ranga und Opia ihren Landsleuten gegenüber nicht schweigen konnten und wohl den Stolz, die weißen Männer überwunden zu haben, hervorkehrten. Eine tiefe Gärung zwischen den Bukaleuten und den Neu-Mecklenburgern trat ein, die nach dem Naturell der gewaltsamen Führer Ranga und Opia in offenen Streit ausarten mußte, in dem die Bukaleute, verstärkt durch Zupit, drei Neu-Mecklenburger, Baris, Rangin und Lupis, durch wohlgezielte Schüsse niederstreckten. Die Bukaleute und ihr Anhang versicherten sich der Gewehre und brachten dadurch die Gewalt über die Expedition an sich, deren übrige Mitglieder ihren Groll, der Not gehorchend, niederhielten und sich derselben angliederten. Damit endete der erste Akt des Dramas.

Man brach abermals zum Marsche nach der Küste, dem Lauf des Flusses folgend, auf.

Nach neun Tagen Marsch waren von den Überlebenden noch fünf gestorben, zwei hatten sich augenscheinlich verirrt, so blieben nur noch neunzehn übrig, die aus dem leichten Holz der Sagopalme sich Kanus bauten und die Weiterreise zu Wasser fortsetzten.

Nachts wurde am Ufer angelegt und geschlafen und des Tags über wurde gefahren. Die Nahrung war lediglich das Mark der Sagopalme. Am sechsten Tage, also am 21. Oktober, sahen die Überlebenden Kokosnußpalmen am Lande und froh des langersehnten Anblicks eilten sie an Land, um sich die beliebte Nahrung zu holen. Bald erschien aber ein Boot mit bewaffneten Eingeborenen, die sofort mit Bogen und Pfeil drohten. Die Besonnenheit der Führer, obgleich sie über sechs Mauserkarabiner und genügend Patronen verfügten, verbunden mit ihrem traurigen körperlichen Zustand, der den Angreifenden durch bezeichnende Gebärde bald erkennbar gemacht wurde, ließen es nicht zum Kampf kommen. Die Eingeborenen hatten bald verstanden, daß sie es mit halbverhungerten Leuten zu tun hatten, die ihre Unterstützung anriefen; sie waren freundlich und gaben ihnen freiwillig genügend Kokosnüsse. Die Reisenden wurden nun in das Dorf geführt, eins der vielen Mowiawidörfer jener Gegend, gut behandelt und bewirtet. Nach einer Nachtruhe, die endlich unter Dach geschehen konnte, wurden am nächsten Tage die Kanus bestiegen und innerhalb drei Tagen war Motu-Motu an der Mündung des Flusses erreicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Der Lehrer der Londoner Missionsgesellschaft Peter und der Häuptling „Lahari" von Motu-Motu nahmen sich mit großer Sorge der Überlebenden an. Als dem Häuptling Lahari erzählt wurde, daß zwei sich verirrt hätten und daß sie noch im Innern steckten, ging dieser Mann mit Begleitung ins Innere und es gelang ihm wirklich, die beiden, Barono und Kipitu, die etwa zehn Tage lang bei einem kleinen Buschstamme gelebt hatten und dort gut behandelt worden waren, zu finden und am 4. November nach Motu-Motu zu bringen. Die Überlebenden der unglücklichen Expedition haben also wirklich das Ziel, das sich Herr Ehlers gesteckt hatte, erreicht, sie sind an der Mündung des in älteren Karten „Heath River" genannten Flusses Lakemunu an die See, den Golf von Papua, gekommen.

Mittlerweile war das Gerücht von der Ankunft fremder mit Feuerwaffen versehener, von Hunger und Krankheit geplagter Schwarzen sowohl nach Port Moresby, dem Sitz des Gouvernements von Britisch-Neu-Guinea, als auch zu dem Magistratsbeamten für den Mekeodistrikt gelangt. Von Port Moresby wurde ein Segelkutter nach Motu-Motu dirigiert und Kleider sowie allerlei Dinge für die erste Hilfeleistung bei Kranken mitgegeben, während Mr. Kowald, der Beamte des „Mekeo"-Distriktes, selber nach Motu-Motu eilte, wo er die einundzwanzig Überlebenden*) antraf, die mit Ausnahme weniger sich erholt hatten, dank der Fürsorge, die sowohl der Lehrer Peter, als auch der Häuptling Lahari von Motu-Motu den Unglücklichen hatten zuteil werden lassen. Die Überlebenden wurden nach Port Moresby übergeführt, wobei noch ein Neu-Mecklenburger an Entkräftung starb. Nachdem sich die Leute erholt hatten, hielt es der Gouvernementsekretär Mc. Musgrave, in richtiger Würdigung der Tatsache, daß die Erinnerung jetzt wohl noch lebhaft sei, aber naturgemäß sich nach und nach abschwächen würde, für richtig, sofort in umfassender Weise die einzelnen Überlebenden nach ihren Erlebnissen und dem Tode der beiden Weißen zu vernehmen und deren Erzählung protokollarisch festzulegen, auf Grund deren sowie weiterer eingehender Vernehmung der Überlebenden durch die Verwaltung der Neu-Guinea-Compagnie der mutmaßliche Hergang der Expedition zur Schilderung gelangen konnte.

Die englische Verwaltung ließ nach kurzer Rast in Port Moresby die Geretteten auf dem Regierungsdampfer nach Stephansort bringen, wo alsdann der zweite Akt des Dramas sich abspielte.

Hatten auch die Neu-Mecklenburger während der letzten Zeit völlig im Banne der beiden gewalttätigen Bukaleute Ranga und Opia gestanden, so begann sich dieser unter den altgewohnten Verhältnissen in Stephansort nach und nach zu lösen, und bald war das Gerücht unter den Farbigen im Umlauf, daß Herr Ehlers wie auch Herr Piering keines natürlichen Todes gestorben, sondern getötet worden seien. Die Gerüchte nahmen bestimmtere Gestalt an und veranlaßten das Eingreifen der Gerichte. Die überlebenden Teilnehmer an der Expedition wurden mehrfachen Verhören und Kreuzverhören ausgesetzt, die Mörder Ranga und Opia verwickelten sich in Widersprüche, und schließlich gaben die Neu-Mecklenburger ihrem Verdachte auch vor Gericht Ausdruck, so daß an der Schuld der beiden Bukas nicht mehr zu zweifeln war. Ranga und Opia wurden in Untersuchungshaft genommen, es gelang ihnen jedoch aus dem Gefängnis, wiederum durch einen Gewaltstreich, zu entspringen; sie hielten sich nach ihrer Flucht bei benachbarten Eingeborenen auf, die sie, teils aus Furcht vor ihrer Gewalttätigkeit, teils durch die Hoffnung auf kriegerische Erfolge gegen die Weißen, auf ihre Seite brachten. Durch einen Überfall einer Fischerniederlassung in Maraga verschafften sie sich einen Karabiner mit acht Patronen. Man mußte nunmehr gewärtigen, daß sie in Verbindung mit den Tamuls entweder Friedrich-Wilhelmshafen oder Erima irgendwie anzugreifen versuchen würden. Unter den Arbeitern Stephansorts herrschte geradezu eine Panik. Ein genauer Wachtdienst Tag und Nacht wurde nötig. Man mußte mit allen Mitteln versuchen, der Bukas habhaft zu werden. Durch Erkundigungen bei den Eingeborenen gelang es zu ermitteln, daß sie in den Dörfern Mala und Gorib landeinwärts von den Jombaininseln sich aufhielten und sich mit den Bewohnern durch Heirat verbunden hatten. Der Versuch, die Auslieferung gegen Versprechung eines Kopfpreises zu erlangen, scheiterte. Der Landes-

*) Zuzüglich der zwei nachträglich Geretteten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hauptmann Herr v. Hagen beschloß die Aufhebung der Buka ins Werk zu setzen, um so mehr als aus Friedrich-Wilhelmshafen die Nachricht eintraf, daß sie stets in der Nähe der Station herumstreiften und so offenbar nur auf günstige Gelegenheit zu weiteren Gewalttaten mit ihren Leuten warteten.

Am 13. August fuhren etwa dreißig Mann (Malaien und Melanesen) unter Herrn v. Hagen, ferner die Kompagniebeamten Bolminski und Blum, der Polizeiunteroffizier Störmer und der kaiserliche Richter Dr. Hahl zunächst nach Maraga. Bei den Eingeborenen dort fanden sich keine Spuren der Anwesenheit der Buka. Auf der Insel Jabob nächtigte der Zug, um am 14. morgens nach dem Festlande überzusetzen. Auf dem Marsche ließ man bei der Ankunft im Dorfe Mala die Eingeborenen ruhig abziehen. Bei einer Durchsuchung fanden sich keine Spuren der Buka. Auf dem Weitermarsche nach Klein-Gorib wurde ein Eingeborener überrascht, der offenbar Vorposten gestanden hatte. Man nahm ihn als Geisel mit. Nicht weit von dieser Stelle, am Fuße des Hügels, auf welchem Klein-Gorib liegt, fiel plötzlich ein Schuß. Herr v. Hagen wurde tödlich getroffen und kam nicht mehr zum Bewußtsein. Wie die örtliche Untersuchung ergab, hatte Ranga hinter einem Baum auf der Höhe gelegen, die Spitze an sich vorüberziehen lassen, aus einer Entfernung von etwa 20 m Feuer gegeben und durch sofortige Flucht in den Busch sich gerettet. An einer Baumwurzel war deutlich die Stelle erkennbar, an der das Gewehr aufgelegt worden war. Zwei Mann der Spitze gaben an, Ranga einen Moment gesehen zu haben. An der Person des Täters kann übrigens ein Zweifel nicht bestehen, da Ranga dem Opia an Tatkraft und Rücksichtslosigkeit weit überlegen war.

Das Vorgehen wurde abgebrochen, um die Leiche so rasch als möglich zur Küste zu bringen. Abends 7 Uhr traf die Expedition wieder in Stephansort ein, geschleppt von der Dampfpinasse S. M. S. Falke, welches deutsche Kriegschiff inzwischen eingelaufen war. Am Morgen des 15. August wurde Herr v. Hagen in Stephansort mit militärischen Ehren unter Beteiligung der Offiziere und Mannschaften S. M. S. Falke beerdigt.

Nach dem Tode des Landeshauptmanns, des Herrn Kurt v. Hagen, wurden die Bemühungen, der Mörder habhaft zu werden, aufs energischste fortgesetzt. Nachdem man die Überzeugung gewonnen, daß man diese gewandten, in den Ränken und Kniffen des Buschkrieges allen anderen Farbigen weit überlegenen, schußsicheren, vor nichts zurückschreckenden Bukaleute durch direkte Verfolgung nicht einfangen könne, wurden einerseits hohe Belohnungen auf die Ergreifung der Mörder ausgesetzt, anderseits aber gegen die Eingeborenen, auf die sie sich stützten, unter Androhung von Gewaltmaßregeln vorgegangen. Anscheinend ging auch den Flüchtlingen die Munition für den Karabiner aus — wodurch in gleicher Weise ihr Ansehen unter den Eingeborenen schwand und der Nimbus ihrer Unbesieglichkeit verblich. Unstet zogen sie von Ort zu Ort. Aufgestachelt durch die Aussicht auf Erlangung des hohen Fangpreises und in der Absicht, sich wieder die Gunst der doch allmächtigen Weißen zu erringen, stellten die Eingeborenen den Vogelfreien nach, die, gehetzt von Ort zu Ort, schließlich ihrem Schicksal nicht mehr entgehen konnten. Ein Trupp der Gaibleute lauerte ihnen auf. Als sie den Gogol schwimmend passierten und das jenseitige Hochufer erklettern wollten, wurden sie von der Höhe herab mit Wurfgeschossen überschüttet und aus dem Hinterhalt von allen Seiten angefallen. Ihrer Natur bis in den Tod getreu verteidigten sich Ranga und Opia aufs äußerste. Erst nach der heftigsten Gegenwehr und nachdem ihnen zahllose Wunden geschlagen, erlagen beide der Übermacht.

Im Triumph wurden nach Landessitte die Köpfe der Erschlagenen nach Stephansort gebracht, um sichtbar zu machen, daß der „Schrecken" von Kaiser-Wilhelmsland nicht mehr umhergehe und daß die blutigen Untaten der Bukaleute ebenso blutige Sühne gefunden.

Die Ramuexpedition I.

Die Ramuexpeditionen, die durch die Neu-Guinea-Compagnie unternommen wurden und die sich mit der Erschließung des Innern von

Kaiser-Wilhelmsland befaßten, begannen im April 1896 und erstreckten sich über einen Zeitraum von etwa fünf Jahren.

Der besseren Übersichtlichkeit halber werden sie, obgleich zu verschiedenen Zeiten unternommen, hintereinander zur Darstellung gebracht.

Im Laufe der Jahre waren bis zu jener Zeit die Küstenstriche mehr oder weniger in allen Teilen des Landes befahren und die Meeresverhältnisse untersucht worden.

Die Expedition Lauterbach wirkte vorbildlich und lenkte die Aufmerksamkeit auf die Erforschung des Innern.

Auf Anregung des früheren Beamten der Neu-Guinea-Compagnie, Ernst Tappenbeck, bildete sich unter Führung der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ein Komitee, bestehend aus der Deutschen Kolonialgesellschaft, der Gesellschaft für Erdkunde, der Neu-Guinea-Compagnie und dem Geheimen Kommerzienrat Adolf v. Hansemann, von denen die Mittel zu einer auf die Erschließung des Innern gerichteten Expedition aufgebracht wurden.

Als Teilnehmer der Expedition wurden die Herren Dr. Lauterbach als Leiter, Dr. Kersting als Arzt und E. Tappenbeck für die Führung der allgemeinen Expeditionsgeschäfte erwählt und 1896 die erste Expedition gebildet.

Dr. Lauterbach beschloß zunächst eine Untersuchung des Stephansort naheliegenden Ortzengebirges vorzunehmen, die zugleich zur Einübung der Expeditionsmannschaften für den größeren Vorstoß nach dem Innern dienen sollte. Sie fand in der Zeit vom 12. bis 18. Mai 1896 statt. Der höchste Gipfel des Ortzengebirges, Tayomana (1100 m hoch), wurde nach Überwindung großer Terrainschwierigkeiten von Dr. Kersting erstiegen.

Am 30. Mai 1896 trat die Expedition, nachdem inzwischen ihre Organisation vollendet war, in der Stärke von drei Europäern, vier Malaien, vierzig Melanesen und Jabims, denen vier Pferde, die je drei Lasten trugen, und vierzig Schlachtziegen beigegeben waren, den Marsch ins Innere an. Der in Übereinstimmung mit dem Komitee aufgestellte Plan des Unternehmens ging im wesentlichen dahin, daß die Expedition versuchen sollte, von einem Punkt an der Küste der Astrolabebai in das Innere bis zum Bismarckgebirge vorzudringen, um dann entweder auf demselben Weg zur Küste zurückzukehren oder mit Hilfe des Markhamflusses nach Süden zu zum Huongolf durchzudringen. Das Betreten englischen oder holländischen Gebiets sollte vermieden werden.

Mit Hilfe von eingeborenen Führern wurde am ersten Tag der Elisabeth- oder Nurufluß erreicht und am zweiten Tag die Stelle passiert, wo der Fluß in einem Felsentor das Ortzengebirge durchbricht. Hinter dieser Klamm durchschritt die Expedition ein durch mäßig hohe Berg- und Hügelketten durchzogenes, ziemlich dicht bevölkertes Land, dessen Erhebungen nach Norden scheinbar abnehmen. Immer dem Nuru nachgehend wurde am 6. Juni wieder eine Klamm erreicht, in der riesige Felsblöcke dem weiteren Vordringen mit Pferden eine fast unüberwindliche Schranke zu ziehen schienen, die nur mit großer Anstrengung überwunden werden konnte. Etwa 80 km landeinwärts (40 km Luftlinie) wurde ein Lager, in dem Dr. Lauterbach zurückblieb, angelegt, während Tappenbeck und Dr. Kersting mit zwanzig Mann nach Stephansort zurückgingen, um mit Hilfe weiterer, von der Neu-Guinea-Compagnie beschaffter Träger, Proviant nachzuschieben.

In dieser Zeit bestieg Dr. Lauterbach den Ssigauu, die höchste Spitze des Ssigauuberglandes, um Ausblicke auf die zu erforschende Gegend zu gewinnen. Nach Westen war am Horizont eine Riesenbergkette sichtbar, vor ihr etwa zehn Parallelketten, die näheren 100 bis 200 m, die weiteren 1000 bis 2000 m hoch, alle dicht bewaldet. Nach Norden tauchte am Horizont ebenfalls ein mächtiges Gebirge, wohl etwa 3000 m hoch, auf. Nach West-südwest war ein gewaltiger, wohl 4000 bis 5000 m hoher Gebirgszug sichtbar, dessen Fuß etwa 10 km entfernt lag. Am 13. Juni verlegte Dr. Lauterbach das Lager nach dem 600 m hoch gelegenen Dorfe Ssigauu Wodsa, dessen Bewohner reichlich Lebensmittel lieferten. Bei Durchforschung der Umgebung entdeckte Dr. Lauterbach einen nach Südwesten fließenden

Fluß, dem er den Namen „Schumannfluß" gab. Am 19. Juni kam der andere Teil der Expedition mit achtunddreißig Lasten zurück. Am nächsten Tag wurde der neu entdeckte Fluß 12 km abwärts verfolgt und an geeigneter Stelle ein Lager angelegt. Dr. Lauterbach kehrte von hier aus in vier Tagen mit den Trägern nach der Küste zurück, um den letzten Proviant nachzuholen.

Am 2. Juli war die gesamte Expedition mit einem Mundvorrat auf zwei Monate vereinigt und marschierte dem Laufe des Schumannflusses folgend noch etwa 25 km weiter nach Westen, wo der Fluß verlassen wurde.

Auf Eingeborenenpfaden ging es nach Südwesten zuerst durch Hochwald, dann durch Sagosümpfe weiter. Am 10. Juli wurde ein etwa 100 m breiter, anscheinend äußerst wasserreicher Strom gesichtet. Zunächst glaubte man auf den Oberlauf des Markhamflusses gestoßen zu sein; beim Näherkommen wurde entdeckt, daß der Strom nicht südlich oder südöstlich, sondern gerade entgegengesetzt nach Nordwesten fließt. Am Fuße des Bismarckgebirges wurde am rechten Ufer dieses Stromes — des Ramu — ein Lager errichtet, in welches der vom letzten Lager nachgeholte Proviant gebracht wurde. Dr. Lauterbach war vor die Entscheidung gestellt, ob er programmgemäß längs den Ausläufern des Bismarckgebirges nach Süden abschwenken oder seine neue Entdeckung nach Nordwesten weiter verfolgen wolle. Da der Ramu ihm als ein schiffbarer, großer Strom erschien, der als Wasserstraße von höchster Wichtigkeit werden konnte, entschloß er sich für letzteres. Am 3. August schiffte er sich mit der Expedition auf fünfzehn während des Proviantnachholens selbst gebauten Kanus ein, um talab zu fahren. Der Ramu fließt von dem Standlager ab zunächst 200 km in nordwestlicher Richtung, um dann nach Norden umzubiegen. An seinem linken Ufer tritt das Bismarckgebirge mit 1000 bis 2000 m hohen Ausläufern stellenweise dicht an den Strom heran, der von dieser Seite auch eine große Zahl wasserreicher Nebenflüsse empfängt. Nach Nordosten und Norden liegt in ungeheurer Ausdehnung ebenes Land. Im Anfang der Fahrt wurden nur wenig dicht bevölkerte Strecken passiert, weiterhin verdichtete sich die Bevölkerung. Am 10. August wurde ein Angriff der Eingeborenen blutig abgewehrt, wenige Tage später wurden freundliche, sehr zahlreiche Völkerschaften erreicht. Große Bestände von Kokospalmen säumen in dieser Gegend die Ufer des Ramu ein. Am 14. August wurde die Expedition abermals von Eingeborenen erfolglos angegriffen. Der Fluß zeigt an dieser Stelle 200 bis 300 m Breite und einen recht gewundenen Lauf. Am 15. August mußte mit Rücksicht auf den zusammengeschmolzenen Proviant und die in den Standlagern zur Bewahrung des Proviants zurückgelassenen Leute die Weiterfahrt und damit die Feststellung der Flußmündung aufgegeben und die Rückfahrt angetreten werden, die wegen des vielen Treibholzes mit viel Beschwernissen verknüpft war.

Am 3. September langte man wieder im letztverlassenen Standlager an. Vom 4. bis 6. September bestiegen von diesem aus Dr. Lauterbach und Dr. Kersting einen der Vorberge des Bismarckgebirges, etwa 1000 m hoch, von dem sich eine umfassende Rundsicht nach Süden, Westen und Norden darbot. Der Ramu war noch etwa 100 km nach Südosten flußaufwärts in gleicher Breite sichtbar, ein Beweis, daß seine Quellen nicht sehr weit vom Huongolf liegen können, eine Wahrnehmung, die später durch die Entdeckungen Dammköhlers und Fröhlichs Bestätigung gefunden hat.

Am 8. September trat die Expedition den Rückmarsch an und erreichte schon am 16. September 1896 wohlbehalten ohne nennenswerte Verluste Stephansort.

Die Aufklärungen der Expedition umfassen den mittleren Teil Kaiser-Wilhelmslands im Norden von den südlich des Kaiserin Augustaflusses streichenden Bergzügen etwa 4° 30′ südlicher Breite beginnend bis zu der Kette des Krätkegebirges unter etwa 6° 30′ südlicher Breite im Süden, im Westen von dem Massiv des Bismarckgebirges und seiner nordwestlichen Fortsetzung, dem Hagengebirge, unter etwa 144° 20′ östlicher Länge von Greenwich bis an die Astrolabebai unter etwa 146° 20′ östlicher Länge von Greenwich im Osten, also folgende Land- und Flußgebiete:

Die Astrolabeebene und die Gogolebene, das Tajomanagebirge mit dem Gori- und Minjimfluß, den Rurufluß, das Sfigauubergland, das Flußsystem des Ramu bis zum Unterlauf, die große Alluvialebene östlich des Ramu, das Bismarck- und Hagengebirge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herr Dr. Lauterbach äußert sich selbst über die Ergebnisse seiner Expedition in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Band XXXIII 1898 Nr. 3 wie folgt:

„Fassen wir die Ergebnisse der Expedition kurz zusammen, so ergibt sich für Kaiser-Wilhelmsland folgendes Bild. Ein mächtiges, reichgegliedertes Kettengebirge durchzieht Neu-Guinea von Nordwesten nach Südosten, im wesentlichen aus alten, kristallinischen Gesteinen bestehend und bis zu Höhen von 4000 m ansteigend. Am Nordabhang dieses Gebirges sind Ebenen von bedeutenderer Ausdehnung vorhanden, vom Kaiserin-Augusta- und Ramufluß durchströmt und teilweise aufgebaut, welche bei etwa 4° südlicher Breite an das Meer stoßen. Nördlich und südlich dieser Flußmündungen streichen der Küste parallele Küstengebirge von geringer Erhebung, teilweise rezente Korallenkalke. Südlich der Astrolabebai erhebt sich das gewaltige Finisterregebirge bis 3500 m, ebenfalls der Küste folgend. Zwischen Finisterre- und Bismarckgebirge schiebt sich das Tal des Ramu ein. Die Flußtäler des Innern sowie die Gebirge mittlerer Erhebung sind dünn bevölkert, dagegen wohnt am Unterlaufe der Flüsse, besonders des Ramu, eine äußerst zahlreiche Bevölkerung. Überall wird Ackerbau betrieben. Keine bedeutenden Hindernisse im untersten Teil des Flußlaufes vorausgesetzt (die zweite Ramuexpedition hat ergeben, daß auch dieser Teil gut schiffbar ist), bildet der Ramu eine gute Wasserstraße für ausgedehnte Flächen des besten Ebenenkulturlandes und einen bequemen Zugang zu dem Fuß der zentralen Gebirgsketten."

Zu den Ergebnissen sind noch folgende Punkte hinzuzufügen:

Die zurückgelegte Route, die mit allen begangenen Wegen etwa 170 km ausmacht, ist durch sorgfältige Routenaufnahmen festgelegt worden. Zahlreiche astronomische Beobachtungen, Höhenmessungen und Siedepunktbestimmungen haben die Herstellung einer guten Karte dieses bisher unbekannten Gebietes gestattet.

Auf zoologischem, botanischem und ethnographischem Gebiet ist die Ausbeute sehr fruchtbar gewesen.

Die Ramuexpedition II.

In Fortsetzung des von Dr. Lauterbach begonnenen Werks war zunächst festzustellen, wo der Ramu in das Meer einmündet oder ob er etwa ein Nebenfluß des Augustaflusses sei.

Eingeborene aus der Gegend von Rammünde.
Bemerkenswert sind: Die Schnürung durch das Lendentuch und der Kopfwulst, ein Zeichen der Trauer.

Die Neu-Guinea-Compagnie entschloß sich zur Entsendung einer zweiten Expedition, der die Aufgabe gestellt war, zuerst zu untersuchen, ob die Ramumündung etwa identisch mit der Mündung des Ottilienflusses oder ein Nebenfluß des Augustaflusses sei.

Die Expedition wurde speziell für die Flußfahrt ausgerüstet und ein Flußdampfer von 18,2 m Länge, einem Tiefgang von nur 40 cm, der des Transportes über See wegen in einzelne Teile zerlegbar und speziell für Expeditionszwecke eingerichtet war, beschafft. Getrieben

wurde er durch ein am Heck des Schiffes angebrachtes Schaufelrad (Heckraddampfer). Die Führung der Ramuexpedition II wurde zunächst dem Kompagniebeamten E. Tappenbeck übertragen. Als Mitglieder waren ihm beigegeben: die Herren Hans Rodatz und Hans Blum, zwei ehemalige preußische Offiziere, und die australischen Goldsucher Hans Klink, von Beruf Architekt, und Robert Philipp.

Die Zusammensetzung des kleinen „Herzogin Elisabeth" getauften Heckraddampfers in Friedrich-Wilhelmshafen hatte großen Schwierigkeiten zu begegnen. Auch war die Überführung des gebrechlichen, floßartigen Fahrzeugs von diesem Hafen bis zur Mündung des Ottilienflusses auf dem Seewege nicht leicht und erforderte mit Etappen geraume Zeit. Deswegen wurde zunächst versucht, mit dem Seedampfer der Neu-Guinea-Compagnie, dem

Junge Frauen aus Marangis (Gegend von Ramumünde).

„Herzog Johann Albrecht", eine Erkundung auf dem Strome auszuführen. Am 13. April 1896 wurde die gefährliche Barre mit 4 m Wasser von dem Schiffe genommen.

Die Strömung war sehr stark; in der Stromrinne wurde eine durchschnittliche Wassertiefe von etwa 8 m Tiefe gemessen. Nach diesen Untersuchungen entschlossen sich sowohl Herr Tappenbeck als auch der Führer des „Johann Albrecht", die Fahrt talaufwärts zu wagen und möglichst weit, eventuell bis zum Punkte, an welchem die Ramuexpedition I im Jahre 1896 zur Umkehr gezwungen war, stromauf vorzudringen.

Nach fünftägiger Fahrt kam am 18. April 1898 ein Dorf unter einem dichten Bestand von Kokospalmen zum Vorschein, in dem Herr Tappenbeck den bei der Talfahrt des Jahres 1896 erreichten äußersten Punkt wiedererkennen zu können glaubte. Auch ein Javane, der 1896 die Expedition mitgemacht hatte, war der gleichen Ansicht. Ausschlaggebend war die Wahrnehmung, daß die Eingeborenen des Ufers, die auf fortgesetztes Winken mit Tüchern nähergekommen waren, alsbald Hals über Kopf davonrannten, als ihnen in ganz unauffälliger Weise ein Karabiner zu Gesicht kam — ein Beweis, daß sie die ihnen 1896 bei ihrem Angriff, bei welchem sie die Wirkung von Schußwaffen noch nicht kannten, erteilte Lektion noch nicht vergessen hatten. Da die Strömung immer stärker wurde und der erste Teil des Programms der Expedition, Feststellung der Identität des Ottilienflusses (1886 von Admiral v. Schleinitz entdeckt) und des Ramu, erfüllt war, so gab der „Johann Albrecht" die Fahrt auf und trat die Rückreise nach der Mündung an. Sie war um so mehr angezeigt, als das Wasser anfing rapid zu fallen. In

den nächsten Tagen fiel es um etwa $3\frac{1}{2}$ m, infolgedessen der Dampfer verschiedentlich auf Sandbänke auflief. Schließlich mußte, um das Schiff ohne weitere Gefährdung nach der Küste zu bringen, die gesamte Ladung auf einer zu dem Zwecke errichteten provisorischen Station, 80 km von der Mündung entfernt, gelöscht werden. Auf der provisorischen Station blieben als Besatzung die Beamten H. Rodatz und H. Klink zusammen mit vier Javanen, einem Chinesen und zwanzig Melanesen, mit Proviant auf sechs Monate versehen, zurück. Am 26. April traf das Schiff wieder an der Mündung ein, wo der Wasserstand sich während der ganzen Zeit nur um etwa 20 cm verändert hatte.

Durch diese Fahrt des „Johann Albrecht" ist die Identität des Ramu und des Ottilienflusses erwiesen und zugleich dargetan worden, daß der Ramu selbst für Seeschiffe mäßigen Tiefganges befahrbar ist.

Infolge widriger Umstände konnte die „Herzogin Elisabeth" erst am 31. August die Fahrt ramuaufwärts antreten und am 3. September die Zwischen-

Heckraddampfer „Herzogin Elisabeth" auf dem Ramu-(Ottilien-)fluß.

station erreichen, freudig begrüßt von deren Besatzung, die durch das verzögerte Eintreffen der „Elisabeth" am Ramu viereinhalb Monate von jeder Verbindung abgeschnitten war und bereits mit dem Plane umging, sich durch einen Durchbruch nach der Küste auf Kanus, die bereits im Bau begriffen waren, aus ihrer peinlichen Lage selbst zu befreien.

Alsdann dampfte man in Fahrt bei Tage langsam gegen den Strom aufkommend stromaufwärts.

Am 18. Oktober 1898 erreichte die „Elisabeth" dieselbe Stelle, wo die Expedition Lauterbach am 13. August 1896 ein Lager bezogen hatte. Herr Tappenbeck fand alte Bekannte und gute Freunde vor, bei denen die Freude und das Wiedererkennen ein allgemeines war. Damit war auch der letzte Zweifel, ob der Ramu- mit dem Ottilienfluß identisch sei, gefallen.

Am 20. Oktober wurde der erste linkseitige vom Bismarckgebirge herströmende Nebenfluß erreicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei dem folgenden Nebenfluß wurde seinem Lauf nach ein Vorstoß nach dem Bismarckgebirge zu mittels Fußmarsches gemacht. Fortwährende Nebel beschränkten den Ausblick. So ging die Fahrt bis in den November hinein langsam ramuaufwärts; in jede sich nach dem Gebirge zu zeigende Mündung eines Nebenflusses wurde eingefahren und talaufwärts Untersuchungen angestellt. Die Bevölkerung wurde dünner; nach dem Gebirge zu zeigte sich nirgends eine Spur von Eingeborenen — es waren weder Plantagen sichtbar, noch machten sich Niederlassungen durch Rauch bemerkbar. Ein Hindernis im Vorwärtskommen bildete die fortwährende Veränderung des Wasserstandes — mit plötzlichem Steigen und ebenso raschem Fallen der enormen Wassermassen mußte fortwährend gerechnet werden —, was insbesondere das Vorankergehen zur Nachtruhe erschwerte und gefährlich für das Schiff machte.

Der „getreue" Bial und zwei Expeditionsmelanesen der Ramuexpedition.

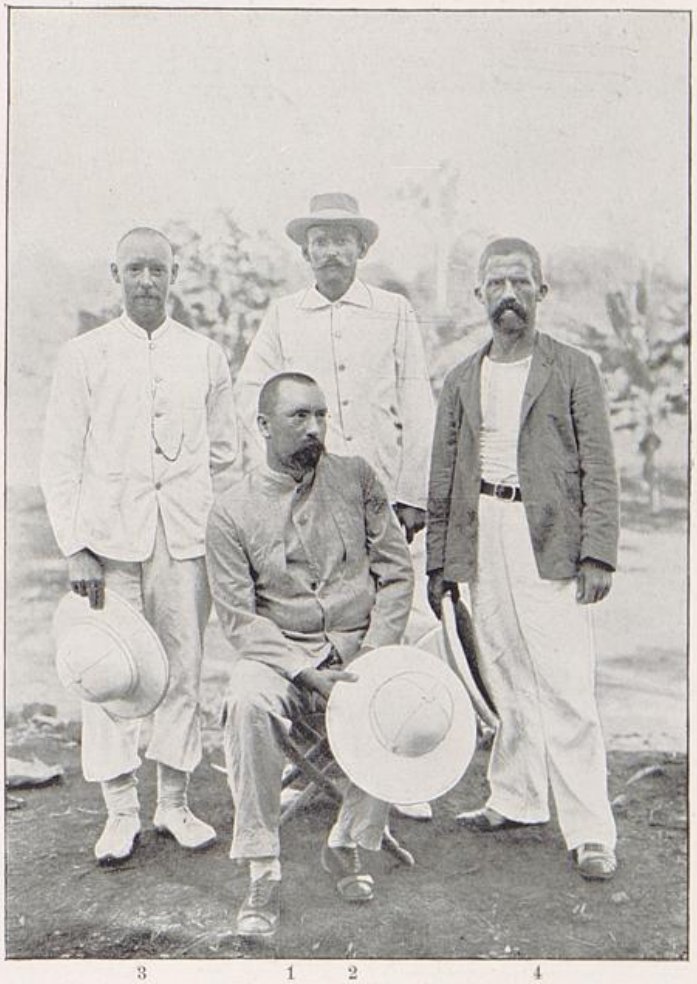
Etwas südlich von der Biegung des Ramu aus dem nordwestlichen in den nördlichen Lauf erreichte die Expedition einen toten Arm des Flusses (früherer Lauf), der zwar mit den Gewässern des Hauptarmes im Wasserstand steigt und fällt, aber nur einen Zu- und Abfluß und daher keine Strömung, sondern ruhiges, tiefes Wasser hat. Da Herr Tappenbeck auch der Meinung war, daß er an der Grenze (etwa 300 km von der Küste ab) angelangt sei, bis zu welcher der Strom auch während der Trockenzeit — also dem niedrigsten Wasserstand — für Schiffe wie die „Herzogin Elisabeth" befahrbar sei, beschloß er hier zu der in seinem Programm liegenden Anlage einer Innenstation zu schreiten.

Am 24. Dezember wurden zum erstenmal in der Nähe der Station Eingeborene sichtbar, die sich vorher nur durch Schreien von sicherem Versteck aus bemerkbar gemacht hatten. Es gelang einige Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen, die zuletzt, nachdem ein mit einer eitrigen Wunde behafteter Mann verbunden und geheilt worden war, sich ziemlich lebhaft gestalteten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sie brachten Lebensmittel heran, insbesondere Sago und Kürbisse und eine köstliche Frucht, die Herr Tappenbeck noch nirgends in Neu-Guinea angetroffen hatte*). Im Aussehen und Geschmack war sie der indischen Ramputan ähnlich.

Inzwischen war Herr Dr. Lauterbach wieder im Schutzgebiet eingetroffen, um die Ramuexpedition II weiter zu führen und zu organisieren, da Herr Tappenbeck die Heimreise angetreten hatte und die Mannschaft abzulösen und zu ergänzen war. Am 4. Oktober traf er auf der „Herzogin Elisabeth" mit neuen, ausgewählten Leuten auf der Ramu-Innenstation ein und begann sofort mit der Neuorganisation des Unternehmens. Kanus wurden erbaut, da man die „Herzogin Elisabeth" den Wasserstandsverhältnissen nicht gewachsen erachtete, Proviant wurde nachgeholt, so daß Dr. Lauterbach am 14. Oktober auf neunzehn Kanus mit dem Leutnant Rodatz, den Prospektoren Klink und Philipp die Reise stromauf fortsetzen konnte.



3 1 2 4

Ramuexpedition unter Dr. Lauterbach (1) 1899. Mitglieder Hans Rodatz (2), Hans Klink (3) und Robert Philipp (4).

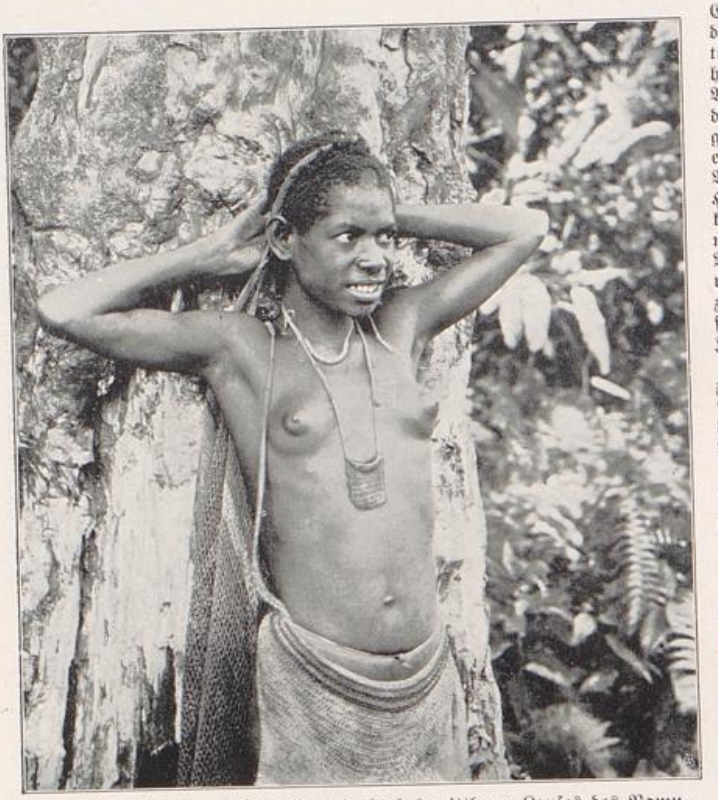
Die Expedition fuhr unter Untersuchung der Nebenflüsse weiter stromauf. Bald war der im Jahre 1896 erreichte südlichste Punkt überschritten. Weiter nach Süden zeigte der Ramu sumpfige Ufer. Am 1. Dezember wurde ein

*) Wahrscheinlich die Pometia.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

äußerst wasserreicher, 40 m breiter, 3 bis 4 m tiefer, vom Bismarckgebirge herströmender Nebenfluß entdeckt, der 5 km aufwärts befahren wurde. Dabei stieß die Expedition auf einen großen Sumpf, der das Lagern unmöglich machte. Es regnete in Strömen, was ein rapides Steigen des Flusses zur Folge hatte. Die Lage der Expedition wurde kritisch. In steter Lebensgefahr schwebend gelang es den Rückweg nach dem Ramu den Unbilden der Natur abzuringen.

Am 5. Dezember war der Ramu derart gestiegen, daß eine weitere Stromauffahrt zur Unmöglichkeit wurde. Der Flußdampfer „Herzogin Elisabeth" war weiter stromauf nachgezogen worden, er konnte fast den Endpunkt des Vordringens der Expedition erreichen. Damit hat die Expedition den Beweis erbracht, daß der Ramu bei günstigem Wasserstand bis etwa 5° 45' südlicher Breite schiffbar ist. Herr Dr. Lauterbach kehrte über den Landweg nach Friedrich-Wilhelmshafen und von da nach Europa zurück. Die Inlandstation wurde noch eine Zeitlang von der Neu-Guinea-Compagnie zwecks weiterer Untersuchungen, insbesonders auch über das Vorkommen des inzwischen von Dr. Schlechter entdeckten Palaquium Supfianum (Guttapercha), besetzt gehalten.



Junges Mädchen aus dem Hinterlande des mittleren Laufes des Ramu.

Die Resultate der Expedition waren folgende: Die geographischen Aufnahmen des Herrn Dr. Lauterbach sind kartographisch festgelegt worden, auch die Ausbeute in botanischer und ethnographischer Beziehung war keine geringe. Die der Expedition aufgetragene wichtigste Aufgabe, geologische Untersuchungen, vor allem Forschungen über das Vorkommen von Edelmetallen (Gold, Platin, Silber usw.) vorzunehmen, wurde durchgeführt und das Vorkommen von Gold im Ramu und einzelnen Nebenflüssen festgestellt.

Die Ramuexpedition III.

Gestützt auf die Erfolge der Ramuexpedition II entschloß sich die Neu-Guinea-Compagnie zur Entsendung einer weiteren Expedition, um das Ramugebiet in weiterem Umfange zu erforschen und um über die Bedeutung des Goldvorkommens Klarheit zu schaffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Expedition stand zuerst unter Leitung des Ingenieurs Hans Klink und später des Bergingenieurs J. Schlenzig.

Am Oberlauf des Ramu wurde eine neue Station in sicherer, vor Überschwemmungen geschützter Lage angelegt, zu der die Depots der früheren Innenstation (errichtet durch E. Tappenbeck) nachgezogen wurden.

Diese neue Station wurde durch Anlage eines über 100 km langen, provisorisch gebauten Weges über Land mit Stephansort und Friedrich-Wilhelmshafen verbunden, der durch fünf Etappen gesichert war. Er zweigte von der Straße von Friedrich-Wilhelmshafen nach Stephansort nördlich von Erimahafen nach Westen ab und lief in westlicher Richtung bis etwa 145° 19′ östlicher Länge. Hier wandte er sich nach Südsüdwest und erreichte in ziemlich gerader Richtung die Goldfeldstation.

Eingeborene aus dem Hinterlande des mittleren Ramu. Vater und Sohn.

Die Fertigstellung dieses Weges, der Menschen und Saumtieren Fortbewegung gestattete, erforderte die Überwindung großer Schwierigkeiten. Zunächst lief er fast bis zur Wasserscheide des Ramu im Tale des Elisabeth- oder Nuruflusses, dann in der Landschaft Ssigaun über die Wasserscheide hinweg nach dem Schumannflusse beziehungsweise dessen Tale, das er bei seinem Laufe nach Süden wieder verließ. Die Arbeiten für diesen Weg haben fast ein Jahr in Anspruch genommen.

Mitte Januar 1901 trat ein derart ungünstiges Wetter ein, daß ein Vorwärtskommen mit der Wegearbeit fast zur Unmöglichkeit wurde. Es regnete fast unaufhörlich Tag und Nacht. Infolgedessen fanden Erdrutsche statt, die das Bett des Nuru und damit die Trace des Weges fortwährend veränderten. Wiederholt wurden Strecken des Weges vom Wasser weggerissen; in der Nähe der Nuruklamm sogar eine Strecke, die, durch schönen Hochwald führend, 300 bis 400 m vom Nuru entfernt lag. Die Gewalt des Wassers brachte in der Nähe dieser Stelle einen Berg von etwa 400 m Höhe zum Rutschen, wodurch ein an seinem Fuß liegendes Dorf zerstört wurde, dessen Einwohner den Tod fanden. An vielen Stellen, an denen der Weg an Bergabhängen ausgehauen worden war, fanden Abrutsche statt, die unter großem Zeitaufwand wieder ausgebessert werden mußten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herr Klink machte bei Ausführung der Wegearbeiten geographisch interessante Beobachtungen. Der Ramu überschwemmt in seinem Oberlaufe während der Regenzeit weite Gebiete der Ramuebene; darauf ist die spärliche Bewachsung seiner Ufer zurückzuführen. Im Februar wurden gelegentlich einer von Herrn Klink in Gemeinschaft mit dem Prospektor Holst unternommenen Tour die Quellen des Schumannflusses und des Nuru entdeckt. Beide kommen von einem Abhange des Kariabergzuges und liegen höchstens $^1/_2$ km (Wasserscheide) voneinander entfernt. Der Nuru teilt sich in zwei Arme, die aber später wieder zusammentreffen. Der Schumannfluß kommt von einer etwa 200 m hohen steilen Wand herab, in der Nähe der von Dr. Lauterbach und Dr. Kersting 1896 entdeckten Salzquellen.

Der Oberlauf des Schumannflusses ist sehr interessant; er führt durch unzählige wilde Schluchten (Klammen), auf beiden Seiten nimmt er viele Bäche auf, die in großartigen Wasserfällen zu ihm herabstürzen. Das Gebirge ist in dieser Gegend dicht bevölkert. Die Bewohner sind fast ausnahmslos freundlich.

Der Heckraddampfer „Herzogin Elisabeth" lief wiederholt die Station am Oberlaufe mit Beladung (Pumpen, Materialien, Geräte, Instrumente) an, so daß also die Schiffbarkeit des Stromes bis zum Oberlaufe nachgewiesen ist. Sie dürfte nur während der höchsten Trockenzeit eine Unterbrechung erfahren.

Goldfeldstation.

Die Untersuchung der Bänke des Ramu auf ihre Goldhaltigkeit hatten nur geringes Ergebnis. Spuren fand man nur im Flußbett einzelner Nebenflüsse, deren Weiterverfolgung bei fragwürdigem Erfolge enorme Kosten verursacht hätte. Die Neu-Guinea-Compagnie berief daher die Expedition zurück und löste sie, soweit sie nicht bei der nachfolgenden Huongolfexpedition Verwendung finden konnte, auf.

Expeditionen englischer Goldsucher.

Auch in dem Kaiser-Wilhelmsland benachbarten Teil von Britisch-Neu-Guinea ist man seit langem daran, das Land auf Bodenschätze zu untersuchen. Dort haben Goldsucher, australische Prospektoren, zuerst den Eingang in das Innere auf dem Wege des Mambareflusses, auf der Karte Clyde genannt (dicht an der deutsch-englischen Grenze), versucht. Mehrfach sind solche Leute — einzeln oder in kleinen Trupps vereint — in hilfsbedürftigem Zustande an der Küste von Schiffen — auch deutschen — angetroffen, aufgenommen und beimbefördert worden. Ihr Rückzug nach der Küste war teils durch Proviantmangel, teils durch die dem Europäer durchweg feindlich gesinnten, kriegslustigen und wilden Eingeborenen verursacht worden. Viele waren getötet worden oder durch Entkräftung, Krankheit usw. ums Leben gekommen. Ihre Zahl ist nicht bekannt geworden, doch schätzt man sie in Australien auf Hunderte. Die Mitglieder einer solchen Goldsuchergesellschaft aus Australien wurden unter anderem auch von S. M. S. „Falke" an der Traitorsbai gefunden, wo sie sich organisieren und wieder in das Goldland vordringen wollten. Sie mußten, von den Eingeborenen hart bedrängt, schließlich auch von dort flüchten und kamen in traurigster Verfassung auf ihrer Flucht nach Simbang (Langemakbucht), der Station der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft. Von dort sind sie durch S. M. S. „Falke" via Herbertshöhe nach Sydney befördert worden. Zum Schutze der Goldsucher setzte schon 1896 der britische Gouverneur Sir William Mac Gregor einen Beamten mit den Rechten eines magistrate ein. Aber auch dieser erlag samt seinen Polizeisoldaten dem Ansturm der wilden Eingeborenen. Bei einem Überfall verloren der Beamte — Mr. Green — sowie seine Truppe — etwa fünfzig Mann — das Leben.

Sir William hat alsdann vom Oberlaufe des Mambare aus einen Weg direkt nach Port Moresby — dem Gouvernementsitz — gesucht und gefunden. Auf diesem fanden damals die Pro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spektors den Weg nach den Scratchely Mountains, nordöstlich von dem Owen-Stanleygebirge, wo die Schürfgebiete lagen. Aber auch nach Anlage dieser Verbindung waren die Hindernisse nicht minder schwer als früher. Eine große Zahl von Diggers (Goldgräbern) ging zugrunde.

Die Huongolfexpedition.

Diese Vorgänge an der englisch-deutschen Grenze mußten naturgemäß die Aufmerksamkeit auf den angrenzenden deutschen Teil des Landes lenken — auf das Land am Huongolf. War es doch zweifelhaft geworden, ob die englischen Goldsucher überhaupt sich auf englischem Gebiete befanden oder ob sie ihre Tätigkeit auch auf deutschem Gebiet entfalteten, da eine Grenzregulierung noch nicht stattgefunden hatte. Die Erforschung und Untersuchung des deutschen, südlichen Grenzgebietes wurde daher — wiederum von dem Geheimen Kommerzienrat Adolf v. Hansemann — ins Auge gefaßt, der die Neu-Guinea-Compagnie und angesehene Großbanken dafür zu interessieren wußte. Am 17. Juni 1901 wurde einem Syndikate unter Führung des Herrn v. Hansemann die sogenannte Huongolfkonzession verliehen.

Das Syndikat entsandte eine Expedition zunächst unter Leitung des Leutnants a. D. Hans Rodatz, an dessen Stelle später der Bergingenieur J. Schlenzig trat. Die Expedition, die bestausgerüstete und größte, die bisher in Neu-Guinea tätig war, erstreckte ihre Forschungen auf die Flußgebiete vom Markhamfluß an bis Adolfhafen. In den Flüssen des nördlichen Teiles des Huongolfgebietes konnte Goldvorkommen nicht festgestellt werden, wohl aber in allen Flüssen von der englisch-deutschen Grenze bis zu Kap Longueruc. Eingehender wurden untersucht: das Flußgebiet des Waria mit den Flüssen Wiwo, Morobe, Pajawo und Majama. Aus den im Jahre 1903/04 erstatteten Berichten des Bergingenieurs Schlenzig ist folgendes bekannt geworden:

Alle Geröllablagerungen Deutsch- sowie Englisch-Neu-Guineas haben, soweit sie untersucht worden sind, gemeinsam die große geologische Jugend. Die untersten und tiefsten Schichten der Sand- und Geröllanschwemmungen enthalten wenig Gold, während an der Oberfläche in den ersten drei bis sechs Fuß das meiste Gold sitzt. Tiefer liegender Boden enthält kein Gold. Die Absetzung des Goldes wird rezenten Alters geschätzt und dauert ständig fort. Das Gold im Wiwo ist bis 1/4 qcm-Größe in Blättchenform grob, stark rot, oft mit Eisenoxyd überzogen, gefunden worden. Es ist fraglich, ob das Quellgebiet des Wiwo deutscher oder englischer Besitz ist. Die Wichtigkeit der Grenzregulierung geht daraus ohne weiteres hervor.

Das Goldvorkommen stellt einen neuen Typ dar, gekennzeichnet durch verhältnismäßig großen Goldgehalt, rezent entstanden und verteilt auf das ganze Flußbett. Alle Untersuchungen sprechen dafür, daß auch in den übrigen Flüssen des südlichen Huongolfgebietes die Goldvorkommen gleicher oder ähnlicher Natur sind.

Das Syndikat konnte sich zu einer Nutzbarmachung der Schlenzigschen Funde nicht entschließen, da die schwierigen Verhältnisse des Landes außerordentliche Kapitalaufwendungen erforderlich und daher die Rentabilität fraglich erscheinen ließen. Das Syndikat löste sich auf. Im Jahre 1909 wurde die Huongolfkonzession vom Herrn Reichskanzler als erloschen erklärt.

Die Arbeiten des Kolonialwirtschaftlichen Komitees in Neu-Guinea.

Wie auf die afrikanischen Kolonien, so hat das Komitee seine fördernde Tätigkeit auch auf die Südsee erstreckt. Als eine der wichtigsten Aufgaben erschien ihm die Lösung der Frage, ob kautschuk- und guttaperchahaltige Pflanzen in Neu-Guinea vorkommen oder nicht. Schon in den Jahren 1901/02 wurde von ihm ein sachkundiger Forscher, Herr Dr. Schlechter, nach Neu-Guinea entsandt, um Ermittlungen nach solchen Pflanzen anzustellen. Damals entdeckte Dr. Schlechter sowohl an der Küste bei Friedrich-Wilhelmshafen und Stephansort wie auch im Innern, in das er bis zum Ramu eindrang, auf den Vorbergen des Bismarckgebirges guttaperchahaltige Bäume (Palaquium Supfianum).

Im Jahre 1906 entsandte das Komitee Herrn Dr. Schlechter abermals nach Kaiser-Wilhelmsland mit dem Auftrage, weitere Ermittlungen über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Standorte und die Häufigkeit des Vorkommens der Guttabäume vorzunehmen und ferner die Eingeborenen zu der Gewinnung von Gutta anzulernen und anzuregen. Im Oktober 1909 fand dieses Unternehmen nach dreijähriger Dauer seinen Abschluß.

Die Resultate desselben lassen sich nach den Berichten des Kolonialwirtschaftlichen Komitees dahin zusammenfassen, daß die Verbreitung des Palaquium Supfianum eine recht ausgedehnte ist. Sie wurde gefunden in der Gegend von Kap Croiselle bis zur Raykûste und nach dem Innern bis zum Bismarckgebirge. Die Ergiebigkeit ist eine sehr schwankende. Man fand Bäume mit Erträgen von sieben bis zwanzig Pfund pro Baum. Auf einem Hektar Land ist im Durchschnitt das Vorkommen eines Baumes zu rechnen. Die Expedition exportierte bis März 1910 im ganzen 5830 kg Gutta nach Deutschland. Weitere Sendungen waren noch zu erwarten.

Die Heranziehung und Anlernung der Eingeborenen zur rationellen Guttagewinnung konnte in verschiedenen Teilen des Landes mit Erfolg durchgeführt werden.

Auch Kautschukpflanzen sind von Dr. Schlechter gefunden worden; mit Sicherheit konnten fünf Arten bestimmt werden, wovon drei der Familie der Apocynaceen, zwei der Familie der Moraceen angehören. Besonders die letzteren (Ficus) können bei häufigerem Vorkommen wirtschaftlich von Bedeutung werden.

Das Komitee hat den Behörden im Schutzgebiet erhebliche Geldmittel zur Verfügung gestellt, die im Jahre 1910/11 zum Aufkauf gewonnener Gutta und gewonnenen Kautschuks unter Garantie eines gewissen Einkaufspreises Verwendung finden sollen. Da auch das Gouvernement diese Schritte unterstützt, so sind weitere Erfolge zu erhoffen. Jedenfalls war das Kolonialwirtschaftliche Komitee in dieser Frage bahnbrechend tätig und hat sich damit ein großes Verdienst erworben.

Die Südseeexpedition des Reichsmarineamts.

Diese Expedition entfaltete von 1907 bis 1910 ihre Tätigkeit, zeitweise in Gemeinschaft mit der vom Reichskolonialamt entsandten Expedition des Herrn Professor Dr. Sapper (Tübingen). Ihr Leiter war der Marinestabsarzt Dr. Stephan und nach dessen Tod Professor Dr. Krämer. Der Stab bestand aus dem Anthropologen Dr. Schlaginhausen und Herrn Walden vom Berliner Museum für Völkerkunde, sowie dem Photographen Schilling. Die Forschungen dieser Expedition richteten sich in der Hauptsache auf Neu-Mecklenburg. Wenn auch die Erfolge in geographischer Beziehung in dem bereits bekannteren Neu-Mecklenburg weniger in die Erscheinung treten können, so sind sie in anderer Beziehung doch derart, daß man heute diese Insel kulturell zu den bestbekannten Melanesiens zählen darf.

Die Südseeexpedition der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung 1909/10.

Diese Expedition beschäftigte sich mit Erforschungen in Neu-Guinea, hauptsächlich im Bismarckarchipel, und in den Karolinen, wobei ihr der Dampfer „Peiho" der Hamburg-Amerika-Linie unter Kapitän Vahsel zur Verfügung stand. Leiter für Neu-Guinea war Herr Professor Dr. Fülleborn, Mitglied Herr Vogel. Es wurden unter Anstellung von Untersuchungen befahren die Nord- und Südküste Neu-Pommerns, die Admiralitätsinseln und die Mathiasinselgruppe. Das mit Ausnahme der Gazellehalbinsel im Innern fast unbekannte Neu-Pommern wurde zweimal an ganz unbekannten Stellen von Norden nach Süden durchquert, einmal in der Gegend der Rheinbucht (Breite der Insel an dieser Stelle 65 km), wobei festgestellt wurde, daß der Ahiafluß etwa 29 km stromaufwärts mit 4 bis $5^3/_4$ m Tiefe für kleine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fahrzeuge befahrbar ist, das zweite Mal von der Talaseakolonie aus (Börgenbucht), also am Westende der Insel, nach dem am Itne gelegenen Dorfe Ninol (etwa 35 km). Der „Peiho" setzte von Neu-Pommern seine Fahrt nach Tupinier-, Lotti- und Longinsel fort, besuchte die Maclayküste (Kaiser-Wilhelmsland), um alsdann eine Entdeckungsfahrt auf dem Kaiserin-Augustastrom, dem mächtigsten Strom Kaiser-Wilhelmslands, 416 km stromaufwärts auszuführen.

Das Ergebnis der Arbeiten der Expedition war in jeder Hinsicht ein zufriedenstellendes. Geographisch wurde ein reiches Material gesammelt, bisher unbekannte Küsten und Häfen wurden kartographisch aufgenommen, die kulturellen Beziehungen des westlichen Neu-Pommerns zu Kaiser-Wilhelmsland aufgeklärt und wissenschaftlich wertvolle ethnographische und anthropologische Sammlungen zusammengestellt.

Der Wert dieser Expedition wird sich erst nach Erscheinen ihrer Veröffentlichungen genau übersehen lassen.

Erschließung des Stromgebietes des Augustaflusses.

Im November 1909 wurde der Kaiserin-Augustafluß abermals befahren und zwar von dem Kreuzer „Kormoran", Kommandant Korvettenkapitän Siemens. An dieser Fahrt nahm auch der Gouverneur der Kolonie, Herr Dr. Hahl, teil, um persönlich die für die Erschließung des Innern Kaiser-Wilhelmslands wichtigen Verhältnisse dieses Stromgebietes kennen zu lernen. Wenn auch diese Expedition keine anderen Wahrnehmungen machen konnte als die der früheren Expeditionen — „Peiho" und der verschiedenen Dampfer der Neu-Guinea-Compagnie — so ist doch schon allein die Tatsache von größter Bedeutung, daß ein Schiff von den Dimensionen und dem Tiefgange der „Kormoran" 339 km in das Innere des Landes gelangen konnte und wahrscheinlich noch weiter stromauf gekommen wäre, wenn nicht dringliche Dienstgeschäfte die Rückkehr zur Bedingung machten. Nach dieser Fahrt kann gar kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der Kaiserin-Augustastrom in der Zukunft des Landes und zunächst in seiner Erschließung eine bedeutende Rolle spielen wird.

Die Dammköhlerschen Expeditionen.

Im Januar 1902 kam Wilhelm Dammköhler auf einem kleinen Fahrzeug auf gut Glück nach Neu-Guinea und trat in die Dienste der Ramuexpedition, bei der er als Prospektor Verwendung fand. Er hatte als Goldsucher und Perlfischer in Australien reiche Erfahrungen gesammelt und auf eigene Faust oder in holländischen Diensten in Holländisch-, Britisch- und Deutsch-Neu-Guinea das Buschleben genau kennen gelernt. War er doch bei einer seiner abenteuerlichen Reisen in die Gefangenschaft der Eingeborenen geraten, in der er fast ein Jahr lang verbleiben mußte, bis es ihm gelang, durch eine ebenso waghalsige, wie aufreibende Flucht die Freiheit zu erringen. Mit Passion dem Buschleben ergeben, von außerordentlicher Tatkraft und Besonnenheit, dabei anspruchslos — er konnte seine Lebensweise der der Eingeborenen anpassen — war er der richtige Mann für Expeditionen in Neu-Guinea. Als Mitglied machte er die Ramuexpedition III, die Huongolfexpedition und später die Kautschuk- und Guttaperchaexpedition Schlechter mit. Durch seine Tätigkeit bei der Ramuexpedition waren ihm das Ramutal und die Zugänge zu demselben von der Astrolabebai aus bekannt. Ihm schwebte seit jener Zeit die Durchführung des von der Ramuexpedition unerledigt gebliebenen Teiles

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des Expeditionsprogramms vor, nämlich der Durchbruch vom Ramutale aus nach dem Markhamfluß. Aber erst 1907 gelangten seine Pläne zur Ausführung.

In Gemeinschaft mit dem Landmesser der Neu-Guinea-Compagnie Herrn O. Fröhlich setzte Herr Dammköhler am 21. Dezember 1907 am Markhamflusse zu einem Vorstoß in das Innere an, um von da aus womöglich die Astrolabebai zu erreichen. Die Expedition bestand aus zwei Europäern und nur fünfzehn Eingeborenen, zwei Knaben und dreizehn Trägern, von denen jeder eine Last von etwa vierzig Pfund zu tragen hatte. Zunächst wurde der Weg längs des Bumbuflusses nach dem Jalugebiet eingeschlagen. Dabei wurde das Käririgebiet berührt, das von einem wilden Stamme bewohnt wird, der kurz vorher die Küstenbevölkerung — die Logamu- und Jalueute — überfallen und viele davon erschlagen hatte. Anfänglich wurde längs der Berge marschiert, doch bald wurde eine fast unüberfehbare Grasebene erreicht, die zu durchqueren war. Dies wurde als äußerst günstig angesehen, denn die Ebene mußte die Expedition dahin bringen, wo die Herrn Dammköhler bekannten Gebiete am Ramuflusse liegen. Vom Markhamflusse konnte festgestellt werden, daß der von West nach Ost fließende Strom sich etwa 70 km von seiner Mündung entfernt in zwei Arme teilt, von denen einer aus dem Süden kommt, der zweite aber von Norden. Der letztere konnte bis zu der Stelle, wo er aus dem Finisterregebirge heraustritt, beobachtet werden. Die entdeckte große Ebene wird daher vom Ramu nach Norden, vom Markham nach Süden — beide eine große Strecke parallel laufend und durch Hügelland als Wasserscheide voneinander getrennt — durchströmt.

Der Austritt des Ramu aus dem Krätkegebirge wurde festgestellt und der Lauf dieses Flusses nach Schätzung fast bis zu den Quellen verfolgt.

Nach mancherlei Fährlichkeiten, Zusammenstößen mit feindlichen Eingeborenen und Strapazen wurde der Ramu an den Herrn Dammköhler bekannten Stellen und endlich am neunzehnten Tage nach Aufbruch die Pflanzung Konstantinhafen der Neu-Guinea-Compagnie an der Astrolabebai erreicht und damit das Problem vollständig gelöst.

Durch diesen kühnen Zug ist der Schleier über ein beträchtliches Stück des Südens von Kaiser-Wilhelmsland gelüftet worden. Hinter dem Küstengebirge liegt eine 30 km breite und 300 km lange, als fruchtbar anzusprechende Tiefebene, von der aus sich Wege in das Krätke-, Bismarck-, Finisterre- und Rawlinsongebirge darbieten. Die Ebene ist gut bevölkert und von überaus kräftigen Stämmen bewohnt. Soweit bei einer so kurzen Beobachtungsdauer sich ein Schluß auf das Klima ziehen läßt, darf ein gesünderes Klima als in den Küstengebieten angenommen werden. Die Expeditionsmitglieder hatten unter keiner Krankheit zu leiden. Abgesehen von einzelnen Gewittern herrschte eine durch angenehme Brisen gemilderte, trockene Hitze.

Auch nach einer anderen Seite hin ist der Erfolg dieses „Durchstoßes" bemerkenswert. Während bei den früheren Expeditionen das mit großen Unkosten und Zeitverlust verknüpfte System des allmählichen Vorwärtsdringens auf der Grundlage errichteter Etappenstationen und des Nachschubs von Proviant angewandt wurde, befolgte Herr Dammköhler das System des kühnen Husarenrittes. Ob er damit zum Ziele gelangt wäre, wenn statt der Tiefebene zerklüftete Gebirgsketten zu überwinden gewesen wären, bleibt allerdings fraglich. Hervorzuheben sind die Leistungen der eingeborenen Begleiter, von denen berichtet wird, daß sie mit Leichtigkeit ihre Lasten über Stock und Stein, Berg und Tal getragen haben, daß sie also besser sind als ihr Ruf und doch wohl einen Vergleich mit dem Neger aushalten können.

Dieser Erfolg ließ Herrn Dammköhler nicht ruhen. Nachdem er kurzen Aufenthalt in Deutschland genommen, kehrte er nach Kaiser-Wilhelmsland zurück und rüstete eine neue Expedition aus, um auf eigene Faust seine Pläne weiter zu verfolgen. Anfangs September 1909 wurde an der Mündung des Markham ein Küstenlager angelegt, in dem die Organisation der Expedition vor sich gehen sollte. Herr Dammköhler und der von ihm erwählte Begleiter, Herr Oldörp, machten von da aus ohne farbige Mannschaft eine Erkundungsreise nach dem Innern. Auf dieser lagerten sie am 12. September an dem Wanzim, einem Nebenflusse des südlich strömenden Markham. Als Herr Dammköhler und Herr Oldörp in ihrem Zelte saßen, wurden sie plötzlich von etwa dreißig Schwarzen hinterrücks überfallen. Speere und Pfeile sausten unter höllischem Geheul der Angreifer durch die Rückwand des Zeltes. Aus dem Zelte eilend, sahen sie einen Trupp Eingeborener, alle mit großen Schilden, Speeren, Pfeil und Bogen bewaffnet, vor sich stehen. Nun begann ein verzweifelter Kampf. Durch ein eröffnetes Schnellfeuer, das so lange fortgesetzt wurde, bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

die Gewehre leer geschossen waren, wurden die Angriffe zwar abgewehrt, Herr Dammköhler aber durch zehn Pfeile so schwer verwundet, daß er nicht mehr schießen konnte. Dem, zwar auch schwer verwundeten, Herrn Oldörp gelang es inzwischen, aus dem Zelte neue Patronen herbeizuschaffen, mit denen er ein wirksames Feuer weiter unterhielt, derart, daß sich schließlich der Rest der Schwarzen, von denen über die Hälfte tot oder verwundet waren, zurückzog und den beiden Helden das Schlachtfeld überließ. Gleich den Nibelungen in König Etzels Land war deren Not groß. Dammköhler war bespickt mit Pfeilen, vier staken im Oberarm, einer in der Brust, einer im Unterleib, drei im rechten, zwei im linken Beine. Herrn Oldörp saßen drei Pfeile in der Brust, ein Pfeil im rechten Ober- und einer im linken Unterschenkel.

Dammköhlers Wunden waren tödlich, da die im Oberarm sitzenden, mit Widerhaken versehenen Pfeile die Schlagader zerrissen hatten — er mußte verbluten — gegen halb acht Uhr nahm er Abschied von seinem Gefährten, er hatte ausgerungen. Herr Oldörp lud alle Gewehre und Pistolen, legte sie zur Hand und hielt die Nacht über aufrecht auf dem Bett sitzend die Totenwache. Bei Tagwerden hüllte er die Leiche des Genossen in dessen Decken, bewaffnete sich und schleppte sich, da inzwischen Wundfieber eingetreten war, nach dem Flusse hinunter. Am anderen Morgen zimmerte er sich mit letzter Kraft ein Floß und trat vormittags die Flußreise auf demselben an und erreichte so den Markhamfluß. Am dritten Tage nach Antritt der Fahrt geriet das Floß unter Treibholz und ging mit Gewehr und allerhand unentbehrlichem Geräte verloren. Herr Oldörp baute ein zweites Floß und erreichte am fünften Tage die Mündung. In den fünf Tagen des Herunterschwimmens hatte der durch seine Wunden Geschwächte sein Leben mit einem Kakadu, einer Pfeifente und einigen Yams gefristet. Nach Betreten des Ufers brach er zusammen und verfiel in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst am anderen Morgen neugestärkt erwachte. Die befreundeten Logamuleute brachten ihn in das Küstenlager zurück.

Nach den mündlichen Berichten des Herrn Oldörp sind von Dammköhler und ihm im Wanzim reiche Lager von Gold und anderen Metallen gefunden worden. Nachdem seine Wunden vernarbt waren, verband sich Herr Oldörp mit dem im Lande erfahrenen Rekruter und Ansiedler Bröker, um zu der Stelle, wo der Überfall stattgefunden hatte, zurückzukehren und die Funde auszubeuten. Auf der Fahrt dorthin wurde der Schoner „Letty", Herrn Bröker gehörig, nahe dem Markhamfluß beim Kap Arkona in der Nacht vom 13. zum 14. April 1910 durch einen plötzlich einsetzenden Gewittersturm zum Sinken gebracht. Bröker und Oldörp, die vermutlich unter Deck geweilt hatten, ertranken, von der Besatzung konnten sich zwölf Melanesier retten.

Damit wurde auch das Geheimnis der Fundstellen zu Grabe getragen.

Die deutsch-englische Grenzexpedition in Neu-Guinea.

Im Gebiete des Wariaflusses (vgl. auch Expedition Schlenzig) waren Goldfunde gemacht worden, von denen nicht feststand, ob das Fundland auf englischem oder deutschem Gebiete liegt. Somit mußte es sowohl der englischen, als auch der deutschen Verwaltung nützlich erscheinen, über die Besitzverhältnisse Klarheit zu schaffen. Eine englisch-deutsche Expedition unter Hauptmann Förster und dem Chef der Landesaufnahme von Papua, Sabine, und des Resident-Magistrate von Ostpapua, Turner, wurde mit der Regulierung der Grenze, die vertragsgemäß etwa 120 km dem 8. Grad südlicher Breite entlang zu laufen hat, beauftragt. Die Arbeiten begannen im Januar 1909, fanden aber bereits im Oktober 1909 ihren Abschluß durch die Erkrankung der Herren Förster und Sabine, die heimkehren mußten. Trotzdem konnte die Markierung des Grenzstückes durch Errichtung von Steinsignalen auf den Bergspitzen durchgeführt werden.

Da die Goldfunde als nicht ohne Bedeutung angesprochen wurden, hat sich eine bedeutende Anzahl von Goldsuchern in das Grenzgebiet gezogen. Vom Gouvernement ist zur Wahrnehmung der deutschen Interessen die Regierungstation Morobe am Adolfhafen errichtet worden.

Deutsch-holländische Grenzexpedition.

Auch die Nordgrenze Kaiser-Wilhelmslands sollte im Jahre 1910 festgestellt werden. Die deutsche und die holländische Regierung haben sich geeinigt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu dem Zwecke eine gemeinschaftliche Expedition nach den Gebieten der deutsch-holländischen Grenze zu entsenden. Die Mitglieder der deutschen Expedition, Herr Professor Leonhard Schultze, Oberleutnant Findeis, Oberarzt Dr. Kopp und Bergassessor Stolle, versammelten sich im April 1910 in Friedrich-Wilhelmshafen.

Die Holländer hatten der Expedition durch Anlage eines befestigten Platzes an der Humboldtbai, der der kommenden Expedition als Stützungs- und Ausgangspunkt dienen soll, vorgearbeitet. Die Aufgaben der Reise bestehen außerdem in topographischen Aufnahmen und Ortsbestimmungen, die die Grundlage für die Feststellung der Grenze zwischen Deutsch- und Holländisch-Neu-Guinea bilden und so ermöglichen sollen, die gerade Linie des 141. Meridians durch eine natürliche Grenze zu ersetzen. Eine weitere holländische Expedition ist nahe der deutschen Grenze in das Land eingedrungen und hat den Fluß Dingul erforscht. Sie ist dabei, nach heftigen Kämpfen mit den besonders wilden Eingeborenen, bis zu einem Punkt 140° 26' 40" östlicher Länge und 5° 2' 24" südlicher Breite vorgedrungen, also noch etwas über den Punkt hinaus, auf welchem sich am 141. Meridian die deutsch-englische und holländische Grenze treffen.

Vorstehende Schilderungen stellen nur einzelne, mehr in die Erscheinung getretene Forschungsreisen dar. Zahlreiche Reisen und Touren sind von Beamten des Gouvernements, von den Beauftragten und Angestellten der in Neu-Guinea ansässigen Firmen und von Forschungsreisenden unternommen worden, die für die Kenntnis einzelner Gebiete wertvoll geworden sind. Ihre Aufzählung würde zu weit führen. Sie umfassen also, wie schon bemerkt, weder sämtliche Erforschungsreisen in Neu-Guinea, noch können sie bei dem knappen Raum in Anspruch nehmen, die Geschehnisse erschöpfend dargestellt zu haben. Immerhin werden sie aber dartun, daß die vielfach zu hörende Ansicht, Neu-Guinea sei völlig unerforscht, es geschähe für die Erforschung so gut wie nichts usw., nicht zutreffend ist. Solche Urteile entspringen der Unbekanntschaft mit den sich in weiter Ferne abspielenden Vorgängen. Allerdings darf auf dem Errungenen nicht gerastet werden — noch vieles bleibt zu tun übrig. Insbesondere harrt der Norden von Kaiser-Wilhelmsland noch näherer Aufschließung, die ihm hoffentlich durch die im Gange sich befindenden Expeditionen wird.

Viele haben sich mit Einsetzung von Gut und Blut ohne Aussicht auf materielle Vorteile an die Aufgabe, von dem geheimnisvollen Bilde Neu-Guinea den Schleier wegzuziehen, herangemacht, manche haben ihren Wagemut mit dem Leben bezahlen müssen. Dies zeigt deutlich, daß die Erforschung Neu-Guineas zu den schwierigsten Aufgaben gehört und daß daher denjenigen, die zu dem bis jetzt Errungenen beigetragen haben, höchste Anerkennung gebührt.

Männer wie Ehlers, Hagen, Dammköhler, Stephan und Oldörp verdienen, daß wir ihr Andenken in Ehren halten.

V. Wirtschaftliche Verhältnisse.

Allgemeines.

Wie aus dem geschichtlichen Teil über die Entwicklung Neu-Guineas hervorgeht, war die Erschließung des Landes bis zu den Siebzigerjahren weder von irgend einer Nation geplant, noch in irgend einer Art versucht worden. Mit Ausnahme der ersten Besiedlungen des Bismarckarchipels in Matupi, Mioko und etwas später in Ralum hatte kein Europäer an irgend einer anderen Stelle bis 1885 festen Fuß gefaßt. Das ungeheure Gebiet

dieser Südseekolonie konnte also bis zu dieser Zeit mit „fast gänzlich unbekannt" bezeichnet werden. Man hat bei der Okkupation des Landes im Vergleich zu anderen Südseegebieten und zu anderen Kolonien nur wenige Produkte vorgefunden, deren Sammeln und deren Ausfuhr lohnend gewesen wären. Zu den wenigen gehört in erster Linie die aus der Kokosnuß gewonnene Kopra, die im Archipel von den Eingeborenen, wenn auch nur in geringer Menge, eingehandelt wurde. Kaiser-Wilhelmsland jedoch war auch in dieser Beziehung terra incognita. Kein Händler hatte, soweit bekannt geworden ist, vor der Inbesitznahme des Landes durch die Neu-Guinea-Compagnie je versucht, darauf gerichtete Beziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen. So war also Kaiser-Wilhelmsland, als es in deutsche Hände kam, ein wahrhaft jungfräuliches Land, das wahrscheinlich nur aus dem Grunde in diese Hände geraten ist, weil andere Nationen vor den Schwierigkeiten seiner Erschließung und Kultivierung zurückschreckten. Dem Schöpfer der Neu-Guinea-Compagnie, Herrn Geheimrat Adolf v. Hansemann, gebührt das Verdienst, zu rechter Zeit zugegriffen und ungeachtet großer Schwierigkeiten mit zäher Ausdauer an dem Besitz des Landes festgehalten zu haben, bis die Zeit für die Aufrichtung deutscher Macht in der Südsee gekommen war.

Von Anfang an waren ganz außerordentliche Schwierigkeiten bei den Kulturarbeiten zu bekämpfen. Zwar haben praktische Versuche, die im Laufe der Jahre gemacht worden sind, die Annahme bestätigt, daß der Boden sowohl auf dem Festland wie im Archipel von überaus großer Fruchtbarkeit ist, daß das Land großen Reichtum an fließendem Wasser und leichte Zugänglichkeit von der See aus zeigt, letzteres weil die vielgeschnittene Küste auch vortreffliche Häfen besitzt, daß die geographische Lage, im Hinblick auf die neuerdings eingeschlagene Weltpolitik und nachdem gute Schiffahrtsverbindungen geschaffen worden sind, eine bessere geworden ist; hierzu treten noch die Gewißheit einer als Folge sprachlicher Zersplitterung anzusehenden relativ großen Sicherheit gegen innere Feinde und die anscheinend vorhandenen Aussichten auf die Ausbeutung von im Boden ruhenden Schätzen. Diesen günstigen Momenten standen und stehen teilweise noch entgegen:

Die Unwegsamkeit des fast durchweg mit Urwald bestandenen Landes, der Mangel im Lande an allem, was weiße Ansiedler zur Niederlassung brauchen, die Leben und Gesundheit bedrohenden Einwirkungen des Klimas, die insbesondere bei der Bearbeitung von Neuland in die Erscheinung traten, die Indolenz der noch jeder Kultur baren Eingeborenen, die frühere Weltentlegenheit des Gebietes, dem eine zulängliche Schiffsverbindung zu der Kultur und deren Produktionsstätten bis zum Jahre 1895 fehlte, und für die Unternehmen noch der Mangel an einem in den tropischen Verhältnissen geschulten Personal, das erst nach und nach herangezogen werden konnte.

Aus den nicht zahlreichen Eingeborenen, die an regelmäßige Arbeit nicht gewohnt und zu ihr auch nicht geneigt waren, ließen die Arbeitskräfte für größere Pflanzungen sich anfänglich nicht ausreichend beschaffen; man mußte auf die Einführung ausländischer Arbeiter Bedacht nehmen (China, Java). Da aber in allen Kolonialstaaten des Ostens die Ausführung verbietende oder beschränkende Gesetze bestehen, waren Ausnahmen nur schwierig und meist nur mit Hilfe diplomatischer Vermittlung und in beschränktem Umfang erreichbar; bald zeigte sich überdies, daß nur besonders kräftige Farbige anderer Länder dem Klima in Neu-Guinea gewachsen waren. Auch die eingeborenen Arbeiter waren von ungleicher Widerstandskraft. Diese Schwierigkeiten sind allmählich überwunden oder doch gemildert worden, wenn auch mit schweren Opfern an Geld und Mühen. Lehrgeld mußte auch in Neu-Guinea wie in anderen überseeischen Ländern und Kolonien bezahlt werden!

Die wirtschaftliche Tätigkeit hat sich jetzt vornehmlich der Kultur tropischer Nutzpflanzen, dem Betriebe des Handels mit den Eingeborenen und des Importes von Handelswaren aller Art für Weiße und Farbige zugewendet. Irgend eine in einer Plantage kulturfähige Pflanze war — außer der Kokospalme — im Lande nicht vorhanden. Zuerst nahm die Firma E. E. Forsayth in Ralum (Gazellehalbinsel) die Anlage von Kokospalmenpflanzungen planmäßig in Angriff und führte auch die Baumwollkultur als Zwischenpflanzung im Archipel ein. Ihr folgte die Neu-Guinea-Compagnie mit der Anlage ähnlicher Pflanzungen in Herbertshöhe (gleichfalls Archipel) und übertrug

diese Kulturen nach Kaiser-Wilhelmsland auf ihre Plantagen Stephansort und Friedrich-Wilhelmshafen-Jomba. Die Neu-Guinea-Compagnie brachte ferner neu ins Land: den Tabakbau, den Anbau von Kaffee, Kakao, Pfeffer, verschiedener Faserpflanzen (Sisalagave, Ramieh) und vor allem die drei wichtigen Arten Kautschuk liefernder Pflanzen: Hevea brasiliensis, Ficus und Castilloa elastica. Auch für die Viehzucht sind günstige Vorbedingungen vorhanden, soweit es sich um Pferde, Rinder, Schweine und Geflügel handelt. Die Aufzucht der gleichfalls von der Neu-Guinea-Compagnie ins Land gebrachten Tiere ist in stetem Wachstum begriffen, was um so mehr hervorzuheben ist, als vorher Haustiere (außer Hühnern, Hunden und einer kleinen Art von Schweinen) in Neu-Guinea völlig fehlten und daher erst Erfahrungen über die geeigneten Rassen und die Bedingungen ihres Gedeihens erworben werden mußten.

Der Betrieb des Handels mit den Eingeborenen hat hauptsächlich den Ankauf von Kopra oder Kokosnüssen, Schildpatt, Trepang, Perlmutterschalen zum Gegenstand und ist zurzeit noch überwiegend Tauschhandel. Er wird durch weiße und farbige Händler betrieben, die mit den den Handel betreibenden Firmen im Vertragsverhältnis stehen.

Die Kokospalmenkultur.

Das Areal sämtlicher Kokospalmenpflanzungen, d. h. solcher Pflanzungen, die planmäßig angelegt worden sind und die planmäßig unterhalten werden, betrug im Jahre 1904 nur 5500 ha mit etwa 550 000 Kokospalmen. Ende 1908 waren dagegen auf 18 000 ha $1^1/_2$ Millionen Palmen ausgepflanzt, die aber zum größten Teil noch nicht tragend, zu einem Teil schwachtragend und zu einem kleinen Teile volltragend sind. Der Gesamtexport von Kopra im Jahre 1909 wird auf 8 000 000 kg geschätzt.

Die Küstenbesiedlung bringt es mit sich, daß in Neu-Guinea die Kokospalmenkultur zurzeit an der Spitze marschiert. In dem Kapitel „Eingeborene" ist die Wichtigkeit dieser Pflanze für den Papua und den Melanesen dargetan; sie ist für den Eingeborenen das wichtigste Besitztum. Aber auch für den Europäer ist sie von einem Nutzen, der kaum von einer anderen Pflanze übertroffen wird. Der in kleine Stücke (Schnitze) zerlegte Kern der Nuß liefert die bekannte Kopra — einen der wichtigsten und nützlichsten Handelsartikel des Welthandels. Die Kopra ist sehr ölreich; das aus ihr gewonnene Öl wird zur Fabrikation von Seifen und Ölen und für die verschiedensten gewerblichen Zwecke verwendet; neuerdings verwendet man sie auch direkt zur Nahrung des Menschen und zwar in Gestalt der immer mehr bekannt und begehrt werdenden Kokosnußbutter, die dem Konsumenten nicht allein eine große Ersparnis gegenüber der Butter oder anderen Fetten bietet, sondern auch als vegetabilisches Fett den Vorteil der größeren Verdaulichkeit und Bekömmlichkeit hat. Der Konsum der Kokosnußbutter (Palmin, Kunerol, Palmona usw.) hat daher auch in kurzer Zeit eine ungeahnte Verbreitung gewonnen, die den Unternehmungen, die sich in der Südsee mit der Kultur der Kokospalme beschäftigen, gute Aussichten geschaffen hat.

Wie enorm der Verbrauch von Kopra auf der Welt gestiegen ist, erhellt zum Beispiel aus der Tatsache, daß noch 1902 die Ölfabriken Marseilles, damals die bedeutendsten der Welt, nur etwa 80 000 Tonnen Kopra verarbeiteten, Deutschland damals aber die Verarbeitung von Kopra zu Fetten und Ölen in kaum nennenswertem Umfange aufgenommen hatte. 1910 besitzt Deutschland Fabriken, deren Fabrikationsumfang den Marseiller Verbrauch in Schatten stellen. Die Nachfrage nach Kopra ist fortwährend im Steigen, so daß die Pflanzer und Händler in den letzten Jahren stets einen willigen Markt gefunden haben, der ihnen Prosperität sicherte und sie zu neuen Anlagen und zur Ausdehnung des Handels ermutigte. Europäer und zahllose Farbige finden also ihre Existenz in der Verwertung dieser nützlichsten aller Palmen. Die Anforderungen, die die Kokospalme ihrerseits an Boden, Klima und Pflege stellt, sind nicht unerheblich. Sie liebt Salzluft und Seewinde, bevorzugt etwas sandigen nicht allzu schweren, auf der Koralle ruhenden Boden und beansprucht sorgfältige Reinigung ihres Standplatzes von Unkraut und gute Pflege, wenn sie gute Ernte bringen soll. Daraus ist zu folgern, daß sie am besten an der Meeresküste gedeiht. Nach dem Innern des Landes nimmt sie an Zahl und an Ertragsfähigkeit ab, bis sie in einer gewissen Zone von

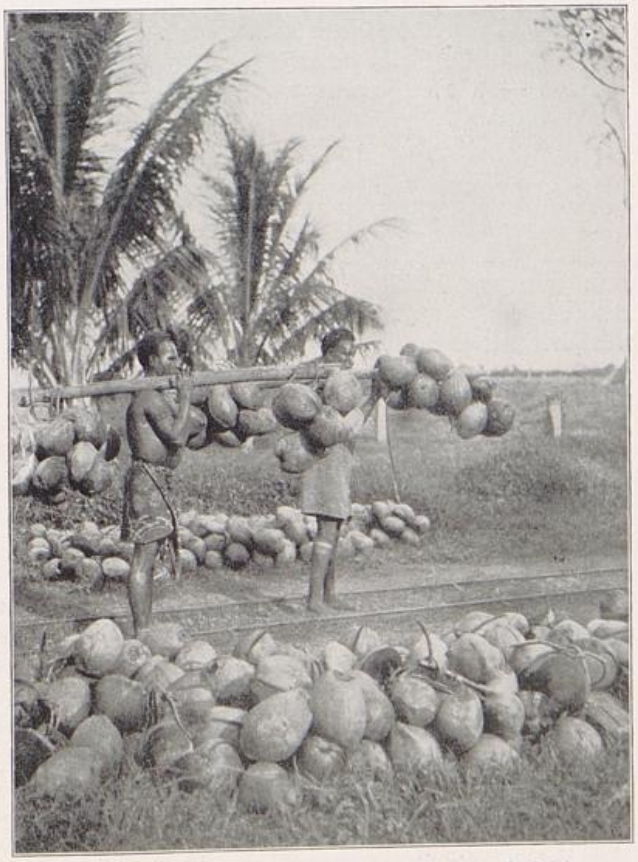
*) Man kann im Durchschnitt rechnen, daß aus sechs- bis siebentausend Nüssen eine Tonne Kopra hergestellt werden kann. Die volltragende Palme trägt vierzig bis hundertzwanzig Nüsse. 1 ha liefert daher volltragend etwa bis zu einer Tonne Kopra.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Meere ab gänzlich verschwindet. Sie ist in Neu-Guinea im Innern auch am Ramu gesehen worden, doch nur noch in geringerer Zahl und mit kleineren Nüssen. Damit ist auch die Grenze ihres rationellen Anbaues gegeben: er hat sich, um rentabel zu sein, auf die Küstengebiete zu beschränken. Bezüglich des Raumes, den sie zu ihrer gedeihlichen Entwicklung beansprucht, ist die Palme gleichfalls anspruchsvoll. In der Südsee hat die Erfahrung die Praxis gezeitigt, die einzelnen Bäume meist in Entfernungen von je 10 m nach jeder Seite hin zu pflanzen; auf einen Hektar (10000 qm) gehen daher nur hundert Kokospalmen, die im siebenten oder achten Jahre je nach Klima und Boden (schwachtragend) einige Nüsse pro Baum, und von da ab von Jahr zu Jahr mehr liefern, bis sie in zwölf bis vierzehn Jahren volltragend mit vierzig bis hundertzwanzig Nüssen pro Baum und Jahr sind. Natürlich würde eine Pflanzung viel leichter anzulegen und zu erhalten sein, wenn man in kleineren Abständen pflanzen könnte. Dies verträgt aber der Baum nicht, er gelangt bei dieser Methode niemals zu einer rentablen Produktivität — er führt nur ein kümmerliches Dasein. Nach den vorerwähnten Daten ist die Ergiebigkeit einer volltragenden Pflanzung leicht zu berechnen. Hundert Bäume mit im Durchschnitt sechzig Nüssen pro Hektar ergeben in der Ernte sechstausend Nüsse oder etwa eine Tonne Kopra für einen Hektar Landes.

Die in den Plantagen Neu-Guineas stehenden Palmen dürften daher im Laufe der nächsten acht bis zehn Jahre nach und nach, gering gerechnet, eine Ernte von 16000 bis 20000 Tons Kopra ergeben — wenn nicht besondere Umstände störend eingreifen. Neuanlagen sind nicht mit eingerechnet.

Die Kokospalmenkultur ist die einzige in Neu-Guinea, die man mit dem Prädikate „einheimisch" belegen kann. In ihr allein besitzt man daher abschließende Erfahrungen und kann nach menschlicher Voraussicht Schlüsse, wie die obigen, bezüglich ihrer zukünftigen Gestaltung und des Nutzens, den sie für das Land erbringt, ziehen. Diese Erfahrungen haben ferner noch ergeben, daß die Kultur mit relativ geringen Arbeitskräften, insbesondere recht gut nur mit einheimischen Arbeitern betrieben werden kann, daß sie das ganze Jahr über größere oder kleinere Erträgnisse (Ernten) liefert und daß ihr Betrieb, wenn auch Sorgfalt dazu gehört, nicht allzu schwierig oder umständlich ist. Zurzeit ist aus diesen Gründen die Kultur der nützlichen Kokospalme immer noch und trotz der Einführung der Kautschukkultur als der Grundpfeiler der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes anzusehen, insbesondere, da es die Firmen und Ansiedler des Landes verstanden haben,



Transport von Kokosnüssen in Peterhafen (Frenchinseln).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch eine sachgemäße Zubereitung unter Anwendung künstlich angelegter Darren die Neu-Guinea-Kopra zu einer der gesuchtesten Marke auf dem Weltmarkte zu machen.

Neu-Guinea-Baumwolle.

Anfangs hielt man die Baumwollkultur auch für Neu-Guinea aussichtsreich, namentlich wenn sie in Verbindung mit der Palmenkultur*) betrieben würde. Drei Firmen — E. E. Forsayth, die Neu-Guinea-Compagnie und O. Mouton & Co. — gingen dementsprechend vor. Das erzielte Produkt war ein vorzügliches — eine langstapelige, seidenartige Flocke von außerordentlicher Güte, die sich gut mit der besten Sea-Islandbaumwolle messen konnte und die vorzügliche Preise auf dem englischen Markte holte. Aber die verschieden einsetzende Trockenzeit brachte meist die Ernte in die Zeit des Regens und der Stürme, durch welche sie fast der Vernichtung preisgegeben wurde. Die Ernten fielen daher quantitativ so gering aus, daß die Kultur bei ihren größeren Ansprüchen an Arbeitskräfte, Zubereitung für den Markt usw. sich völlig unrentabel erwies. Sie ist denn auch eingestellt worden und damit war diese, an und für sich aussichtsreiche Kultur auch für Neu-Guinea — wie auf anderen Inseln der Südsee, z. B. Samoa — abgetan.

Neu-Guinea-Kaffee.

Im Bismarckarchipel wurde Coffea arabica in kleinerem Umfange gepflanzt — die Anpflanzungen kamen aber über das Versuchstadium nicht hinaus. Etwas größeren Umfang nahm die Kultur von Liberiakaffee an. Die schlechten Verhältnisse des Weltmarktes hinderten aber die Ausbreitung, und die eindringende aussichtsreichere Kultur des Kautschuks verdrängte die Kaffeekultur schließlich vollständig.

Kakao.

Der neu eingeführten Kakaokultur standen anfangs recht große Schwierigkeiten entgegen. Die Überführung keimfähiger Samen aus anderen Ländern gelang erst nach vielen ergebnislos verlaufenen Versuchen. Anfangs 1910 waren erst etwa 350 ha mit Kakao bepflanzt. Der Kakao zählt zu den guten Sorten des Weltmarktes. Die Bäume haben zwar durch Schädlinge zu leiden, kommen aber im ganzen gut voran und sind sehr ertragreich. Der Export betrug 1909 etwa 8000 kg und dürfte sich 1910 bereits auf 800 bis 1000 Zentner erhöhen.

Tabakkultur.

Wenngleich die Tabakkultur in Neu-Guinea völlig aufgegeben worden ist, so sei ihr doch ein Kapitel gewidmet, da ihr seinerzeit Millionen zum Opfer gefallen sind, ohne daß diese Kultur in die Höhe gebracht werden konnte, und da sie bei den in Neu-Guinea günstigen Boden- und Klimaverhältnissen ohne Zweifel später wieder einmal eine Rolle spielen wird.

Die Tabakkultur ist unstreitig eine der schwierigsten, die ausgebildetsten Arbeiter und die strengste Überwachung erfordernden Tropenkulturen. Wenige

*) Gleichzeitiges Bestocken eines Baumwollefeldes mit Kokospalmen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Raucher werden sich wohl dessen bewußt sein, wenn sie den Rauch ihrer Zigarre in die Luft senden, den Duft derselben einatmen und wenn das Auge wohlgefällig über deren schlanke Form, deren zusagende Farbe und deren feinen Wickel streift. Auge und Nase müssen Befriedigung finden, wenn die Zigarre schmecken soll. Nach dieser Forderung müssen sich die Tabakpflanzer richten, wenn sie die Fabrikanten in die Lage versetzen wollen, ihr Fabrikat an den Mann zu bringen. Gemäß diesen Anforderungen scheiden sich die Produzenten in zwei mehr oder weniger getrennte Gruppen: die eine Gruppe pflanzt für das Auge, die andere für die Nase des Rauchers Tabak, die eine die meist

Hauptpflanzweg einer Tabakplantage, auf dessen beiden Seiten die Tabakfelder angelegt sind (Stephansort 1896).

im Geruch und Geschmack neutralen Deckblatttabake, die andere die den Geruch und Geschmack bringenden Einlagetabake. Letztere sind überwiegend Gegenstand des Kleinbetriebes — von der Pfälzer bis zur Havannaeinlage — mit ersteren beschäftigt sich hauptsächlich der Plantagenbetrieb — wie bei den Sumatra-, Borneo- und Neu-Guineatabaken. Das Ziel der Plantagenkultur ist, ein Deckblatt zu schaffen, das mit großer Schönheit (wenn die Mode nicht anders bestimmt) der Farbe tadellose Beschaffenheit des Blattes bezüglich seiner Größe, Elastizität (spröde Blätter besitzen keine Deckfähigkeit, sie brechen) und seiner Brennfähigkeit (weiße Asche) verbindet. Ein solches Produkt liefert — namentlich was die zur Deckfähigkeit unbedingt notwendige Elastizität anlangt — ausschließlich der in eine Tabakplantage umgewandelte schwere Urwald mit seinem tiefgründigen, jungfräulichen Boden. Auf solchem ist es im Laufe der Jahre nicht allein gelungen den edelsten Tabak hervor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zubringen, der die geforderten Eigenschaften besitzt, sondern auch den Launen des Rauchers bezüglich eines mehr oder weniger raschen Wechsels in den Farben zu folgen.

In der holländischen Kolonie Sumatra hat die Kultur des besten Deckblattes den höchsten Standpunkt erreicht und alle Tabake anderer Herkunft fast verdrängt. Amsterdam beherrscht den Weltmarkt und hat nach und nach fast den gesamten Handel von Deckblatttabaken nach diesem Platze gezogen, sehr zum Schaden des alten Tabakhandels von Bremen und Hamburg. Über das Schicksal von Tabaken anderer Herkunft als aus den holländischen Kolonien wird daher auch in Amsterdam entschieden.

Ein 3 Monate altes Kautschukbäumchen (Castilloa elastica).

In diesen und in den für die chinesischen und javanischen Arbeiter damals schlechten klimatischen Verhältnissen ist der Grund zu suchen, warum auf Neu-Guinea die Tabakkultur keinen Boden gefunden hat, obgleich der Tabak derart gedeiht, daß er sich mit jedem anderen Deckblatttabak messen kann. Es ist keine Frage, daß die Kultur des Tabaks in Neu-Guinea wieder aufkommen wird, wenn die deutschen Tabakinteressenten anfangen, für die Produktion einer deutschen Kolonie sich zu interessieren und sich von dem alles beherrschenden Amsterdamer Markte zu emanzipieren suchen.

Inzwischen haben die gesundheitlichen Verhältnisse sich in Neu-Guinea sehr gebessert, und auch das einheimische Arbeitspersonal dürfte durch Schulung so weit vorgeschritten sein, daß es zu manchen Arbeiten dieser Kultur herangezogen werden könnte.

Kultur von Kautschuk liefernden Bäumen.

Anders liegt die Kultur mit Kautschuk liefernden Pflanzen, die von der Neu-Guinea-Compagnie nach Kaiser-Wilhelmsland und nach dem Bismarckarchipel gebracht worden ist. Auch hierbei ist man mit der größten Vorsicht, die allerdings auch einen großen Zeitaufwand beansprucht hat, vorgegangen. Etwa 1890 wurden einige wenige Pflanzen (Castilloa elastica und Ficus elastica), welche dem mustergültigen botanischen Garten von Buitenzorg auf Java entstammten, nach Konstantinhafen gebracht und dort großgezogen. Sie kamen leidlich hoch und lieferten das Saatmaterial zu einem zweiten Versuch, der 1896 in Stephansort mit einer kleinen Anzahl der Art Castilloa elastica unternommen wurde. Bis zum Jahre 1900/01 hatten sich diese Pflanzen zu stattlichen Bäumen entwickelt, deren weiteres Fortkommen außer Zweifel stand. Die Versuche mit Ficus elastica und mit Hevea brasiliensis beschränkten sich auf wenige Exemplare, die jedoch bewiesen, daß auch diese Arten in Neu-Guinea gut gedeihen. Im Jahre 1902 entschloß sich die Neu-Guinea-Compagnie, im Hinblick auf die günstigen Verhältnisse des Kautschukmarktes, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kautschukkultur zunächst in Kaiser-Wilhelmsland weitere Ausdehnung zu geben. Leider stand zu jener Zeit für die wertvolleren Arten Hevea und Fikus kein Saatgut zur Verfügung, während die Versuchspflanzung von Castilloa solches in großen Quantitäten liefern konnte. Um keine Zeit zu verlieren, warf man sich auf die Kulturen von Castilloa und von Fikus derart, daß erstere teils als Reinkultur, teils in Mischkultur mit Fikus in Angriff genommen wurde. Die Vermehrung von Fikus konnte in beschränktem Umfange und unter mühevoller Arbeit durch Marcotten erfolgen. Bei der Mischkultur kommen auf einen Fikusbaum etwa vier Castilloabäume, die bei vorschreitendem Wachstum nach und nach totgezapft werden sollen, so daß nach einer Reihe von Jahren die Pflanzung in eine Fikuspflanzung mit Reinkultur von Fikus sich umwandelt.

Ein etwa 1 Jahr alter Kautschukbaum (Ficus elastica), $2^1/_2$ m hoch.

Als die Kautschukkultur in Kaiser-Wilhelmsland gut vorankam, wurde sie auch auf den Bismarckarchipel übertragen. In beiden Gebieten hat sich die Kultur gut weiterentwickelt. Nach den gemachten Erfahrungen dürfte die Kultur von Castilloa elastica keine oder nur geringe weitere Ausdehnung erfahren. In erster Linie wird man sich voraussichtlich da, wo passender Boden vorhanden ist, auf die Kultur der Hevea elastica verlegen, die den hochwertigsten Kautschuk liefert und die hinsichtlich der Ergiebigkeit die anderen Arten übertrifft. Die Kultur von Ficus elastica wird fortgesetzt werden, weil diese Art in dem Klima Neu-Guineas ganz besonders gut gedeiht und sich am widerstandsfähigsten gegen Krankheiten und Schädlinge erwiesen hat. Auch das Produkt ist ein hochwertiges und steht dem Parakautschuk nur wenig nach. Der Kautschuk aller drei Arten gelangte bereits zum Export und ist von dem Weltmarkte sehr gut beurteilt und zu hohen Preisen aufgenommen worden.

Die Ernte für das Jahr 1910 ist auf etwa 7000 kg zu schätzen. Die nächsten Jahre lassen bei dem zunehmenden Alter der Bäume eine beträchtliche Steigerung erwarten.

Die Kultur der Sisalagave.

Auch diese Kultur ist von der Neu-Guinea-Compagnie ins Land gebracht worden, die ihr in Melamu (Konstantinhafen) größere Ausdehnung gegeben hat.

Der zum Export gebrachte Hanf ist von sehr schöner Qualität, die dem besten ostafrikanischen Hanf nicht nachsteht. Die Anlagen in Melamu umfassen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rund 300 000 Pflanzen. 1909 sind fünfeinhalb Tonnen Hanf exportiert worden. Im Archipel ist die Kultur von einigen Ansiedlern aufgenommen worden

Der Betrieb mehrerer Kulturen empfiehlt sich, da dadurch die Existenz eines Unternehmens nicht auf eine Karte — in diesem Falle auf eine einzige Kultur gesetzt wird. Betreibt man auf einer Pflanzung mehrere voneinander unabhängige Kulturen, so läßt sich doch im Falle von Minder- oder Mißernten aus der einen oder der anderen Kultur eine bestimmte Einnahme durch die nicht davon betroffenen erzielen und dadurch ein gewisser Ausgleich schaffen.

Aus diesen kurzen und ganz allgemeinen Angaben wird der verehrte Leser den Eindruck gewinnen, daß in einem Lande, das keine anderen Hilfsquellen besitzt als sein Tropenklima und seinen Urwaldboden, das Kolonisieren nicht leicht zu nehmen ist. Jedes kulturfähige Stückchen Erde muß dem Urwald abgerungen werden und wie der Mensch in dem ungewohnten Klima um seine Existenz zu ringen hat, so hat auch jede neue Pflanze als Eindringling zunächst um ihre Daseinsberechtigung zu kämpfen. Die eine Pflanzengattung erstarkt, die andere stirbt bei hohen Grundwasserverhältnissen ab, die eine liebt den Seewind, die andere verkümmert unter seiner Einwirkung, der einen ist Korallenboden ein Lebensfaktor, der anderen bringt er Vernichtung; in ihrem Kampfe ums Dasein haben aber alle Eindringlinge eines gemein, nämlich Widerstand gegen irgend einen Schädling zu leisten, der sofort und ohne Ausnahme bei jedem Neuling zur Stelle ist und ihn mit der Vernichtung bedroht. Erst wenn für die neu einzuführende Pflanze der passende Boden, die passende Höhenlage gefunden und die Angriffe des Schädlings oder der Schädlinge mit des Menschen Hilfe überwunden sind, dann darf man auf ihre Zukunft im Lande Vertrauen fassen und an ihre Ausbreitung zum Nutzen des Menschen herangehen. Daraus erhellt, daß Neuanlagen überall Zeit, viel Zeit erfordern, bis sie rentabel werden können und daß diese Zeit in den Ländern doppelt zu bemessen ist, in denen noch gar keine Erfahrungen vorliegen, wie dies bei den meisten deutschen Kolonien, jedenfalls aber in Neu-Guinea der Fall ist. Deswegen werden auch diejenigen, welche Kapitalien in die Kolonien gelegt haben, bezüglich ihrer Verzinsung sich mit Geduld wappnen, so wie diejenigen, die

Castilloapflanzung, 4½ Jahre alt (angezapft, mit Zapfrinnen), in Stephansort.

die mühsame und vielfach undankbare Arbeit der Pioniere übernommen haben, sich damit trösten müssen, daß schließlich mutiges Ausharren doch seinen Lohn finden wird.

VI. Ansiedler und Beamte.

Das Leben in Neu-Guinea hat, obgleich die junge Kolonie noch nicht viele Lebensjahre zählt, bereits ein recht eigenartiges Gepräge erhalten. Die ersten Ansiedler im Archipel waren Kaufleute, die in engeren Beziehungen zu Samoa standen und von denen einzelne mit Samoanerinnen verheiratet waren. Hierzu kam englisches und amerikanisches Element, bis nach der Besitzergreifung des Landes durch die Neu-Guinea-Compagnie das deutsche

Hevea brasiliensis in Stephansort.

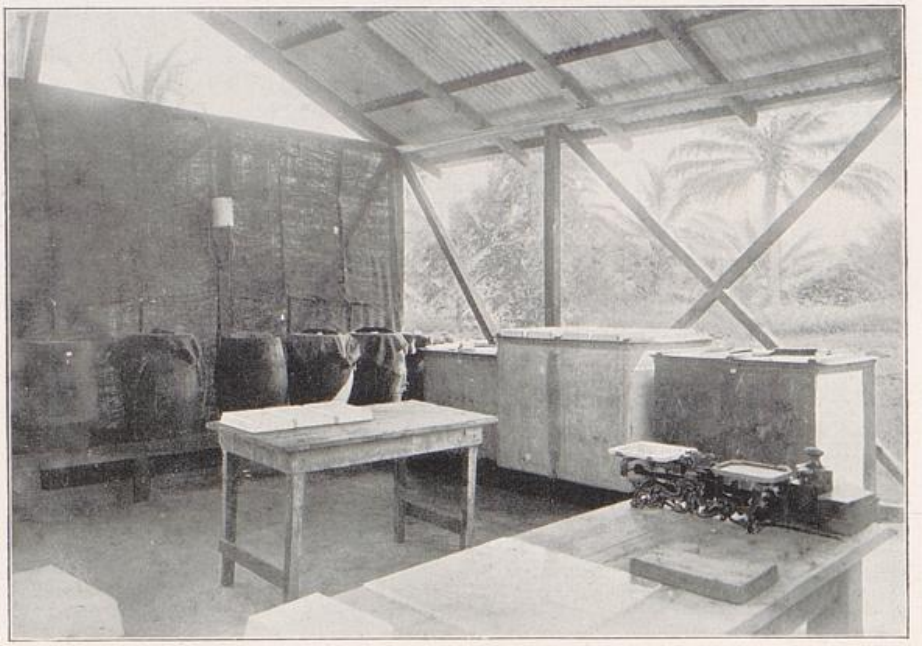
Element dominierend wurde. In dem ausschließlichen Dominium dieser Kompagnie in Kaiser-Wilhelmsland waren natürlich als Beamte, Pflanzer und Kaufleute von Anfang an fast ausschließlich Deutsche vertreten; als aber die Tabakkultur eingeführt wurde, kam eine Anzahl von deutschen und holländischen Tabakpflanzern aus Sumatra, welche die Sitten und Lebensgewohnheiten Niederländisch-Indiens auf Neu-Guinea zu übertragen suchten, was um so leichter erschien, als sie infolge ihrer Kenntnisse und ihrer Tropenerfahrungen in einem besonderen Ansehen standen.

Auch Australien stellte für Neu-Guinea ein größeres Kontingent von Leuten, die namentlich in den unteren Stellen als Aufseher oder im Schiffsdienst als Matrosen Unterkunft fanden. Nimmt man dazu noch das Händlerelement, bei welchem manchmal die Vergangenheit des einzelnen Individuums nicht ganz durchsichtig ist, sowie die verschiedenen Berufsarten aller Rassen hinzu, so wird man die eigenartige Entwicklung des Lebens erklärlich finden. Stand und Herkunft des einzelnen Individuums waren aber nicht allein für diese Entwicklung maßgebend — nicht einmal die Sumatrapflanzer, die am meisten dazu prädestiniert erschienen, konnten mit ihren Sitten ausschlaggebend durchdringen. So ist von jeder Nation und Rasse etwas geblieben und ein Ganzes daraus geworden, dem der Verkehr mit der eingeborenen und eingewanderten Arbeiterschaft den originellen Stempel aufdrückt.

Die Häuser der Europäer tragen alle einen übereinstimmenden Charakter, wenn auch die einen größer als die anderen und in ihrer inneren Aus-

Ficus elastica-Pflanzung in Stephansort.

stattung je nach dem Geldbeutel oder den Neigungen der Besitzer verschieden sind. Vom Palmenwald umgeben erhebt sich inmitten eines kleinen Gartens ein meist einstöckiges Holzhaus (Schweizerhaus), das auf über meterhohen Holzpfählen oder Zementpfeilern steht, und um welches ringsherum



Kautschukhaus in Stephansort.
(Arbeitsraum mit Fässern und Tanks zur Castilloakautschukbereitung.)

eine breite Veranda läuft. Im Archipel ist meist das Dach mit Wellblech eingedeckt, welches zugleich zum Sammeln des Regenwassers in sogenannten Tanks dient. Breite Türen führen zu den luftigen Innenräumen, welche gewöhnlich aus einem Empfangszimmer, einem Speisezimmer und einigen Schlafräumen bestehen. Küche und Wirtschaftsräume sind in einem besonderen, nahe stehenden Gebäude untergebracht.

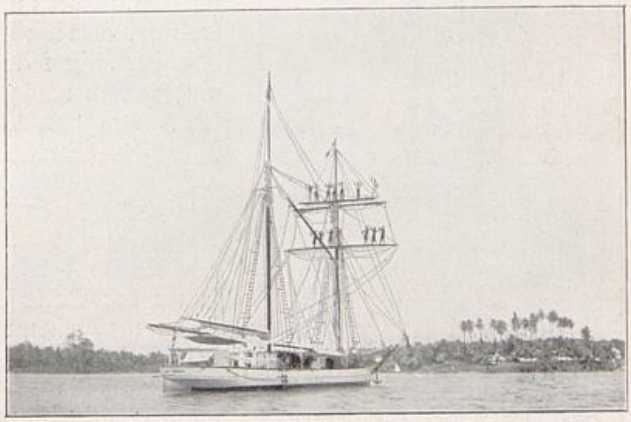
Die Einrichtung ist eine sehr einfache und besteht aus den im Osten allgemein üblichen Möbeln chinesischer Herkunft. Weiche Federbetten gibt es mit Rücksicht auf das Klima nicht; man benützt harte Betten — Matratzen und Kopfkissen mit Kapok*) gefüllt —, die in dichte Schleier (Moskitonetze) eingehüllt sind.

Die Tracht ist die übliche Tropentracht: bei den Herren weiße baumwollene Anzüge, die leicht gewaschen werden können, von denen jedes Individuum einige Dutzend besitzt, ferner der Tropenhelm oder ein weicher Filz- oder Strohhut mit breitem Rande.

VII. Arbeiterverhältnisse.

Melanesische und papuanische Arbeiter.

Die dem Lande selbst entstammenden Arbeiter sind aus allen Teilen des Schutzgebietes. In der ersten Zeit — also bis etwa 1891 — verstanden sich im großen und ganzen nur die Leute von den Inseln des Archipels zur Arbeit und auch diese nur in geringerer Zahl. Von dieser Zeit ab gelang es mit vieler Mühe, nach und nach andere Gebiete, insbesondere auch Kaiser-Wilhelmsland für die Anwerbung zu erschließen, so daß man jetzt in Kaiser-Wilhelmsland Leute von den Gebieten des Huongolfes, aus der Gegend von Finschhafen, Astrolabebai, Potsdamhafen, Berlinhafen, den French-Inseln, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Buka u. a. m. als Arbeiter beschäftigt, findet**). Fast alle Arbeiter, die den üblichen Arbeitervertrag eingehen, haben den Begriff, daß sie eine Verpflichtung auf eine größere Zeitdauer — die Archipelleute auf drei Jahre, die Kaiser-Wilhelmslandleute meist auf zwei Jahre — eingehen, nach deren Ablauf sie wiederum in ihre Heimat zurückkehren dürfen. Die unbedingte Zuverlässigkeit aller Versprechungen und Zusagen, die ihnen bei Abschluß des Vertrages vom weißen Manne gemacht worden sind, bildet die Grundlage des Verhältnisses. Jedes angeworbene Individuum muß reichliche Verpflegung, gute Behandlung, Befriedigung seiner kleinen Bedürfnisse, wie z. B. des Rauchens, der allgemeinen Unterhaltung (Sing-Sing), der Eitelkeit mit Bezug auf Kleidung finden und insbesondere nach



Segelschoner „Senta" der Neu-Guinea-Compagnie in Paradetyp eines Arbeiteranwerbungschiffes.

*) Seidenbaumwolle, ein Produkt des Kapokbaumes, der im Lande wächst.

**) Im Archipel liegen die Verhältnisse etwas anders. Auf den Unternehmungen daselbst werden fast nur Archipelleute verwendet, was seinen Grund darin hat, daß solche in hinreichender Zahl gewonnen werden konnten. Bei der rapiden Zunahme des Umfanges der Pflanzungen wird man aber bald an der Grenze der im Lande zu gewinnenden Zahl angelangt sein und sich daher nach Zufuhr von außerhalb umsehen müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ablauf des Vertrages pünktlichst entlassen und heimbefördert werden. Dadurch gewinnt der Arbeiter für sich und seine Stammesgenossen in der Heimat das Vertrauen zu dem Arbeitgeber, das für die weitere Gestaltung eines Verhältnisses zwischen ihm, seinen Stammesgenossen und dem Arbeitgeber maßgebend ist. Wird er in seinem Vertrauen getäuscht, werden seine Erwartungen nicht erfüllt, so läßt nicht allein er selbst sich nicht mehr zu einem Dienstverhältnis herbei, sondern auch seine Genossen und Nachbarn verschließen sich allen weiteren Versuchen. Ein in dieser Hinsicht begangener Fehler rächt sich auf lange Jahre hinaus. Die Auswahl des europäischen Personals der Unternehmungen entscheidet daher in der Hauptsache auch über die Gestaltung der Arbeiterverhältnisse, da der eingeborene Arbeiter niemals eine Unternehmung oder eine Firma, die über ihm stehen könnte, in seinen Begriff einzubeziehen vermag, sondern nur deren persönliche Vertretung. Für ihn ist der „big fellow master" oder der „big fellow master to much" die einzige und maßgebende Autorität, die er kennt und von der alles in gutem oder schlechtem Sinne herrührt. Kommt z. B. auf der Plantage XX, die von dem Administrator Krause geleitet wird, schlechte Behandlung vor, so wird bei Krause kein Arbeiter seinen Vertrag verlängern, keiner der Entlassenen oder Davongelaufenen nach einem zeitweisen Aufenthalte in der Heimat das Verlangen verspüren, wieder in die erlernte Tätigkeit zurückzukehren; aber auch kein Stammesgenosse wird sich neu anwerben und kein Dorfältester dazu die Erlaubnis erteilen — kurzum Herr Krause ist boykottiert zum schweren Schaden seiner Gesellschaft.

Arbeiter vom Jabimstamme.

Was nun die Leistungsfähigkeit des papuanischen oder melanesischen Arbeiters anlangt, so ist dieselbe durchaus nicht eine minderwertige, wie so vielfach geglaubt wird, sondern bei einiger Erziehung eine durchaus zufriedenstellende. Dies hat sich besonders bei den Zapfarbeiten der Kautschukkultur gezeigt, die man anfänglich nur mit Javanen und Chinesen leisten zu können vermeinte, die aber nach guter Einschulung ebensogut von eingeborenen Arbeitern ausgeführt werden. So kann jetzt der eingeborene Arbeiter zu allen Arbeiten verwendet werden, auch ist er bei richtiger Behandlung ein treuer und guter Diener. In seiner Erziehung zum mehr selbsttätigen Arbeiter hat er derart Fortschritte gemacht, daß man ihm neuerdings die selbständige Erledigung eines gewissen Arbeitsquantums für den Tag übertragen kann, das er ohne unmittelbare Aufsicht gewissenhaft abfertigt. Auch in das Handwerk sind sie eingedrungen, insbesondere scheinen sie sich für Bauarbeiten zu eignen und zu interessieren. Im Schiffsdienst sind sie gut verwendbar; die Handels- und Anwerbeschiffe sind durchweg mit melanesischen Matrosen besetzt. Selbst zur Führung eines Kutters oder zur Beaufsichtigung einer kleineren Station haben sie sich aufgeschwungen.

Chinesen und Javanen.

Nach Eingang der Tabakkultur, bei der chinesische Kulis zahlreich beschäftigt waren, werden in Neu-Guinea Kulis nicht mehr verwendet, insbesondere

da die Kräfte und die Geschicklichkeit der eingeborenen Arbeiter für die im Lande betriebenen Kulturen und Dienstverrichtungen ausreichend sind. Chinesische Handwerker stehen jedoch in verhältnismäßig großer Zahl in Beschäftigung, da sie geschickt und arbeitsam sind.

Infolge dieser Eigenschaften haben sie sich rasch in Neu-Guinea eingebürgert, wo sie überall gern gesehen sind. Der weiße Handwerker ist daher fast gar nicht mehr in Neu-Guinea vertreten. Man findet unter den Chinesen geschickte Fischer, Gemüsegärtner, Zimmerleute, Plankensäger, Schmiede, Maschinisten und auch neuerdings Schreiber (Crani), die die kleineren Rechnungen

Papuanische Arbeiter der Neu-Guinea-Compagnie vom Stamme der Jabims (Gegend von Finschhafen) in Stephansort.

besorgen und Tabellen, Lohnlisten usw. führen können. In dem Stande der Cranis fängt man an, sich auch mit der deutschen Sprache zu beschäftigen; ihre Verwendung dürfte daher in Zukunft mehr und mehr in Frage kommen. Auch als Händler sind Chinesen zahlreich im Lande vertreten.

Javanen, die früher zahlreich bei Pflanzungsarbeiten Verwendung gefunden, sind nur noch in geringer Zahl im Lande. Der geschultere eingeborene Arbeiter macht die Dienste des anspruchsvolleren und weicheren Javanen entbehrlich.

Die Frage der Heranziehung von chinesischen und javanischen Kulis wird erst dann wieder aufleben, wenn der Umfang der Plantagenunternehmungen sich derart ausdehnen sollte, daß die Zahl der im Lande zu gewinnenden Arbeiter zu deren Betrieb nicht mehr ausreichen sollte. Zu wünschen ist, daß die Versorgung der Betriebe mit Arbeitern durch Erschließung weiterer Werbegebiete im Lande selbst ausreichend vorgenommen werden kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lebensweise auf den Plantagen und Siedlungen.

Das Leben in der Kolonie spielt sich in den verschiedensten Formen ab. Auf den Pflanzungen und Geschäftsbetrieben zeigt es eine gewisse Gleichmäßigkeit. Gewöhnlich gehen die Pflanzungsbeamten nach dem Frühstück bei Tagesgrauen in die Pflanzung hinaus, wo sich inzwischen beim ersten Anschein des Lichtes die Arbeiter auf dem Appellplatze zum Morgenappell versammelt haben; auch sie haben sich durch ein Frühstück bestehend aus etwas Reis oder Erdfrüchten gestärkt. Die europäischen Beamten halten, die meisten zu Pferde, bei ihren Abteilungen und lassen sich von den farbigen Aufsehern abteilungsweise über die Zahl der erschienenen Arbeiter Rapport erstatten, bei nicht erschienenen über die Gründe des Fehlens usw. Der europäische Heilgehilfe erscheint mit den sogenannten Verbandmeistern, d. i. geschulten farbigen Heilgehilfen, versieht die Kranken mit Medizin und läßt Wunden, die immer bei einer Anzahl von Leuten vorhanden sind, frisch verbinden. Gegen sechs Uhr erscheint der Administrator, nimmt die Rapporte entgegen und ordnet die Arbeit des Tages an. Nachdem dies geschehen, rücken die einzelnen Abteilungen auf ihre Arbeitsplätze ab. Punkt sechs Uhr beginnt die ernste fortlaufende Tagesarbeit. Die europäischen Beamten (Assistenten) geben in den ihnen unterstehenden Revieren persönlich ihre Anweisungen, stellen die einzelnen Arbeiter an, bestimmen beim sogenannten Tagesakkord die abzuarbeitenden Strecken, die Zahl der auszusetzenden Pflanzen usw.

Auch in dem kaufmännischen Betriebe heißt es: Morgenstund hat Gold im Mund! Punkt sechs Uhr öffnen sich die Tore des Verkaufstores, in welchem die Waren zum Verkauf oder zur Abgabe an die einzelnen Ressorts bereitliegen. Arbeiterköche empfangen zur Herrichtung der Mahlzeiten den für sie bestimmten Reis und andere Nahrungsmittel, die Hausjungen holen unter Abgabe von Lieferzetteln, Bestellzetteln u. a. m. die von ihren Herren gewünschten Artikel und Gegenstände; ein Anzahl Leute kauft direkt ein. Gegen acht Uhr ist der erste Ansturm befriedigt und auf dem Felde die Arbeit verteilt und nun kommt die Frühstückstunde, welche der bisher nur notdürftig befriedigte Magen gebieterisch verlangt. Nach dem Frühstück, das gewöhnlich aus Brot, Zwieback, Schinken, Wurst, kaltem Fleisch, Käse, Früchten usw. besteht, erledigt der Feldassistent einige Eintragungen in die Bücher und Arbeiterzahllisten und andere Aufzeichnungen und macht dann, immer zu verschiedener Zeit, zu Fuß eine Kontrolltour durch sein Arbeitsgebiet; der kaufmännische Beamte kehrt zu seinem Bureau und zu seinen Büchern zurück. Etwa um elf Uhr beginnt für die Arbeiter die Mittagspause, die bis ein Uhr währt. Um ein Uhr beginnt wiederum die Arbeit und dauert bis etwa sechs Uhr. Der Europäer speist gewöhnlich, wenn er keine besondere dienstliche oder andere Abhaltung hat, um zwölf Uhr zu Mittag. Sein Mittagessen besteht aus Suppe, Fisch, frischem Rind- oder Schweinefleisch, Huhn oder Erträgnissen der Jagd, wie Tauben, Kasuare, Buschhühner, Wildschweine u.a.m. Auch Hammelfleisch ist ab und zu als angenehme Abwechslung zu haben. Als Zukost werden Kartoffeln, Reis, Yams, Taros verwendet, ferner gibt es aus der stets frisch aus Europa oder Australien bezogenen Saat selbstgepflanzte Gemüse. Kalifornische und andere Früchte, Obst (Ananas, Bananen usw.), Käse der verschiedensten Art, Backwerk bilden den Nachtisch. Alles liefert der Store, wie auch preiswerte Weine, verschiedene Sorten Biere, Zigarren und andere Genußmittel. Ist frisches Fleisch nicht zu haben, so müssen Konserven aushelfen.

Den Arbeitern werden drei Mahlzeiten im Tage gewährt, je eine des Morgens, Mittags und Abends. Die Hauptnahrung besteht in der Hauptsache in Reis, daneben in selbstgewonnenen Erdfrüchten, wie Yams, Taros, Bataten, geröstetem Mais, Tapioka, Sago, Bohnen, ferner Salzfleisch, Trockenfisch, Kokosöl, Schweineschmalz; ferner werden einheimische, sowie chinesische und malaiische Gemüse verabreicht.

Nach Einstellung der Arbeit um sechs Uhr, also nach des Tages Last und Hitze, werden die Spuren derselben durch ein Bad getilgt, ein Genuß, dem sich alle Arbeiter mit Eifer hingeben. Gewisse krokodilfreie Flußstellen sind als Badeplätze freigegeben, und mit Jubel tummeln sich alltäglich in ausgelassener Fröhlichkeit Männlein und Weiblein in ungeniertem Durcheinander in den erfrischenden Fluten. Die auf das Bad un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mittelbar folgende Abendmahlzeit bildet die Hauptmahlzeit. Unglaubliche Mengen finden bei diesem big fellow kai-kai ihr Unterkommen in dem ewig hungrigen Magen des farbigen Mannes.

Alle Arbeiter und Arbeiterinnen schmücken sich oder legen ein besseres Kleid für die Erholung des Abends an, und unter Plaudern und Scherzen wird der Abend verbracht. Die eingeborenen Arbeiter lassen es sich, namentlich in der Vollmondzeit, nicht nehmen, sich ihrem Sing-Sing (Tanz mit Gesang) mit Eifer hinzugeben — bald bilden sich Gruppen von Zuschauern und Ausführenden, deren absonderliche Verschiedenheiten mit der Umgebung, den unterhaltenen Feuern, ein phantastisches Bild ergeben. Manchmal mag dem in der Nähe weilenden Europäer der Lärm etwas störend erscheinen — aber vergnügt lächelnd läßt er diesen Ausdruck der Lustigkeit über sich ergehen in dem Bewußtsein, je toller der Spektakel, um so größer ist das Wohlbefinden der Leute.

Auch der Europäer folgt der allgemeinen Sitte und stärkt sich nach Beendigung des Dienstes durch ein erfrischendes Bad. Alsdann erscheint er in frischem, schneeweißem Tropenanzug im Klublokal, um bei einem Glase Bier ein Plauderstündchen mit seinen Kollegen und etwaigen Gästen zu feiern. Tageserlebnisse werden besprochen, oft auch Politik getrieben. Die einen spielen Billard, andere irgend ein beliebtes Kartenspiel — auch hier ist der Skat vorherrschend — oder ein anderes Gesellschaftspiel. Die Stimmung ist eine animierte, Witzworte fliegen herüber und hinüber, Schwänke werden belacht, kurzum bei diesem mit gutem deutschem Bier abgehaltenen „five o'clock tea" werden die Beschwernisse des Tropenlebens vergessen, die allgemeine Parole ist „Frohsinn". Gegen acht Uhr wird die Plauderstunde beendet; jedermann eilt nach seinem Heim, um das inzwischen vom Koche in ähnlicher Zusammensetzung wie das Mittagsmahl zubereitete Abendmahl einzunehmen. Um neun Uhr hören Spiel und Tanz auf, die Gesänge verstummen, um zehn Uhr muß das Licht in den Arbeiterhäusern nach strenger Vorschrift erlöschen. Menschen und Tiere geben sich der Ruhe hin. Dieses Zusammenleben bringt die Menschen in den Kolonien untereinander näher. Die dort geschlossenen Beziehungen, die sich oft noch auf das gemeinsame Bestehen von Gefahren stützen, haben daher meist einen festeren Kitt als anderswo.

VIII. Wirtschaftliche Lage.

Neu-Guinea ist, was die Staatsangehörigkeit der weißen Bevölkerung anlangt, eine gut deutsche Kolonie. Am 1. Januar 1909 ergab die Zählung: 656 weiße Ansiedler, wovon 549 deutscher, 26 englisch-kolonialer, 19 englischer, 19 holländischer, 7 französischer und 36 sonstiger Nationalität waren. Trotz der nahen Lage zu englischen Kolonien dürfte dieser Charakter sich nicht allein erhalten, sondern eher verbessern, da eine in der Hauptsache durch englisches Element vertretene große Unternehmung 1911 in deutsche Hände übergehen wird. Dem Berufe nach waren davon 150 Missionare, 102 Pflanzer, 66 Kaufleute und Händler und 63 Regierungsbeamte, 83 anderer Berufe, 116 Frauen und 77 Kinder.

Die Zahl der in einem Vertrage stehenden farbigen Arbeiter betrug 8311 Farbige. Damit wurden 1909 Plantagen im Umfange von 18 236 ha (73 000 Morgen) bewirtschaftet, davon waren 16 023 ha mit Kokospalmen, das übrige mit Kautschuk, Kakao, Sisalagaven u. a. m. bepflanzt, rund 3100 ha stehen davon erst im schwach- und volltragenden Erträgnis, das übrige ist in gutem Heranwachsen begriffen.

Der Tierstand betrug 246 Pferde, 972 Stück Rindvieh, 2002 Stück Kleinvieh. Mit Hinsicht darauf, daß die Viehzucht erst eingeführt werden mußte, ist dies ein günstiger Stand. Das Javaschaf scheint in Neu-Guinea gut fortzukommen. Die Zahl des Kleinviehs dürfte sich daher in den nächsten Jahren rasch vergrößern.

Der Außenhandel des Schutzgebietes von Deutsch-Neu-Guinea ausschließlich des Inselgebietes hatte 1908 einen Wert von 4 815 000 Mark, wovon 3 107 000 Mark auf die Einfuhr und 1 708 000 Mark auf die Ausfuhr entfielen.

Wie wichtig für Neu-Guinea die Viehzucht ist, erhellt daraus, daß die Einfuhr von Fleisch, Fischen und tierischen Produkten aus Australien einen Wert von 188 000 Mark und aus anderen Ländern von 60 000 Mark, zusammen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

248 000 Mark hatte und damit dem Werte nach an erster Stelle der Einfuhr stand.

Bei der Ausfuhr spielt die Kopra die Hauptrolle, die nach Maßgabe der Entwicklung der Pflanzungen dem Gewichte nach in fortwährender Steigerung begriffen ist. 1904 wurden 4447 t, 1908 6285 t oder 1838 t = 41 Prozent mehr exportiert. Der Kautschukexport steckt noch in den Kinderschuhen und betrug etwa 6000 kg im Werte von 41 000 Mark. Sonstige Exportprodukte sind noch: Kaffee, Kakao, Sisalhanf, Steinnüsse, Holz, Schildpatt und Perlmutterschalen.

Diese Zahlen zeigen deutlich, wie wenig noch in dieser Kolonie in wirtschaftlicher Beziehung geschehen ist. Von dem ungeheuren, zur Verfügung stehenden, besten Plantagenland sind etwa 80 000 ha belegt und davon 18 000 ha bepflanzt worden. Wieviel kann noch aus diesem Lande, in dem fast alle Tropenpflanzen üppig gedeihen, herausgeholt werden, wenn sich die Unternehmungslust dahin wenden möchte. Dem Häuflein weißer Ansiedler kann man aber Tüchtigkeit und Fleiß nicht absprechen, denn die Zunahme des Produktenexportes, die zu erwarten und der zielbewußten Arbeit der wenigen zu danken ist, wird in den nächsten Jahren eine beträchtliche sein, die Kopra wird auf 16 000 bis 20 000 t pro Jahr, der Kautschuk und Kakao auf einige hunderttausend Kilogramm steigen und damit den wenigen Ansiedlern gute Einnahmen gewähren. Freilich Groß-Neu-Guinea würde mit ganz anderen Zahlen glänzen können.

IX. Schlußbetrachtungen.

Deutschland ist die jüngste Kolonialmacht. Obgleich es dank seinen bewundernswerten, erprobten Heereseinrichtungen sich zu großer, auf dem Kontinent ausschlaggebenden Macht aufgeschwungen, so hat bis vor kurzer Zeit sein Wille über die Grenzen des Kontinents hinaus nur wenig Geltung sich verschaffen können. Die Nachwirkungen der großen Kriege, deren Schauplatz die deutschen Gefilde waren, die politische Zerrissenheit aus seiner Kleinstaaterei und aus seinem Parteiwesen, der Mangel einer Flotte verboten jeden Einspruch oder Widerstand, als die seefahrenden, kriegstüchtige Flotten besitzenden Nationen zur Auswahl unter den überseeischen Ländern schritten und damit ihren reichen Kolonialbesitz sich sicherten. Seit der Zeit des Großen Kurfürsten, dessen weitschauende Überseepolitik in den Ruinen von Groß-Friedrichsburg ihr Grab gefunden, bis fast zur heutigen Zeit ruhte jede Betätigung des Gedankens ein „Deutschland über See" zu gründen, gänzlich. Zwar war i m V o l k e der alte Hansageist, die Lust am Abenteuer, der Drang zum Zug nach der Ferne und die Kraft und die Furchtlosigkeit, Gefahren zu bestehen und zu überwinden, nicht erloschen. Deutsche Seeleute hielten durch ihre Tüchtigkeit den alten Ruf im Dienste der deutschen Seestädte, deren überseeischer Handel sich glücklicherweise aus eigener Kraft mehr und mehr entwickelte und bis zu den entferntesten Meeren reichte, hoch. Auch einzelne erleuchtete deutsche Fürsten unterstützten überseeische Handelsunternehmungen größeren Stiles und förderten sie durch Zuwendung erheblicher Mittel oder Subventionen. Aber die Gewinnung von Landgebieten über See zur Kolonisation oder als Stützpunkte des Handels lag dem Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nehmungsgeiste fern, der sich mit der Tatsache, daß Deutschland in seiner eigenen Zersplitterung und seiner Ohnmacht zur See auf dem Schauplatze der Weltpolitik nichts zu suchen habe, abzufinden gewohnt war. Erst die Aufrichtung des Reichs schaffte Wandel, wenn auch zu einer Zeit, zu welcher der allgemeine Glaube dahin ging, daß die Welt, soweit sie etwas für den Menschen und seine Bedürfnisse tauge, vergeben sei. Eine weise, zielbewußte Friedenspolitik im neuen Reiche, welche die ihr zu Gebote stehenden Machtmittel zur Aufrechterhaltung des Friedens benutzte, förderte Industrie und Handel und brachte sie zu enormem Aufschwung, der nach neuen Absatzgebieten und neuen Märkten drängte. Mit der Ära des Friedens war eine starke Zunahme der Bevölkerung verbunden, aus der Millionen auswanderten, die dem engen Deutschland, das ihre Interessen im Auslande nicht schützen konnte, durch Aufgabe ihrer Nationalität und durch Angliederung an eine der Kolonialmächte verloren gehen mußten. Mit den Erfolgen im überseeischen Handel zeitigte sich das drückende Gefühl der Abhängigkeit von fremder, souveräner Macht auf überseeischem Gebiete, in dem der deutsche Handel nur geduldet war. Bei einer lebensfähigen und kraftvollen Nation, wie die deutsche, mußte schließlich die Einsicht zum Durchbruch kommen, daß Deutschland der eigenen Kolonien bedürfe und daß es eine Weltpolitik verfolgen müsse, die das Deutschtum auf der Welt, wo es sich auch niedergelassen habe, erhalten und stärken müsse. Eine Politik, die die gleichberechtigte Teilnahme aller Deutschen am Welthandel zum Ziele hat und eine weise Kolonialpolitik, die in ihren Interessen übereinstimmen und die beide von dem Besitz einer kriegstüchtigen Flotte abhängen, ergänzen sich aber wechselseitig.

In dem siegreichen, endlich einigen Deutschen Reiche war eine Macht entstanden, die es vermochte, zur Tat zu schreiten. Obgleich die Einsicht in weite Kreise gedrungen war, so konnte man auf der Bahn der Welt- und Kolonialpolitik doch nur Schritt für Schritt vorwärts gelangen und nicht ohne Kämpfe Boden fassen — nicht allein mit den kollidierenden Interessen der übrigen Weltmächte, den Herren zur See, denen zuerst die Staatskunst des Fürsten Bismarck wenn auch widerwillig Zustimmung und in der Folge die maßvolle Politik des Reiches Gewährung abgewann, sondern auch mit einer Opposition wirtschaftlicher und politischer Kreise in Deutschland selbst. Aber auch hier drückte das Schwergewicht der Tatsachen endlich das Widerstreben zu Boden: Deutschland hat nach noch nicht dreißig Jahre dauernder kolonialer Tätigkeit ein überseeisches Gebiet im Besitz, das sich auf Ost-, West- und Südwestafrika, sowie auf die Südsee erstreckt und das den Flächenraum des Deutschen Reiches um das Mehrfache übertrifft; der Welthandel des Reiches hat im Osten durch die Erwerbung Kiautschous einen starken Stützpunkt erhalten.

Es ist hier nicht der Ort, auf den Wert oder Unwert aller überseeischen Erwerbungen einzugehen. Im großen und ganzen dürfte die Überzeugung Boden gewonnen haben, daß das, was uns schließlich nach Verteilung der Welt noch in den Schoß gefallen, wertvoll ist und würdig, um alle Kraft an den wirtschaftlichen Aufbau anzusetzen. Was nun speziell Deutsch-Neu-Guinea anlangt, so dürfen wir heute schon den Schluß ziehen, daß wir sowohl hinsichtlich der geographischen Lage der Kolonie, als auch deren innerem Wert einen sehr wertvollen Besitz, der zu den besten Hoffnungen bezüglich seiner Zukunft berechtigt, gewonnen haben.

Wenn anfangs die geographische Lage Neu-Guineas als ungünstig, entlegen dem Weltverkehr angesehen worden ist, so wird sie neuerdings, nachdem der Norddeutsche Lloyd eine regelmäßige Verbindung mit Hongkong, Japan und Australien sowie den Straitssettlements und Niederländisch Indien und damit sichere Verkehrswege nach der Heimat geschaffen hat, günstiger beurteilt. Mit der wachsenden Bedeutung der Südsee für den Welthandelsverkehr wird aber auch der Wert der geographischen Lage in gleichem Verhältnisse steigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Emporsteigen der Südsee zum vielbefahrenen Meere ist aber nur eine Frage der Zeit. Die Durchstechung des amerikanischen Kontinents an seiner mittleren und schmalsten Stelle ist im Gange. Aus französischen Händen ist das riesige Unternehmen in amerikanische übergegangen, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß es der Energie und der Kapitalkraft der Amerikaner gelingen wird, es in absehbarer Zeit zur Vollendung zu bringen. Mit der Eröffnung des Panamakanals wird sich eine neue Wendung im Welthandel vollziehen von der Bedeutung etwa der Entdeckung des Seeweges um das Kap der Guten Hoffnung oder der Eröffnung des Suezkanals. Neue Gebiete werden erschlossen und dem Welthandel und Weltverkehr angegliedert werden, unter denen die Südseegebiete nach Maßgabe ihrer günstigen Lage und Schiffahrtsbedingungen eine bedeutende Rolle spielen dürften. Die Umwälzungen, die das Ereignis den jetzigen Verkehrs- und Handelswegen bringen wird, sind noch nicht zu übersehen, so viel dürfte aber sicher sein, daß sie nicht allein in der Erschließung neuer Gebiete, sondern auch in einer mächtigen Konkurrenz für die alten Handelswege bestehen. Mit der steigenden Bedeutung der Südsee für den Welthandel steigt auch der Wert Neu-Guineas für Deutschland. Man darf daher die Festsetzung des Norddeutschen Lloyd in dieser Kolonie, der sich die Neu-Guinea-Schiffahrt durch die Anlagen am Simpsonhafen sicherte, obgleich er anfänglich die neu eingerichteten Linien unter Opfern aufrecht erhalten mußte, als eine weise und weitsichtige Maßnahme ansehen.

Auch der innere Wert der Kolonie braucht keinen Vergleich zu scheuen. Der Wert eines Koloniallandes dürfte sich am sichersten durch Vergleiche mit den Verhältnissen anderer, bekannter Kolonien bestimmen lassen. Zieht man z. B. die berühmten, allgemein bekannten Nachbarkolonien Java, Sumatra und Ceylon in einen Vergleich mit Neu-Guinea bezüglich der wesentlichsten Faktoren für das Aufblühen einer Pflanzungskolonie — nämlich der Fruchtbarkeit des Bodens, der Bewässerungsverhältnisse und der Zugänglichkeit des Landes vom Meere aus und durch Wasserstraßen, so dürfte Neu-Guinea einen solchen mit Ehren bestehen.

Die ausgezeichnete Entwicklung der Pflanzungsunternehmungen in Kaiser-Wilhelmsland wie im Bismarckarchipel und ihre Zunahme zeigt, daß das Land einen vorzüglichen, jungfräulichen Boden besitzt, der sich zur Anlage von Pflanzungen fast aller tropischen Nutzpflanzen vortrefflich eignet. Die Kokospalme gedeiht so gut wie irgendwo, wie auch die Kautschuk produzierenden Gewächse und der Kakaobaum sehr gut vorankommen. In dieser Beziehung steht Neu-Guinea den genannten Kolonien fast jetzt schon gleich, ohne auf eine hundertjährige Kulturgeschichte zurückblicken zu können. Auch in der Tabakkultur hat Neu-Guinea gezeigt, daß es eine vorzügliche Qualität von Deckblatttabak hervorzubringen imstande ist. Mit durch das Vordringen der Kultur verbesserten gesundheitlichen Verhältnissen wird auch die Tabakkultur wieder aufleben und mit der Sumatras rivalisieren können.

Bezüglich guter, das Innere erschließender Wasserstraßen sei auf die schiffbaren Ströme Ramu oder Ottilienfluß und den Kaiserin-Augustafluß hingewiesen, die in ihrer Bedeutung und in ihrer Ausnutzbarkeit die Flüsse der Niederländischen Kolonien weit überragen. Wie leicht Neu-Guinea vom Meere aus zugänglich ist, welche vorzüglichen Häfen es besitzt, ist in dem geographischen Teil nachgewiesen worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In einer Beziehung steht allerdings das fast übervölkerte Java Neu-Guinea weit über, d. i. in der Arbeiterfrage, die dort durch die außerordentliche Zunahme der Bevölkerung ihre einfache Lösung gefunden hat und in Zukunft auch finden wird. Solange die Besiedlung und Bewirtschaftung des Landes sich in Neu-Guinea auf die Küstengebiete beschränkt, dürfte die Zahl der Arbeiter, die das Land stellt, genügen. Es kommt daher für die Weiterentwicklung der Kolonie darauf an, den richtigen Weg zu finden, den Rückgang in der Zahl der Bevölkerung aufzuhalten, beziehungsweise wieder eine Zunahme herbeizuführen.

Chinesen und Javanen kommen für die Kokospalmenkultur zu teuer, auch ist ihre Verwendung mit so großen Unzuträglichkeiten verbunden, daß es viel besser erscheint, auf ihre Hilfe nicht zurückgreifen zu müssen. Die Auswanderung der Eingeborenen sollte erschwert und unter allen Umständen die Werbung für andere Kolonien verhindert oder strafbar gemacht werden. Merkwürdig ist in Hinsicht auf diese Verhältnisse, daß einer Firma aus Samoa die Anwerbung und Wegführung von Arbeitern aus Neu-Guinea dahin gestattet ist. Der Abzug dieser Arbeiter macht sich jetzt schon hemmend bemerkbar.

Aber auch von dem Erlaß von Verwaltungsmaßregeln, wie der Exportzoll auf Kopra, der bei geringer finanzieller Wirkung für den Staatssäckel den einheimischen Ansiedler unter das Gefühl der Enteignung bringt, den fremden aber vom Land abschreckt und fernhält, sollte Neu-Guinea verschont bleiben. Die Verhängung eines solchen Zolles über eine im Anfangstadium der Entwicklung stehende Kolonie war ein Fehler, der nicht rasch genug rektifiziert werden kann.

Bergbauliche Unternehmungen würden für die schnellere Entwicklung von der weittragendsten Bedeutung sein. Dadurch würde der Weg nach dem Innern des Landes auch für die wirtschaftlichen Unternehmungen gebahnt werden, ohne ihnen Opfer aufzuerlegen, deren alleinige Tragung über ihre Kräfte geht. Bis zu diesem Zeitpunkt wird man sich wirtschaftlich auf die Küstengebiete beschränken müssen, die durch einfachere, mit eingeborenen Arbeitern allein zu betreibende Kulturen, wie die Kokospalmenkultur und die Kautschukkultur erfolgreich und gewinnbringend bewirtschaftet werden können.

Alle Unternehmungen erfordern die Anlage großen Kapitals. Der Feldmarschall Montekukoli behauptete, zum Kriegführen gehöre erstens Geld, zweitens und drittens nochmals Geld; der Ausspruch ist auch auf das Kolonisieren anwendbar. Wünschen wir, daß das zur Entwicklung beitragende Kapital sich auch weiterhin Neu-Guinea zuwendet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Register.

Die Zahlen geben die Seiten an.

A.

Aana I 280, 281, 312.
Abanakwe, Dorf II 23.
Aberglaube (Kamerun) I 134.
— (Neu-Guinea) II 276.
Abgrenzung (Kamerun) I 5, 14.
— (Deutsch-Ostafrika) II 115, 120.
Abkommen, deutsch-englisches (Salomoinseln) I 232.
Abo, Fluß I 27.
Abong-Mbang I 34.
Abu Karimo, Haussahäuptling II 28.
Abutia, Landschaft II 19.
Abutiagebirge II 17.
Abyna, Witwe in Blita II 45.
Achte, Missionar II 122.
Ackerbau (Deutsch-Ostafrika) II 169, 211, 228, 234, 248.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 188, 194.
— (Kamerun) I 115 ff.
— (Togo) II 17, 36, 38, 42, 44, 47, 58, 62, 66.
Ackerbauschule II 89.
Adado, Berg II 71.
Adaklu, Landschaft II 19.
Adaklugebirge II 8, 16, 17.
Adamaua I 7, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 22, 23, 33, 34, 35, 36, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 54, 55, 60, 61, 62, 63, 65, 66, 68, 69, 70, 71, 74, 77, 78, 81, 82, 84, 92, 93, 94, 96, 98, 99, 100, 102, 103, 108, 111, 113, 114, 117, 118, 121, 123, 126, 127, 128, 139, 142, 143, 144, 148, 154, 155, 156, 159, 162, 163, 164, 165, 166, 170.
Adda (Küstenplatz) II 9, 51, 76, 78, 85.
Adel (Samoa) I 280.
Adele, Landschaft II 6, 10, 15, 33, 34. 35, 36, 37 ff., 43, 44, 71, 81.
Adeleneger II 35. 38.
Adelesprache II 37.
Adjido, Dorf II 65, 66, 68, 82.
Adjuti, Landschaft II 32.
„Adler," Kanonenboot I 286.
Admiralitätsinseln II 279, 284.
Adolfhafen II 283, 309, 313.
Adye, Landschaft II 52.
Aehä, Bach II 74.
Afaleute II 24.
Afenga I 281.
Affen (Deutsch-Ostafrika) II 161, 162.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 187.
— (Kamerun) I 45.
— (Togo) II 13, 42, 47.
Affenbrotbaum oder Adansonia (Deutsch-Ostafrika) II 153.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 194.
— (Kamerun) I 43, 44, 51.
— (Togo) II 12, 13, 36, 51, 54, 62.
Afrikanische Gesellschaft (Deutsch-Ostafrika) II 110.
— — (Kamerun) I 9, 10.
Agama, Eidechse I 45, 52.
Agatiroir, Berg I 240.
Agavengesellschaft, Deutsche II 252.
Agbanake, Dorf II 69, 82, 85.
Agbandi, Ortschaft II 44, 45, 81, 91.
Agbatitoe, Dorf II 82.
Agbonu, Ortschaft II 41.
Agiguan I 252.
Agisa Tumuvali II 284.
Agome Kotuba, Dorf II 35.
— Palime, Ortschaft II 4, 20, 68, 75, 81, 82, 85, 86.
Agomegebirge II 73, 78.
Agotime Kpetu, Ortschaft II 4, 19, 92.
Agoue, Küstenplatz II 86.
Agrigan I 252.
Agu, Berg II 4, 8, 16, 17, 70, 74, 89, 91.
Aguega, Dorf II 69, 82.
Aguljas I 56.
Agulu, Landschaft II 52.
— Stadt II 54, 57.
Agupflanzungsgesellschaft II 88.
Ahaettin II 284.
Ahamansu, Dorf II 36.
Ahiasluß, II 310.
Ahnenhütte (Togo) II 59.
Ahnenkult (Kamerun) I 138.
— (Neu-Guinea) II 277.
— (Samoa) I 266.
Ailinginae I 254, 256.
Ailinglaplap I 254, 256.
Ailuk I 253, 256.
Aite Ajavon, Eingeborener II 65.
Akaleute II 24.
Akanjaru, Fluß II 135.
Akassa I 12.
Akazie (Deutsch-Ostafrika) II 152, 153, 155, 190, 224, 242.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 186, 204.
— (Togo) II 13.
Akebu, Landschaft II 35, 36, 40, 43.
Akebuleute II 35.
Akepe, Dorf II 16, 81.
Akimleute II 52.
Akonolinga, Station I 159.
Akpaiu, Dorf u. Missionstation II 27, 70.
Akpanja, Häuptling II 26, 34.
Akpele, Dorf II, 35.
Akposso, Landschaft II 6, 13, 33, 34, 35, 40, 43, 44, 66, 71, 91, 92.
Akpossoleute II 33, 34, 35, 41, 43.
Akroso, Dorf II 6, 28, 72.
Akuse, Dorf II 83.
Akwa, Häuptling I 3, 4.
Akwadorf I 17.
Akwapim, Landschaft II 29.
Al Hadschi, König II 54.
Alamagan I 252.
Alangalanggras I 235.
Alantikamassiv I 23, 35, 36, 51, 70, 78.
Albert Edward-See II 115, 122, 123, 128, 129.
Albert-Njansa II 122, 129.
d'Albertis II 258.
Aledjo Kadara, Ortschaft II 5, 6, 50, 54, 57.
Alexishafen II 266, 281.
Alim, Insel II 284.
Alluvialebene II 300.
d'Almeidas, Francisco II 104.
Aloi, Dorf II 19.
Alt-Langenburg II 219.
Altäre (Togo) II 30.
Alyinsel II 266.
Amani, Station II 146, 201.
Amasou, Neger II 72.
Ambasbucht I 18, 25, 67.
Amboland I 193, 194, 196, 200, 206, 226.
Ambozer, Negerstamm I 67.
Amedschovhe, Ort II 65 69, 70
Ameisen I 44, 52, 54.
— II 16.
Amerame, Dorf II 35.
Amu, Fluß II 10, 40.
Amulette I 138.
Amutive, Dorf II 68, 88.
Amutschu, Fluß II 82.
Anabaum I 205.
Anachoreteninsel II 284.
Anagobevölkerung II 41, 43, 62, 91.
Anagosprache II 40, 43, 61.
Anamanje, Dorf II 44.
Ananas I 49, 252.
— II 19, 73, 76 195.
Anatahan I 252.
Andokat I 18.
Anecho II 3, 4, 6, 7, 8, 18, 43, 64, 65, 66, 68, 69, 70, 71, 82, 84, 85, 86, 88, 91, 92, 93, 94, 95.
Anechobahn II 67.
Anechodialekt II 16.
Anecholeute II 71.
Anfoi, Ortschaft II 66, 78, 92.
Angä, Fluß II 10, 40, 45, 82.
Angaurinsel I 240, 241, 248.
— II 264, 265.
Angola I 62, 194.
Angra Pequena I 177.
— — II 112, 260.
Angriffhafen II 280.
Anjanga, Landschaft II 10, 33, 43, 44, 45, 46, 52, 81.
Anjangaleute II 44.
Anjangasprache II 44.
Anima, Ortschaft II 58, 92.
Ankermann, Professor I 15.
Anlo, Volkstamm II 16.
Anno Boom, Insel I 23.
Ansiedler (Neu-Guinea) II 323 f.
Anson, Forscher I 250.
Anthropophagie s. Kannibalismus.
Antilope (Deutsch-Ostafrika) II 161, 225.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 180, 186, 194, 206, 218.
— (Kamerun) I 53, 54.
— (Togo) II 14, 36, 38, 39, 42, 45, 47, 50, 62.
Antilopenhörner II 191.
Antisklavereikomitee, Deutsches II 122, 123.
Anu, Ortschaft II 60.

Apai, Landschaft II 28, 32, 36, 40.
Apaileute II 28.
Apaso, Dorf II 28.
Apia I 265, 270, 273, 274, 275, 276, 279, 281, 285, 286, 288, 289, 290, 299, 303, 307, 310, 311, 313, 314, 315.
— II 258, 265.
Apiaberg I 275.
Apiakrater I 270.
Apiungberg I 28.
Apolima I 270, 272, 312.
Apolimastraße I 272.
Araber (Deutsch-Ostafrika) II 100, 101, 104, 105, 185, 242
— (Kamerun) I 69, 70, 74, 78, 89, 98, 101, 102, 108, 109, 117, 119, 128, 129, 130, 131, 133, 170.
Araberaufstand II 117 ff.
Arachis hypogaea s. Erdnuß.
Arawe, Pflanzung II 287.
Arbeiterfrage (Samoa) I 313.
Arbeiterkommissare I 164.
Arbeiterverhältnisse (Neu-Guinea) II 325ff., 333.
— (Togo) II 94.
Areka- oder Betelpalme I 235.
Arinobekweiher I 260.
Arkonasee I 322.
Armengol I 241.
Arnani I 66, 78, 164.
Arno I 253, 254, 255, 256.
Aropa, Pflanzung I 234.
Arragonit I 240.
Arropdistrikt II 280.
Aruhafen I 244.
Aruscha II 117, 131, 146, 227, 228, 229.
Ärztliche Wissenschaft (Kamerun) I 135.
Aschanti, Landschaft II 28, 29, 36, 37, 60.
Aschantineger II 25, 40, 69.
Assahun, Dorf II 81, 84.
Association for promoting the discovery of the interior parts of Africa I 8, 9.
Assongsong s. Assumpcion.
Astrolabebai II 258, 260, 267, 268, 271, 281, 282, 283, 299, 300, 301, 311, 312, 325.
Astrolabeebene II 282, 292, 300.
Astuar (Kamerun) I 17.
Assumpcion oder Assongsong I 250.
Asuokoko, Fluß II 9, 27, 28, 29, 76, 83.
Atadi, Dorf II 31.
Atakpame, Landschaft II 16, 18, 33, 34, 35, 40, 41, 42, 51, 71, 81.
— Ort II 41, 42, 43, 64, 66, 68, 70, 80, 82, 84, 86, 87, 88, 93, 95.
Atakpameleute II 40, 41, 42, 43, 50.
Atakpamestraße II 82.
Atchugau I 252.
Ateobu, Kolamarkt II 32.
Atjuti Landschaft II 36, 37, 39, 40.
Atjutileute II 40.
Atolle I 242.
Atua I 280, 281, 312.
Anasberge I 198, 199, 213.
Aufforstung (Kiautschou) I 332.
— (Togo) II 78, 90.
Aufstand, chinesischer I 339.
Augusta-Viktoria-Reef II 188.
Auguste-Viktoria-Bucht, I 331.
Aunu'u-Insel I 270.
Aur I 253, 254, 255, 256.
Aurepik I 242.
Ausfuhr (Togo) II 86.
Ausfuhrwerte (Deutsch-Ostafrika) II 204.
— (Samoa) I 313, 314.
Ausgaben (Samoa) I 314.
Autochthonen (Kamerun) I 66, 67.
Avewe, Missionstation II 69.
Avriko (Friko), Gott II 39.
Awar, Pflanzung II 281.
Awatime, Landschaft II 18, 19.
Awegame, Dorf II 90.
Awete, Ortschaft II 41.
Awing II 284.

B.

Babe, Fluß I 28.
Babeltaob I 240, 248.
Badenhafen II 283.
Badja, Dorf II 64, 65, 66, 84.
Badjiri, Zwergvolk I 67.
Basilo, Ortschaft II 5, 6, 52, 54, 55, 56, 82, 92.
Bafum, Stamm I 78, 136.
Bafut, Stamm I 12, 78.
Bagam, Stamm I 97, 127.
Bagama, Vulkan II 291.
Bagamoyo II 107, 108, 109, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 207, 251, 252.
Bagana, Gebirge I 235.
Baghirmi I 69, 159.
Bagjamse, Dorf II 31, 32.
Bagida, Küstenplatz II 3, 4, 6, 64, 88.
Bagielli, Zwergvolk I 67.
Bagirmi, Landschaft II 32, 48.
Bahrenprobe II 23.
Bai, Haus I 241.
Baia (Beia), Stamm I 70, 73, 89, 102, 130, 136.
Baika, Dorf II 26.
Baikie, Forscher I 9.
Bakari, Häuptling I 70.
Bakoko I 15, 47, 67, 68, 71, 79, 88, 136, 139, 154, 170.
Bakolo, Zwergvolk I 67.
Bakossilandschaft I 144.
Bakundu I 71, 136.
Bakwiri, Stamm I 13, 25, 72, 138, 139.
Balangdasee II 136.
Balangidasee II 136.
Balbi, Vulkan I 235.
Bali, Ort und Landschaft (Kamerun) I 15, 23, 30, 32, 50, 59, 60, 81, 106, 108, 145, 154.
Bali, Pflanzung (Neu-Guinea) II 284.
Bali, Volksstamm I 12, 52, 70, 81, 97, 107, 126, 132, 133, 139, 142, 165, 166.
Baliburg I 12, 15, 52, 53, 59, 60, 62.
Balihochland I 15, 23, 30, 32, 78, 182.
Balinga I 13.
Baloe, Fluß II 90.
Balukberge s. Rumpiberge.
Balundu, Stamm I 74.
Bambalaga, Gefecht bei II 77, 92.
Bamberger, Reichstagsabgeordneter I 284.
Bambulusee I 32.
Bambus (Kiautschou) I 321, 326.
— (Neu-Guinea) II 273, 274.
Bambutugebirge I 30.
Bamenda, Station I 15, 32, 91, 145, 154.
Bamendalandschaft I 23, 78.
Bamessou, Stamm I 133.
Bametahochland I 32.
Bamum, Ort I 32, 33, 65, 78, 82, 86, 100, 104, 124, 145.
— Sultanat I 30, 51, 60, 80, 82, 92, 108, 117, 124, 127, 160, 166.
— Volksstamm I 70, 89, 91, 128, 135, 165, 166.
Bamungu, Stamm I 97.
Banana, Ort II 123.
Bananе (Deutsch-Ostafrika) II 194, 195, 222, 233, 234, 250.
— (Kamerun) I 79, 115.
— (Marianen) I 252.
— (Marshallinseln) I 257.
— (Neu-Guinea) II 272, 273, 285.
— (Salomoinseln) I 235.
— (Samoa) I 293.
— (Togo) II 18, 29, 42, 55.
Bananenasche II 19.
Banda, Dorf II 32.
Bandeng, Stamm I 12.
Bangwa I 14, 15, 27, 47, 106, 116.
Bangweolosee II 109.
Bania I 13.
Banianbäume I 267.
Banjanen II 185.
Banjang I 79, 107, 138.
Banjeli, Erzstätte II 50, 59, 77, 84, 91.
Banjelileute II 48.
Banjo I 10, 30, 65, 78, 81, 98, 100, 145, 155.
Baniß, Gau I 234.
Banse, Gouvernementsekretär u. Postmeister I 265.
Bansso, Stamm I 78, 91.
Banssohochland I 32.
Bantadji, Ort I 98.
Banti I 27, 30.
Bantuneger (Deutsch-Ostafrika) II 161, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 182, 183, 184, 211, 217, 223, 232, 235, 237.
Bantuneger (Deutsch-Südwestafrika) I 194, 207.
— (Kamerun) I 63, 66, 67, 68, 70, 71, 72, 73, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 82, 83, 84, 86, 87, 88, 91, 95, 96, 101, 102, 104, 105, 106, 107, 109, 111, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 122, 124, 127, 128, 130, 131, 132, 134, 135, 136, 137, 138, 166.
Bantusprache II 166, 167, 176, 210.
Baobab s. Affenbrotbaum.
Bapure, Ort II 5, 48, 77, 78, 92.
Barawa II 100, 104, 115.
Barba, Landschaft II 6, 72, 77.
Barbaneger II 61.
Bare, Ort I 145.
Barombi ba Mbu (Elefantensee) I 10, 26.
Barombistation I 12, 26.
Barrongo, Stamm I 13.
Barth, Heinrich I 9, 15, 33, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 54, 55, 64, 70, 74, 81, 93, 128, 139.
Basa, Fulbeniederlassung II 56.
Basalt (Karolinen) I 243, 244.
— (Samoa) I 267, 268, 274.
Baschо, Stamm I 15
Baseler Mission II 69, 72.
Bassa oder Kue, Fluß II 10.
Bassari, Landschaft und Ort II 6, 29, 48, 49, 50, 51, 54, 57, 58, 60, 61, 62, 64, 77, 79, 80, 81, 82, 84, 85, 88, 93.
Bassariberg II 48.
Bassarineger II 49, 50, 51, 56.
Bassarisprache II 48, 50.
Bassaristraße II 77.
Bastard I 219, 220, 221.
Bastian, Geheimrat I 316.
Bafum, Ort I 98.
bâta, Sklavendorf I 84.
Batangaleute I 19, 119.
Batate (Deutsch-Ostairika) II 194, 211, 239, 241, 244, 249.
— (Neu-Guinea) II 272, 273.
— (Salomoinseln) I 235.
— (Togo) II 29, 55.
Bati I 70, 108, 136.
Bato, Ortschaft II 34, 35, 71.
Batom, Stamm I 136.
Batomberge I 27.
Batta, Stamm I 65, 66, 70, 77, 102, 113, 126.
Battaisprache I 9.
Battel, Forscher I 71.
Batuaneger II 163, 216.
Baumann, E., Botaniker II 6, 15, 74, 75, 78.
Baumann, Oskar II 121, 122, 123.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Baumbestand (Kiautschou) I 325.
Baumkulturen II 192.
Baumsteppe II 12, 13, 36.
Baumwolle (Deutsch-Ostafrika) II 132, 197, 198, 200, 234, 243, 244, 245, 250, 252.
— (Kamerun) I 49, 117, 151, 169.
— (Kiautschou) I 326, 335.
— (Marshallinseln) I 257.
— (Neu-Guinea) II 315, 318.
— (Samoa) I 282.
— (Togo) II 13, 18, 19, 29, 42, 44, 47, 50, 51, 55, 70, 78, 80, 87, 88, 89, 90.
Baumwollschule (Togo) II 89.
Bautätigkeit (Kamerun) I 144.
Bauxit II 91.
Bawiri, Stamm I 116.
Bayernhafen II 283, 293, 294.
Bayol, Lagunneninsel II 5.
Be, Dorf II 67, 88.
Beachcomber (Küstenlagerer) I 277.
Beamte (Neu-Guinea) II 323 ff.
Beccari Dr., Forscher II 258.
Becker, Konsul I 285, 289.
Befestigungsanlagen (Kamerun) I 91, 92, 93, 94, 112, 113.
Begräbnisstätten I 324.
Begrüßungsformen (Samoa) I 301 ff.
Behr-Bandelin, Graf II 112, 113.
Bekleidung (Kamerun) I 130 ff.
Bell, Häuptling I 3, 4.
Belldorf I 17.
Beludschen II 242.
Benge, Fluß I 27.
Benguelaströmung I 56.
Beni-Hafen, Stamm I 69.
Beni-Set, Stamm I 69.
Benningsen von, Gouverneur I 232; II 262.
Benuë I 5, 6, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 21, 22, 23, 24, 30, 31, 33, 34, 35, 36, 37, 40, 47, 48, 51, 62, 65, 70, 78, 80, 98, 139, 143, 154, 156, 158, 159, 162, 170.
Berg, Dr. I 239.
Berabau (Kiautschou) I 336.
— (Togo) II 90, 91.
Bergdamaraneger I 208, 211, 212 222.
Beri-Beri, Krankheit II 63.
„Berliner Vertrag" vom 19. April 1890 I 286, 288, 289.
Berlinhafen II 266, 269, 270, 271, 280, 325.
Bernstein, Forscher II 258.
Berowaniasse, Dorf II 36.
Bertrandinsel II 280.
Besatzungstruppen (Kiautschou) I 339.
Beschneidung (Deutsch-Ostafrika) II 168, 178, 184.
— (Kamerun) I 133.
Besiedelung (Deutsch-Ostafrika) II 205, 206.
— (Kamerun) I 161.
Besitzergreifung (Marianen) I 251.
— (Neu-Guinea) II 257 ff.
— (Salomoinseln) I 232.
Betelnuß II 274.
Betelpalme s. Arekapalme.
Bethanien I 219.
Betschuanen I 212.
Bevölkerung (Deutsch-Ostafrika) II 163 ff.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 194, 206, 219.
— (Kamerun) I 5, 63 ff., 149.
— (Kiautschou) I 323, 332.
— (Marianen) I 253.
— (Neu-Guinea) II 267 ff.
— (Salomoinseln) I 235 ff.
— (Samoa) I 274, 276, 277.
— (Togo) II 16, 25, 26, 28, 29, 32, 33, 35, 38, 39, 40, 42, 46, 48, 51, 55, 58.
Bevölkerungsdichte (Deutsch-Südwestafrika) I 191.
— (Kamerun) I 6, 78.
Bevölkerungsstärke (Kamerun) I 77.
Bevölkerungszahl weiße (Deutsch-Südwestafrika) I 227.
— (Samoa) I 279.
— (Togo) II 7.
Bevölkerungsziffern (Deutsch-Ostafrika) II 207, 208.
Bewaffnung (Kamerun) I 88.
Bewässerung (Kamerun) I 16 ff.
Bewässerungswerke (Deutsch-Südwestafrika) I 189.
Bewohner (Karolinen) I 246.
— (Marshallinseln) I 257 ff.
— (Samoa) I 293.
Biafra-Bai I 5. 7, 16, 37.
Biakpa, Dorf II 92.
Bibliothek (Kiautschou) I 338.
Bienenfelsen II 285.
Bienenwachs II 192, 213.
Bier (Togo) II 49.
Biermann, Konsul I 287, 288.
Bikar, Insel I 253.
Bikini, Insel I 254, 256.
Bikuë, Zwergvolk I 67.
Bili-Bili, Insel II 271.
Bimbila, Stadt II 45, 46, 51, 77, 81, 92.
Binder, Landschaft I 6.
Biologisch-Landwirtschaftliches Institut (Deutsch-Ostafrika) II 201.
Birara, Ort II 287.
Bismarckarchipel II 260, 261, 262, 263, 265, 267, 269, 272, 273, 274, 276, 278, 279, 284 ff., 310, 314, 315, 318, 320, 321, 325, 332.
Bismarckarchipel-Gesellschaft I 234, 237.
Bismarckberg I 322.
Bismarckburg (Deutsch-Ostafrika) II 217.
— (Togo), ehemals Forschungstation II 6, 32, 34, 35, 40, 42, 45, 66, 71, 72, 73, 75, 76, 78, 80.
Bismarckgebirge II 299, 300, 301, 303, 304, 306, 309, 310, 312.
Bismarck-Reef II 188.
Bitumen I 26, 27.
Bla, Missionstation II 68.
Blackwood, Kapitän II 258
Blanchebucht II 285, 287.
Bleierz (Togo) II 91.
Bligh, Forscher II 257.
Blita, Dorf II 44, 45, 81.
Blohm, Kapitän I 239.
Blum, Hans II 298, 302.
Blumen (Kamerun) I 50.
Blutrache (Togo) II 22.
Blutsfreundschaft (Kamerun) I 133.
Bo, Landschaft II 52, 81, 92.
Bock, O., Pflanzer I 259.
Bodebodo, Station II 284.
Boden (Samoa) I 267.
Bodenbehandlung (Kiautschou) I 325.
Bodenbeschaffenheit (Kiautschou) I 320 ff.
Bodenerzeugnisse (Kiautschou) I 325.
Bodengestaltung von Kamerun I 16 ff.
Bodenkultur (Samoa) I 268.
Bogadjim, Station II 266, 282.
Bogebirge II 50, 54.
Bogia, Niederlassung II 281.
Böhm, R., Zoologe II 110.
Bohnen (Deutsch-Südwestafrika) I 195.
— (Salomoinseln) I 235.
Bolente II 54.
Bologu, Dorf II 92.
Bolu, Dorf II 19.
Boluminski II 298.
Boma, Ortschaft I 10.
Bonaberi I 17, 145, 147.
Bondëi, Landschaft II 125, 131, 253.
Bondëisprache II 167.
Bongu, Station II 266.
Bonininseln I 238.
Borada, Stadt II 25, 26, 36.
Boraffuspalme (Deutsch-Ostafrika) II 153, 155.
— (Kamerun) I 54.
Borbor, Station II 280.
Börgenbucht II 311.
Borgu, Landschaft II 6, 30, 50, 72.
Borku, Gebirge I 165.
Born, Dr., Regierungsarzt I 239.
Bornhardt, W. II 123, 128, 189.
Bornu, Land I 14, 15, 38, 64, 65, 68, 69, 78, 81, 82, 86, 93, 94, 98, 99, 109, 109, 116, 117, 118, 121, 127, 128, 132, 142, 154, 155, 156, 166; II 32, 48, 55.
Bornuleute I 62, 68, 70; II 32, 48, 55.
Borroro, Volk I 64, 65, 74, 104, 116.
Bosumso, Fetischpriester II 29, 75.
Bougainville, Franzose I 232, 266, 315; II 257.
Bougainville, Insel (Neu-Guinea) II 260, 261, 278, 279, 291, 293.
— — (Salomoinseln) I 231, 232, 233, 234, 235 ff.
Bougainvilleberg II 279.
Bougainvillestraße I 234, 235.
Brandberg I 198.
Brandeis, Landeshauptmann a. D. I 255.
Brandung (Togo) II 7.
Brauneisenstein II 27.
Brazza, Savorgnan de I 13.
Brehm I 45, 52, 53.
Bremer Faktorei II 79.
— Mission II, 67, 69, 70.
Brennholzschonungen (Kiautschou) I 320.
Bristow, Kapitän I 232.
Bröker, Ansiedler II 313.
Brotfruchtbaum (Karolinen) I 245.
— (Marshallinseln) I 252, 254, 257, 258.
— (Neu-Guinea) II 274.
— (Samoa) I 293, 309.
Broyer, Bischof I 279.
de Bruns Erben I 259.
Brunnen (Togo) II 60.
Buambua II 232.
Bubanjidda, Sultanat I 13, 14, 65, 81.
Bubu, Fluß II 136.
Buchholz, Forscher I 10.
Buchner, Dr. Max I 3, 4, 17.
Buddu, Landschaft II 135.
Buëa, Regierungssitz I 6, 13, 19, 20, 25, 141, 142, 144, 145, 147, 148.
Buem, Landschaft II 4. 13, 25, 26, 27, 33, 34, 36, 40, 88, 91.
Bufale, Volkstamm II 92.
Büffel (Deutsch-Ostafrika) II 161, 225, 237.
— (Kamerun) I 52.
— (Togo) II 14, 36, 37, 38, 42, 45, 47.
Büffelhörner II 191.
Buggy, Wagen I 265.
Bugslag, Techniker II 6, 67, 71, 72.
Buin, Station I 232, 234.
Buka, Insel I 231, 232, 233, 234, 236, 237; II 260, 261, 278, 279, 291, 293, 325.
Buke, Insel II 284.
Bukoba, Station II 122, 146, 195, 208, 215.
Bukumbigolf s. Smithsund.
Bule, Stamm I 71.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

v. Bülow I 15, 114.
— Werner, Leutnant a. D. I 316.
Bumba, Fluß I 155.
Bumbufluß II 312.
Bumiller II 123.
Bungalow I 164.
Bungo, Flußarm I 27.
Bupuliweneger II 92.
Bur, Insel I 241.
Burak-Häuptling I 259.
Burgen (Togo) II 59.
Bürgerschaftsvertreter (Kiautschou) I 328.
Burns, Philp & Co., Sydney I 259, 260.
Burräberge I 242.
Burton, Engländer I 10.
— Richard, angloindischer Offizier II 107, 108.
Buruku, Fetisch II 40.
Burukusteinland II 40.
Buschiri, Rebellenführer II 118, 119, 120, 121.
Buschmann, Negerstamm I 195, 221.
Buschwald (Deutsch-Ostafrika) II 152, 156, 157, 233.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 205.
— (Kamerun) I 42, 43, 46, 51.
Buschsteppe II 155.
Büsgen, Professor I 15.
Butterbaum I 49, 51.
Büttner, Prof. Dr. R. II 6.
Butumbi, Landschaft II 122.
Bwana Heri, Rebellenführer II 120.
Byron, Forscher I 250.
Byronstraße II 290.

C.

Calophyllumbaum I 235.
Cameron I 10; II 109.
Cão, Diego I 8, 67; II 102.
Capelle, Adolf I 255, 259.
Carica papaya s. Melonenbaum.
v. Carnap I 14; II 77.
Carteret I 231, 254; II 257.
Cedercrantz, Baron I 289.
Central Polynesian Land and Commercial Company I 283.
Chabrolhafen I 244.
Cham, Insel II 280.
Chamäleon I 52.
Chambers, Amerikaner I 289. 304.
Chamisso I 239, 254, 257.
Chamorro, Volk I 249, 250, 251, 252, 253.
Chamorrosprache I 250.
Charakter der Karoliner I 246.
Chinesen (Neu-Guinea) II 326, 327, 333.
— (Samoa) I 278, 313.
Chinesenordnung (Kiautschou) I 328.
Choiseul, Insel I 232, 290; II 260.
Chra, Fluß II 10, 40, 82.
Christian, Forscher I 239.
Christoval, San I 231.
Chromeisen (Togo) II 91.
Chuosberge I 198.
Church Missionary Society I 9.
Clan s. Totem.
Clapperton, Forscher I 9.
Clydefluß s. Mambarefluß.
Codrington, Missionar I 232.
Coelococcuspalme I 245.
Comber, Forscher I 10.
Commerson-Insel II 284.
Conrau I 14.
Cotonu, Küstenplatz II 7, 84.
Cotterill, englischer Missionar II 110.
Couppé, Bischof II 289.
Crampel, Forscher I 13.
— Fort I 60.
Croßfluß (Kreuzfluß) I 6, 27, 28, 29, 46, 119, 139, 154, 156, 159.
Crozet, Forscher I 250.
Cutlaß, Messer I 153.

D.

Dabari (Ndali), Dorf II 6.
Dadaura (Sokode), Stadt II 54, 55, 56, 57.
Dadja, Ortschaft II 41.
Dagomba, Königreich II 4, 40, 45, 46, 48, 52, 55, 76, 77, 92.
Dagombaleute (Dagbamba) II 31, 46, 47, 48, 49, 61, 62.
Dahomey, Reich II 5, 26, 41, 43, 73, 86.
Dahomey, Volk II 41.
Dahomeymission II 68.
Dahomeysprache II 43.
Dai, Landschaft II 16.
Daji, Fluß II 5, 9, 16.
Dajiebene II 78.
Dairen I 334.
Daka, Fluß II 5, 9, 29, 32, 45.
Dakada, Oberhäuptling II 17, 78.
Dako, Landschaft II 52, 54.
Dako-Suduplateau II 8, 10, 54, 56, 57, 90.
Dallmann, Kapitän I 232; II 260, 292.
Dallmannhafen II 269, 280.
Damaraland I 206.
Dambabin, Dorf II 36.
Dambachinseln I 234.
Dammköhler II 300.
Dammköhlersche Expeditionen II 311 ff.
Dampier, Forscher II 257.
Dampierinsel II 257.
Dampierstraße II 257.
v. Danckelman II 12, 279.
Dantz, A. II 123.
Daressalam II 115, 116, 117, 118, 119, 146, 149, 152, 189, 202, 206, 207, 211, 243, 245, 251, 252.
Date, Fetischdorf II 29.
Dattelpalme (Deutsch-Südwestafrika) I 190.
— (Togo) II 13, 36, 76.
Daude, Ort II 52, 54, 56.
Decken, Baron Claus von der II 110, 111.
Degbenu, Dorf II 65.
Deidodorf I 17.
Deine, Landschaft II 33.
Dekebanja, Ort I 31.
Delebpalme I 54.
Diele, Ort I 31.
Demmo I 37.
Dempwolff, Forscher II 164.
Dendineger II 52.
Dendisprache II 54.
Denham, Forscher I 9.
Deo, Fluß I 35.
Derrhaman, König von Pembi II 32.
Deutsch-Ostafrika II 97 ff.
Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft II 114, 115, 116, 117, 118, 119, 121, 247.
Deutsch-Ostafrikanische Plantagengesellschaft II 117.
Djabo Bukari, König II 44, 52, 53, 54.
Djabo Bukari IV., König II 54.
Djabowa, Dorf II 73.
Djama, Stadtteil in Atakpame II 40.
Diamantenlager I 178, 189, 190, 200, 216, 226.
Djamimbi, Berg II 127.
Dias, Bartholomäus II 102.
Dias, Diogo II 102.
Djauro Gotil, Gebirge I 30.
Dibamba I 10, 17, 24, 27, 67.
Dibombe, Fluß I 27.
Dichtung (Samoa) I 306.
Diebesinseln I 249.
Digina, Ort II 44.
Dje, Dorf II 5.
Dieb(stahl (Samoa) I 297.
— (Togo) II 22.
v. Diederichs, Admiral I 319.
Diederichsberg I 322.
Diego, Pater I 249.
Diengera, Fluß II 240, 244.
Djerem, Fluß I 33, 53.
Difale, Landschaft II 58, 59.
Digo, Landschaft II 253.
Dipefee II 115.
Dikoa, Stadt I 14, 98, 100, 114, 124, 156.
Dikpelen, Fetischort II 39, 40, 71.
Dingulfluß II 314.
Dinkaneger II 176.
Djolaberg II 50.
Djoliba s. Niger.
Djonajile, Dorf II 45.
Djoro I 114.
Dipapa gombe (Schlafkrankheit) I 74.
Dipongo, Fetischort II 39.
Djuba, Fluß II 110.
Dodo-Gott I 139.
Dofoli, Dorf II 44.
Dogbadja, Dorf II 78, 79, 92.
Dokovhe, Dorf II 6, 71.
Dominik, Hauptmann I 15, 46, 53, 60, 70, 72, 92, 144.
Donde, Landschaft II 190, 240, 244.
Donga, Ort I 10, 12, 65.
Dongola I 69.
Dörfer, Bauart der (Kiautschou) I 323.
— (Salomoinseln) I 236.
Dorfjungfrau („taupou") I 305, 306, 309.
v. Döring, Togoforscher, Hauptmann II 6, 72, 75, 76, 78, 92.
Dornbuschwald (Kamerun) I 50, 53.
Douglassche Expedition (Togo) II 77.
Djawoe, Fluß II 9, 16.
Dschaggaland II 106, 115, 230.
Dschang, Station I 80, 144, 145.
Dschokadschinsel I 243, 244.
Djgai, Dorf II 6.
Djha (Dscha) I 14, 31, 34, 37, 57, 67, 78, 155, 156.
Duai, Pflanzung II 282.
Duala, Land und Ort I 6, 17, 20, 26, 27, 31, 57, 58, 65, 96, 140, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 151, 152, 154, 159.
— Volksstamm I 25, 67, 71, 72, 75, 78, 95, 102, 119, 126, 136, 139, 153.
Dume, Fluß I 6, 31, 78, 96, 155.
Dumestation I 34, 78.
Dumont d'Urville I 232, 239, 315; II 257.
Dumpalme (Deutsch-Ostafrika) II 152, 224.
— (Togo) II 13.
Dunda, Station II 117.
Duperrey I 239; II 257.
Durchgangshandel (Kiautschou) I 332.
Durourinsel II 284.
Durru, Stamm I 126.
Dutukpene, Dorf II 28, 36, 37, 81.
Dysenterie II 265.

E.

Ebayagga, Zwergvolk I 67.
„Eber", Kanonenboot I 286.
Eberhauer II 275.
Eboggasee I 23.
Ebolowa, Station I 57, 59, 78, 148.
Ebon, Insel I 254, 256.
Echiquierinseln II 284.
Eckard, Kapitän I 232.
Eckhardt, Leutnant zur See I 286.
Edea I 34, 144, 145, 159.
Edeafälle I 27, 29.
Edelhölzer II 190.
Edwards I 315; II 257.
Eggert, Forscher I 260.
Ehe (Samoa) I 298.
Ehebruch (Samoa) I 297.
Ehlers, Otto I 305, 316; II 293, 294, 295, 296, 297.
Ehlersche Expedition II 293 ff.
Ejassigraben II 130.
Ejassisee s. Njarasasee.
Eid (Kamerun) I 133.

Eidechsen (Deutsch-Südwestafrika) I 187.
— (Samoa) I 269.
— (Togo) II 15.
Eigentum (Samoa) I 294.
Eilmalke, Insel I 240.
Eiltaob, Insel I 240.
Einbaum II 170.
Einfluß fremder Politik (Samoa) I 281 ff.
Einfuhr (Togo) II 86.
Einfuhrartikel (Deutsch-Ostafrika) II 205.
Einfuhrwerte (Samoa) I 314.
Einfuhrzölle (Togo) II 85.
Eingeborenenaufstand (Deutsch-Südwestafrika) I 226.
Eingeborenenbehandlung (Kamerun) I 164ff.
Eingeborenenrat (Faipule) (Samoa) I 312.
Eingeborenenzahl (Samoa) I 269. 270.
Einnahmen (Kiautschou) I 328.
— (Samoa) I 314.
— (Togo) II 94.
Einrichtungsgegenstände (Kamerun) I 105, 107.
Einwanderung ungeeigneter Kolonisten (Samoa) I 313.
Eisen (Kamerun) I 31, 126.
Eisenbahn (Deutsch-Ostafrika) II 206.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 216, 227.
— (Kamerun) I 145, 170.
— (Kiautschou) I 320, 335, 336.
— (Togo) II 84, 85.
Eisenbahntarife (Kiautschou) I 336.
Eisenerz (Deutsch-Ostafrika) II 187.
— (Togo) II 50, 91.
Eitape, Station II 264, 280.
El Burko, Vulkan II 225.
El Charsa, Stadt II 100.
Elaëis guineensis s. Ölpalme.
Elefant (Deutsch-Ostafrika) II 162, 191, 204, 225, 237.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 194.
— (Kamerun) I 52, 53, 54.
— (Togo) II 14, 36, 37, 38, 45, 47, 50.
Elefantensee I 12, 26, 57.
Elen I 206.
Eleusinehirse II 193.
Elfenbein (Deutsch-Ostafrika) II 191, 243.
— (Kamerun) I 168.
— (Togo) II 48.
Elisabethberg I 24.
Elisabeth- oder Burufluß II 292, 299, 307.
Elton, Missionar II 110.
v. Elz II 123.
Emin Pascha II 121, 122.
Emin Pascha-Golf II 129, 188.
Eminplantage II 146, 148.
Endosperm I 276, 303.
Engelberg I 147.
Engelhardt I 15, 96.
Englische Peninsular and Oriental Steam Nav. Comp. I 334.
Eniwetok, Insel I 254, 256.
Entdeckungsgeschichte (Karolinen) I 238.
— (Marshallinseln) I 254.
— (Neu-Guinea) II 257ff., 291 ff.
— (Salomoinseln) I 231.
Enten (Togo) II 18, 42, 47.
d'Entrecasteaux, Franzose I 232; II 257.
Entwaffnung der Samoaner I 311.
Entwicklung des Schutzgebietes (Kiautschou) I 327 ff.
Enuk, Pflanzung II 290.
Erbverhältnisse (Togo) II 21.
Erdland, A., Pater I 255.
Erdnuß (Deutsch-Ostafrika) II 197, 243, 250.
— (Kamerun) I 48, 49, 115.
— (Kiautschou) I 325, 335.
— (Marianen) I 252.
— (Togo) II 18, 29, 36, 42, 47, 55, 58, 62.
Erforschung (Deutsch-Ostafrika) II 106 ff.
— (Kamerun) I 7 ff.
— (Marianen) I 250.
— (Togo) II 3 ff.
Erhardt, Missionar II 106, 107.
Erikub, Insel I 253, 254, 256.
Erima, Pflanzung II 282, 297.
Erimahafen II 282, 307.
Eriodendron s. Wollbaum.
Erkältungskrankheiten (Togo) II 64.
v. Ernsthausen, Leutnant zur See I 286.
Erongoberge I 198.
Erschließung (Deutsch-Ostafrika) II 99 ff.
Erwerbung (Deutsch-Ostafrika) II 99.
— (Kamerun) I 3 ff.
— (Karolinen) I 240.
— (Kiautschou) I 319 ff.
— (Togo) II 3 ff.
Erz (Deutsch-Südwestafrika) I 199.
— (Kiautschou) I 326.
Erziehung der Jugend (Samoa) I 315.
Esch, Dr. I 14, 15, 25.
Esel (Deutsch-Ostafrika) II 204.
— (Togo) II 31, 42, 47, 48, 50, 56, 62.
Esse, Dorf II 66.
Essimingori, Berg II 130, 225.
Esumland I 45, 96.
Etal, Insel I 242.
Etendekagebirge I 196.
Etio, Ortschaft II 41.
Etoschapfanne I 193, 195.
Euphorbie II 153.
Europäer (Togo) II 64ff.
Eweneger II 16 ff., 25, 29, 30, 38, 41, 44, 45, 50, 52, 91.
Eweneger, Beschäftigung der II 17.
Ewesprache II 26, 37, 3, 44, 69, 70, 89.

F.

Faafaleleanga I 312.
Faberhospital I 338.
Fächer(Hyphaene)palme (Kamerun) I 44, 51, 54.
— (Togo) II 12, 13, 33, 36, 51, 62.
Fagau-Pissila, Insel I 242.
Faipule I 281, 282.
Fais, Insel I 242, 246, 248.
Fako = Berggipfel I 20, 25.
Faktoreien (Togo) II 65, 66.
Falkenstein, Dr. I 146.
Falkenthal, Kommissar II 4.
Falli, Stamm I 70, 73.
Familienverhältnisse (Neu-Guinea) II 274, 276.
Fang, Stamm I 16, 67, 71, 72, 91, 102, 104, 111, 126, 130, 135, 137, 139.
Fangalii I 286.
Fanuatapu, Insel I 270.
Farallon de Pajaros s. Urakas.
Faraulip I 242, 243.
Farmen (Deutsch-Südwestafrika) I 226.
— (Kamerun) I 115, 117, 118.
Farmhäuschen I 113.
Farmpflanzen I 115.
Faro, Fluß I 35, 36, 70.
Fasan, Ort und Landschaft II 10, 51, 52, 54, 72, 81.
Faserstoffe I 49.
Fauna (Karolinen) I 245.
— (Marianen) I 252.
— (Marshallinseln) I 257.
— (Salomoinseln) I 235.
Feigen (Neu-Guinea) II 274.
Feldbau (Deutsch-Ostafrika) II 232, 236, 238, 249, 250.
Feldfrüchte (Kiautschou) I 325.
Feldkulturen (Deutsch-Ostafrika) II 192.
Felle II 204.
Fenz = Hecke I 91.
Fergusson, Agent II 76.
Feri = Werteinheit I 98.
Fernando Poo I 8, 16, 18, 20, 23, 150.
Feste (Kamerun) I 132, 133.
Festungskap II 283.
Fete = Gott I 139.
Fetisch (Kamerun) I 138.
— (Togo) II 19, 22, 23, 29, 30, 34, 39, 41, 49, 62, 68, 69.
Fetischgegenstände II 40.
Fetischpriester II 22, 23, 25, 30, 31, 39, 49, 57, 62.
Fi, Fluß I 28.
Finanzen (Kamerun) I 148.
Findeis, Oberleutnant II 314.
Finisterregebirge II 282, 283, 301, 312.
Finsch, Professor Dr. I 232, 239, 245, 246, 255, 257, 260; II 260, 292.
Finschhafen II 260, 262, 269, 270, 274, 283, 325.
Finschküste II 280.
Firkiboden I 38, 54.
Fische (Kamerun) I 42, 51.
— (Togo) II 15.
Fischer, G. A. II 111.
Fischerei (Deutsch-Ostafrika) II 192.
Fischfang (Kamerun) I 119.
— (Kiautschou) I 326.
— (Neu-Guinea) II 271.
— (Samoa) I 295.
— (Togo) II 19, 28, 32, 50, 66.
Fissoa, Pflanzung II 290.
Flächenraum (Kamerun) I 5.
Flattertiere (Togo) II 13.
Flechterei (Togo) II 19, 62.
Flegel, Robert I 9, 10, 11, 12, 13, 36.
Flora (Marshallinseln) I 257.
— (Salomoinseln) I 235.
Flötensprache I 103.
Flußpferd (Deutsch-Südwestafrika) I 194.
— (Kamerun) I 52.
— (Togo) II 14, 42, 62.
Flußpferdzähne II 191.
Fluriver II 258.
Forrest, Engländer II 257.
Forsayth, E. E. II 287, 290, 315, 318.
Forschungen (Neu-Guinea) II 291 ff.
Förster, Hauptmann II 313.
Forster, amerikanischer Konsul I 316.
Fosprache II 16, 41.
Fourneau, Forscher I 13.
v. François, Forschungsreisender, Major II 4, 6, 46, 71, 77.
François paß II 74.
Franziskasfluß II 293, 294.
Fraser, Missionar I 315.
Frau, Stellung der (Kamerun) I 86.
— (Karolinen) I 247.
Frenchinseln II 284, 325.
Freundschaftspitze I 234.
de Freycinet I 259.
Friederichsen, Dr., Forscher II 167.
Friederici, Dr. I 232, 234, 239, 246.
Friedrich-Karlhafen II 281.
Friedrich-Wilhelmshafen II 261, 262, 263, 266, 281, 282, 293, 297, 298, 302, 306, 307, 309, 314, 316.
Fritz, Bezirksamtmann I 239, 250.
Fritze, Korvettenkapitän I 286.
Fröhlich, O., Landmesser II 300, 312.

Frösche (Togo) II 15.
Fruchtbäume, indische II 248.
Fukottemarkt II 43.
Fulbe oder Fulla (Kamerun) I 36, 64, 65, 66, 68, 69, 70, 71, 73, 74, 76, 77, 78, 81, 82, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 101, 102, 108, 109, 112, 113, 114, 116, 118, 119, 121, 123, 128, 129, 131, 137, 143, 164, 165, 166.
— (Togo) II 50, 52, 55, 56, 57, 59, 60, 61, 62, 80.
Fulla s. Fulbe.
Fülleborn, Professor Dr. II 123, 310.
Fumbina, Negerreich I 33, 65, 66, 77.
Funk, Dr., Arzt I 316.
Futau, Insel I 320.
Futschou, Stadt I 326.

G.

Gabe, Ort II 79.
Gabrielberg I 24.
Gagon, Untergott II 40.
Galadima I 81; II 46, 52.
Gale, Station II 233.
Gallaländer II 106.
Galtan, Juan II 257.
Gama, Vasco da II 103.
Gamadji, Ortschaft II 77, 78.
Gamane, Ort I 30, 65.
Gambaga, Ortschaft II 5, 6, 45, 77.
Gambia, Fluß I 50, 76, 146, 153.
Game, Dorf II 35, 66.
Gando, Dorf I 65; II 5, 7.
Gando, Landschaft II 7, 32.
Gandu Dje, Dorf II 92.
Ganjase, Provinz II 32.
Gankobis, Quelle I 183.
Garapan I 250, 251.
Gardnerinsel II 290.
Garega, Häuptling I 81.
Garekobasang, Insel I 240.
Gári u da rúa s. Garua.
Garowe, Insel II 284.
Gartenbau (Deutsch-Südwestafrika) I 188.
Gartenkulturen (Deutsch-Südwestafrika) I 189, 190.
Garua, Stadt I 9, 13, 15, 35, 36, 51, 70, 81, 98, 100, 143, 145, 148, 155, 156, 158, 159, 165, 170.
Gashaka, Ort I 10, 12, 13, 65, 81, 98, 114, 156.
Gaspar Rico s. Taongi.
Gastfreundschaft (Samoa) I 294.
Gatoaitele I 281.
Gauvereinigung I 79.
Gaza, Ort I 13, 70, 98.
Gazelleexpedition I 232, 283; II 285.
Gazellehafen I 232, 235.
Gazellehalbinsel I 234; II 264, 274, 285, 287, 289, 310, 315.
Gbi, Dorf II 81.
Gebirge (Togo) II 8, 13, 36, 38.
Gecko, Eidechse I 52.
„Geelvink," holländisches Schiff II 257.
Geelvinkbai II 257, 258.
Geiesebberge I 198.
Geitsigubib, Berg I 214.
Gelbfieber (Togo) II 64.
Geld (Kamerun) I 98, 153.
— (Karolinen) I 248.
Gelei, Vulkan II 130, 225.
Gemüse (Neu-Guinea) II 273.
Genderogebirge I 23, 30.
Gendialekt II 41.
Genesungsheim (Kiautschou) I 321, 338.
Genickstarre (Togo) II 61.
Gentil, Forscher I 54, 61.
Geographisches (Deutsch-Ostafrika) II 99, 101.
— (Kiautschou) I 320.
— (Neu-Guinea) II 278.
Geologischer Aufbau (Deutsch-Ostafrika) II 124 ff.
— — (Kamerun) I 22.
Gepard II 13.
Geräte (Neu-Guinea) II 269, 270.
Gerbstoff liefernde Pflanzen (Deutsch-Ostafrika) II 190.
Gerichtsbarkeit (Togo) II 93.
Gerlach, Polizeimeister II 92.
Gesang (Samoa) I 306, 307.
Geschlechter, Verhältnis zueinander (Kamerun) I 86.
Geschlechtskrankheiten (Togo) II 64.
Gesellige Veranstaltungen (Samoa) I 265.
Gesellschaft für deutsche Kolonisation II 112, 113, 114.
Gesellschaft für Erdkunde II 299.
Gesundheitliche Verhältnisse (Deutsch-Ostafrika) II 186.
— — (Kamerun) I 74.
— — (Togo) II 62 ff.
Gesundheitszustand (Karolinen) I 245.
— (Marianen) I 250.
Getreide (Togo) II 62.
Gewerbe (Kiautschou) I 325, 332, 335.
— (Neu-Guinea) II 271.
Gewohnheiten und Sitten der Samoaner I 295 ff.
Gewürz (Neu-Guinea) II 273.
ghurára = Schlafraum I 109.
Gibiaberg II 71.
Giftordal I 135.
Gilbert, Kapitän I 254.
Gilbertinseln I 238, 254.
Giraffe (Deutsch-Ostafrika) II 161.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 206.
Giraffenakazie I 205.
Gire-Gire, Pflanzung II 287.
Giris, Ort II 7.
Girschner, Dr., Regierungsarzt I 239.
Glauning, Offizier I 15, 23, 32, 74, 91, 107, 114.
Glekovhe, Dorf II 85.
Glimmer (Deutsch-Ostafrika) II 189.
— (Kamerun) I 31.
Glimmerschiefer (Togo) II 8, 54.
Gneis (Deutsch-Ostafrika) II 124, 214.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 198.
Gneisgranit (Togo) II 8.
Gnu II 161, 225.
Goa, Kolonie II 104, 186.
Goanesen II 186, 242.
Le Gobien, Forscher I 250.
Gobir s. Haussa.
Godeffroy & Sohn J. C. I 239, 255, 263, 264, 281, 282, 283, 284, 315; II 258.
Godeffroy-Museum in Hamburg I 263, 264, 281.
Gogol, Fluß II 282, 292, 298.
Gogol-Nurnebene II 282, 292, 300.
Gogolerpedition II 292.
Gokoron, Dorf II 39, 40.
Gold (Deutsch-Ostafrika) II 100, 188, 226.
— (Neu-Guinea) II 306, 309, 313.
— (Togo) II 48, 90.
Goldäpfel (Samoa) I 293.
Goldküste II 36, 37, 40, 64, 69, 86.
Goldsucher (Neu-Guinea) II 308.
Golf von Guinea s. Guineagolf.
Gombe, Fluß II 134.
Gondja, Königreich II 4, 32, 40.
Gondokoro, Missionstation II 108.
Gondwanakontinent II 124, 125.
Gorib, Dorf II 297, 298.
Gorifluß II 300.
Gosling, Alexander I 165.
Gott, Name für (Kamerun) I 139.
Gottesdienst (Samoa) I 307.
Gottorp, Saline II 190.
Götzen, Graf von, Gouverneur II 79, 121, 123, 128.
Gouvernement (Togo) II 91, 93.
Gouvernementsrat (Kiautschou) I 328.
— (Neu-Guinea) II 263.
— (Togo) II 93.
Gouverneur (Kiautschou) I 327.
— (Neu-Guinea) II 262, 263.
— (Samoa) I 275.
Grabenbrüche II 127, 128, 209.
Grabenseen II 129.
Grabowsky, Direktor I 239.
Grade, Kommissar II 4.
Gräffe, Dr., Eduard I 315, 316.
Gramms & Broeker II 281.
Granaten II 189.
Granit (Deutsch-Ostafrika) II 124, 214.
Granit (Deutsch-Südwestafrika) I 198.
— (Kiautschou) I 320.
Grant, J. A. II 108.
Gras (Deutsch-Südwestafrika) I 186.
Grasbrand (Kamerun) I 50.
Grasland (Kamerun) I 50.
Grassteppe (Deutsch-Ostafrika) II 153, 234.
— (Togo) II 12, 13, 36, 39, 62.
Gravenreuth, Freiherr von, Bezirkschef I 13, 19; II 118, 120.
Greathafen II, 285.
Grenfell, Forscher I 10.
Grenzabkommen (Kamerun) I 6.
Grenze (Kiautschou) I 322.
Grenzexpedition, deutsch-englische (Neu-Guinea) II 313.
— deutsch-holländische (Neu-Guinea) II 313, 314.
Grenzkommissionen (Togo) II 7.
Gribingi, Fluß I 60.
Gridji, Ortschaft II 3, 23, 65, 69, 82.
Groß-Popo II 3, 8, 10, 43, 66, 82, 85.
Groß-Unjamwesi II 209.
Größenumfang (Togo) II 7.
Großer Fischfluß I 199, 214.
Großer ostafrikanischer Graben II 129, 130, 136, 141, 159, 209, 213, 223, 224.
Großer Hafen von Tsingtau I 330, 335.
Grundbesitzverhältnisse (Kiautschou) I 327.
Grüne Vorgebirge II 102.
Gruner Dr., Stationschef II 6, 7, 46, 74, 75, 77, 78, 79, 92.
Grunersche Togohinterlanderpedition II 6, 73, 75, 76.
Grussi, Landschaft II 6, 29, 31, 55.
Guadalcanar, Insel I 231.
Guam, Insel I 238, 240, 249, 250, 252.
Guansprache II 25, 29, 32.
Guanvölker II 25.
Guasso Njiro, Fluß II 136.
Guerra, Spanier I 250.
Gui, Fluß II 292.
Guilbertinsel II 280.
Guineagolf I 5, 7, 8, 10, 11, 12, 18, 56.
Guineakorn II 42, 43, 45, 49, 56, 58, 62, 78.
Guineawürmer II 16, 64.
Guinot, Vulkan I 235.
Gulfei, Stadt I 82, 114, 124.
Gulick, Missionar I 244.
Gumkowe, Dorf II 88.
Gummi (Kamerun) I 48, 151, 168, 169, 170.
Gummi arabikum I 49.
Gunanur, Pflanzung II 287.
Guppy, Dr. I 232.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Gurma, Landschaft II 5, 7, 50, 51, 77.
Gurmaneger II 60, 61.
Gurui, Vulkanberg II 123, 130, 136.
Guttapercha II 309, 310.
Guyot, Ansiedler II 287.
Gyambasprache II 48, 51.

H.

Haartracht (Deutsch-Ostafrika) II 178.
— (Kamerun) I 131.
Hackbau (Deutsch-Südwestafrika) I 195.
— (Kamerun) I 118.
Hadramautaraber II 185.
Hafeninsel I 329.
Hagel (Kamerun) I 59.
Hagen, Kurt von II 261, 293, 298.
Hagengebirge II 300.
Hager, K. I 255.
Hahl, Dr., Gouverneur I 232, 235, 239; II 263, 269, 298, 311.
Hahn, Missionar I 175.
Hähnischhafen II 283.
Hahn, Fluß II 10, 17, 18, 62, 65, 82, 90, 94.
Hahote, Dorf II 65.
Haidlen, Geometer I 286.
Haihsi, Halbinsel I 320.
Halbkultur (Togo) II 18, 50.
Hale, Wasserfall II 131.
Halfcasts, Mischlinge I 277.
Hall, P., Negermissionar II 27.
Hallinseln I 242, 246.
Halule II 115.
Hamburg-Amerika-Linie I 334; II 86.
Hamburg-Bremer-Afrika-Linie II 87.
Hamburger Geographische Gesellschaft II 111.
Hanahan, Gau I 234.
Handëi, Landschaft II 233.
Handel (Kamerun) I 95ff., 152 ff., 168.
— (Kiautschou) I 325, 326, 332, 335.
— (Marianen) I 252.
— (Marshallinseln) I 259, 260.
— (Samoa) I 283.
— (Togo) II 20, 30, 31, 43, 48, 56, 65, 66, 85, 86.
Handelsausfuhr aus Samoa und Togo I 283.
Handelskammer (Kiautschou) I 328.
Handelsprodukte (Kamerun) I 47 ff., 95.
Handelsstationen (Samoa) I 277.
Handelsstraßen (Kamerun) I 97, 98.
Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln, Deutsche I 265, 274, 275, 276, 310, 313; II 258, 259, 269, 289, 290.
Handwerk (Deutsch-Ostafrika) II 170.
— (Togo) II 19, 31, 32, 43, 50, 56, 62.
Handwerkerschule (Togo) II 71.
Hanf II 195.
Hankou I 319, 323.
Hanno, Karthager I 7, 8.
Hansemann, Adolf von II 258, 259, 262, 299, 309, 315.
Hansemannberg II 281, 282.
Hansemannküste II 280.
Hansing, Firma II 247.
Harmattanwinde I 61; II 11, 12, 76.
Hassert, Professor I 15, 23.
Hatzfeldthafen II 267.
Hansendorf I 109, 111.
Hausberg bei Misahöhe II 74.
Häuser (Karolinen) I 247.
— (Samoa) I 291.
Hausindustrie (Deutsch-Südwestafrika) I 225.
— (Samoa) I 299.
Haussaländer II 50, 51, 56, 57, 62.
Haussaneger (Kamerun [Góbir]) I 33, 36, 49, 64, 65, 66, 70, 71, 73, 74, 77, 78, 82, 84, 96, 98, 99, 100, 104, 108, 119, 123, 124, 128, 129, 142, 154, 155, 156, 165.
— (Togo) II 30, 31, 32, 40, 43, 45, 48, 52, 55, 56, 60, 61, 62, 67, 78, 80, 91.
Haussaprache I 102; II 25, 37, 39.
Haussastraße in Lome II 36.
Haustiere (Kamerun) I 116, 118.
Häute II 204.
Hautkrankheiten (Togo) II 64.
Heerwesen (Kamerun) I 93 ff.
Heilige Pfähle I 132, 139.
Heipel, Jakob I 249.
Heitmann, Sergeant II 77, 92.
Henrici, Dr. E., Forschungsreisender II 6.
Herbertbai I 231.
Herbertshöhe II 261, 262, 263, 285, 287, 288, 289, 290, 308, 315.
Hereroland I 181, 183, 185, 190, 193, 194, 196 ff., 215, 216, 217, 218.
Hermittinsel II 284.
Hernsheim, Franz I 239, 255.
Hernsheim & Co. I 237, 239; II 284, 285, 290.
Herold, Hauptmann II 6, 34, 74.
Herzog Ernst-Günther-Hafen I 234.
Herzogberge II 283.
Herzogseen II 283.
Hessel, Stationsbeamter II 118.
Hevea brasiliensis I 151, 168, 169.
Hinterlandbahn (Togo) II 84, 88.
Hirse (Deutsch-Ostafrika) II 169, 193, 211, 233.
— (Kamerun) I 49, 116.
— (Togo) II 47, 49, 50, 55.
Hirtler, Offizier I 15.
Ho, Missionstation II 17, 20, 65, 69, 70, 85.
Hoachanas, Ort I 219, 222.
Hoachanasbastard I 220.
Hochland (Deutsch-Ostafrika) II 124, 126, 128, 130, 209 ff.
— (Kamerun) I 29 ff.
— von Südadamaua I 31, 32, 34, 63, 78, 80, 92.
— von Südkamerun I 31, 33, 34, 37, 40, 63.
Hochöfen (Togo) II 27, 50, 59.
Hochwald (Kamerun) I 42, 43, 46, 54.
Hochzeitgeschenke in Bassari (Togo) II 49.
Hofzeremoniell (Kamerun) I 82.
Hohenlohegraben II 130, 136.
Hohenlohesee II 130, 136.
Hok (Insel) I 242.
Hollrung, Dr. II 268, 280, 292.
Holst II 308.
Holzschnitzerei (Togo) II 19.
Horizontalgliederung (Kamerun) I 22.
Hornberger, Missionar II 6.
Hornemann, Forscher I 9.
Hoffere = Gebirge I 32.
Hofu, Oberhäuptling II 17.
Hottentotte I 195, 209, 211, 212, 219, 220, 221 ff.
Hottentottenbai I 177.
Hottentottensprache I 223, 224.
Hotungpaß I 322.
Hsiankungtau I 320.
Huangtau I 320.
Hufnagel, Kapitän I 264, 274, 276, 290.
Hühner (Deutsch-Ostafrika) II 202.
— (Togo) II 18, 19, 39, 42, 47, 50, 90.
Hulk, älteres Schiff I 4, 153.
Hülsenfrüchte II 194, 245.
Humboldtbai II 279, 314.
Hunde (Togo) II 18, 39, 42, 45, 62.
Hungschuyai, Hafenplatz I 326.
Hunterhafen II 289.
Huongolf II 258, 268, 269, 279, 283, 299, 300, 309, 325.
Huongolfexpedition II 309.
Hupfeld, Bergassessor II 6, 9, 27, 59, 77.
Hüskerhuk, Landspitze I 235.
Hütten (Deutsch-Ostafrika) II 171, 172, 174, 181, 184, 210, 211, 237.
— (Samoa) I 293.
— (Togo) II 17, 36, 40, 42, 44, 46, 49.
Hutter I 12, 82, 92, 100, 108.
Hwanghoebene I 326.
Hyäne (Deutsch-Ostafrika) II 162.
— (Togo) II 14, 36, 42, 62.
Hydrographische Gliederung (Deutsch-Ostafrika) II 131 ff.
Hydrographisches (Deutsch-Südwestafrika) I 199.
Hygiene (Neu-Guinea) II 265.
Hyphäne s. Fächerpalme.

I (i). J (j).

Jabassi, Ort I 154.
Jabim, Stamm II 274.
Jabob, Insel II 298.
Jabwat, Atoll I 254, 256.
Jabwor, Insel I 255.
Jagd (Kamerun) I 119.
— (Neu-Guinea) II 271.
— (Togo) II 19, 20, 50.
Jagdprodukte (Deutsch-Ostafrika) II 191.
Jalugebiet II 312.
Jaluit I 254, 255, 256, 259, 260; II 264
Jaluitdampfer I 252.
Jaluitgesellschaft I 240, 241, 242, 244, 255, 256, 259, 260.
Jantzen I 3.
Jantzen & Thormählen I 154.
Jaopura, Priester II 39.
Jap, Insel I 238, 239, 240, 242, 245, 246, 248.
Javanen II 326, 327, 333.
Ibañez, Spanier I 250.
Ibi, Ort I 12, 13, 159.
Ide, Amerikaner I 289.
Iege, Dorf II 34, 38, 71.
Iemo, Insel I 254, 256.
Iendi, Landschaft II 4, 5, 6, 7, 45, 46, 51, 64, 76, 77, 80, 81, 84, 87, 92, 93.
Ientsch, Professor I 15.
Ieschke, E., Kapitän I 255.
Iesus von Mombasa, Festung II 104, 125.
Iewegeheimbund (Togo) II 24, 30, 66, 68.
Ifaluk, Atoll I 242.
Ifinga, Dorf II 236.
Ihangiro-Kisiba II 214, 215.
Ikoma II 188, 226.
Ilho da Principe I 23.
Ilo, Ortschaft II 7.
Iltisberg I 322.
Imame, mohammedanischer Würdenträger (Togo) II 52.
Impfung (Togo) II 63, 64.
Inder II 185, 212.
Indigopflanze (Kamerun) I 49, 50, 117.
— (Togo) II 19.
Industrie (Kamerun) I 124 ff.
Industrielle Erzeugnisse (Kiautschou) I 325.
Inlandbahn (Togo) II 75, 81, 85.
Insekten (Samoa) I 269.
— (Togo) II 15.
Inseln der lateinischen Segel I 249.
Inubu, Fluß I 27.
Io, Dorf II 73, 81, 94.
Iogu, Fluß II 81.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Johann-Albrechthafen II 284.
Johann-Albrechtshöhe I 26.
Joja, Sultan I 91, 128.
Joko, Ort I 15, 31, 53, 145, 154.
Jola, Haussastadt II 32.
Jomba, Pflanzung II 282, 316.
Jombainseln II 297.
Jometoe, Fluß II 74.
Jorubaleute II 43, 52, 80.
Jorubasprache II 41, 43.
Jossplatte I 17, 41, 140, 147.
Jraku, Landschaft II 122, 226.
Jramba, Landschaft II 188, 226.
Jrangi, Landschaft II 122, 123, 136, 146, 148, 202, 225, 226.
Jringa, Militärstation II 208, 235.
Jiripe, Landschaft II 16.
Jrodj I 259.
Jruë, Eiland I 231.
Jruingianer I 278.
Jsabel, Insel I 231, 232, 290.
Jsafa, Sultan II 30, 46, 77.
Jslam (Deutsch-Ostafrika) II 100.
— (Kamerun) I 80, 129, 130.
— (Togo) II 30, 46, 49, 52.
Jssansu, Landschaft II 226.
Jtue II 311.
Jtschonsu I 320, 336.
Jtumbaberge II 155, 233.
Jturi, Fluß II 122.
Jud, Station II 266.
Jühlke, Dr. II 112, 113.
Jumbe, Ortsvorsteher II 207.
Jung, Bezirksamtmann I 260.
Junker, Wilhelm II 121.
Junohuk II 268.
Jussuf ben Hassani, König II 104.

K.

Kabaira, Pflanzung II 287.
Kabakada, Station II 267.
Kabakaul, Pflanzung II 287.
Kabangbuba, Berg II 92.
Kabo-Stamm I 15, 106, 136.
Kabo, Landschaft I 27, 47.
Kabotheron II 290.
Kabu, Stadt II 48, 49.
Kabua, Oberhäuptling I 255.
Kabure, Landschaft II 29, 42, 48, 50, 54, 57, 58, 59, 60, 78, 80, 92.
Kabureneger II 49, 57, 58, 59.
Kadeï, Fluß I 6, 34, 96.
Kadjur I 259.
Kaffee (Deutsch-Ostafrika) II 195, 200, 230, 233.
— (Kamerun) I 49, 151.
— (Marianen) I 252.
Kaffee (Marshallinseln) I 257.
— (Neu-Guinea) II 316, 318, 330.
— (Samoa) I 276.
— (Togo) II 73, 88.
Kafferkorn I 195.
Kaffern I 207, 209, 210, 211.
Kagera, Fluß II 110, 122, 135, 186, 214.
Kageraquellgebiet II 123.
Kahe, Dorf II 229.
Kajan, Handelsstation II 280.
Kaileute II 271.
Kaiser, E., Astronom II 110.
Kaiser-Wilhelmsland II 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 271, 272, 273, 275, 276, 278, 279–283, 284, 289, 292, 299, 300, 301, 308, 309, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 320, 321, 323, 325, 332.
Kaisergebirge II 291.
— I 235.
Kaiserin-Augustabai I 232, 235.
Kaiserin-Augustafluß II 267, 269, 273, 280, 300, 301, 311, 332.
Kaiserfluß I 321.
Kakao (Kamerun) I 149, 150, 169.
— (Marianen) I 252.
— (Marshallinseln) I 257.
— (Neu-Guinea) II 284, 287, 316, 318, 329, 330, 332.
— (Salomoinseln) I 237.
— (Samoa) I 269, 275, 276, 314.
— (Togo) II 76, 88.
Kakaofeld (Deutsch-Südwestafrika) I 206.
Kakoma, Station II 110.
Kalabarästuar I 28.
Kalabassen (Togo) II 19, 43, 56, 62.
Kalahiristeppe I 181, 192, 195, 197, 199, 212, 214, 215.
Kalbanger, Stamm I 67.
Kaldebeki, Eingeborenenklub I 241.
Kalema, Brandung I 18, 19, 77.
Kalikut II 103.
Kalinggegebirge II 234.
Kalk (Togo) II 91.
Kalkfontein I 216, 227.
Kamaherero I 210.
Kambole, Ortschaft II 92.
Kame, Dorf II 74, 81, 94.
Kamerun, Kolonie I 1 ff.
„Kamerun", Ableitung des Namens I 6.
Kamerunästuar I 17, 18, 27, 41, 67, 77, 154, 159.
Kamerunberg I 7, 8, 13, 14 16, 17, 18, 22, 23, 25, 26, 41, 58, 72, 146, 149, 150.
— der kleine I 20, 25.
Kamerunfluß I 3, 6, 17, 67, 78, 95, 140.
Kamerungebirge I 10, 14, 22, 23, 24, 26, 57, 67, 116, 150.
Kamerunlinie I 23, 32.
Kamina, Dorf II 44.
Kammgebiet (Samoa) I 270, 272, 273, 274.
Kampfweise (Kamerun) I 90.
Kampo, Fluß I 5, 18, 21, 24, 27, 28, 78, 149, 159.
Kanaka (Samoa) I 266.
Kandt, Dr. Richard II 135.
Kankassi, Fluß II 10.
Kankonga, Ort II 77.
Kannibalismus (Kamerun) I 136.
— (Salomoinseln) I 231, 234, 236.
Kano, Haussastaat I 64; II 32, 48.
Kanton I 326.
Kanurineger I 68, 70, 78, 98, 99, 101, 102, 114, 122, 124, 128, 129, 130, 170.
Kanurisprache I 39, 69, 102.
Kanus (Karolinen) I 247.
— (Marshallinseln) I 258.
— (Salomoinseln) I 236, 237.
— (Samoa) I 272.
— (Togo) II 25, 27, 28, 32.
Kaokogebiet I 196, 197.
Kap Arkona II 283, 313.
Kap Carolinas I 252.
Kap Cretin II 283.
Kap Croisilles II 268, 281, 310.
Kap Croß I 177.
Kap Debundja I 57.
Kap della Torre II 280.
Kap der Guten Hoffnung I 18.
Kap Frio I 193.
Kap Henpan I 233.
Kap König Wilhelm II 283.
Kap Laverdie I 234.
Kap Longuerue II 283, 309.
Kap Lopez I 146.
Kap Mabiri I 234.
Kap Marpo I 252.
Kap Moltke I 235.
Kap Rigny II 282, 283.
Kap Stephens II 285.
Kap Suelaba I 17, 18.
Kap three Points I 18.
Kap Verde I 153; II 102.
Kara, Fluß II 8, 10, 54, 57.
Karaebene II 8, 55, 57.
Karagwe, Landschaft II 108, 122, 131, 214, 215.
Karasgebirge I 214.
Karawanen (Togo) II 31, 32, 37, 43, 48, 51, 56, 62, 73, 74, 80.
Karawanenstraße (Deutsch-Ostafrika) II 157.
— (Togo) II 34, 37, 39, 40, 43, 45, 51, 56, 81.
Karbaki s. auch Jsafa, Sultan II 30.
Karga, Landschaft II 46.
— Ort II 77.
Kariaberge II 308.
Käririgebiet II 312.
Karissimbi, Kraterberg II 128.
Kärnbach, L. I 232; II 292.
„Karola" I 232.
Karolahafen I 233; II 291.
Karolineninseln I 238–248, 258, 259; II 262, 263, 264, 310.
Karolinier I 250, 253.
Karten, afrikanische I 7.
— von Togo II 7.
Kartoffel (Kiautschou) I 325.
Kassaierpedition II 71.
Kastengeist (Samoa) I 265.
Katambara, Stadt II 10.
Katholische Mission (Togo) II 65, 67, 68, 70, 80.
Katholische Mission vom Göttlichen Wort (Neu-Guinea) II 266, 280, 281.
Katholische Mission vom Heiligen Herzen Jesu (Neu-Guinea) II 267, 285, 289.
Katuma, Fluß II 136.
Kaumann, Ansiedler II 287.
Kaumi, Stadt I 339, 340.
Kauri, Geld (Togo) II 29, 31.
Kaurimuschel (Kamerun) I 98.
Kautschuk (Deutsch-Ostafrika) II 190, 200, 230, 233, 241, 250.
— (Kamerun) I 150, 151, 168.
— (Neu-Guinea) II 281, 282, 283, 284, 287, 288, 310, 316, 317, 320, 321, 326, 329, 330, 332, 333.
— (Salomoinseln) I 234, 237.
— (Samoa) I 313, 314.
— (Togo) II 13, 31, 33, 34, 36, 37, 38, 39, 40, 43, 52, 67, 73, 75, 80, 83, 85, 89.
Kavabereitung (Samoa) I 302.
Käwieng, Station II 264, 290.
Kawu, Fluß II 136.
Kayserinseln I 234.
Keaka, Stamm I 15.
Kebu, Landschaft II 13, 33.
Kebbi (Kabi), Fluß I 15.
Kedjebi, Dorf II 37.
Keetmanshoop I 216, 227.
Keller, Adam I 249.
Kenabot, Pflanzung II 287.
Keniaberg II 106.
Keran, Fluß II 59.
Kerawara, Insel II 290.
Keri, Dorf II 39.
Kersten, O. II 110.
Kersting, Dr., Stationschef II 6, 57, 59, 77, 79, 80, 123, 299, 300, 308.
Kete-Kratschi II 9, 28, 29, 30, 31, 32, 62, 64, 72, 74, 75, 76, 77, 80, 81, 82, 83, 85, 88, 92, 93.
Ketehandel II 76.
Ketschenke, Dorf II 72.
Kewe, Dorf II 81.
Khanasleute I 212.
Khutu, Landschaft II 115, 248, 249.
Kiautschou, Kolonie I 317 ff.
— Stadt I 320, 322, 325, 335, 339, 340.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Kiautschoubucht I 319, 322, 323, 326.
Kibo, Berg II 130, 131, 228, 230.
Kickxia elastica (Kamerun) I 48, 151, 168.
Kickxien (Togo) II 13.
Kidugalaberge II 127, 220.
Kiejoberg II 128, 222.
Kjerepondialekt II 25.
Kiëta, Station I 232, 234, 237; II 264, 291.
Kjirkjiri II 5, 6, 52, 54, 56.
Kili, Atoll I 254, 256, 259.
Kilimandscharo II 106, 110, 111, 115, 117, 122, 123, 129, 130, 131, 146, 160, 184, 187, 191, 194, 195, 196, 206, 227, 228, 229, 230, 231, 253.
Kilimatinde II 129, 132, 135, 158, 207, 223, 221.
Kilombero, Fluß II 132, 239.
Kiloffa II 147, 148, 155, 157, 198, 234, 236, 239.
Kilwa II 100, 101, 103, 104, 117, 118, 120, 125, 198, 207, 220, 239, 244.
Kilwa Kissiwani II 100, 243, 244.
Kilwa Kiwindje II 243, 244.
Kindererziehung (Kamerun) I 87.
Kingani, Fluß II 119, 248.
Kinjamwesisprache II 210.
Kinnigunan, Ort II 288.
Kionga, Station II 242.
Kiora, Station II 113, 117.
Kipini II 115.
Kirchen (Samoa) I 279, 307.
— (Togo) II 65, 67, 69.
Kirotasche II 51.
Kirungavulkane II 123, 128, 129, 160, 216.
Kisigo, Fluß II 132, 223.
Kisimani Mafia, Hafen II 245.
Kismaju II 115, 120.
Kiswere, Zollamt II 243.
v. Kitlitz, I 239.
Kitschiberge II 210, 241.
Kitta II 19, 69, 84, 85, 86.
Kitumbeine, Vulkanberg II 139, 225.
Kiwira, Fluß II 134, 189.
Kiwusee II 115, 123, 128, 131, 134, 135, 160, 216.
Klarence Pik I 8, 16.
Kleidung (Deutsch-Ostafrika) II 178, 184.
— (Marshallinseln) I 258.
— (Neu-Guinea) II 268.
— (Samoa) I 299, 300.
— (Togo) II 17, 31, 44.
Klein, Amerikaner I 286.
Klein-Popo II 3.
Kleiner Hafen von Tsingtau I 331.
Kleinvieh (Deutsch-Ostafrika) II 203.
Klima (Deutsch-Ostafrika) II 136 ff., 209, 215, 223, 225, 230, 231, 234, 237, 239, 211, 212.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 182, 184, 185, 200, 201, 202, 203, 216.
Klima (Kamerun) I 55 ff.
— (Karolinen) I 244.
— (Kiautschou) I 322, 323.
— (Marianen) I 259.
— (Marshallinseln) I 256, 257.
— (Neu-Guinea) II 279.
— (Salomoinseln) I 235.
— (Samoa) I 264, 265.
Kling, Premierleutnant II 6, 35, 42, 45, 52, 55, 67, 71, 72.
Klink, Hans II 279, 302, 303, 305, 307, 308.
Klöbbergöll s. Kaldebekl.
Klonu, Dorf II 81, 92.
Klose, H. II 6, 48, 54, 55, 75, 76, 77, 78, 92.
Knappe, Dr. I 255, 286, 289.
Knorr, Admiral II 4.
Knudson, Schwede I 48.
Koani-Wasserfälle II 131.
Köbul, Berg I 212.
Kochhäuser (Samoa) I 292.
Kodiabe II 28, 40.
Koert, Dr., Geologe II 90.
Kohle (Deutsch-Ostafrika) II 189.
— (Karolinen) I 218.
— (Kiautschou) I 319, 326, 336, 337.
— (Togo) II 27.
Koi-koin s. Hottentotte.
Kojas II 186.
Koko, Knollenfrucht (Kamerun) I 115.
— Priesterin II 28, 29, 30.
Kokopo, Station II 287, 290.
Kokosnuß (Deutsch-Ostafrika) II 196.
— (Neu-Guinea) II 316, 317.
— (Togo) II 88.
Kokosnußbutter (Neu-Guinea) II 316
Kokosnußmilch (Samoa) I 274, 293, 303.
Kokospalme (Deutsch-Ostafrika) II 196, 242, 243, 215, 218, 253.
— (Kamerun) I 44, 63.
— (Karolinen) I 242, 245, 246.
— (Marianen) I 252.
— (Marshallinseln) I 254, 256, 257, 260.
— (Neu-Guinea) II 273, 274, 280, 281, 282, 284, 285, 287, 288, 290, 291, 315, 316—318, 329, 332, 333.
— (Salomoinseln) I 235, 237.
— (Samoa) I 264, 265, 267, 275, 276, 293, 309, 314.
— (Togo) II 12, 18, 42, 65, 67, 88.
Kolabaum (Togo) II 28, 37, 73, 88, 89.
Kolanuß (Kamerun) I 48, 100, 116, 117, 151.
— (Togo) II 28, 31, 32, 48, 56, 62, 85, 86, 88.
Kolbenhirse (Deutsch-Ostafrika) II 193.
Kolonialeisenbahnbau- u. Betriebsgesellschaft, Deutsche II 67, 81, 85.
Kolonialgesellschaft, Deutsche II 299.
Kolonialverein, Deutscher II 111.
Kolonialwirtschaftliches Komitee I 159; II 87, 89, 309, 310.
Komashochland I 198, 199.
Kombi, Untergott II 25.
Komfokokrum, Dorf II 28.
Komoreninseln II 100.
Komuli, Insel II 284.
Konde, Landschaft II 110, 128, 134, 136, 195, 196, 221, 222.
Kondegebirge II 132, 219.
Kondesprache II 167.
Kondoa, Station II 123, 146, 148, 202, 225, 226.
Kongo I 8, 10, 11, 13, 21, 33, 34, 37, 40, 62, 67, 71, 143, 146, 155, 162; II 102, 109, 110, 119, 123, 131, 135, 159, 160, 164.
Kongo- und Nigerschiffahrtsakte I 11.
König Albertsund I 232, 234.
Königin Charlotte-Krankenhaus in Lome II 64.
Königswahl (Togo) II 50, 61.
Königswürde (Togo), Atakpame II 41.
Konkom, Götze II 29.
Konkombalandschaft II 69, 78.
Konkombaneger II 46, 60, 61, 77, 78, 79, 92.
Konstantinhafen II 312, 320, 321.
Konsu, Fluß II 9, 28.
Konsuln (Kiautschou) I 332.
Kontscha I 10, 65, 78, 81, 98, 114.
Kontu, Häuptling II 34, 71.
Konzessionsgesellschaften (Kamerun) I 152, 154.
Kopal (Deutsch-Ostafrika) II 190.
Kope, Berg I 23, 27.
Kopp, Dr. II 314.
Kopra (Deutsch-Ostafrika) II 196, 243, 244, 252.
— (Karolinen) I 241, 242, 243, 244, 245.
— (Marianen) I 252.
— (Marshallinseln) I 254, 255, 260.
— (Neu-Guinea) II 264, 274, 281, 284, 315, 316, 317, 318, 330, 333.
— (Salomoinseln) I 233.
— (Samoa) I 274, 276, 277, 282, 300, 313, 314.
— (Togo) II 88.
Korallen (Karolinen) I 241, 243.
— (Marianen) I 250.
Korallenkalk (Deutsch-Ostafrika) II 152, 238, 241.
— (Karolinen) I 240.
— (Marianen) I 252.
Kore, Königstadt II 50, 51.
Korogwe, Station II 117.
Koromira, Missionstation I 232, 234.
Koror, Insel I 240, 241.
Körperverunstaltungen (Deutsch-Ostafrika) II 168, 174, 178, 184.
Körte, Dr., Geologe II 6.
Kotoko, Stamm I 68, 94.
Kotokolilente II 31, 52, 61.
Kotzebue, Otto v. I 239, 254, 257.
Kowald, Distriktsbeamter II 297.
Kpalavhe, Dorf II 35.
Kpandu II 4, 5, 6, 16, 17, 19, 20, 25, 36, 68, 74, 78, 79, 81, 84, 85, 90.
Kpedji, Landschaft II 43, 44, 51, 52, 72, 81.
— Ort II 43, 44, 45.
Kpedjilente II 43, 44.
Kpele, Landschaft II 16, 33.
Kpeleleute II 33.
Kpeme, Pflanzungsgesellschaft (Togo) II 88.
Kraal (Deutsch-Ostafrika) II 181.
Krakar, Insel II 281.
Krämer, Dr. A. I 239, 240, 255, 260, 267, 296, 301, 306, 315, 316; II 310.
Krankenhäuser (Togo) II 64.
Krankheiten (Deutsch-Ostafrika) II 186, 187.
— (Neu-Guinea) II 265, 266.
— (Samoa) I 265.
— (Togo) II 63.
Krapf, Missionar II 106.
Kraterhalbinsel II 285.
Kraterseen (Kamerun) I 23, 26, 32.
— (Samoa) I 272.
Krätke, Landeshauptmann I 232; II 261.
Krätkegebirge II 300, 312.
Kratschi, Landschaft und Ort II 6, 7, 25, 28, 29, 30, 31, 32, 36, 40, 48, 51, 56, 77, 81, 84, 92.
Kratschileute II 29, 30, 40.
Krause, G. A. II 51.
Krepi, Landschaft II 5.
Kreuzfluß s. Croßfluß.
Kribi, Fluß I 18, 19, 28.
— Ort I 65, 72, 78, 96, 144, 145, 147, 148, 155, 159.
Krieg (Samoa) I 280, 308, 309, 310, 311.
Krieger, Stationsbeamter II 118.
Kriegführung (Samoa), Art der I 310.
Kriegschiffhafen (Kamerun) I 18.
Kriek I 17, 27; II 242, 243.
Krokodil (Togo) II 15, 42, 45, 62.
Kronprinzengebirge I 235.
Kropff, Johann I 249.
Kruleute II 15, 63, 91, 94.
Kryptogamen (Samoa) I 266.
Kuande, Stadt II 7.
Kubary, Johann St. I 239, 240, 255.
Kubub, Ort I 219.
Kudjovi, Häuptling II 3, 4.
Kudu (Deutsch-Südwestafrika) I 206.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Kue s. Bassa.
Küfu, Ort I 326.
Kuiseb, Fluß I 180, 199, 219.
Kuka (Kukana) I 9, 61, 65, 76, 100, 128, 154, 156.
Kukukudu, Station II 267.
Kulturen, samoanische I 313, 314.
Kulturpflanzen (Kamerun) I 47, 48.
— (Togo) II 18.
Kuluga, Flachsee I 38.
Kumaga, Fluß II 10.
Kumaleute II 74.
Kumaso, Ort II 52.
Kumbo-Stamm I 78.
Kumboplateau I 23, 32, 51, 74, 78, 80, 106, 162.
Kumonde, Ort II 52, 54, 57.
Kumpela, Ort II 77.
Kunabembeleute I 88.
Kund, Hauptmann I 13, 154.
Kunda, Ort II 36.
Kunde, Ort I 13, 30, 31, 34, 70, 78, 98.
Kundja, Ort II 78, 92.
Kuneneßluß I 67, 176, 194.
Kunja, Landschaft II 4, 13, 16, 25, 28.
Kunjaleute II 25.
Kunst, darstellende (Kamerun) I 128.
— musikalische (Kamerun) I 122, 128.
Kunstfertigkeiten (Neu-Guinea) II 271.
Kuntz, J. II 188.
Kunze, Marineunterzahlmeister I 286.
Kupfer (Deutsch-Südwestafrika) I 199.
— (Kamerun) I 31.
Kupfergebiet von Otawi I 190, 199.
Kupo, Ort II 92.
Kurakakaul II 287.
Kürbis (Deutsch-Südwestafrika) I 188.
Kusaie, Insel I 238, 239, 242, 244, 245, 246.
Kusaleute II 46.
Kuschau, Berg I 321.
Kusseri, Ort I 14, 15, 69, 98, 100, 114.
Küste (Togo) II 7, 94.
Küstenbahn (Togo) II 84, 85, 95.
Küstenflora (Samoa) I 268.
Küstenland (Deutsch-Ostafrika) II 186, 190, 192, 193, 194, 195, 197, 198, 199, 202, 207, 238 ff.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 176 ff.
Küstenvorland (Kamerun) I 24 ff.
Küster, Dr. II 6, 72.
Kwadjo De, Häuptling II 4, 36, 74.
Kwai, Ort II 233.
Kwajelin, Insel I 254, 256.
Kwaku, Häuptling II 35.
Kwakwakriek I 27.
Kwamikrum, Ort II 28.
Kwau, Dorf II 36, 40.
Kwou, Fluß II 136.

L.

Ladronen (Diebesinseln) I 249.
Lae, Atoll I 254, 256.
Lagos I 9, 12, 48, 98; II 69.
Lagosleute II 17.
Lagune (Togo) II 7, 8, 12, 15, 17, 19, 20, 62, 63, 65, 66, 67, 82.
Lagunenstraße II 65.
Lahari, Häuptling II 297.
Laï, Ort I 13.
Laitschonfu, Präfektur I 320.
Lakemunu, Fluß II 297.
Lakka, Stamm I 126.
Lama, Station II 284.
Lamba, Ort II 92.
Lambe, Station II 284.
Lame, Ort I 13.
Lamido I 81, 82, 84, 91, 92, 93, 94, 98, 108, 109, 113, 114, 131, 143.
Lamoliork, Atoll I 242.
Lamu, Insel II 115.
Lamutrik, Atoll I 242, 243.
Landbesitz (Kiautschou) I 324.
Lander, Richard I 9.
Landesprodukte (Samoa) I 265.
Landkommissare (Kamerun) I 164.
Landordnung (Kiautschou) I 331.
Landschaftsverbände (Togo) II 17.
Landstraßen (Kiautschou) I 325.
Landungsbrücke bei Lome II 84, 95.
Landungsplätze (Deutsch-Südwestafrika) I 177, 178.
Landverkauf (Kiautschou) I 327.
Landwirtschaft (Neu-Guinea) II 272—274.
— (Togo) II 87 ff.
Landwirtschaftliche Ausstellung (Togo) II 90.
Landwirtschaftliche Versuchsanstalt (Togo) II 90.
Langarbai I 244.
Langemakbucht II 308.
Langenburg II 207.
Langhans, Professor I 238.
Langheld, Leutnant II 121, 122.
Lapérouse, Forschungsreisender I 266, 315.
„Lark", Kriegschiff I 232.
Laro, Ort I 35.
Lasaebene II 92.
Laterit (Kamerun) I 24, 31, 35.
— (Togo) II 8, 27, 38, 50, 62, 68.
Laua ja Sereri, See II 136.
Laubbäume (Kiautschou) I 321.
Laubbuschwald (Kamerun) I 51, 53.
Lauhouschan I 321.
Laulaubucht I 251, 253.
Lauschangebirge I 320, 321, 322, 326, 338.
Lauterbach, Dr. II 269, 272, 273, 279, 292, 299, 300, 301, 303, 305, 306, 308.
Lauting, Berg I 321.
Lavafelder, Samoa I 272.
Lavanjo, Landschaft II 16, 25.
Lavanjoberge II 25.
Lawson III., König II 65.
Lazcano, Francisco de I 239.
Lebensmittel (Kamerun) I 122.
Lebensweise (Kamerun) I 119 ff.
— (Neu-Guinea) II 328.
Leda, Waffenfest I 132.
Ledermann I 15.
Lefanasprache II 25, 26.
Legbaholz (Togo) II 81.
Leguan, Eidechse (Kamerun) I 52.
Lehmkastenhäuser (Togo) II 26.
Leichenfeierlichkeiten (Kamerun) I 131, 135.
Lele, Insel I 244, 245.
Lempo, s. auch Suleimana, Sultan II 30, 46, 75, 77.
Lenfant, Franzose I 15, 37.
Leo Afrikanus I 9.
Leopard (Deutsch-Ostafrika) II 162, 237, 242.
— (Kamerun) I 46, 53, 54.
— (Togo) II 14, 36, 39, 42, 47, 62.
Leotaketak I 259.
Lepra (Togo) II 64.
Lepraheim (Togo) II 64.
Lepua, Berg I 270.
Lere I 6, 13, 70.
Lesen und Schreiben (Kamerun) I 128.
Lesson, Franzose II 257.
— Insel II 280.
Leuchtturm (Kiautschou) I 330.
Leulumoenga, Dorf I 280.
Lewa, Station II 117, 196.
Liatigebirge II 4.
Lib, Atoll I 254, 256.
Libagebiet I 10.
Libasee I 11, 16.
Liberianer I 142.
Lieder (Kamerun) I 122, 128.
Likieb, Atoll I 253, 254, 255, 256, 259.
Likondeberge II 240.
Likpe, Landschaft II 13, 27.
Limam, mohammedanischer Würdenträger II 52, 54, 77.
Limonen (Togo) II 73.
Lindenberghut I 235.
Lindi, Station II 117, 118, 120, 125, 145, 147, 149, 189, 207, 213.
Linke, Dr. I 316.
Litschihuberge II 240.
Litfun, Ort I 326.
Litsuner Höhen I 321.
Litsunfluß I 321.
Livingstone, David, Forscher I 10; II 108, 109.
Livingstonegebirge II 127, 132, 134, 219, 220, 222.
Liwale, Station II 147, 190, 240, 244.
Loanda II 108.
Lobe, Fluß I 28.
Lobe, Name für Gott (Kamerun) I 139.
Logba, Ort II 57.
Logone, Fluß I 9, 10, 15, 22, 33, 34, 37, 39, 78, 84, 120, 126.
— Landschaft I 38, 39, 68, 78, 82, 102, 109, 117, 127, 130.
Logos, Niederlassung II 291.
Lokundje, Fluß I 18, 20, 23, 27, 28, 72.
Lolodorf I 57, 62, 65.
Lomalasin, Berg II 130.
Lome II 3, 4, 6, 16, 18, 19, 20, 24, 43, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 74, 81, 82, 84, 85, 86, 88, 91, 92, 93, 94, 95.
Londoner Geographische Gesellschaft II 108, 110, 111.
Longan, Insel II 234.
Longinsel II 311.
Loffo, Landschaft II 58, 59.
Loffoleute II 59.
Loffop, Insel I 239.
Lottiinsel II 311.
Löwe (Deutsch-Ostafrika) II 162, 237, 242.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 192, 194, 206, 219.
— (Kamerun) I 53, 54.
— (Togo) II 13, 45, 47, 62.
Lualaba, Fluß I 10; II 110.
Luale, Fluß II 132.
Luatuanun, Ort I 286.
Lüderitz II 112.
Lüderitzbucht I 177, 178 189, 181, 216, 227.
Lüders I 10.
Luëngera II 131, 230.
Luffa, Früchte (Togo) II 49.
Lufi-Lufi, Station I 279, 280.
Lufiriv, Fluß II 134.
Luisenfelde II 189, 190.
Lukigura, Fluß II 132.
Lukuga, Fluß II 109, 131, 135.
Lukuledi, Fluß II 243.
Lukunor, Atoll I 242.
Lulualurg II 71.
Lum, Station I 145.
Lupa, Fluß II 209.
Luppen (Togo) II 50.
Lupu-Songwe, Fluß II 136.
v. Luschan I 126.
Lütke, Graf I 239.
Lutschende, Fluß II 133, 134.
Luwegu, Fluß II 132, 237.

M.

Mä, Fluß II 92.
Mabealeute I 72, 88.
Machenhauer, Assistenzarzt, Dr. I 286.
Maclayküste II 283, 311.
Mädchenpensionat, katholisches (Samoa) I 275.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Madimola, Station II 117.
Madreporenkalk I 250, 252.
Maduari, Ort I 9.
Mafi, Station II 117.
Mafia, Insel II 115, 120, 132, 241, 245.
Mafitileute II 120, 166, 237.
Magambawald II 190.
Magellan, F. I 219, 250.
Magma (Deutsch-Ostafrika) II 128.
Magneteisenstein (Togo) II 54.
Mahenge, Landschaft II 111, 115, 132, 146, 190, 239, 240.
— Station II 146, 208, 239.
Mahlzeiten (Samoa) I 293.
Majama, Fluß II 309.
Maiduguri, Ort I 156.
Maifeier (Samoa) I 300.
Mais (Deutsch-Ostafrika) II 169, 193, 211, 230, 233, 234, 239, 241, 243, 245, 248, 249, 250, 251, 253.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 188.
— (Kamerun) I 49, 115, 116.
— (Marianen) I 252.
— (Togo) II 18, 29, 36, 42, 43, 44, 45, 47, 55, 62, 70, 88.
Maistre, Franzose I 13, 14.
Majuro, Atoll, I 253, 254, 255, 256.
Makaleute I 71, 73, 136.
Makarileute I 68, 102, 114, 122, 126, 129, 136.
Makdischu, Ort II 100, 101, 115.
Makondeplateau II 240, 243.
Makua- oder Mlahisteppe II 240.
Mala, Dorf II 297, 298.
Malaita, Insel I 231.
Malakal, Insel I 210.
Malanga, Reise (Samoa) I 294, 295.
Malapao, Pflanzung II 287.
Malaria (Deutsch-Ostafrika) II 186.
— (Kamerun) I 57.
— (Neu-Guinea) II 265.
— (Togo) II 63.
Maleberge II 240.
Malietoa (Titel) (Samoa) I 281, 282.
Malietoa Laupepa I 285, 287, 288, 289, 310, 311.
Malietoa Talavou I 282.
Malindi, Ort II 100, 103, 104, 115.
Mallem (Kamerun) I 128, 129, 148.
Maloelap, Atoll I 253, 254, 255, 256.
Malovaro, Station II 284.
Malua, Missionstation I 278, 279, 315.
Mambare, Fluß II 283, 308.
Mambojafenke II 233.
Mamea (Samoa) I 282.
Mamfe, Station I 27, 28, 48, 152, 159.
Mamma, Häuptling II 30, 32.
Mammyäpfel I 293.
Mampruffi, Landschaft II 5, 60, 61.
Mampruffileute (Mampulugu) II 46, 61.
Manda, Insel II 120.
Mandara, Landschaft I 14, 38, 69, 70, 82.
Mandaragebirge I 22, 23, 33, 35, 38, 51, 53, 54, 61, 78, 92, 98.
Mandaraleute I 108, 112, 118, 136.
Manderaschnellen II 132.
Mandingo (Kamerun) I 36.
Manenguba, Landschaft I 144.
Manenguba-berge I 20, 23, 27, 30, 47, 145, 170.
Mango (Neu-Guinea) II 274.
Mangobaum (Deutsch-Ostafrika) II 242.
— (Samoa) I 293.
— (Togo) II 73, 76.
Mangrove (Deutsch-Ostafrika) II 152, 190, 212, 245.
— (Kamerun) I 17, 18, 41, 42, 49, 57.
— (Karolinen) I 245.
— (Marshallinseln) I 257.
— (Salomoinseln) I 233, 235.
— (Togo) II 12.
Mangu, Landschaft II 18, 56, 60, 61, 62, 64, 73, 77.
— Ort II 7, 76, 78, 80, 85, 87, 88, 92, 93.
Mangudunastie II 48.
Manguleute II 61, 62.
Manjarasee II 122, 130, 136.
Manjemaleute II 217.
Maniok (Deutsch-Ostafrika) II 169, 194, 211, 233, 241, 244, 245, 248, 259.
— (Kamerun) I 115.
— (Togo) II 18, 29, 38, 40, 42, 55, 58.
Manju, Fluß I 28, 48, 58, 78, 111.
Mann, Forscher I 10.
Manono („Königsinsel") I 270, 272, 280, 281, 288, 312.
Manow, Station II 146.
Mansfeld, Dr. I 15, 27, 29, 46, 74, 138.
Mantschingtau s. Hafeninsel.
Mannagruppe I 270, 280, 290.
Manns, Insel II 284.
Mao Kebbi, Fluß I 36.
Map, Eiland I 238, 242.
Mapia oder St. David-Insel I 241.
Mara, Ort I 114.
Maraga, Dorf II 297, 98.
Marche, A. I 250.
Märchen (Kamerun) I 128.
Marghileute I 69, 73, 102, 112, 113, 136, 138, 139.
Marianen I 238, 239, 240, 241, 243, 245, 248, 249 bis 252; II 263.
Marianen-Handelsgesellschaft I 253.
Marikileute I 70.
Maristen, französisch-katholische (Société de la Sainte Marie) I 278, 279, 314.
Maristenmissionare, katholische I 232, 237.
Markhamfluß II 283, 299, 309, 312, 313.
Märkte (Kamerun) I 96, 97, 100.
— (Togo) II 20, 30, 43, 48, 51, 56, 62, 78.
Maronu, Insel II 284.
Marquardsen I 15.
Marquardt, Polizeichef I 290.
Marrua I 13, 14, 69, 70, 81, 98, 118, 149, 165.
Marshall, Kapitän I 254.
Marshallinseln I 238, 241, 253—260, 262, 264.
Martin, Dr. II 64.
Mashantu, Fluß I 18.
Masituleute II 166.
Maskat II 105, 112.
Maskataraber II 105.
Massaierpedition II 111.
Massailand II 122, 224, 226, 252.
Massaineger II 111, 122, 165, 166, 174, 176, 177 bis 184, 202, 213, 223, 224, 226, 228, 229, 232.
Massaisteppe II 122, 123, 162, 184, 191, 221, 233.
Massaffi, Landschaft II 236.
Massawa, Pflanzung II 287.
v. Massow II 6, 7, 46, 78, 79, 92.
Mataafa I 280, 281, 285, 286, 287, 288, 289, 304, 312.
Matanatar, Pflanzung II 287.
Matandu, Fluß II 240, 244.
Mataulannsee, I 272.
Matautu, Vulkan, I 275.
Matavanu I 267.
Matchleßmine I 199.
Matengohochland II 220, 221.
Mathiasinseln II 279, 310.
Matogoroberge II 133, 236, 237.
Matte, feine (ie tonga) (Samoa) I 298, 299.
— weiße (ie sina) (Samoa) I 299.
Matten (Togo) II 43, 50, 56.
Mattyinsel II 267, 284.
Matumbi, Landschaft II 230, 234, 236, 239.
Matumbiberge II 125, 240, 241.
Matupi, Insel II 260, 285, 314.
Maultier (Deutsch-Ostafrika) II 204.
— (Togo) II 56.
Maunga afi (Feuerberg) I 272.
Mauwesee I 23, 32, 139.
Mawensi, Berg II 130, 228.
Mawu, Gott II 22 25.
Mawudje, Ort II 244.
Maxse, englischer Konsul I 289.
Mayr, Hans II 104.
Mbaka, Fluß II 134.
Mbam, Fluß I 13, 33, 45, 70, 80, 92, 102, 125, 136.
Mbemkuru, Fluß II 243.
Mbumleute I 70, 73, 102.
Mbusini, Station II 117.
Mc. Cluergolf II 258.
Meandet-Mondul, Vulkanberg II 130.
v. Mechow, II 71.
Medizinmann (Togo) II 49.
Meerestiere I 269.
Mejit, Atoll I 253, 256.
Meinhof, Professor II 167.
Mekodistrikt II 297.
Melamu, Pflanzung II 282, 321.
Melanesian Mission, protestantische I 232.
Melanesien I 235.
Melanesier II 267, 276.
Melanesische Arbeiter II 325, 326.
Melone (Deutsch-Südwestafrika) I 188.
Melonenbaum (Kamerun) I 42, 44.
— (Marshallinseln) I 257.
Meme, Fluß I 18, 25.
Menado I 240.
Mendana, Alvaro, de Benra I 231, 232, 254; II 257.
Mendif (Mindif), Berg I 38.
Meneses, Don George de II 257.
Meng, Fluß I 53.
Menkor I 92.
Mensa, König II 4.
Menschenfresserei siehe Kannibalismus.
Merenski, Missionsinspektor II 112.
Merir, Insel I 241.
Mertens, Naturforscher I 239.
Meru II 111, 130, 146, 160, 184, 195, 206, 227, 228, 230, 231, 253.
Meta, Fluß I 18.
Metalanim, Landschaft I 244.
Metalanimhafen I 244.
Meteorologische Station (Karolinen) I 245.
Meteorologischer Äquator I 55, 56, 60, 62.
Meyer, Dr. H. II 258.
— Hans II 121, 123, 130.
Mi-Pimbistation I 28.
Miaun, Provinz II 46.
Michahelles, Generalkonsul II 116.
Mikindani, Station II 117, 118, 147, 148, 243.
Miklucho-Maklay II 258.
Mikronesien I 238 ff.
Mile, Atoll I 253, 254, 255, 256.
Mineralische Produkte (Deutsch-Ostafrika) II 188, 189, 250.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Mineralische Vorkommnisse (Deutsch-Südwestafrika) I 190, 200.
Minimumfluß II 300.
Mioko, Ort II 260, 289, 290, 314.
Miombowald II 155, 157, 158, 210, 213, 233, 237.
Misahöhe II 6, 7, 15, 64, 65, 72, 74, 76, 77, 78, 80, 81, 84, 87, 88, 92, 93.
Misahöhestraße II 81.
Mischlich, Missionar II 72, 76.
Mission (Kamerun) I 148, 167.
— katholische (Marianen) I 251.
Missionen (Samoa) I 275, 278, 279.
— (Togo) II 68 ff., 80.
Missionierung (Karolinen) I 239, 244.
— (Marianen) I 249.
Missionsgeschichte Samoas I 278.
Missionsgesellschaft, Berliner I 337, 338.
— deutsche katholische von Steil I 337, 338.
— Londoner (London Missionary Society) I 278, 279, 288, 314, 315.
Missionsverein, evangelisch-protestantischer I 337, 338.
Missionstationen (Samoa) I 278, 279.
Missionswesen (Neu-Guinea) II 266.
Mitre Rock II 283.
Mittellandbahn (Deutsch-Südwestafrika) I 227.
Mizon I 13.
Mkata, Fluß II 132, 249.
Mkataebene II 155, 249.
Mkomasi, Fluß II 131, 230.
Mkunga, Fluß II 135.
Mlagaraffi, Fluß II 134, 135, 147, 186, 189, 190, 209, 217.
Mlingaberge II 230.
Mo, Fluß II 10, 54, 57.
Moabgebiet II 61, 62, 92.
Moabgebirge II 61.
Moab (Moba-)leute II 60, 61, 78, 92.
Mogemog, Insel I 245.
Mohoro, Bezirksamt II 207, 245.
Moilaspitze I 234.
Mokil, Insel I 239, 242, 245.
Molen (Kiautschou) I 330.
Moltkeberg (Kiautschou) I 322.
— (Togo) II 74.
Molundu, Ort I 30, 155.
Mombasa, Ort II 100, 103, 104, 105, 106, 211, 253.
Momba-Sfaiffi II 136.
Mombo, Station II 233.
Mondberge II 100, 101.
Monsun (Togo) II 10.
Monsune (Deutsch-Ostafrika) II 99, 139, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 156, 230, 231, 238.
— (Karolinen) I 244, 245.
Monsune (Kiautschou) I 322, 323.
— (Neu-Guinea) II 279.
— (Salomoinseln) I 235.
Monu, Fluß II 5, 8, 10, 16, 17, 18, 40, 41, 42, 43, 44, 51, 54, 62, 65, 73, 82, 85, 90, 91.
Monu-Njalaebene II 8, 9.
Monumbo, Station II 266, 281.
Moral (Samoa) I 297, 298.
Morales I 250.
Mord (Togo) II 22.
Moresby, Kapitän II 258.
Morgen, Leutnant I 13, 46, 72, 94, 117.
Mormonen (Samoa) I 278, 279.
Morobe, Fluß II 309.
Morobe, Station II 264, 283, 313.
Morogoro, Station II 189, 207, 250.
Mortlockinseln I 239, 242, 245, 246.
Moschi, Station II 117, 146, 207, 230.
Mostito (Samoa) I 265.
— (Togo) II 15, 63.
Moffamedes, Hinterland von II 112.
Moffi, Landschaft II 5, 6, 9, 29, 30, 31, 55, 77.
Moffileute II 46, 61.
Motivaleute II 92.
Motu-Motu II 296, 297.
Monton & Co., O. II 288, 318.
Mpangali, Fluß II 132, 232, 234, 235, 236.
Mpapua, Station II 117, 120, 122, 146, 155, 157, 189, 192, 206, 207, 210, 223, 224.
Mpitilandschaft I 67.
Mpororo, Landschaft II 122, 131, 135, 174, 214, 215.
Mfinjefluß II 115.
Mtundufihügel II 133.
Muansa, Station II 145, 197, 198, 199, 202, 207, 211, 212, 213.
Mudongo ma Bakwedi (der große Kamerunberg) I 25, 41, 55.
Mudongo ma Etinde (der kleine Kamerunberg) I 20, 25, 57.
Mueroplateau II 240, 241.
Muinin Sagara, Sultan II 113.
Mukaffe, Gott I 139.
Mukondokwa, Fluß II 132, 157, 233, 234, 249.
Mukonje, Ort I 150.
Mulifannapflanzung I 275, 276.
Mulinu'u I 264, 275, 312.
Mun-Aja I 28.
Mungofluß I 17, 21, 26, 27, 28, 29, 41, 150, 159.
Mungo, Gott I 139.
Mungokrieg I 41, 42.
Muntschileute I 107, 136.
Murchisonfälle II 129.
Murilo, Atoll I 242.
Muschelposaune (Samoa) I 309, 310.
Musgrave, Mc. II 297.
Musgu, Volksstamm I 38, 69, 70, 73, 78, 80, 89, 93, 102, 104, 109, 112, 113, 116, 117, 119, 129, 130, 131, 133, 136, 139.
Musgulandschaft I 9, 38, 39, 47, 54, 84, 92, 117, 118.
Musgusprache I 37, 102.
Musik (Samoa) I 306, 307.
Musikinstrumente (Deutsch-Ostafrika) II 171.
— (Togo) II 37, 48.
Muskatnuß (Samoa) I 314.
Muti, Berg I 23, 32, 51.
Mutjekplateau II 122, 226.
Mutokhafen I 244.
Mweleland I 45.
Mweleleute I 71, 102.

N.

Na, Fluß II 10.
Nabahu, Ort II 92.
Nachtigal, Dr. Gustav I 3, 4, 5, 9, 38, 39, 40, 54, 55, 61, 62, 64, 69, 76, 80, 100, 109, 122, 124, 128, 132; II 3.
Nachtigal-Krankenhaus in Anecho II 64, 65.
Nachtigalschnellen I 13, 30.
Nadelholzbäume (Kiautschou) I 321.
Naëmi, mohammedanischer Würdenträger II 52.
Nagetiere (Togo) II 14.
Nago, Pflanzung II 290.
Najo, Gott II 39, 40.
Namaland I 185, 190, 198, 200, 201, 211, 212, 213 ff.
Namanne, Ort II 290.
Namanleute I 195, 222, 225.
Namasprache I 212, 223.
Namatanai, Station II 264, 290.
Namba, Landschaft II 92.
Nambaleute II 61.
Namengebung (Kamerun) I 133.
Namib I 179, 189, 216.
Namlagira, Vulkan II 128.
Namo, Atoll I 254, 256.
Namonuito, Atoll I 242.
Namorik, Atoll I 254, 256.
Namua, Insel I 270.
Namulanulu Lauati, Häuptling I 312.
Nanmatal, Ruinen von I 244.
Nanumba, Landschaft II 45.
Nanumbaleute II 46, 61.
Nanyan, Halbinsel I 322.
Naparba, Ort II 50, 51.
Napari, Ort II 6, 47.
Naraga Ningan, Station II 284.
Nashorn (Deutsch-Ostafrika) II 225.
Nashornhörner (Deutsch-Ostafrika) II 191.
Nashornvögel (Kamerun) I 42, 45.
Natjabaleute II 61, 92.
Natronsee II 111, 130, 136.
Nationalgetränk (Samoa) I 302.
Natürliche Landschaften (Deutsch-Ostafrika) II 208 ff.
Naukluftgebiet I 214.
Nauru od. Nawodo, Insel I 253, 259, 260; II 264, 265.
Nawuri, Landschaft II 32.
Nawurileute II 32.
Ndali, Ort II 72.
Ndian, Fluß I 18, 24, 27, 28.
Ndsimuleute I 68, 71, 111, 119.
Ndüsee (Ndisee) I 32, 139.
Ndumba, Ort I 13, 98.
Nebel (Deutsch-Südwestafrika) I 176.
Negerhabitus (Kamerun) I 73.
Netzmacherei (Togo) II 19.
Neu-Britannien II 257, 260, 278, 279.
Neu-Georgia I 231.
Neu-Guinea II 255 ff.
Neu-Guinea-Compagnie I 232; II 260, 261, 262, 264, 279, 280, 281, 282, 284, 287, 290, 291, 292, 293, 298, 299, 301, 302, 306, 308, 309, 312, 315, 316, 318, 320, 321, 323.
Neu-Hannover II 279, 290, 291.
Neu-Iringa II 236.
Neu-Irland II 260, 279.
Neu-Lauenburg II 260, 279, 289, 290.
Neu-Mecklenburg II 257, 260, 264, 270, 279, 290, 293, 310, 325.
Neu-Pommern II 257, 260, 274, 279, 284, 285, 289, 290, 293, 310, 311, 325.
Neuendettelsauer Missionsgesellschaft II 266, 274, 283, 308.
Neumann, O. II 123.
Neuwied, Station II 149.
Neven du Montfalle I 29.
New Britain Trading and Planting Company I 237.
Ngai, Gott II 178, 181, 182.
Ngaldjam (Kamerun) I 37.
Ngambe, Ort I 78, 92, 93, 94.
Ngamilagune I 194.
Ngamiland I 181.
Ngardokfee I 240.
Ngardorok-Ngarthul, Fluß I 240.
Ngaruangl I 241.
Ngatik, Insel I 239, 242, 244.
Ngaundere I 10, 13, 14, 23, 30, 32, 33, 34, 35, 39, 51, 53, 60, 65, 78, 81, 92, 93, 98, 100, 114, 126, 154, 156.
Ngeiangl I 241.
Ngi (Kamerun) I 137.
Ngila, Häuptling I 136.
— Ort I 13.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Ngoko, Ort I 155.
Ngololeute I 116.
Ngoloberglaud I 25, 27.
Ngondjaberge II 230.
Ngongo-Ngare-See II 228.
Ngorongoro, Vulkanberg II 130, 226.
Ngulu, Atoll I 242, 246.
Nguru, Landschaft II 113, 114.
Njala, Fluß II 10, 51, 54.
Njalaebene II 51, 55.
Njamassilä, Ort II 44, 81.
Njambo, Dorf II 39.
Njangbo, Plantage II 89.
Njangwe, Ort II 110.
Njanza, Stadtteil II 40, 41, 42.
Njarasa-(Ejassi-)See II 122, 130, 136, 163.
Njassagraben II 127, 128, 209.
Njassaleute II 237.
Njassa-Randgebirge II 146, 159, 206, 220, 236.
Njassa-See II 108, 110, 111, 114, 115, 123, 124, 127, 128, 131, 134, 166, 188, 189, 194, 219, 220, 221, 222, 237, 238, 244.
Njawarongofluß II 135.
Niederguineaschwelle I 30.
Niederlassung, europäische, in Jaluit I 255.
Niederschläge (Deutsch-Ostafrika) II 139 bis 150, 151, 153, 154, 158, 160, 209, 215, 231, 239, 241.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 183, 189, 202.
— (Kamerun) I 58, 59, 60, 61.
— (Samoa) I 264.
Niederschlagsmengen (Deutsch-Ostafrika) II 145, 146, 147, 148, 210, 223, 225, 229, 235, 242, 253.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 203, 216.
— (Kamerun) I 57, 58, 59, 60, 61.
Njemleute I 68, 71, 111, 119.
Niengo, Gott I 139.
Niger, Fluß I 8, 9, 11, 12, 15, 33, 35, 36, 38, 51, 65, 98, 162, 170; II 7, 48, 51, 52, 101.
Nikop, Gott I 139.
Nil II 101, 108, 109, 129, 131, 135.
Nilneger (Niloten) II 176, 213.
Nilpferd (Deutsch-Ostafrika) II 162.
Nilquellen II 100, 101.
Ninigoinseln II 284.
Ninol, Dorf II 311.
Njong I 18, 24, 27, 28, 29, 30, 33, 34, 37, 41, 65, 68, 78, 145, 155, 159.
Niragongo, Vulkan II 128.
Nkam, Fluß I 27.
Nkossiberge I 20.
Nlonakoberge I 23, 27.
Noborob, Station II 266.
Noepe, Ort II 16, 81, 84, 85.
Nomoi s. Mortlock.
Nomwin, Atoll I 242.
Nord-Glei, Ort II 41.
Nord-Hanga II 236.
Nordbahn (Kamerun) I 17, 27, 145, 158.
Norddeutsche Missionsgesellschaft s. Bremer Mission.
Norddeutscher Lloyd I 334; II 265, 266, 280, 281, 285, 286.
Nordkap (Salomoinseln) I 233.
„Nordwestkamerun" Gesellschaft I 14, 15, 28, 48, 147, 151, 152, 154, 156, 159.
Noru, Insel II 284.
Nossob, Fluß I 199, 214.
Not, Landschaft I 244.
Notoberge II 240.
Nsambe, Gott 137, 139.
Nsakpe I 29.
Ntem s. Kampo.
Ntribu, Landschaft II 36.
Ntribusprache II 37.
Ntschumuru, Landschaft II 25.
Nuatjä, Ort und Land II 6, 16, 66, 71, 87, 89, 90.
Nubia, Station II 280.
Nükukou, Stadt I 325, 326.
Nukuoro, Insel I 239, 246.
Numa-Numa I 234.
Nun, Fluß I 33, 51, 53, 80, 108.
Nunu Elisi, Priesterin II 39.
Nurufluß II 299, 300, 307, 308.
Nusa, Station II 290.
Nusalik, Pflanzung II 290.
Nussi, Hafen I 234.
Nutzhölzer (Deutsch-Ostafrika) II 190.
— (Togo) II 78, 80.
Nutzpflanzen (Kamerun) I 47, 49.
Nuulua, Insel I 270.
Nu'utele, Insel I 270.
Nyawingi II 175.

O.

Oala, Station II 284.
Obaschi, Gott I 139.
Oberflächengestaltung (Deutsch-Ostafrika) II 123 ff.
Oberrichter (Samoa) I 289.
Observatorium (Kiautschou) I 338.
— (Samoa) I 264.
Obst (Deutsch-Südwestafrika) I 190.
Obstzucht (Kiautschou) I 325.
Odei, Ort II 83.
Odentefetisch II 28, 29, 30, 32, 40.
Odomi, Ort II 39, 40.
Odumase, Ort II 37, 81.
Ofuinsel I 270, 280.
Ogowe I 10.
Ohompe, Fluß I 28.
Okawango, Fluß I 194.
Okla, Fetischpriester II 75.
Oldonjo l'Engai II 130.
Oldörp II 312, 313.
Oleaï, Atoll I 242, 243, 245, 246.
Olosinga-Insel I 270, 280.
Ölpalme (Deutsch-Ostafrika) II 152.
— (Kamerun) I 42, 44, 46, 47, 48, 50, 115, 116, 168.
— (Togo) II 12, 13, 18, 33, 36, 39, 40, 42, 43, 51, 54, 88.
Olukonda, Station I 193, 203.
Olulome, Gott I 139.
Omaheke I 196, 205.
Oman-Araber II 104, 185.
Omapjuquelle I 183.
Omar, Scheich I 14, 76, 128.
Omaruru, Ort I 198, 201, 203.
Omarurufluß I 199.
Omatakoberge I 198.
Ombaroquelle I 183.
Omo, Station II 267.
Omurambo Omatako, Fluß I 197.
Ommwerumeberg I 197.
Ondongagebiet I 195.
Onon, Atoll I 242.
Opia, Eingeborener II 295, 296, 297, 298.
Orangen (Marshallinseln) I 252.
Orän, Ort II 44.
Oranjefluß I 176, 177, 181, 194, 199, 214, 215, 216.
Orchideen (Samoa) I 268.
Orkan, März 1889 (Samoa) I 286.
Oroluk, Atoll I 242.
Ortzengebirge II 282, 292, 299.
Ossasee I 29.
Ossidinge I 58, 145, 151.
Ossajo, Atoll I 242.
Ostgrenzexpedition (Kamerun) I 78.
Ostkarolinen I 240, 242, 245, 246.
Oswald II 247.
Otawibahn I 227.
Oti, Fluß II 9, 28, 29, 32, 37, 39, 62, 76, 77, 78, 83, 84.
Otjikango I 183, 208.
Otjikango katiti I 183.
Otjimbingwe I 184, 203.
Otjisewa I 201.
Otiniederung II 36, 37, 47, 73, 77.
Otisu, Ort II 28.
Ottiltenfluß II 301, 302, 303, 332.
Otto, Heinrich II 234.
Oudueyerexpedition I 9.
Outjo-Sandsteinterrassen I 196.
Overweg I 9.
Owaherero I 188, 194, 195, 196, 207–212, 222, 224, 226.
Owambandjeru I 208.
Owamboleute I 194, 195 210.
Owassa oder Klarence Pik I 16, 17, 20.
Owatjimbaleute I 208.
Owen-Stanleygebirge II 309.

P.

Pacific Phosphate Company I 259.
Pack, Insel II 284.
Pagan, Insel I 250, 252.
Paheluebene II 59.
Pajawo, Fluß II 309.
Paischaho, Fluß I 320, 321, 322, 324.
Palauinseln I 238, 239, 240, 241, 244, 245, 246, 247, 248; II 263, 264.
Palauli I 312.
Palime, Stadt II 61, 68 84, 85, 90.
Palimebahn II 64, 67.
Palmkern (Kamerun) I 48.
— (Togo) II 18, 20, 25, 65.
Palmöl (Kamerun) I 48, 152.
— (Togo) II 18, 19, 20, 25, 65.
Palmwein (Kamerun) I 122.
— (Togo) II 18, 25, 36, 49.
Palolowurm (Samoa) I 301.
Pama, Landschaft u. Ort II 5, 7, 77.
Pampangaleute II 61.
Pampawüe, Ort II 36.
Pandanus (Deutsch-Ostafrika) II 152.
— (Kamerun) I 42.
— (Marshallinseln) I 254, 257, 258.
— (Togo) II 19, 39.
Pangani, Fluß II 111, 117, 123, 131, 145, 224, 230, 233, 252.
— Station II 116, 117, 118, 120, 131, 207, 251, 252.
Panganifälle II 131.
Panganiniederung II 233.
Panganischnellen II 133.
Panganisenke II 251.
Pango Pango-Bucht I 270, 290.
Pangwe s. Fang.
Pantänius, Agent I 4.
Papageien (Kamerun) I 42, 45.
— (Togo) II 14, 50.
Papalangi (Samoa) I 265.
Papua II 267, 268, 274, 275, 276, 277, 278, 313.
Papuagolf II 297.
Papuanische Arbeiter II 325, 326.
Papyrus (Togo) II 12.
Paratau, Stadt II 10, 53, 54, 55.
Pare, Landschaft II 115, 126, 131, 159, 206, 230, 231, 232, 233, 253.
Paregebirge II 110, 111, 122, 131, 146, 230, 231, 232.
Parkia africana (Togo) II 50, 58.
Parkinson, R. I 232.
Parklandschaft (Kamerun) I 43, 44, 46, 50, 51.

Parklandschaft (Togo) II 59.
Park, Mungo I 9, 50, 76
Parsi, Volksstamm II 242.
Passarge, Dr. I 6, 13, 22, 23, 28, 31, 34, 36, 53, 64, 71, 78, 89, 93, 114, 154, 163.
Passat (Deutsch-Ostafrika) II 139, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 156, 209, 225, 227, 230, 237, 238.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 182.
— (Karolinen) I 214, 215.
— (Marianen) I 250.
— (Marshallinseln) I 256.
— (Neu-Guinea) II 279.
— (Samoa) I 261, 265, 273.
Passua, Ort II 56, 57.
Patta, Insel II 120.
Paua, Ort II 39, 40.
Pavian (Togo) II 36, 45.
Pechuël-Lösche I 75.
Peki, Landschaft II 4, 5, 69, 74.
Peking I 323, 333, 336, 339.
Pelu, Gemeinde I 241.
Pemba, Insel II 100, 115, 120, 211.
Pembi, Königreich II 32.
Père Violette I 315.
Perlen (Togo) II 48, 51, 52.
Perlschalen (Karolinen) I 241.
Péronse, La I 232.
Pest (Togo) II 64.
Peter, Lehrer II 297.
Peterhafen II 284.
Peters, Dr. Karl II 111, 112, 113, 114, 116.
Petershöhe II 117.
Petroleum (Kamerun) I 152.
— (Kiautschou) I 326, 330, 335.
Petroleummole (Kiautschou) I 330.
Petschili, Golf von I 326.
Pfeffer (Neu-Guinea) II 316.
Pfefferstrauch (Kamerun) I 116.
Pfeil, Graf Joachim v. I 232; II 112, 113, 121.
Pfeilwurz (Marshallinseln) I 257.
Pferde (Deutsch-Südwestafrika) I 188.
— (Samoa) I 265.
— (Togo) II 31, 42, 47, 48, 50, 55, 59, 62, 78, 80.
Pferdezucht (Deutsch-Ostafrika) II 204, 233.
Pflanzenwelt (Deutsch-Ostafrika) II 150 ff.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 191, 206, 218.
— (Kamerun) I 40.
Pflanzliche Produkte (Deutsch-Ostafrika) II 190.
Pflanzungen (Kamerun) I 149 ff.
— (Samoa) I 275.
Phalluskult (Kamerun) I 138.
Philipp, Robert II 302, 305.
Philipps, Hauptmann I 153.
Phosphat (Karolinen) I 210, 212, 248.
— (Neu-Guinea) II 284.
Phosphatgesellschaft, Deutsche Südsee- I 240, 248.
Phosphatlager (Marshallinseln) I 260.
Piassava (Kamerun) I 49.
Piering, Polizei-Unteroffizier II 293, 294, 295, 296, 297.
v. Piotrowski II 91.
Pikelot, Atoll I 242.
Pililju I 240.
Pingelap I 239, 242, 245.
Plehn, Dr. R. I 15, 72, 146; II 6, 74.
Pocken (Togo) II 63.
Politische Geschichte von Samoa I 279 ff.
Politische Körperschaften (Samoa) I 280.
Politische Organisation (Kamerun) I 80.
Politisches (Neu-Guinea) II 261 ff., 274, 275.
Polizeitruppe (Kamerun) I 142.
— (Neu-Guinea) II 262.
— (Togo) II 91, 92.
Poloot, Atoll I 242.
Ponam, Insel II 284.
Ponape, Insel I 233, 239, 240, 242, 243, 244, 245, 246; II 263
Poporag oder Poporang, Inel I 232.
Porphyr (Kiautschou) I 320.
Port Breton II 290.
Port Moresby II 297, 308.
Porto Seguro, Küstenplatz II 4, 68, 69.
Poschan, Stadt I 326, 336.
Post (Kamerun) I 143.
— (Samoa) I 275, 314, 315.
— (Togo) II 86.
Postalisches (Neu-Guinea) II 265.
Postverkehr (Kiautschou) I 333, 334.
Pot-Falat I 244.
Potsdamhafen II 266, 280, 281, 325.
Powell I 315.
Prager, Kapitän II 123.
Pratt I 315.
Preil, Hauptmann II 6, 7, 62, 83, 92.
Preuß, Dr. I 14, 19, 20, 25, 72, 159.
v. Prince II 235.
Prinz-Heinrichberge I 321.
Prinz-Heinrichhafen II 281, 282.
Pritchard, Konsul I 315.
Prittwitz und Gaffron, Dr. v. II 123.
Ptolemäus, Claudius, Geograph II 100, 101.
Pugu, Missionstation II 119, 218.
Puguberge II 218.
Pulap, Atoll I 242.
Pule I 311, 312.
Puletua I 281.
Purdyinseln II 284.
Pussepu, Dorf II 36.
v. Puttkamer, Gouverneur I 166; II 74, 75.
Pygmäen (Deutsch-Ostafrika) II 164.
— (Kamerun) I 71.
Pythonen (Kamerun) I 46.

Q.

Qomrgebirge II 101.
Quarzit (Deutsch-Ostafrika) II 214.
— (Togo) II 8, 27, 54, 62.
Quecken (Togo) II 12.
Quelimane, Ort II 108.
Quellen (Deutsch-Südwestafrika) I 183, 215.
Quellgebiete auf Savaii I 274.
Quittagebiet, II 4, 16.
Quittalagune II 7, 10.

R.

Rabai, Missionstation II 106.
Rabaul II 263, 264, 265, 266, 285, 286, 287.
Rabeh, Sultan I 14, 54, 65, 69, 78, 155, 156.
Rassel, Dr. I 289.
Ragetta, Station II 266.
Ralikinseln I 254, 255, 257.
Raluana, Station II 267.
Ralum II 287, 314, 315.
Ramsay I 15.
Ramu II 289, 273, 280, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 311, 312, 317, 332.
Ramuexpedition II 279, 298—308, 311.
Randgebirge (Deutsch-Ostafrika) II 230 ff.
— (Kamerun) I 23, 30.
Randlandschaften (Deutsch-Ostafrika) II 209, 212, 213, 217, 221.
Ranga, Eingeborener II 295, 296, 297, 298.
Raniolo, Pflanzung II 287.
Raphia (Kamerun) I 42, 51, 82.
Ratakinseln I 253, 254, 256, 257.
Rath I 175.
Raubtiere (Togo) II 13.
Raubvögel (Togo) II 14.
Ravalien, Pflanzung II 287.
Rawlinsonberge II 283, 312.
Ray, Marquis de II 289, 290.
Rauküste II 310.
Rebmann, Missionar II 106, 107, 110.
Rechinger, Dr. K. I 316.
Rechtsverhältnisse (Kiautschou) I 328.
— (Neu-Guinea) II 274.
Redlich, Kapitän I 232.
Regenflüsse (Deutsch-Südwestafrika) I 183, 191, 197, 199.
Regenmengen (Samoa) I 264.
— (Deutsch-Ostafrika) II 145, 148, 231, 237, 241, 242.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 191, 202, 203, 216, 217.
— (Neu-Guinea) II 279.
Regenzeit (Deutsch-Ostafrika) II 144, 145, 150, 157, 209, 215, 223, 225, 231, 234, 237, 239, 241, 242.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 183, 192, 193, 197, 202.
— (Kamerun) I 56, 57, 58, 60, 61, 62, 120.
— (Samoa) I 264.
— (Togo) II 10, 11, 12, 17, 28, 31, 62, 63, 74.
Regierungschule (Samoa) I 279.
— (Togo) II 70, 71.
Regina Angelorum, Station II 266, 280.
Rehoboth I 183, 198, 203, 213, 216, 217, 218, 220, 221.
Rehobother Bastard I 220.
Rei-Buba, Ort I 35, 70.
Reichard, P. II 110, 152.
Reichenow I 10.
Reis (Deutsch-Ostafrika) II 193, 194, 239, 245, 250.
— (Kamerun) I 49, 117.
— (Kiautschou) I 325.
— (Marianen) I 252.
— (Togo) II 18, 25, 29, 36, 42, 45, 55, 62, 70.
Reiterspiele (Togo) II 53.
Religion (Deutsch-Ostafrika) II 172, 173, 175, 181, 182.
— (Kamerun) I 136—140.
— (Karolinen) I 246.
— (Neu-Guinea) II 276.
— (Samoa) I 267.
Reservate (Kamerun) I 143, 164.
Retes, Ortiz de II 257.
Rheinbucht II 310.
Rheinische Missionsgesellschaft II 266, 282.
Rhizophoren s. Mangrove.
Ribago, Landsitz I 114.
Ribbe, Forscher I 232.
Rich, Insel I 281.
Rinder (Deutsch-Ostafrika) II 180, 202, 203, 222, 233, 234.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 188, 195.
— (Samoa) I 265, 276.
— (Togo) II 18, 30, 33, 42, 44, 47, 50, 55, 56, 57, 59, 61, 62, 66, 76, 78, 80.
Rio del Rey I 5, 8, 12, 18, 23, 145, 159.
Rio del Rey-Astuar I 18, 27.
Riponfälle II 108.
Rocha, Diego da I 238.
Rodatz, Hans II 302, 303, 305, 309.
Roewer II 123.
Roggeveen, Holländer I 265, 315.
Rogozinsky, Pole I 10.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Roheisengewinnung (Togo) II 50.
Rohprodukte (Deutsch-Ostafrika) II 187, 188.
Rohrbach I 32.
Romanzoffsche Expedition I 254.
Ronga, Fluß II 131.
Rongelab, Atoll I 254, 256.
Rongerik, Atoll I 254, 256.
Ronkiti, Landschaft I 244.
Ronkitihafen I 244.
Rosahöhe II 145.
Roscher, Albrecht II 108.
Rose, Regierungsrat II 261.
— Konsul I 289.
Roß I 10.
Rota, Insel 249, 250, 252.
Rotangpalme (Kamerun) I 49.
Roteisenstein (Togo) II 27, 50, 54.
Rötger, Korvettenkapitän I 255.
Rottenburgbai I 234.
Rowuma II 99, 108, 114, 115, 116, 117, 118, 131, 132, 133, 134, 166, 236, 239, 240, 242.
Royal Geographical Society I 8.
Royal Niger Company I 13, 154, 155, 159.
Ruaha, Fluß II 132, 133, 222, 233, 234, 235, 236.
Ruahagraben II 128, 129, 209, 222, 223.
Ruanda, Landschaft II 123, 124, 131, 135, 174, 191, 206, 208, 214, 215, 216.
Rubehoberge II 233.
Ruck, Station II 264.
Rückfallfieber (Deutsch-Ostafrika) II 187.
Rüdiger, Korvettenkapitän a. D. II 261, 293.
Rufiji, Bezirksamt II 215.
— Fluß II 108, 115, 117, 131, 132, 133, 141, 190, 192, 194, 196, 209, 230, 237, 238, 239, 240, 242, 244, 245, 248, 249.
Ruhudje, Fluß II 132, 134, 236.
Ruhuhu, Fluß II 127, 128, 134, 220, 237.
Rukarara, Fluß II 135.
Rukwagraben II 128, 136, 218.
Rukwasee II 111, 136, 116, 168, 218.
Rukwasenke II 128, 131, 136, 158, 209, 218.
Rukwasteppe II 209, 218.
rumde, Sklavendorf I 84, 114.
Rumpi- oder Balukberge I 24, 27.
Rumung, Insel I 238, 242.
Rungwa, Fluß II 209.
Rungweberg II 128, 222
Rus, Station II 266.
Rupak, Fürst 241.
Rufisi, Fluß II 109, 128, 131, 134, 160, 216.
Ruwenzori, Berg II 122.
Ruwu, Fluß II 131, 248.
Ruwuwu, Fluß II 135.

S.

Saavedra, Alvaro de I 238, 254; II 257.
Sabaki, Fluß II 115.
Saberma, Landschaft II 48.
Sabermareiter II 48.
Sabine II 313.
Sabu, Fluß II 40.
Sada, Ort II 41.
Sadani, Stadt II 112, 120, 132, 198, 251, 252.
Safata-Samoa-Gesellschaft I 276.
Safelugu, Landschaft II 46.
Safi, Gott I 139.
Safotu, Bezirk I 312.
Sagada, Ort II 43.
Saggamaganga, Häuptling II 236.
Sagobaum (Salomoinseln) I 235.
Said Bargasch, Sultan von Sansibar II 112, 114, 116.
Said Khalifa, Sultan von Sansibar II 116.
St. Anton, Station, II 266.
St. Georgskanal II 257, 290.
St. Joseph, Station II 266, 280.
St. Michael, Station (Neu-Guinea) II 266.
— — Station (Salomoinseln) I 232.
Saipan I 210, 245, 250, 251, 252, 253; II 264.
Salaga II 4, 6, 7, 9, 30, 31, 32, 45, 46, 48, 51, 56, 62, 72, 75, 76, 77,
Salagakartoffel II 55.
Salagaleute II 30, 32.
Salamat, Volksstamm I 69.
Salazar, Alonso de I 238, 254.
Saleaula, Bezirk I 312.
Salek, Landschaft II 226.
Salliep, Distrikt II 280.
Salomoinseln I 231 ff., II 260, 261, 263, 264, 278, 279, 291.
Salz (Deutsch-Ostafrika) II 190, 244.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 183.
— (Togo) II 31, 43, 48, 51, 52, 56, 62, 85.
Salzgewinnung (Kiautschou) I 325.
Sam Jago, Festung II 104.
Sambesi, Fluß I 176, 181, 193, 194; II 100, 108, 131, 134, 238.
Sambesiland I 194.
Same, Station II 230.
Samoa I 261 ff.
Samoageschichte I 281.
Samoa-Gesellschaft, Deutsche I 276.
Samoa-Kautschukkompagnie I 276.
Samoahafen II 283.
Samoaliteratur I 315.
Samoaner I 267, 278, 279, 280, 282, 285, 286, 291 ff., 312, 313.
Samoanerin I 295, 296, 305.
Samoavertrag vom 13. Februar 1900 I 290.
Samoavorlage I 284.
Samory, Sultan II 77.
Samuje II 188.
Sanaga, Fluß I 13, 18, 24, 27, 29, 30, 31, 33, 66, 68, 149, 159.
Sanchez, Spanier I 250.
Sandfloh (Kamerun) I 44, 46, 52.
— (Togo) II 15, 64.
Sanitäre Maßnahmen (Kamerun) I 146 ff.
Sankuru, Strom II 71.
Sansane Mangu II 5, 7, 45, 46, 51, 61, 62, 77, 78, 79, 80, 81, 84, 92.
Sanserni, Kriegslager I 93, 94.
Sansibar, Insel II 100, 112, 115, 117, 120, 191, 241, 252.
— Station II 117, 118, 119, 195, 248.
Sansibar, Sultanat II 4, 100, 105, 106, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 120, 121.
San Sugu, Stadt II 6, 47.
Santiagobai s. Langarbai.
Santrokofi, Dorf II 27.
Santrokofisprache II 27.
Sanvitores, Diego de I 249.
Sao Thomé I 23.
Sapper, Dr., Professor I 231, 234, 235; II 310.
Sara, Landschaft II 5, 48.
Sarranda II 248.
Satanau, Atoll I 242.
Sattelbergbation II 283.
Satupaitea I 279, 312.
Satuwal, Atoll I 242.
Sa-uri (Kamerun) I 92, 114.
Savaii-Insel I 266, 267, 269, 270, 272, 273, 274, 276, 278, 280, 281, 312, 315; II 261.
Schädelhaus in Bato II 34.
Schafe (Deutsch-Ostafrika) II 202, 203, 233, 234.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 188.
— (Togo) II 18, 28, 31, 33, 39, 42, 47, 50, 56, 62.
Schakal (Deutsch-Ostafrika) II 162.
Schakal (Togo) II 14.
Schambalasprache II 167.
Schanghai I 323, 326, 333, 334, 337, 338.
Schantung, Provinz I 319, 320, 325, 326, 336, 337, 339.
Schantungbahn I 336.
Schantung-Bergbaugesellschaft I 336.
Schantung-Eisenbahngesellschaft I 335, 336.
Schantungkohl I 325.
Schanz, Moritz I 316.
v. Schele II 235.
Schengela II 232.
Scheunemann I 15.
Schiare, Fetischort II 40.
Schibaum (Kamerun) I 51, 168.
Schibutter (Togo) II 19, 48, 56.
Schibutterbaum (Togo) II 12, 13, 43, 51, 62, 79.
Schiebkarren (Kiautschou) I 325.
Schiffahrt (Neu-Guinea) II 266.
Schiffsbau (Neu-Guinea) II 270.
Schiffsverkehr (Kamerun) I 143, 158.
— (Kiautschou) I 334.
— (Samoa) I 290, 314.
— (Togo) II 86.
Schildkröte (Togo) II 14.
Schildpatt (Karolinen) I 241.
Schilling, Photograph II 310.
Schillukneger II 176.
Schinuß (Kamerun) I 49, 51.
Schio, Fluß II 10, 17, 18, 62, 82.
Schiratibezirk II 146, 176, 191, 213.
Schire, Fluß II 108, 127, 131, 134, 238.
Schiringa, Fetischplatz II 40.
Schirmbaum (Samoa) I 293.
Schirwasee, kleiner II 108.
v. Schkopp I 139.
Schlackengänge (Samoa) I 274.
Schlafkrankheit (Deutsch-Ostafrika) II 187, 216.
— (Kamerun) I 74.
— (Togo) II 64.
Schlaginhausen, Dr. I 232; II 310.
Schlange (Deutsch-Südwestafrika) I 180, 187.
— (Kamerun) I 46, 52, 54.
— (Samoa) I 269.
— (Togo) II 15.
Schlangenkult (Togo) II 23.
Schlechter, Dr. I 48, 151, 159; II 306, 309, 310.
Schleinitz, Freiherr v. I 232, 283; II 261, 280, 285, 289, 302.
Schlenzig, J. II 307, 309.
Schlippenbach, Graf I 15.
Schmidt, W., Professor I 246.
Schmidt-Dargitz I 289.
Schmidt-Leda, Konsul I 289.
Schmiedegewerbe (Togo) II 27, 43, 50, 59, 62.
Schmiele, Assessor II 261.
Schmuck (Deutsch-Ostafrika) II 174, 179.
— (Kamerun) I 131.
— (Togo) II 48, 62.
Schnee, Dr. P. I 255.
Schneider, Dr. II 280, 292.
Schoa I 69, 70; II 106.
Schöller, M. II 123.
Schön, Ingenieur I 234.
Schöpfungsgeschichte, samoanische I 266.
Schrader, Dr. II 280, 292.
Schröderinsel II 290.
Schück, Kapitän I 255.
Schuguliefälle II 132.

Schuilingschau, Insel I 320.
Schulen (Kamerun) I 148.
— (Kiautschou) I 337, 338.
— (Samoa) I 275, 279, 315.
— (Togo) II 65, 68 ff.
Schultz, Oberrichter, Dr. I 306, 316.
Schultze, Leonhard, Professor II 314.
Schumannfluß II 300, 307, 308.
Schumewald II 190, 233.
Schuntefu, Station I 333.
Schutztruppe (Kamerun) I 142.
Schwabe, Dr. I 255.
Schweine (Deutsch-Ostafrika) II 233.
— (Togo) II 14, 18, 39, 42, 45, 59, 62, 90.
Schweinfurth I 67.
Schynse, Pater I 83; II 122.
Scratchleygebirge II 283, 309.
Scutari, Ingenieur II 231.
Sebe, Regierungsplatz II 65, 66, 70, 82, 91.
Seed, Mr. William, englischer Kommissar I 283.
Seefried, Freiherr v. II 5, 6, 77.
Seeheim, Ort I 216, 227.
Seelenwanderung (Kamerun) I 138.
Seemann, Forscher I 316.
Seestraße in Anecho II 65.
Seide (Kiautschou) I 326.
Seidenbaumwollbaum (Togo) II 25, 27.
Seifensiederei (Togo) II 19.
Sekenke II 188, 226.
Selbstverwaltung (Kiautschou) I 328.
— (Samoa) I 312.
Seleo, Insel II 280.
Semere, Ort II 5, 54, 55, 57, 81.
Semper, Dr. I 239.
Senegal, Fluß I 65, 146, 153.
Senfft, Arno I 239, 255.
Senfft v. Pilsach, Freiherr I 289.
Serengetiplateau II 122, 226.
Sesam (Deutsch-Ostafrika) II 197, 243, 244, 249, 250.
Seventh day adventists I 278.
Shari (Schari) I 9, 10, 13, 22, 33, 34, 35, 37, 38, 39, 50, 51, 65, 68, 92, 120, 126, 159.
Shortland I 232, 237.
Sia, Obergott II 25.
Siar, Insel II 282.
— Station II 266, 282.
Siedlungen (Deutsch-Südwestafrika) I 195, 209.
— (Kamerun) I 104 ff.
Sieger, Leutnant zur See I 286.
Sierra Leone I 8, 146.
Sigi-Musi, Fluß II 230.
Sima, Station II 117.
Simbang, Station II 283, 308.
Simpsonhafen (Nabaul) I 234; II 263, 285.
Sisalagaven (Deutsch-Ostafrika) II 199, 200, 233, 231, 243, 252.
— (Kamerun) I 151.
— (Neu-Guinea) II 282, 316, 321, 329.
— (Togo) II 88, 89.
Sitika, Ort II 92.
Sitten und Gebräuche (Kamerun) I 129 ff.
Sklaven (Deutsch-Ostafrika) II 100.
— (Kamerun) I 8, 83, 84, 152, 153.
— (Togo) II 21, 29, 31, 42, 48, 49, 57, 59.
Sklavenstraße (Togo) II 42
Sklavereiverhältnis (Togo) II 93.
Skorpion (Togo) II 16.
Smend, Oberleutnant II 6, 59.
Smithsund II 212.
Snelgrave, Engländer I 136, 153.
Soden, Freiherr v. I 140, 144, 149, 150, 163; II 121.
Sofala II 100.
Sogui, Pflanzung II 290.
Sokode (Dadaura) II 18, 45, 51, 52, 64, 65, 79, 80, 81, 82, 84, 85, 87, 88, 92, 93.
Sokoto, Haussastaat I 64, 65, 81; II 48.
Solf, Gouverneur, Dr. I 311, 312, 313.
Solquellen (Deutsch-Ostafrika) II 189.
Somaliland (Deutsch-Ostafrika) II 115.
— (Togo) II 4.
Somalileute II 110.
Songea, Station II 207, 236, 237, 244.
Songwe, Fluß II 134, 189, 218.
Sonjo, Landschaft II 226.
Sonnenschein, Dr. I 255, 260.
Sonsol, Insel I 241.
Soppo (Sopo), Station I 19, 142, 145.
Sore, Königstadt II 54.
Sorghum II 193, 211, 234, 243, 245, 248, 249, 250, 251, 253.
Sorol, Atoll I 242.
Soziales (Marshallinseln) I 259.
Speisen (Samoa) I 292, 293.
Speke, John Hanning II 107, 108.
Spekegolf II 122, 129.
Spengler, Leutnant zur See I 286.
Sprache (Deutsch-Ostafrika) II 163, 166, 175, 176, 182.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 223.
— (Karolinen) I 246.
— (Neu-Guinea) II 268.
— (Samoa) I 306.
— (Togo) II 16, 25, 26.
Sprachliche Verhältnisse (Kamerun) I 101—103.
Sprenger, Balthasar II 104.
Sprigade, P. II 7.
Sfai, Ort II 7.
Sfanga, Fluß I 6, 10, 13, 22, 33, 34, 40, 65, 72, 74, 78, 96, 155.
Sfango, Sultan I 91.
Sfarigebirge I 23, 78.
Sfa-uri I 92.
Sfenussi, religiöser Orden I 137, 165.
Sferriki n kama I 100.
Sfigaun, Berg II 299.
— Landschaft II 299, 300, 307.
Sfigaun Wodsa, Dorf II 299.
Sfirka, Ort II 92
Sfo, Gottheit I 137.
Sfolaleute II 59.
Sfongo, Hütte I 104.
Stainbeck, W. I 249.
Stammesverbände (Neu-Guinea) II 268.
Stanley, Henry I 10, 67; II 109, 110, 121, 135, 158, 211.
— Owen, Kapitän II 238.
Stapenhorst & Hofschläger I 255.
Stationen (Deutsch-Ostafrika) II 117.
— (Kamerun) I 68, 141, 145.
— (Togo) II 71.
Standämme (Deutsch-Südwestafrika) I 189.
Steffensstraße II 290.
Stein, v., Hauptmann I 6, 15, 34, 48, 72, 170.
Steinbach, Dr. I 255, 257.
Steinberger, I 282, 283.
Steinnuß (Karolinen) I 245.
Stephan, Dr. II 310.
Stephansort II 262, 282, 297, 298, 299, 300, 307, 309, 316, 320.
Steppe (Kamerun) I 40, 50, 51.
Steppenbuschwald (Kamerun) I 50, 51, 53.
Steppenwald (Deutsch-Ostafrika) II 155.
Sterblichkeit (Togo) II 63.
Sterculia acuminata s. Kolanuß.
v. Stetten I 13, 19.
Steuerarbeit (Togo) II 94.
Steuern (Kamerun) 142, 148, 169.
— (Neu-Guinea) II 264.
— (Samoa) I 291.
— (Togo) II 93, 94.
Stevenson, R. L. I 265, 275.
Steyler Mission, Gesellschaft des göttlichen Wortes II 68.
Stieber I 15.
Stöhr, Techniker II 72, 78.
Stolle, Bergassessor II 314.
Strafexpeditionen (Togo) II 78.
Strafkolonie (Marianen) I 251, 253.
Straßendorf (Kamerun) I 109, 110.
Strauß (Deutsch-Ostafrika) II 161.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 180, 218.
Straußenzucht (Deutsch-Ostafrika) II 204.
Strohhorten (Kiautschou) I 326, 335.
Strümpell I 15.
Stübel Dr., Konsul, I 289, 306, 315.
Stubenrauch, Kapitän II 3.
Stuhlmann, F. II 121, 122, 190, 193, 195, 201.
Suaheliküste II 170.
Suahelileute II 184, 185, 242, 243, 246.
Suahelisprache II 167, 185.
Sudan I 5, 9, 38, 64, 65 66, 68, 70, 98, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 108, 109, 111, 112, 114, 116, 117, 118, 124, 127, 128, 165.
Sudanese I 142.
Sudanneger I 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 73, 74, 77, 78, 80, 81, 82, 83, 84, 86, 88, 89, 90, 91, 94, 96, 97, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 112, 116, 117, 118, 119, 120, 122, 124, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 164; II 176.
Sudansprachen I 101, 102.
„Südkamerun"-Gesellschaft I 14, 15, 151, 152, 154, 155, 159.
Südsee-Handelsausfuhr I 282.
Südseeexpedition der Hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung II 310.
— des Reichsmarineamts II 310.
Sudo-Dako s. Dako-Sudu.
Sudu, Ort und Plateau II 54, 56, 57.
Südwestafrika I 173 ff.
Suelaba, Halbinsel I 147.
Sugu, Landschaft II 5, 6, 30, 51, 55, 77, 81.
Suleimana, Sultan II 30, 32, 75.
Sulaneger II 165, 166, 170, 173, 235, 236, 237.
Sumbum, Provinz II 32.
Surnki, Ort II 32.
de Surville I 232.
Süßkartoffeln (Marshallinseln) I 252.
Suvain, Insel II 280.
Swakop, Fluß I 177, 179, 189, 192, 198, 199.
Swakopmund I 178, 181, 227.
Swakoptal I 198.
Syenitgranit (Karolinen) I 240.
Sykomore (Deutsch-Ostafrika) II 153.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

T.

Tabak (Deutsch-Ostafrika) II 195, 196, 233, 234, 241.
— (Kamerun) I 49, 115, 116, 117, 151.
— (Marshallinseln) I 257.
— (Marianen) I 252.
— (Neu-Guinea) II 274, 316, 318—320, 332.
— (Salomoinseln) I 235.
— (Samoa) I 303, 304.
— (Togo) II 29, 40, 42, 47, 50, 62.
Tabalo, Ort II 57.
Tabora, Stadt II 110, 121, 122, 145, 147, 149, 157, 192, 202, 206, 207, 210, 211, 248.
„tabu" I 300; II 278.
Tadji, Station II 280.
Tafie, Plantage II 89.
Tagba, König II 48, 50.
Tagerenkanal I 242.
Tageslänge (Samoa) I 265.
Taihsitschen, Dorf I 331.
Taikungtau, Insel I 320.
Taimua, Körperschaft I 281.
Taipingot, Insel I 252.
Taischan, Berg I 326.
Taitungtschen, Dorf I 331.
Taka, Atoll I 253, 256.
Takombau, König I 283.
Takum I 84.
Talaaifeii, Tongakönig I 280.
Talaseakolonie II 311.
Tamafainga, König I 278, 280.
Tamara, Insel II 280.
Tamarinde (Kamerun) I 51.
— (Togo) II 13.
Tamafese I 285, 288, 289, 310, 311.
Tamafesefamilie I 267.
Tamafoalii, Würde I 281.
Tamberma, Landschaft II 60, 92.
Tambermaleute II 59.
Tambu- (oder Tabu-) Haus (Salomoinseln) I 236.
Tana, Fluß II 114, 115, 120.
Tanapag, Siedlung I 251, 252.
Tanga, Station II 118, 122, 124, 145, 146, 148, 149, 206, 207, 230, 233, 252, 253.
Tangaloa, Gott I 266, 267, 280.
Tanganjikagraben II 216.
Tanganjikarandgebirge II 136, 159.
Tanganjikasee II 107, 109, 110, 114, 115, 122, 123, 128, 131, 134, 135, 147, 159, 160, 171, 187, 190, 192, 203, 216, 217.
Tangurku, Stadt II 77.
Tann, Missionschüler I 288, 289, 304.
Tänze (Kamerun) I 122.
— (Togo) II 37, 44.
Tanzgürtel (titi) (Samoa) I 299.
Tanzvergnügen („siva") (Samoa) I 304.
Taongi od. Gaspar Rico, Atoll I 253, 254, 256.
Tapa, Landschaft II 27, 28.
Tapautau, Stadtteil I 331, 335.
Tapochao, Vulkanberg I 252.
Tappenbeck, Leutnant I 13.
— Ernst II 299, 302, 303, 304, 305, 307.
Tappenbeckschnellen I 30.
Taputon, Hafenplatz I 322, 325, 326.
Taraba, Fluß I 12.
Tarawai, Insel II 280.
Taro, Knollenfrucht (Marianen) I 252.
— (Marshallinseln) I 257.
— (Neu-Guinea) II 272, 273, 285.
— (Salomoinseln) I 235.
— (Samoa) I 293.
— (Togo) II 55.
Taschi, Ort II 51, 54, 92.
Tätowierung (Deutsch-Ostafrika) II 168, 178.
— (Kamerun) I 131.
— (Togo) II 31, 44, 48.
Tatuieren = tätowieren (Samoa) I 296, 304.
Tau-Insel I 270, 280.
Tauben (Togo) II 18, 42, 47.
Taupou s. Dorfjungfrau.
Tauschhandel (Kamerun) I 97.
Tauschwaren (Kamerun) I 153.
Tave, Dorf II 66.
Taveta, Landschaft II 115.
— Ort II 229.
Tayomana II 299, 300.
Tee (Kamerun) I 151.
Telegraph (Kamerun) I 143.
— (Togo) II 86.
Tembe, Hüttenform II 172, 184, 210, 211, 237.
Tempel (Kiautschou) I 324.
Tempelpaß I 321.
Temperatur (Deutsch-Ostafrika) II 139, 140, 143, 144, 145, 148, 149, 154, 209, 215, 218, 224, 228, 229, 231, 234, 239, 242.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 176, 177, 182, 183, 184, 185, 193, 200, 201, 202, 204.
— (Kamerun) I 56, 57, 58, 59, 60, 61.
— (Neu-Guinea) II 279.
— (Salomoinseln) I 235.
— (Samoa) I 264.
— (Togo) II 10, 12, 74.
Temnebevölkerung II 54, 55, 56.
Temuländer II 31, 48, 52, 55.
Temusprache II 39, 44, 50, 52, 58, 59.
Tengelin, Gebirge I 36, 70.
Tepe, Ort I 35.
Teripar-Zigaregare, Pflanzung II 290.
Termite (Deutsch-Ostafrika) II 162.
— (Kamerun) I 44, 54.
— (Togo) II 16.
Teßmann, G. I 15, 135, 137.
Tetens, Kapitän I 239.
Tetens, Dr. I 316.
Tetetu, Zollstelle II 85.
Tetschon, Ort I 333.
Thierry, Oberleutnant II 6, 61, 77.
Thilenius, Dr. I 232.
Thomson, J. II 110, 111.
Thorbecke, Professor I 15.
Thormählen I 3.
Thornton, R., Geologe II 110.
Thurnwald, Dr. I 232, 239.
Tjanfeleute II 46.
Tibati I 13, 30, 65, 81, 92, 94, 100, 126, 154.
Tibesti I 165.
Tiefbaum (Togo) II 76.
Tientsin I 319, 323, 333, 334, 339.
Tientsin-Pukou-Bahn I 336.
Tierische Produkte (Deutsch-Ostafrika) II 191.
Tierkrankheiten (Deutsch-Ostafrika) II 202.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 188.
Tierreich (Samoa) I 268.
Tierwelt (Deutsch-Ostafrika) II 160 ff., 235.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 186, 187, 194, 206, 218.
— (Kamerun) I 40, 44.
— (Togo) II 13 ff.
Tifitifi I 310.
Tifar I 70, 80, 92, 99, 100, 102, 106, 108, 165.
Tilho, französischer Kapitän I 40.
Timbuktu II 48.
Timbur, Pflanzung II 287.
Tinbutter (Samoa) I 265.
Tinian, Insel I 250, 252, 253.
Tinian-Gesellschaft, Deutsche I 252.
Tipo Pale, Vulkanberg I 252.
Tobera, Pflanzung II 287.
Tobi, Insel I 238, 241.
Todesstrafe (Togo) II 22.
Todschie, Fluß II 10.
Tofuakrater I 270.
Togo II 1 ff.
Togodo, Ort II 43.
Togosee II 8, 10, 16, 65, 82.
Togostadt II 3, 68, 82.
Toiavea, Berg I 272.
Toigbe, Häuptling II 41.
Tokpli, Dorf und Zollamt II 65, 66, 82, 85, 91.
Tokuka, Pflanzung II 287.
Toloas, Insel I 243.
Tolokoleberg I 244.
Tomilhafen I 242.
Ton (Kamerun) I 31, 126.
Tongainseln I 280, 283, 290, 306.
Tonganer I 280.
Tonganerwälle I 280.
Tonganerwege I 280.
Tongbe, Ort II 73, 74.
Tonolai-Bucht I 234.
Tonschiefer (Deutsch-Ostafrika) II 124, 131, 214.
Töpferei (Togo) II 19, 43, 50, 56, 59.
Topnaars I 178.
Tornado (Kamerun) I 57, 58, 60, 61, 62, 63.
— (Togo) II 11.
Torres, Grijalva de la II 257.
Torricelligebirge II 280.
Tosamaganga, Missionstation II 235.
Totem (Salomoinseln) I 236.
Totemismus (Kamerun) I 138.
Totenfeste (Togo) II 21.
Totensee I 29, 139.
Ton, Ort II 91.
Tovakundum, Pflanzung II 287.
Towe, Plantage II 87.
Towe-Abesia, Ort II 19, 81, 92.
Toweaufstand II 92.
Tragsänfte (Kiautschou) I 325.
Traitorsbai II 308.
Traku II 230.
Trepang (Karolinen) I 241.
Tribu, Landschaft II 13.
Trinkwasserverhältnisse (Togo) II 17.
Tripolitaner I 69.
Trockenzeit (Deutsch-Ostafrika) II 143, 144, 145, 209, 215, 231, 239, 242.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 183, 189, 217.
— (Kamerun) I 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 120.
— (Neu-Guinea) II 279.
— (Togo) II 10, 11, 12, 17, 28, 31, 62, 63, 64.
Trommelsprache (Kamerun) I 102, 103, 128.
Tropischer Norden (Deutsch-Südwestafrika) I 193 ff.
Truk, Insel I 238, 239, 240, 242, 243, 245, 246.
Tsadda s. Benuë.
Tsadsee I 5, 8, 9, 10, 11, 14, 15, 21, 22, 23, 24, 33, 36, 37, 38, 39, 41, 54, 55, 61, 62, 67, 68, 102, 120, 124.
Tsadseegebiet I 14, 37 bis 40, 49, 50, 51, 53, 54, 63, 69, 70, 78, 98, 99, 111, 114, 117, 118, 154, 155, 156, 159, 170, 171.
Tsangkou, Stadt I 325, 326.
Tsaobis, Ort I 203.
Tsauchab, Fluß I 180.
Tschafe, Dorf II 35.
Tschagbedji, Dorf II 35.
Tschar, Fluß II 37.
Tschakka, Häuptling II 165.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Tschalientau, Insel I 320, 330.
Tschalo, Dorf II 53.
Tschamba, Landschaft I 81; II 45, 51, 52, 54, 57.
Tschambaleute II 51.
Tschangtien, Ort I 336.
Tschandjo, Landschaft II 5, 6, 40, 43, 44, 51, 52, 54, 56, 58, 59, 73, 79, 80, 81, 82, 92.
Tschandjoleute II 43, 44, 53, 62, 80, 92.
Tschebtschigebirge I 23, 35, 51, 70, 78.
Tschekita, Dorf II 43, 44.
Tschiprache II 25, 26, 28, 29, 36, 37, 38, 39, 69.
Tschifu, Stadt I 326, 333.
Tschili, Provinz I 339.
Tschokossi, Landschaft II 5.
Tschokossileute II 60, 61, 62.
Tschole, Eiland II 245.
Tscholoß I 234.
Tschopowa, Ort II 84, 88, 92.
Tschoutsun, Stadt I 326.
Tschumuru, Landschaft II 29, 32.
Tschutschatau, Insel I 320.
Tsehotien, Stadt I 335.
Tsetschuanschacht I 336.
Tsetsefliege (Deutsch-Ostafrika) II 187, 204, 249, 252.
— (Kamerun) I 44, 116.
— (Togo) II 16, 18, 29, 32, 61, 76.
Tsewie, Dorf II 82, 84.
Tsibach II 74.
Tsimo, Stadt I 320, 325, 338, 339.
Tsinanfu, Stadt I 320, 326, 333, 336.
Tsingtau I 319, 320, 321, 323, 327, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339.
Tsingtaubucht I 331.
Tsingtauwerft I 330, 335.
Tsining, Stadt I 326.
Tuamasaga I 281, 312.
Tuareg I 69.
Tubani, Dorf II 57.
Tuburi, Landschaft I 92.
Tuburisumpf (Toubouri) I 9, 15, 37.
Tuiaana, Titel I 280, 281.
Tuiatua, Titel I 280, 281.
Tuisamau I 281.
Tukainberg I 244.
Tukumleute I 107, 136.
Tulafale (Sprecherhäuptling) I 299.
Tumleo, Insel II 266, 280.
Tumua, Körperschaft I 280, 281, 282, 311, 312.
Tunghibucht II 115.
Tunglinschui-Gebirge I 320, 321.
Tupinierinsel II 311.
Tupu, Oberherrscher I 280, 281.
Tupua, Körperschaft I 281.
Turako (Kamerun) I 45, 53.
Turner II 313.
— I 315.
Tutuila-Insel I 266, 270, 280, 299.
Tututo, Fluß II 90.

U.

U, Landschaft I 244.
Uassihochland II 225.
Ubangi, Fluß I 10, 11, 13, 34, 39.
Ubena, Landschaft II 111, 115, 132, 220, 234, 235, 236, 239.
v. Uchtritz I 13.
Udjidji, Ort II 107, 109, 110, 131, 147, 152, 159, 160, 208, 216, 217.
Ufiomi, Landschaft II 122, 225.
Ufipa, Landschaft II 128, 171, 206, 217, 218.
Ugaia, Landschaft II 177.
Ugala, Fluß II 134, 186.
— Landschaft II 131, 209.
Uganda, Königreich II 108.
Ugandabahn II 211, 212.
Ugogo, Landschaft II 107, 108, 110, 117, 130, 132, 157, 158, 164, 165, 171, 223, 224, 233.
Ugueno II 232.
Uha, Landschaft II 131.
Uhehe, Landschaft II 111, 115, 124, 125, 126, 128, 132, 146, 159, 172, 187, 191, 206, 222, 230, 234, 235, 236, 239.
Ujae, Atoll I 254, 256.
Ujansi, Landschaft II 130, 132, 209.
Ujassa-Songwe, Fluß II 219.
Ujelang, Atoll I 254, 256.
Ukami, Landschaft II 113, 114, 248, 249, 250, 251.
Ukara, Insel II 214.
Ukawende, Landschaft II 217.
Ukerewe, Insel II 214.
Ukerewesee II 107.
Ukimbuplateau II 128, 130, 136, 209, 210, 222.
Ukinga, Landschaft II 220.
Ukonongo, Landschaft II 131, 209, 210.
Ukumbi, Landschaft II 131, 209.
Ulanga, Fluß II 132, 194, 234, 236, 239.
Ulangagebiet II 121, 235.
Ulebu, Fluß II 37.
Ulu, Insel II 289.
— Station II 267, 290.
Ulugurn, Landschaft II 146, 156, 160, 206, 248, 249, 250.
Ulugurnberge II 115, 126, 132, 153, 154, 155, 189, 249.
Ululfi, Insel I 239, 242, 246.
Umba, Fluß II 115, 116.
Umbugwe, Landschaft II 122.
Umfang (Marianen) I 250.
— (Samoa) I 269, 270.
Umgrenzung (Togo) II 3 ff.
Ungalabu, Niederlassung II 291.
Ungalik, Niederlassung II 291.
Ungan, Insel und Station II 290.
Ungoni, Landschaft II 132, 133, 134, 191, 220, 230, 234, 236, 237, 238, 239, 244.
Ungurn, Landschaft II 112, 114, 124, 125, 131, 132, 141, 146, 155, 159, 160, 224, 230, 233, 234.
Ungurnberge II 123, 177, 234, 251.
Unjamangagraben II 219.
Unjamwesi, Landschaft II 107, 108, 109, 130, 158, 171, 172, 209, 211, 223, 224.
Unjika-Malila, Landschaft II 218.
United States Exploring Expedition I 315, 316.
Unombotte, Hauptfetisch II 49.
Unterrichtsanstalt (Kiautschou) I 338.
Upindefälle II 134.
Upogorogebirge II 239.
Upogoro, Landschaft II 239, 240.
Upolu Insel I 269, 270, 273, 274, 276, 278, 280, 281, 312, 313, 315; II 258, 261.
Upolu-Kakao-Plantation-Kompagnie I 276.
Urabaja, Häuptling II 52, 92.
Urakas oder Farallon de Pajaros I 250.
Urbantuneger II 161, 166, 168, 170, 171, 172, 173, 210, 213, 216, 223, 251.
Urbevölkerung (Deutsch-Ostafrika) II 163, 164, 165, 166.
— (Kamerun) I 63, 66, 67.
Urfahrer, Franz I 249.
Uro, kleines Dorf I 114.
Uro Djabo, Häuptling II 80.
Uro Guni, König II 52.
Ursprung (Samoa) I 266.
Ursprungskegel (Samoa) I 272.
Urukfapel, Eiland I 240.
Urundi, Landschaft II 122, 131, 135, 163, 191, 206, 214, 215, 216.
Ururi, Landschaft II 177.
Urwald (Kamerun) I 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 50, 51, 52.
— (Deutsch-Ostafrika) II 154, 156, 157, 229.
— (Togo) II 13, 33.
Urwaldgebiet (Kamerun) I 71.
Usafua-Ubungugraben II 219.
Usambara, Landschaft II 115, 117, 124, 125, 126, 131, 143, 146, 159, 160, 187, 190, 195, 201, 206, 224, 230, 231, 232, 233, 253.
Usambarabahn II 206, 230, 233, 252.
Usambaragebirge II 110, 111, 122, 177, 189, 230, 231, 232.
Usambarazeder II 190, 233.
Usaramo, Landschaft II 107, 115, 117, 125, 171, 248, 249.
Uschaschi, Landschaft II 177, 214.
Useguha, Landschaft II 112, 113, 114, 117, 123, 131, 251, 252, 253.
Usepuhu II 224.
Usige II 122.
Usindja, Landschaft II 188, 213.
Usfagara, Landschaft II 107, 108, 112, 113, 114, 117, 124, 125, 126, 132, 155, 158, 159, 165, 187, 206, 223, 230, 233, 234, 235, 249.
Usfagaragebirge II 234, 251.
Usfandaui, Landschaft II 122, 136, 225.
Usfangu, Landschaft II 110, 132, 191, 222, 234, 235.
Usfongo, Landschaft II 122.
Usfukuma, Landschaft II 122, 123, 191, 212.
Usfumbwa II 209.
Usfure, Landschaft II 122.
Usumbura II 208, 216.
Usungula II 117.
Utirik, Atoll I 253, 256.
Utongwe, Landschaft II 217.
Utrechter Mission II 258.
Utschungwegebirge II 234.
Uwinfa, Landschaft II 209, 210.

V.

Vaaofonoti I 312.
Vaialuagarten (Samoa) I 314.
Vailele, Ort I 286.
Vaileleplantage I 261, 274, 275, 276.
Vailelestation I 286.
Vaisingano, Bezirk I 312.
Valise, Insel II 280.
Vavala, Station II 284.
Vegetation (Deutsch-Ostafrika) II 218, 226, 228, 231, 232, 233, 235, 237, 240, 241, 242.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 186, 204, 205.
— (Karolinen) I 245.
— (Samoa) I 268, 272.
— (Togo) II 12, 13, 62.
Verkehrsmittel (Kamerun) I 96, 99.
Verkehrsverhältnisse (Samoa) I 272.
— (Togo) II 80 ff.
Verkehrswege (Deutsch-Ostafrika) II 206.
— (Kamerun) I 96, 98 145, 170.
Verleumdung (Samoa) I 297.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verlobung (Samoa) I 298.
Vernegerung (Kamerun) I 64, 74.
Versuchsgarten (Samoa) I 314.
Versuchsgärten (Togo) II 76, 78, 80, 87.
Vertikaler Aufbau (Deutsch-Südwestafrika) I 181, 182.
Vertikalgliederung (Kamerun) I 22.
Verträge (Deutsch-Ostafrika) II 113, 115, 116, 120.
— (Kiautschou) I 319, 320.
— (Togo) II 3, 5.
Verwaltung (Deutsch-Ostafrika) II 207.
— (Kamerun) I 141 ff., 163.
— (Karolinen) I 240.
— (Kiautschou) I 327.
— (Marianen) I 251.
— (Marshallinseln) I 259.
— (Neu-Guinea) II 261 ff.
— (Samoa) I 275, 291, 312, 313.
— (Togo) II 93.
Verwaltungsbezirke (Deutsch-Ostafrika) II 207, 208.
— (Neu-Guinea) II 263.
Verzauberung (Kamerun) I 135.
Vetter, Missionar II 274.
Vhane, Dorf II 92.
Viehkarawanenstraße II 28.
Viehmarkt (Togo) II 30.
Viehzucht (Deutsch-Ostafrika) II 169, 201, 202, 226, 228, 232, 234, 236, 238, 249.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 189, 190, 195.
— (Kamerun) I 115 ff.
— (Kiautschou) I 325.
— (Neu-Guinea) II 316, 329.
— (Togo) II 18, 25, 29, 38, 42, 47, 50, 55, 56, 80, 90.
Vietorsche Faktorei II 65.
Viktoria, Station I 8, 14, 18, 19, 57, 67, 144, 145, 147, 148, 150, 155, 159.
Viktoria and Albert Peak I 10.
Viktoria-Njansasee II 99, 107, 108, 110, 115, 121, 122, 123, 129, 130, 131, 135, 146, 158, 165, 166, 173, 176, 187, 188, 194, 195, 209, 212, 213, 214, 215.
„Viktoria" Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft I 19, 145, 150.
Vitiinseln I 280, 283, 306.
Vitiinsulaner I 280.
Vitu, Station II 284.
Vogel, Dr. E. I 9, 37, 39.
— Forscher II 310.
Vögel (Deutsch-Ostafrika) II 162.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 177.
— (Samoa) I 269.
Vogelwelt (Togo) II 14.
Vohsen, Ernst, Konsul I 13.
Vokau, Distrikt II 266, 280.
Volagune II 8.
v. Volckamer I 13.
Volkens, Professor Dr. I 239, 245, 250.
Völkergruppierung (Kamerun) I 68.
Volta II 5, 6, 8, 9, 15, 16, 17, 25, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 51, 62, 72, 73, 76, 78, 79, 82, 83, 90.
Volta-Otiniederung II 9.
Voltagebiet II 4.
Vulkanberge (Deutsch-Ostafrika) II 126, 128, 130.
Vulkane (Neu-Guinea) II 285.
Vulkaninsel II 281.
Vulkanischer Ursprung (Samoa) I 266, 267, 269, 270.
Vuna-Pope, Station II 267, 289.
Vunatali, Station II 287.

W.

Wabenaleute II 236, 237, 239.
Wabondeileute II 253.
Wabungaleute II 239.
Wabunguleute II 218.
Wadai, Landschaft I 9, 69; II 48.
Wadigoleute II 253.
Wadjidjileute II 216.
Wadschaggaleute II 183, 184, 229.
Waffen (Deutsch-Ostafrika) II 170, 173, 174, 176, 180.
Waffen der Dagomba (Togo) II 48.
Wafiomileute II 226.
Wafipaleute II 166, 217, 218.
Wagadugu, Ort II 5.
Wagaialeute II 176, 213.
Wagalaleute II 210.
Wagogoleute II 183, 184, 223, 224.
Waheheleute II 120, 166, 170, 172, 235, 236, 237, 239, 249.
Wahima- oder Watussileute II 165, 173, 174, 175, 180, 182, 203, 215, 216, 217.
Wahileute II 163, 164, 226.
Wahlen, H. R. II 284.
Wahrsager (Togo) II 49.
Wahutuleute II 166, 174, 216.
Wajaoleute II 166, 173, 236, 237, 241.
Wairambaleute II 183, 184.
Wairangileute II 183, 184.
Wakaguruleute II 183, 250.
Wakamileute II 250.
Wakaraleute II 214.
Wakawendeleute II 217.
Wake, Atoll I 253.
Wakereweleute II 214.
Wakhutuleute II 166, 249.
Wakimbuleute II 166, 210.
Wakindigaleute II 163, 164, 226.
Wakingaleute II 220.
Wakissileute II 219.
Wakondeleute II 222.
Wakononguleute II 210.
Wakuafileute II 177, 228.
Waldau, Schwede I 48.
Walden II 310.
Waldstädte, freie (Togo) II 52, 80, 92.
Walfischbai I 177, 178, 180.
Wali, Beamte II 112, 118.
Wallace II 258.
Wallis, Kapitänleutnant I 286.
— Samuel I 250, 254.
Wallisinseln I 306.
Walugurnleute II 250.
Wamakualeute II 166, 173, 237, 241.
Wamakondeleute II 166, 168, 237, 241.
Wamatengoleute II 220, 221.
Wamatschondeleute II 237.
Wamatumbileute II 237.
Wambungaleute II 249.
Wamerunleute II 228.
Wami, Fluß II 112, 117, 131, 132, 234, 251, 252.
Wamueraleute II 166, 168, 241.
Wandambaleute II 239.
Wanderheuschrecke (Deutsch-Ostafrika) II 162.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 187.
— (Kamerun) I 52.
Wanderprediger, mohammedanische II 92.
Wandondeleute II 166, 237, 240.
Wandongweleute II 219.
Wandorobboleute II 177, 226.
Wanegeleute II 163, 164, 226.
Wangara, Ort und Landschaft II 77.
Wangaraleute II 61, 62.
Wangaramut, Pflanzung II 287.
Wangindoleute II 166, 168, 237.
Wangonileute II 166, 173, 235, 236, 237, 238, 239, 249.
Wangunuleute II 166, 234.
Wanjakjussaleute II 221.
Wanjamboleute II 166.
Wanjamwesileute II 134, 166, 168, 210, 211, 217.
Wanjaturuleute II 183, 184, 226.
Wanirakuleute II 226.
Wanirambaleute II 226.
Wanissanjuleute II 226.
Wanzim, Fluß II 312, 313.
Wapa, Häuptling II 34, 71.
Wapareleute II 183, 232, 233, 234.
Wapogoroleute II 239.
Wapororoleute II 166, 174, 216.
Warangileute II 226.
Waria, Fluß II 309, 313.
Wärmeäquator I 56.
Warmbad, Bezirksamt I 183, 216.
Warsai II 257.
Warschehy II 115.
Warumdileute II 216.
Warurileute II 176, 213.
Wasa I 38, 39.
Wasafualeute II 218.
Wasaramoleute II 166, 218.
Waschambaaleute II 166, 232, 234.
Waschaschileute II 122, 176, 213.
Waseguhaleute II 166, 251.
Wasindjaleute II 213, 214.
Wasobaleute II 213.
Wassagaraleute II 166, 234.
Wassandaileute II 164, 226.
Wassanguleute II 223.
Wasserfälle (Samoa) I 274.
Wasserscheide (Kamerun) I 39, 52.
Wasserstationen (Togo) II 84, 85.
Wasserstellen (Deutsch-Südwestafrika) I 197.
Wasserverhältnisse (Samoa) I 273, 274.
— (Togo) II 62, 76, 84.
Wasserverkehr (Togo) II 82.
Wassukumaleute II 166, 212, 213.
Wassumbwaleute II 210.
Wasuaheli s. Suahelineger.
Watongweleute II 217.
Watam, Station II 280.
Waterberg I 183, 197.
Watutaleute II 166.
Wawa, Fluß II 36.
Wawinsaleute II 166, 210.
Weberei (Togo) II 19, 35, 43, 44, 56, 62.
Webervogel (Kamerun) I 45.
Wege (Samoa) I 273.
Wegegebühr (Togo) II 85.
Wegener, Premierleutnant II 74.
Weileute II 15, 71, 91, 94.
Weichtiere (Togo) II 15.
Weihaiwei, Stadt I 326.
Weihsien, Stadt I 326, 335, 336, 337.
Weinpalme (Kamerun) I 42, 44, 115, 116.
— (Togo) II 13, 36, 39, 49, 51, 54.
Weinstock (Deutsch-Südwestafrika) I 190.
Weite Bucht II 285.
Weizen (Deutsch-Südwestafrika) I 188.
Weller, Konsul I 282.
Wembäregraben II 122, 130, 136, 186.
Wembäreiee II 136.
Wembäresteppe II 123, 188.
v. Werner, Kapitän I 255.
Wesleyanische Methodistenmission I 278, 279; II 65, 69, 70, 267, 289.
Westafrikanische Bank I 149.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Westendorp I 53.
Westkap Upolus I 272.
Westkarolinen I 240, 242, 246.
Wetten (Samoa) I 295.
Wettkämpfe (Samoa) I 306.
Wettspiele (Samoa) I 306.
Weule, K. II 164, 170.
Whitmee, englischer Konsul I 315.
Wicke, Dr. II 64, 74.
Widimenge I 34, 145.
Wiedhafen II 127, 134, 219, 220, 214.
Wild (Deutsch-Ostafrika) II 191.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 180, 206, 219.
Wildreservate (Kamerun) I 168.
Wildschwein (Togo) II 36, 38, 42.
Wildschweinzähne II 191.
Wilhelmsfeste I 203.
Wilhelmstal II 207, 233.
Wilkens u. Wiese II 190, 233.
Wilkes I 315.
William-John I 278, 315.
Williams, englischer Distriktskommissar II 4.
Wilson, Kapitän I 239.
Wimme, Landschaft II 34.
Wina, Fluß I 33.
Windhuk I 183, 198, 199, 200, 201, 203, 208, 212, 221, 227.
Winterhochland II 130, 146.
Wirtschaftliche Entwicklung (Kiautschou) I 328.
— — (Samoa) I 313.
Wirtschaftliche Lage (Neu-Guinea) II 329.
— Mißerfolge (Samoa) I 313.
— Unternehmungen (Kamerun) I 149 ff., 168.
— Verhältnisse (Neu-Guinea) II 314 ff.
Wissenschaftliche Arbeiten (Kiautschou) I 338.
Wissenschaftliche Erforschung (Samoa) I 315.
Wißmann I 167; II 71, 119, 123, 292.
Witbooi, Hendrik I 214, 224.
— Negerstamm I 224, 225.
Witbooikrieg I 212, 221.
Witt, Kapitän I 255.
Witu, Sultanat II 4, 114, 115, 116, 120.
Wiwo, Fluß II 309.
Wo, Ortschaft II 6.
Woassang II 284.
Woermann, C. I 3, 144, 154, 158.
Woermannlinie II 84, 86.
Woga, Dorf II 65, 66, 82.
Wohltmann, Professor I 26, 150.
Wohnstätten (Samoa) I 291.
Wohnungen (Marshallinseln) I 258.
— (Neu-Guinea) II 269.
Wokutime, Dorf II 65, 82.
Wolf, Missionar II 69.
— Dr L., Stabsarzt II 6, 32, 35, 55, 67, 71, 72.
Wollbaum (Kamerun) I 44.
Wollsackfelsen (Deutsch-Ostafrika) II 209, 212.
Woodford I 232.
Worawora, Dorf II 88.
Wotho, Atoll I 254, 256.
Wotje, Atoll I 253, 254, 256.
Wuanda-Wakuruleute II 218.
Wubuschi, Fluß II 115.
Wudu, Stadtteil II 41.
Wunawutung-Nonga, Pflanzung II 287.
Wuri, Fluß I 10, 17, 24, 26, 27, 65, 159, 169.
Württembergbafen II 283.
Wurupon, Dorf II 25.
Wuschan, Berg I 321.
Wuteleute I 70, 89, 100, 117, 126, 136.

Y.

Yabassi, Ort I 65, 96.
Yalo, Dorf II 72.
Yams (Deutsch-Ostafrika) II 211.
— (Kamerun) I 115.
— (Marianen) I 252.
— (Neu-Guinea) II 272, 273.
— (Salomoinseln) I 235.
— (Togo) II 18, 25, 29, 36, 38, 40, 44, 45, 47, 50, 51, 55, 58, 62, 70.
Yangtse I 336.
Yaovölker II 118.
Yap II 264, 265, 266.
Yaunde, Station und Bezirk I 13, 15, 45, 53, 59, 60, 62, 78, 115, 143, 144, 145, 148, 154.
Yaundeleute I 68, 71, 79, 88, 102, 115, 134, 142.
Yeji, Stadt II 32, 40.
Yentschoufu, Stadt I 326.
Yintau, Insel I 320.
Yola I 5, 6, 9, 12, 13, 14, 24, 33, 65, 70, 81, 98, 100, 126, 143, 155, 156, 159.
Yorkinseln II 260.
Ysabel, Insel II 260.
Yunnisan I 330.

Z.

Zaïre s. Kongo.
Zauberei (Neu-Guinea) II 277.
— (Togo) II 23.
Zauberer (Togo) II 23, 24.
Zebra (Deutsch-Ostafrika) II 161, 204, 225.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 180, 186, 218.
Zech, Graf II 5, 6, 7, 40, 45, 48, 49, 52, 54, 60, 73, 76, 77, 79, 92, 93.
Zeichensprache (Kamerun) I 102, 103.
Zeitrechnung (Samoa) I 301.
v. Zelewsky II 235.
Zendj, Stamm II 100.
Zenker I 134.
Zentipeden (Togo) II 16.
Zentralafrikanischer Graben II 128, 129, 209, 214.
Zentralbahn (Deutsch-Ostafrika) II 157, 206, 211, 224, 234, 236, 239, 248, 249.
Zeninseln I 234.
Ziegen (Deutsch-Ostafrika) II 202, 203, 233, 234.
— (Deutsch-Südwestafrika) I 188.
— (Togo) II 18, 19, 31, 33, 39, 42, 47, 50, 56, 62, 90.
Zierpflanzen (Neu-Guinea) II 273.
Zimmermann I 15, 78, 118.
Zinn (Kamerun) I 31.
Zintgraff, Dr. Eugen I 12, 13, 19, 25, 26, 59, 81, 114, 118, 136, 145, 150, 154, 162, 166.
Zoll (Kiautschou) I 333.
Zollämter (Togo) II 85.
Zölle (Neu-Guinea) II 264.
Zöller, Hugo I 232.
Zöller, Dr. H. II 6.
Zollhebestellen (Togo) II 85.
Zollunion (Togo) II 85.
Zoophyten (Salomoinseln) I 233.
Zuckerrohr (Deutsch-Ostafrika) II 195, 234, 239, 245, 250.
— (Marianen) I 252.
— (Neu-Guinea) II 272, 273.
Zwergvölker (Kamerun) I 67, 71, 72, 101, 120.
Zwischenhandel (Kamerun) I 95.
Zwischenhändler (Togo) II 86.
Zwischenseengebiet II 165, 169, 170, 171, 173, 175, 187, 193, 194, 203, 209, 213, 214, 215, 216.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

::: Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig :::

Ein verlassenes Reich: Ruinen von Tenochtitlan bei Guatemala (Mexiko).

Die Erde und ihre Völker

Ein geograph. Hausbuch von Friedrich v. Hellwald.

Fünfte, von E. Wächter neubearbeitete Auflage.

1275 Seiten Text mit 391 Abbildungen im Text, 40 Kunstbeilagen und 173 Karten.

Zwei elegant in Leinen gebundene Bände.

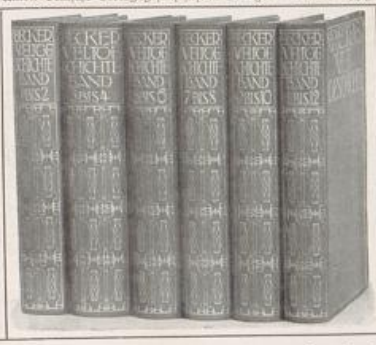
Preis 20 Mark.

Vom Streben unserer Zeit nach Vervollkommnung der geographischen Kenntnisse kommt Hellwalds »Erde und ihre Völker« in hundertfacher Weise dadurch entgegen, daß es bei aller Wissenschaftlichkeit – u. die vorliegende Neubearbeitung zeigt es wieder durch gründliche Revision des Textes u. Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse – im besten Sinne des Wortes ein Hausbuch ist, fesselnd und genußverheißend zugleich, u. andern weit mehr gibt, als die meist recht trockenen Hand- und Lehrbücher der Geographie. (Gegenwart, Berlin.)

Zulumädchen. Phot. Fred. Hansen.

::: Zu haben in allen Buchhandlungen :::

::: Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig :::



K. F. Beckers Weltgeschichte

5. Auflage. Neu bearbeitet von Professor Dr. J. Miller und Professor Dr. K. H. Groß, bis auf die Gegenwart fortgeführt von Professor Dr. E. Hesselmeyer. 4132 Seiten Text mit 1608 Illustrationen, 37 Einschaltbildern, 19 erläuternden Karten und vielen Plänen. 6 Doppelbände, elegant in Leinen gebd. je 6 Mark, in Liebhaberband (Halbleder) je 6 Mk. 50 Pf.

Unter den Geschichtswerken von Ruf steht »Beckers Weltgeschichte« mit an erster Stelle. Ihre anerkannten Hauptvorzüge sind: richtige, lückenlose Auswahl des Interessanten und Wissenswerten, lebendige und unterhaltende Erzählungsweise, übersichtliche Anordnung und Einteilung, wissenschaftliche Zuverlässigkeit. Diese Vorzüge sind auch der neuen (fünften), bis zur Gegenwart reichenden Auflage ungeschmälert erhalten. Beckers Weltgeschichte ist ein echt deutsches Werk, ein Geschichts- und Hausbuch voll Vaterlandsliebe und Wahrheitssinn, ausgezeichnet im Urteil über Personen und in der Darstellung der Ereignisse, ein Buch, dem auch das Gute nicht fehlt. Neu Personen und in der Darstellung der Ereignisse, ein Buch, dem auch das Gute nicht fehlt. Neu hinzugekommen ist eine namhafte Bereicherung des Bilderschmuckes. Trotz des reichen und wertvollen Inhalts ist der Preis von Beckers Weltgeschichte ein so außerordentlich billiger, daß jedermann die Anschaffung ermöglicht ist.

Indien und seine Fürstenhöfe

Reisen von Kap Comorin bis an den Himalaya. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. Mit 134 Abbildungen im Text und 8 Einschaltafeln. Elegant geb. 14 Mk.

Farbenprächtige Bilder, wie in den Märchen von Tausendundeiner Nacht. Schilderungen unvergeßlicher Reisetage, aber auch von entsetzlichen Leiden in der Pestepidemie Indiens unserer Tage. Ernst v. Hesse-Wartegg ist in diesem Bande zu einem wirklichen kulturgeschichtlichen Werke. Wer Ernst v. Hesse-Wartegg in diesem Bande zu einem wirklichen kulturgeschichtlichen Werke. Wer einen vortrefflichen Führer will zur Wanderung durchs indische Märchenland, der nehme vor allem dieses Buch zur Hand. (Die Tag, Berlin.)

::: Zu haben in allen Buchhandlungen :::

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

::: Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig :::

In Wehr und Waffer

Ein Buch von Deutschlands Heer und Flotte.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Hans Delbrück, General-Leutnant z. D. Frhr. v. Dincklage-Campe, General-Major z. D. v. Ditfurth, Oberst-Leutnant a. D. Frobenius, Major im Generalstabe v. Heydebreck, Hauptmann a. D. v. Kleist, General-Arzt z. D. Körting, General-Leutnant und Direktor der Kriegsakademie Frhr. v. Manteuffel, General der Infanterie z. D. v. Pfaff, General-Leutnant z. D. Rohne, Korvetten-Kapitän im Reichsmarineamt v. Schönberg, Major a. D. Schwabe

herausgeg. v. Gen.-Lt. z. D. v. Caemmerer u. Gen.-Lt. z. D. Baron v. Ardenne.

480 Seiten Text mit etwa 500 Abbildungen und 49 Kunstbeilagen.

In Prachtband gebunden 30 Mark. (Auch in 48 Lieferungen zu je 50 Pf. zu beziehen.)

Ein groß und vornehm angelegtes Werk, das verdient, ein rechtes Volksbuch zu werden. Wir kennen noch kein so stattlich angelegtes Buch von Deutschlands Heer und Flotte, wie das vorliegende zu werden verspricht; es wird auch ohne besondere Empfehlung aus eigener Kraft seinen Weg machen in alle Schichten unseres Volkes. — Der Preis, um dies schließlich noch hervorzuheben, ist angesichts des Gebotenen ungewöhnlich wohlfeil. (Neue Preuß. [Kreuz-] Zeitung, Berlin.)

Marine-Kunde

Eine Darstellung des Wissenswerten auf dem Gebiete des Seewesens.
Von Kapitän zur See a. D. M. Foß.

6.—10. vollständig umgearb. u. bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage.
Mit 425 Abbildungen, Karten u. Plänen, sowie vier mehrfarbigen Tafeln (Rangabzeichen u. Flaggen).
In hochelegantem Geschenkband 10 Mark.

::: Zu haben in allen Buchhandlungen :::

Illustrierter Katalog vortrefflicher Geschenkwerke, Romane und Jugendschriften von der Verlagshandlung kostenfrei.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

DAS ÜBER-SEEISCHE DEUTSCH-LAND

II. BAND

IX. b. 415

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG